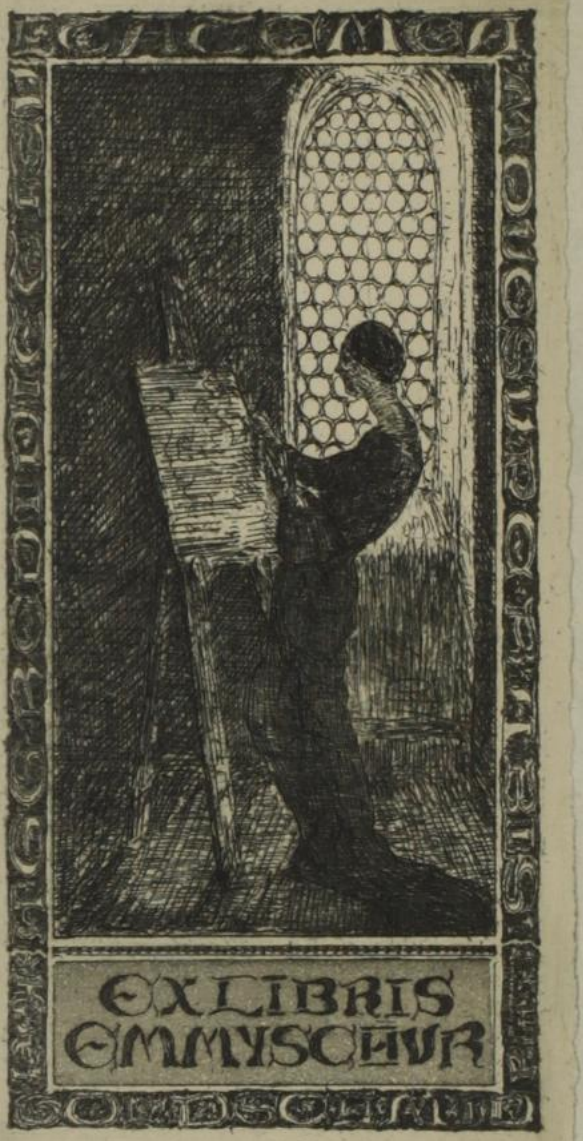

EX LIBRIS
EMMY SCHUR

411.017 – 395 1/2 € 300.–

13 Bde 40- unk.

fln. Blätter

DER SPIEGEL

für

Eleganz

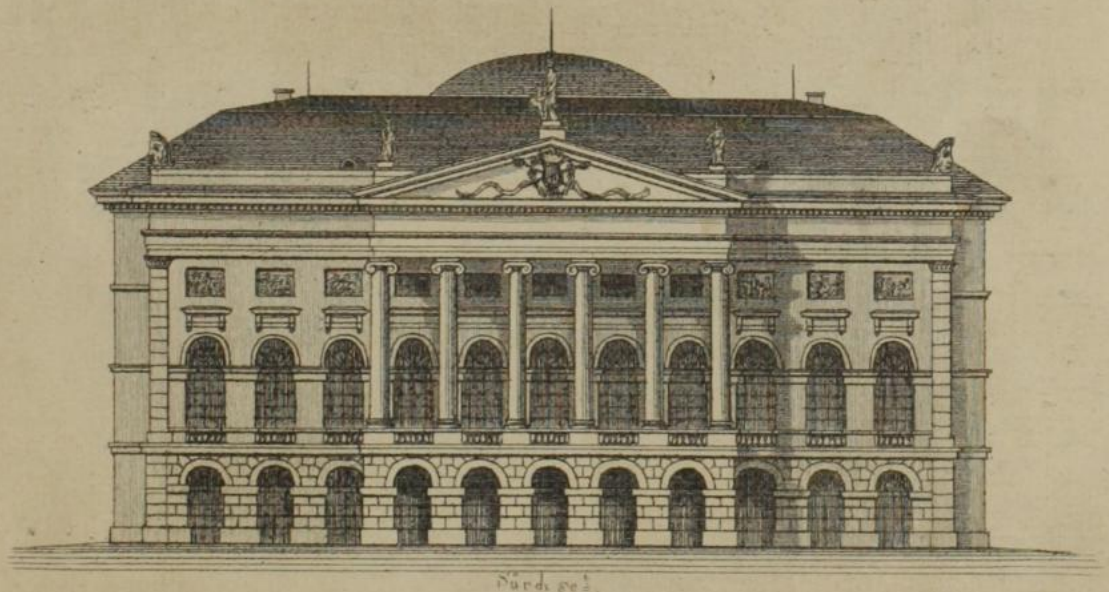
KUNST u. MODE

Herausgegeben

von

Franz Wiesen

1835.



Sürdi sc.

Ofen u. Pesth.

Im Verlags-und-Redaktionsbureau.

Kehlmann sculp.

1. Sonnabend, 3. Januar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die verschleierte Dame.

(Prognostikon.)

Von Johann Gabriel Seidl.

Im Gasthofe zur „Europa“ war eine verschleierte Dame angekommen. Sie schien seit Langem schon erwartet zu sein, denn Alles war zu ihrem Empfange vorbereitet. Fröhliche Trüppchen trieben sich auf den Straßen umher, um ihre Ankunft ja nicht zu versäumen. Allenthalben scholl aus Zimmern und Stuben ein munteres Leben und Weben; bunte Gestalten bewegten sich, hinter den frostumflorten Scheiben erleuchteter Fenster in regem Wirbel durcheinander; manche rauchende Punschbowle duftete lieblichen Wohlgeruch; manche blank gedekte Tafel war umlagert von lebenslustigen Gästen, und das Gespräch in Aller Munde war — die verschleierte Dame.

Man wußte sich vorläufig nicht mehr von ihr zu sagen, als daß sie die jüngste Tochter einer kinderreichen Mutter sei, einer Dame, deren Adel sich aus den ersten Tagen der Urwelt herschreibt; die Alles mit ihren Launen beherrscht, über Alles aburtheilt, heute zerstört, was sie gestern gebaut hat, kurz alle Tugenden und Mängel ihres Geschlechtes an sich trägt, und sich in jeder ihrer zahlreichen Töchter verjüngt, bis sie einst mit der lezten (für die man die eben angekommene — so Gott will! — noch nicht halten zu dürfen glaubte) gemeinschaftlich zu Grabe gehen wird. Man erinnerte sich, schon mehrere Schwestern der im genannten Hôtel Abgestiegenen, unter ähnlichen Verhältnissen, erwartet und empfangen zu haben, und, für diese zarte Aufmerksamkeit, von denselben mit manchem Akte der Wohlthätigkeit, mit mancher unverhofften Freude, mit manchem köstlichen Geschenke überrascht, oft

aber auch in einem Anfluge übler Laune, härter und boshafter behandelt worden zu sein, als man es von einer Dame erwarten sollte. Aus dieser doppelten Rükſicht hielt man es daher für ſeine Pflicht, keine von jenen kleinen Aufmerkſamkeiten und Huldigungen zu vernachläſſigen, durch die man launenhafte Köpfe gewinnen und leidenſchaftliche Gemüther im erſprieslichen Gleichgewichte erhalten kann.

Aber die Dame ſchien abſichtlich allen Empfangs-Zeremonien ſo viel als möglich ausgewichen zu ſein, um ſich zu nichts verbindlich zu machen. Schon waren die hellen Sternlein längſt heraufgezogen und hielten am mondloſen Himmel ohne Aufſicht und ungeſtört ihren Reigen; in den Häuſern der Menſchen waren ſchon hin und wieder die Läden und hinter den Läden die Augen zugefallen, als wäre man ſich des Gaſtes für heute gar nicht mehr gewärtig; ſchon weheten froſtige Mitternachtlüfte; ſchon rükte der Zeiger der Thurmuhr leiſe gegen zwölf hin, — da fuhr eine Sternſchnuppe, wie eine leuchtende Vorbotin der Erwarteten, quer über den Himmel, und ein geiſterhaftes Geraſſel durchdröhnte die ſchweigende Mitternacht, und der Wagen war hineingerollt durch das Thor des Gaſthofes, — und abgeſtiegen war — die verſchleierte Dame.

„Sie iſt da!“ hieß es allgemein, und, wie ein elektriſcher Schlag zitterte es durch alle Herzen: „Sie iſt da!“ — „Wie ſieht ſie aus?“ fragte man ſich hier, lüftete ſie denn ihren Schleier gar nicht? Konnte man nicht einen einzigen Blik ihr ablauſchen, aus welchem ſich auf ihre Sinnesart ſchließen ließe? — „Welche von ihren Schweſtern gleicht ſie am meiſten?“ forſchte man dort. — „Ach wenn ſie doch ihrer Vorgängerin gliche!“ rief ein Frohbegeiſterter. Dieſe war ſo gut; ſie öffnete ihre Speicher, und gab die Fülle goldener Aehren preis; ſie füllte uns die Fäſſer mit ſüßperlendem, herzlabendem Nektar; ließ uns bei Weinen lachen; bewahrte uns, was wir lieben; gab uns viel; nahm uns wenig; erhielt Frieden im Hauſe; beſchränkte den Streit auf engere Grenzen und leiſtete in Allem mehr, als ſie bei ihrer Ankunft zu verſprechen ſchien!“ — „Ach wenn ſie nur ihrer Vorgängerin nicht gliche!“ ſeufzte mit thränenfeuchten Augen ein Anderer. Sie liebte den Zank; ſendete ihre Mordbrenner aus, daß ſie mit glühenden Strahlen die Saat wegſengten vom Felde und das Gras von der Flur, daß ſie Wälder in ihrem Uebermuthe anzündeten, und verheerende Brände ſchleuderten in die Wohnungen friedlicher Bürger! Sie nährte den Keim des Siechthumes in den Adern erſchöpfter Völker; ſie rüttelte an den Grundveſten der Berge; ſpaltete Thäler und erpreßte ſtöhnenden Hügeln den Angſtſchweiß der Verzweiflung!“ — „Hat ſie denn Niemand geſehen? Ahnt Niemand, was ſie bringen mag? Verrieth ſie ſich durch kein Lächeln, durch keine Drohung?“ — So klang es bunt durcheinander von den Lippen derer, die noch wachten: die Schlafenden aber träumten von ihrer Ankunft, und lispelten, unwillkürlich: „Sie iſt da!“

Nur ein Poet hatte ſich leiſe in ihre Nähe geſchlichen. Unbemerkt gelangte er bis an die Schwelle des Gemaches, in das ſie eingezogen war, und belauſchte, mit gehemmtem Athem, die Toilette der Angekommenen. Sie ahnte nichts von ſeiner Gegenwart und überließ ſich ungeſtört und ohne Rükhalt, ihrem Behagen. Der Poet aber muſterte, mit forſchenden Bliken,

was sie that; wie sie ihren Koffer öffnete; was sie auskrammte; was sie im halblauten Selbstgespräche verrieth; was sich, nach zurükgeschlagenem Schleier, auf ihrem Antlize spiegelte, und was Gang, Haltung und Miene verkündete. Leise, wie er gekommen, schlich er dann wieder fort, und eilte zurük in den Kreis harrender Freunde, die ihn als Späher ausgesendet hatten, und erhob ihr Gemüth durch frohe, tröstliche Kunde.

„Bei Gott!“ rief er, den ungestüm drängenden Brüdern die Hände schüttelnd, — „ihr Antliz verspricht viel! Ihr Auge traf mich zufällig, als „sie den Schleier hob, und blikte Zuversicht und Freudigkeit in mein Herz. „Ganz heiter könnt' ich ihre Züge zwar nicht nennen; aber wie traurig öde „wäre ein Gesicht voll platter Heiterkeit, ohne einen dämpfenden Anflug lieblicher „Wehmuth! Einen reichen Aehrenkranz trug sie in den duftenden Lo„ken, und, statt des Gürtels und Saumes, lief eine Reben-Guirlande „um Leib und Kleid! Als Orden schimmerte von ihrer Brust ein dunkelrother, „seltsamflakernder Stern, den ich bei wenigen ihrer Schwestern noch bemerkt „hatte. Sie war ämsig beschäftigt, die Schäze, die sie mitgebracht, auszule„gen und zu ordnen. — Da bemerkt' ich manches Kästchen mit blizenden Dia„manten; manche flimmernde Agraffe; manchen Blumenstrauß, „entsproßt unter einer schönen Sonne; manches Seidenband und manche „Goldkette. Auch eine Leier langte sie hervor, durch deren melodische „Saiten ein Lufthauch zitterte, als es, wie Summen ferner Sonntagsgloken „das Gemach durchstrich, und in säuselndem Echo verhallte. Auf der Seite „sah ich ein gesplittertes Schwert lehnen, das ihr auf der Reise zerbrochen „zu sein scheint. Eine kleine Phiole mit Gift lag, wie ausgestreut und „vergossen, am Boden. Jezt zog sie eine Karte hervor, und entfaltete sie „mit prüfender Miene, als überlegte sie ihren weiteren Reiseplan. Auf der „Karte aber erblikte ich, beim Schimmer der Astral-Lampe, die das Gemach „erhellte, einen großen Kontinent, in Gestalt einer sizenden Jung„frau. Mit einem wehmüthigen Lächeln glitt ihr Auge über das Haupt „und den Busen der Jungfrau weg, und heftete sich, lang und sinnend, „auf die Herzgegend derselben. Eine sanfte Röthe überflog ihr Antliz; „ihre Blike wurden feuriger und beredter; wachsende Begeisterung malte sich „in ihren Zügen, und, indem sie ihre Hand, wie segnend, auf die bezeich„nete Stelle der vor ihr ausgebreiteten Karte hielt, rief sie im Tone einer „entzükten Seherin:

„Ja dich, du Herz des Welttheils, den ich liebe,
„Dich will vor allem andern ich bedenken!
„Du hieltst dich fern dem eklen Zeitgetriebe,
„Auf dich will ich mein Auge segnend lenken!

„Wohl kenn' ich deinen Namen, Land der Treue,
„Wohl kenn' ich deine Fürsten, Land des Glükes!
„Dich zu begünst'gen, bringt mir keine Reue:
„Werth bist du meines mütterlichsten Blikes!

„Dein sei'n sie, meine köstlichsten Juwele,
„Damit sie schmüken deiner Fürsten Kronen!
„Der Eintracht und des Friedens Hauch beseele
„Die biedern Völker, welche dich bewohnen!

„Auch meine Leier will ich dir besaiten,
„Daß es erfreulich in dir kling' und schalle,
„Und allverehrt in alle Land' und Weiten
„„Dein Nam' als Losungswort des Glükes halle!"

„So rief sie, begeistert, und abwärts glitt ihr Blik, und folgte dem „Laufe eines mächtigen Stromes, und über den Strom dem mondförmigen „Zug eines Gebirges, und ruhete wieder lange mit Wohlgefallen auf einem „Lande das jenem Herzen zunächst lag, und leuchtete wieder in „seliger Verklärung.

„Da konnt' ich mich nicht länger halten; ich glaubte den Sinn der wohl„thätigen Unbekannten durchblikt zu haben, und flog in euere Mitte, theu„ere Brüder, um euch die Segenskunde mitzutheilen, und mit euch anzustoßen „auf die segenskündende Ankunft der Erwarteten!"

So rief der Poet und ergriff das dampfende Glas, und ein Gleiches thaten die Uebrigen, und ein rauschendes „Willkommen!" tönte der heilbringenden — verschleierten Dame. — —

Die Nacht zerfloß allmälig in Dämmerung; freundlich stieg die Sonne im Osten empor; auf den Straßen wurde es lebendig; man begrüßte sich, beglükwünschte sich, sprach von der Angekommenen, und wußte nun auch ihren Namen. Sie war aus ihrem Inkognito herausgetreten, und hatte sich zu erkennen gegeben, als — die jüngste Tochter der Zeit: Das neue Jahr! Ihr nächtlicher Segensschwur aber war das tröstliche Prognostikon für Europa's Herz: „Oesterreich", und für das Reich, das diesem Herzen am nächsten liegt: „Das biedere Magyaren-Land!"

Die Neujahrnachtsgesellschaft.

Es war der lezte Tag des Jahres. — Nachmittags hatte ich einem Freund begegnet, der mit, an ihm gewohnten jovialen Lächeln, freundlichem Auge und feiner Stimme die Frage an mich stellte: „Nun, auf welche Weise denken Sie heute das Jahr zu beschließen?" — Da ich an nichts weniger, als daran gedacht hatte, das Jahr auf eine absonderliche Weise zu beschließen, so daß es allenfalls der Mühe lohnte, darüber ein Wort zu verlieren: so war ich gleichsam um eine Antwort verlegen; sah ihn einige Augenblike ganz verblüfft an, und sagte dann: „Zu Hause; auf der Stube; allein; — etwa bei einem warmen Glas Punsch. Sie kennen ja meine Gewohnheit, die Bilder des abgelaufenen Jahres in der Mitternachtsscheidestunde an mir vorüberziehen zu lassen, und Einiges dabei in Ueberlegung zu nehmen."

„Nun wohlan!" erwiderte er. „Wollten Sie nicht einmal von Ihrer Gewohnheit abweichen und diese allerdings interessante Stunde in Gesellschaft fröhlicher Freunde hinbringen? — Begleiten Sie mich heute Abend. Ich, selbander der 11-te, habe es über mich genommen, den 12-ten Mann zu bringen."

Ich rief: Topp! und schlug ein. Wir versprachen uns in einigen Stunden zu treffen.

Gegen acht Uhr fanden wir uns und machten zusammen in den lezten Stunden des Jahres die lezten Schritte durch die Straßen der Stadt. In dem geräumigen Wohnzimmer eines der zwölf Glieder des Neujahrnachtsklubbs sollte die Versammlung stattfinden; der Verein, wie mein Freund mir sagte, aus lauter Unbeweibten bestehen und von sehr zusammengewürfelter Natur sein. Ich fühlte wirklich eine kleine Neugier, diese Musterkarte von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wir betraten das Haus. Vier Stokwerke hoch mußten wir uns hinaufwinden über eine schmale, steinerne Wendeltreppe.

Was mich betrifft, so wurde ich von dem Eigenthümer, einem liebenswürdigen jungen Manne (einem Maler, der — wie ich bald sah — die Weihe der Kunst erhalten hatte) auf das Zuvorkommendste und Freundlichste empfangen. Beiläufig gesagt, muß man in Wien gewesen sein und hier mit Menschen aller Stände verkehrt haben, um es recht herzinnig zu fühlen, was die offenste Freimüthigkeit, ungezwungene Gefälligkeit, und unverhohlene Gutmüthigkeit — für unschäzbare Eigenschaften schöner Menschennatur sind, die man unter so einnehmenden Formen sowohl bei den Eingebornen, als selbst bei denen findet, die, allerdings Ausländer, dennoch nicht umhin können, so bald sie nur erst bei uns heimisch geworden sind, von ihrer Umgebung anzuziehen, und ihre gewohnte zierliche Steifheit mit der wohlwollenden Natürlichkeit ihres neuen Vaterlandes zu vertauschen. Es war nur erst die Hälfte der Abendgesellschaft angekommen. Bald erschienen auch die Uebrigen, frische, lebendige, lebensfrohe Menschen, mit lauten Stimmen; wovon die in unseren Bühnenspielen vorkommenden enfants gatées städtischer bonhommie nur schlechte Kopien sind. Man kannte sich zum Theil; und wo das nicht der Fall war, wußte man sich bald in einander zu finden. Ich wenigstens, der, außer dem Freunde, der ihn eingeführt, in der übrigen Gesellschaft nur noch einen einzigen Bekannten traf, hatte es nach Verlauf einer halben Stunde rein vergeßen, daß ich unter mir bisher fremden Personen mich befand.

Man sezte sich. Man plauderte. Man erzählte Stadtanekdoten, Calembourgs, woran die Wiener in's Besondere sehr reich sind, weil jeder Vorfall, der auch nur für einen Tag neuer Gesprächsstoff liefert, deren duzendweis zu Tage fördert; wie denn überhaupt die Wiener legitime Erben des Mutterwizes zu sein scheinen. Man soupirte. Man sang zum Clavier, — in Choro. Man las kleine artige Aufsäze, komischen Inhaltes, vor. Man perorirte über das alte, extemporirte über das neue Jahr. Man disputirte und haranguirte sich gegenseitig.

Auf einmal trat eine kleine Windstille ein; eine Pause, wie sie auch in einer großen Gesellschaft zuweilen, überraschend, wie eine plözliche Verfinsterung vorzukommen pflegt, und im ersten Augenblik, als sie sich bemerklich macht, etwas ungemein Komisches und zugleich Beengendes an sich hat, weil sie Jeden gleichsam auffordert, die Stille zu unterbrechen, und doch Keiner das Wagniß unternehmen will. Ehe jedoch jenes, gleich der Fluth anschwellende „Susurr" — der Anfang einer unterbrochenen Konversation — wieder eintrat, nahm mein Freund mit etwas sarkastischem Lächeln das Wort, schob sein Glas zurük und sprach also:

„Meine Herren! Ich nehme mir, mit Erlaubniß unsers verehrlichen Wirthes die Freiheit, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es auf die 11-te Stunde losgeht."

„Nun, und was weiter?“ — hieß es entgegen.

„Weiter will ich den Herren einen Vorschlag machen. — Wie wäre es, ihr Herren! wenn wir, sämmtlich, wie wir hier versammelt sind, — (Kraut und Rüben und Unkraut, wozu ich mich selbst zähle) — die lezte Stunde vor Mitternacht dazu anwendeten, die Bilance aus unseren Kontobüchern zu ziehen, d. h. eine kleine Rekapitulation des vergangenen Jahres, eine Art Gewissenserforschung über die drei Hauptfragen des menschlichen Lebens und Strebens: Was Jeder von uns im abgelaufenen Jahre gewollt, gethan und gesollt oder eigentlich unterlassen hat? — s' il vous plait — laut vorzunehmen? — Was könnte uns davon abhalten? — Wenn nicht die Scheu vor uns selbst einander gegenüber: — höchstens das Erscheinen des inneren Richters. Diesem, und dem höchsten Richter über den Sternen entgehen wir doch nicht, wenn wir auch dem Urtheil der Welt entschlüpfen können. — Befänden wir uns in dem Falle, daß vielmehr das scheidende Jahr uns, als wir — ihm Vorwürfe zu machen hätten; so könnte auch seine lezte Stunde durch ein aufrichtiges Zeugniß der Wahrheit uns noch zu einer unschäzbaren Wohlthat werden. Uebrigens hat ja Keiner von uns ein Recht, dem Andern über die Verwendung seiner Kräfte Rede zu stehen, da Jeder nur sich selbst verantwortlich bleibt. Und so genau wollen wir die Sache auch nicht nehmen. Wir werden den heiteren Zwek, um deswillen wir uns hier zusammen fanden, nicht aus den Augen verlieren. Auch sind wir sämmtlich junge Männer, die sich, mehr oder weniger, im Grunde doch noch erst machen müssen. Es könnte nicht schaden, wenn wir besser zu werden wüßten. Was sagen Sie dazu, meine Freunde? — Wenn der Vorschlag nicht mißfällt, so will ich mit meiner Beichte gleich den Anfang machen. Wir sind ohnehin angewiesen, uns kurz zu faßen; denn wir haben kaum noch eine Stunde vor uns bis zur neuen Aera. Wenn die Stunde kommt, wollen wir mit dem Punschglas in der Hand dem neuen Jahr freudig das erste Willkommen zutrinken.“

(Fortsezung folgt.)

Das große Archiv zu Venedig.

Die Stadt Venedig besizt heutiges Tages die bedeutendsten, kostbarsten und ältesten Urkunden-Sammlungen in Europa. Nirgends findet man eine solche Masse schriftlicher Dokumente in einem einzigen Lokale beisammen, wie in dem Archivo Generale von Venedig. Dieses bewunderungswürdige Etablissement besteht aus 298 Sälen und Korridor's, an deren Wände von oben nach unten Bücherbretter genagelt sind. Wenn man die lezteren einzeln und in gerader Richtung aneinander legte, so würden sie eine Linie von 77,238 Fuß bilden! Und dennoch sind diese Gestelle nicht hinreichend befunden worden, um die Riesenzahl von 8,664,709 Bänden oder Heften aufzunehmen, die man hier angesammelt hat. Diese neuntehalb Millionen Urkunden gehören zu 4890 besondern Archiven. Wenn tausend Schreiber täglich 8 Stunden lang ohne Unterbrechung arbeiteten, so würden sie nicht weniger als 734 Jahre oder 22 Generationen nöthig haben, um sämmtliche Dokumente dieser Archive zu kopiren. Nach einem ungefähren Ueberschlag enthalten die 8,664,709 Bände oder Hefte (das Heft im Durchschnitt zu 80 Blättern gerechnet) die Summe von

693,176,720 Blättern. Wenn man alle diese Blätter (die Breite eines jeden Blattes zu 9 Zoll gerechnet) nur der Breite nach neben einander legte, so würden sie eine Linie von 1,444,800,000 Fuß deken! Da nun der größte Umfang unserer Erde (am Aequator) nur 123,345,700 Pariser Fuß beträgt, so könnten diese Blätter, wenn man sie aneinander leimte, mehr als eilfmal unsere Erde umgürten!!

Charakteristik unserer Zeit, aus einem Briefe von Goethe an Zelter.

Alles aber, mein Theuester, ist jezt ultra, Alles transcendirt, unaufhaltsam, im Denken wie im Thun. Niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, Niemand den Stoff, den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann die Rede nicht sein: einfältiges Zeug gibt es genug. Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichthum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert, und wornach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Kommunikationen sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und da ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde; dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancasterische Lehrmethode und was nicht Alles. Eigentlich ist es, das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum höchsten begabt sind.

Die römische Küche.

Jedes Land hat seine besondern Genüsse und besondere Zubereitung der Speisen: dies ist auch der Fall in Rom, dessen Küche auf schnelle Zubereitung und schnellen Genuß eingerichtet ist. Die beste Lokalschüssel ist nach allgemeinem Urtheile das Stufato alla cafaraccia, gedämpftes Kalbfleisch mit Sellerie und die Kaldaunen, welche mit einer Art Krausemünze gewürzt werden. Auch bereitet man die Broccoli vortrefflich, allein zu vielen Nationalschüsseln gehört leider! der Knoblauch. Die Küche in den Gasthöfen ist europäisch, in den Speisewirthschaften italienisch und nur in den Kneipen und Privathäusern örtlich. Das Bezeichnende der römischen Küche ist, daß das fettgebakene Fritto nicht fehlen darf. Man fertigt es in eigenen Buden und Jedermann weiß es zuzubereiten. Es ist das charakteristische Kennzeichen der römischen Küche, so wie der Reis der lombardischen und die Macaroni der neapolitanischen. Fische und Fleisch, Gehirn, Euter, Leber, Gemüse, besonders Broccoli und Blumenkohl werden, so zubereitet, überall verzehrt. Ist der Reisende nicht zu sehr verwöhnt, so findet er um 4—6 Paoli ein gutes, nahrhaftes und gesundes Essen, mit Ausnahme der Fleischbrühen, welche er am besten durch Reis oder Macaroni ersezt. Am besten thut man, wenn man so viel als möglich einfache Speisen und des Abends so wenig als möglich genießt. Eis, säuer-

liche Früchte und Getränke sind zu Rom in den warmen Monaten ein wahres Bedürfniß. Chokolade verdient als warmes Getränke den Vorzug vor dem Kaffe.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

London. Das lang gesuchte Mittel, Meerwasser trinkbar zu machen, ist wirklich gefunden. In England bildet sich eine Kompagnie, um die Erfindung anzuwenden. Noch besser, meinen Viele, wär' eine Erfindung, anderes Wasser (gebranntes) untrinkbar zu machen. T.

Zürch. Der als Schriftsteller bekannte Graf Benzel-Sternau lebt in einem Landhause am Zürcher See, welches er der Verfasserin der „Caledonia" und anderer Dichtungen (der Frau v. Berlepsch) abkaufte. Seiner Gattin zu Ehren nannte er diese Besizung Marienhalde. In diesem Landhause hat der Graf eine treffliche Sammlung von Gemälden aus allen Schulen.

Rom. Am 27. Nov. ist in Tivoli, wie schon vorher die Durchgrabung des linken Stollens des Berges Catillo zu Ableitung des Anio, so jezt auch die des rechten glüklich vollbracht worden. Die Arbeiten von beiden Seiten trafen in der Mitte auf das Genaueste zusammen. Somit ist dieses wichtige schwierige Werk in der Hauptsache in etwa 14 Monaten vollendet worden. B.

Brüssel. Die alte freundliche Sitte, am ersten Tage des Jahres die Freunde und Bekannten zu besuchen, um ihnen Glük für das neue Jahr zu wünschen, besteht in Brüssel noch in ganzer Strenge. Früh noch, sobald der Tag graut, ist die ganze männliche Bevölkerung in Bewegung und jedes Pferd und jeder Wagen in Beschlag genommen. Die Fußgänger kreuzen einander in jeder Eke, und jeder sucht seine Karte früher abzugeben. Ein Mann, der auf gutem Fuße lebt, bringt bei diesen Morgenbesuchen achtziz bis hundert Karten unter. D.

Stuttgart. Der Verein für das Denkmal Schiller's wird vom kommenden Januar an alle eingehenden Beiträge in öffentlichen Blättern bekannt machen. Bereits hat der Aufruf überall erfreulichen Anklang gefunden; unter Andern gingen von St. Petersburg 1400 Gulden ein, wozu auch die ältern kaiserl. Kinder, namentlich der Großfürst Thronfolger, beitrugen; eine zweite Sendung von dort ist bereits angekündigt. Die Beiträge werden an den Hofrath Reinbek in Stuttgart adressirt. D.

Modenbild. Nr. 1.

Pariser Anzüge vom 15. Dez. Die Dame: Sammethut mit einer nach Pfauenschweifen-Art gefaßten Paradiesvogelfeder geziert. Kleid von schottischem Leventin. Kragen von gestiktem Mousselin. Der Herr: Wattirter Oberrok mit Kragen und Aufschlägen von Sammet. (Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir die Arbeiten des Hrn. Engelbrecht Hebelt, bürgerl. Herrenkleidermacher in Pesth, Servittenplaz, Nro. 422, der nach diesem und andern neuesten Pariser und Londoner Journalen arbeitet und stets mit einem ausgewählten Vorrath fertiger Herrenkleider, von den echtesten Stoffen, versehen ist.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.

2. Mittwoch, 7. Januar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die Neujahrnachtsgesellschaft.

(Fortsezung.)

Meines Freundes Vorschlag fand Beifall. Man beschloß, während dieser Stunde die Gläser unberührt zu lassen, gab aber dagegen den Auftrag, um Mitternacht den Punsch bereit zu halten und frisch dampfend auf den Tisch zu stellen.

St. begann:

Ach, meine Herren, hören Sie das offene Bekenntniß eines armen Schächers. — Das Jahr ist zu Ende, wie so manche andere vorausgegangene; aber ich selbst bin mit mir noch immer nicht ins Reine gekommen. Ich bin immer noch der Alte. Ich will nicht entscheiden, ob es zum Guten ist? Aber meine Schwächen und kleinen Eigenheiten haften noch immer fest an mir. Ich konnte mich ihrer auch im abgelaufenen Jahre nicht abthun. Noch immer sehe ich gern in hübsche Augen. Noch immer fasse ich alle Monate wenigstens einmal den Vorsaz, mich ins Joch zu duken, und noch immer blieb es nur beim nakten Vorsaz. Noch immer lasse ich mich gern von meinem Enthusiasmus für alle neuen Erscheinungen der Musikwelt hinreißen. Noch immer habe ich meine eigenen Gedanken über den Geschmak des Publikums von wegen des unsinnigen Buches zu „Robert dem Teufel.“ Noch immer bin ich der Meinung, daß „Norma“ — ihren Meister Bellini neben Gluck, Beethoven und Mozart stellt. Noch immer glaube ich, daß die Schröder und die Pasta das haben, was Voltaire: „le diable au corps“ nennt, und was sich Niemanden geben läßt. Noch immer glaube ich, daß — Einfachheit das Gesez alles Erhabenen, und Wahrheit — die Norm der Kunst ist; daß Herder und Schiller, Jean Paul

und Goethe auf den Höhen der Menschheit stehen und daß ihr Großmeisterstuhl noch lange unbesezt bleiben wird; kurz, ich bin noch immer der alte Enthusiast für Natur und Kunst, was wohl heute zu Tage mitten unter so vielem politischen Getreibe recht mal à propos, wo nicht gar abgeschmakt erscheinen mag. Aber eben dieser unheimliche Drang nach der Finsterniß eines allgemeinen Chaos, aus dem sie dann das neue Licht holen wollen, entsezt mich so sehr, daß ich mir meine eigene Welt schaffe, um nur jener Unholde nicht inne zu werden. Freilich habe ich außer meinen Amtsobliegenheiten, die ich streng zu erfüllen bestrebt bin, weiter nicht viel Großes in der Welt gewirkt. Aber ich habe mich oft mit dem Bewußtsein zu Bette gelegt, vorsäzlich nichts Böses gethan zu haben, zuweilen sogar mit der Erinnerung an die wohlwollende oder dankbare Empfindung eines mir freundlich gesinnten Wesens; immer aber mit dem innigsten Dankgefühl gegen den Schöpfer und Erhalter des Weltalls. Unheil habe ich — dem Himmel sei Dank — in dem abgelaufenen Jahre keines erfahren; obwohl es unglüklicher Weise Augenblike gegeben hat, da ich mit dem, mir beschiedenen Theil von Glük doch nicht ganz zufrieden war, was mich recht vom Herzen reut; denn, ich war damals jederzeit ein rechter Thor. Dixi, et animam salvavi meam.

Jezt nahm unser Hauswirth das Wort:

Was mich betrifft, meine Herren! so habe ich außer des Lebens Nothdurft und sparsam mir selbst gegönnter Lebens Lust, die wahrlich Niemand betrübte, das vorige Jahr ausschließend der Kunst geweiht. Ich durchgehe mit vergnügter Selbstzufriedenheit alle vier Jahreszeiten, die ich sogar in vier ganz erträglichen Phantasiegemälden für einen Kunstfreund zur Darstellung brachte. Weiters habe ich zwei gelungene Portraits, die bestellten Kopien von vier sauberen Seebildchen und zwei große Landschaften, — Erinnerungen meiner Reise durch den Norden — gemalt, mit denen ich dermalen noch keinen Ausweg weiß. Mit Vergnügen schaue ich dem neuen Jahr und den Arbeiten entgegen, die es bringen wird. Mein Wahlspruch ist, und möchte er immerhin meine Tage verkürzen: Ars longa, vita brevis. — Könnte ich nur alle die Ideen ausführen, mit denen ich mich immer so lange herumbalgen muß, bis ich endlich einer von ihnen, die mir alle gleich lieb sind, den Vorzug vergönnt habe.

Ihr Herren, ich bin zu Ende. Wer von Ihnen hat Lust, fortzufahren? —

„Laßt es den Poeten sein! Er schikt sich am besten nach dem Künstler," rief mein Freund und winkte seinem Nachbar, der zweite meiner Bekannten in diesem Kreise; ein junger Mann, der, bei einem Kaufmann in Kondition stehend, darüber in dulci jubilo war, daß er sich für diesen Abend losmachen konnte, um einmal außerhalb der Komptoirluft, unter fröhlichen Seelen, ein paar freie Athemzüge zu thun. Er hatte das Unglük, daß ihn von Zeit zu Zeit die heilige Raserei ergriff, Verse zu machen. Aber glüklicher Weise waren es gute Verse! Es waren sogar Gedanken darin, und zwar recht scharfe, epigrammatische Gedanken, die den Nagel auf den Kopf trafen. Vielleicht Schade, wenn sein Talent etwa beim Kontobuch versäuert! vielleicht — auch nicht! wer kann das wissen? — Wozu sollen auch heutzutage so viele Genie's? heute, wo wir unglüklicher Weise deren schon mehr, als zu viel haben? — Freilich kommen Manche zu dieser Benennung, wie der römische Landpfleger

Pontius in Credo, oder wie manche versifizirte Gedanken in die Gedichte forçirter Poeten, nämlich durch die Reimtrommel! — Und welche Mühe hat nicht oft selbst das wahre Genie, wird sie auch noch ferner haben, und zwar immer mehr, sich Bahn zu brechen und seine Stelle zu finden? — Genug! mein poetischer Märtyrer, mein moderner Cervantes legte seine Konfession ab. Er hatte nicht mehr, und nicht weniger, als 260 poetische Sünden begangen, groß und klein; größten Theils hatte er scharfgeschliffene epigrammatische Dolche fabrizirt; unter seinen übrigen Produkten war einiges grobe Wurfgeschüz gegen zwei Pedanten, einen Langweiligen und drei sogenannte eingebildete Menschen. Seine Haupt- und Todsünde aber war ein komisches Heldengedicht, entworfen zu zehn Gesängen, wovon aber vor der Hand erst zwei und ein halber Gesang vollendet waren. Er las uns, da wir neugierig waren, das Charakteristische dieses Machwerks etwas kennen zu lernen, zu großer Erbauung aus dem Einleitungsgesange einige Stellen vor. Es war eine Art von Reineke Fuchs. Die handelnden Personen waren aus dem gesammten Thierreich genommen; der Gegenstand selbst sollte die Weltereignisse der lezten 40 Jahre andeuten und all' die wahrhaft lächerlichen Bestrebungen und Bewegungen der Tonangeber über'm Rhein mit ihren duzendweisen prostituirten Konstitutionsversuchen, ihre Nachbeter und Gözendiener bis zur heutigen Tage der Geißel der Satyre übergeben. Ein artiger Gedanke, wenn er erträglich ausgeführt würde! Er gefiel. Zum Schlusse gestand er noch reuig die Sünde, mit seinem Stande unzufrieden zu sein, und den Wunsch, sich dem Pegasus auf den Rüken zu werfen. Wir riethen ihm mit einem Munde davon ab. Er schien ganz verduzt darüber; konnte aber am Ende unserm prosaischen Haupteinwurf: Ein Stük Brod in re ist besser, als ein Goldberg in spe — nichts erwidern, als ein nichtssagendes Achselzuken und ein bitteres Lächeln, wobei es sein Bewenden hatte. Denken mochte er denn doch, daß wir eigentlich so Unrecht nicht haben möchten.

Der Vierte, welcher mit der Sprache herausrüken sollte, war ein junger Angestellter, ein Mensch, der, weil seine Eltern, ehrliche Bürgersleute (wie es heutzutage leider! oft genug der Fall ist), „etwas Rechtes", — wie sie zu pflegen, aus ihm machen wollten, — die Humanitätsstudien vollendet, und die Brodstudien abgebrochen hatte, somit für eine höhere Anstellung eben so wohl, als für das Gewerbsfach verdorben, nur mehr eine subalterne Anstellung ambitioniren konnte. Es war durchaus ein unschuldiges Lamm. Aus seiner kurzen Mittheilung entnahmen wir, daß er sich in der That nichts vorzuwerfen haben konnte, als die größte Zeitverschwendung außerhalb seiner Berufsstunden. Freilich eine theure, unendlich kostbare Verschwendung, aber in einer großen Residenz, wie Wien, eine so große Gewohnheitssünde, daß sie, wie alle Gewohnheitssünden, gar nicht mehr für eine Sünde gehalten wird. Die gute Seele gestand uns offen, daß, wenn es ihm ja begegnet sei, ein Buch zur Hand genommen zu haben, er schon bei dem Lesen der dritten Seite Kopfschmerz bekomme. In einer Beziehung ist er glüklich zu preisen; weil ihm da viel tolles Zeug, — das manchem andern neugierigen Vielleser durch den Kopf läuft, nicht in die Hände geräth. In seinem Falle befinden sich in Wien gar viele junge Herren, sogar von sogenannter guter Erziehung. Wir ergezten uns an der Offenherzigkeit, mit welcher er sich über sich selbst mo-

quirte. Es war übrigens ein gutes Herz, ohne Arg und ohne Hehl, dem wir es gerne gönnten, sich jenen Glüklichen beizuzählen, die nicht einmal Zeitungen lesen, sich aber dadurch wenigstens des Vergnügens berauben, das ihnen sonst die Boks-, Kreuz- und Quersprünge ihrer zank- und konstitutionssüchtigen Zeitgenossen rund um sie her unfehlbar verschaffen müßten.

Der Nächste, welcher uns mit seinem Vertrauen regalirte, war ein englischer Gentleman, der des Deutschen vollkommen mächtig, des Französischen und Italienischen zum Bewundern kundig, einen sehr gebildeten Geist ahnen ließ, und theils zu seinem Vergnügen, theils um des allerdings nicht zu verachtenden Honorars, das ihm Mittel zu einer angenehmeren Subsistenz verschaffte, sich dem Unterrichte in seiner Muttersprache widmete, bei welchem Geschäfte seine besondere Geschiklichkeit und angenehme Gabe: zu unterrichten — sehr gerühmt wurde. Der humoristische Britte, der diese geistreiche Eigenthümlichkeit seiner Landsleute in vollem Maße geltend zu machen verstand, wußte uns, außer manchen erzkomischen Zügen aus dem Leben und Treiben seiner Scholaren, mit denen er, seiner liebenswürdigen Natur nach, in der Regel im besten Einvernehmen stand, und einigen ländlichen Abenteuern, weder Gutes, noch Schlimmes von sich zu erzählen, außer einem Opfer, das er sich selbst, der Rechtschaffenheit und vielleicht auch einer reizenden Schülerin brachte, deren oft wiederholter Anblik und Verweilen in ihrer Nähe, — wie er uns sehr ernsthaft versicherte, seiner Ruhe hätte sehr gefährlich werden können; weßhalb er den raschen Entschluß faßte, die Lektion unter einem weithergesuchten schiklichen Vorwande aufzugeben.

(Beschluß folgt.)

Wundervolle Rettung.

(Wahre Begebenheit.)

Vor einigen Wochen ist auf der Straße von Lyon nach Panissiere ein abscheuliches Verbrechen begangen worden. Die Umstände desselben sind so außerordentlich, so romanhaft sogar, daß wir noch Bedenken tragen würden, sie unsern Lesern bekannt zu machen, wenn nicht ein achtungswürdiger Geistlicher aus der Nähe des Ortes, wo der Mord verübt worden ist, und ein Freund des Schlachtopfers, nämlich der Hr. Pfarr-Verweser von Valbenoite, nahe bei Saint-Etienne, uns die Wirklichkeit derselben verbürgte. Hier folgen die nähern Angaben, deren Wahrheit er uns bezeugt hat: Hr. Simon, der Pfarrer eines kleinen Dorfes im Loire-Departement kehrte eines Abends, auf seinem friedlichen Pferde, ruhig in sein Pfarrhaus zurük, als er plözlich am Ufer eines großen Teiches von 3 Bösewichtern angegriffen wird. Es ist ihm unmöglich, den geringsten Widerstand zu versuchen, und der arme Pfarrer läßt sich ohne ein Wort zu sagen, seinen Leibrok, seine alte goldene Uhr, sein Pferd und das wenige Geld, das er bei sich hatte, um es den Armen auszutheilen, nehmen. Als die 3 Uebelthäter ihren Raub vollbracht hatten, so entfernten sie sich, und ließen ihr Opfer, welches sich noch glüklich schäzte, mit einer völligen Plünderung davon gekommen zu sein, vor Kälte zitternd, am Ufer des Wassers stehend. Hr. Simon wollte sich in der Gegend umsehen,

um zu seiner Wohnung zu gelangen, als er plözlich die 3 Räuber zurükkommen sieht. Die Nichtswürdigen hatten sich anders besonnen, und die Furcht, daß der Pfarrer sie etwa erkennen und anzeigen möchte, hatte ihnen einen noch weit abscheulicheren Plan eingegeben. Sie umringten daher den armen Geistlichen aufs Neue, und erklärten ihm, daß die Sorge für ihre persönliche Sicherheit ihnen gebiete, sich seiner zu entledigen, daß er daher seine Seele Gott empfehlen und sich zum Tode bereiten müsse. Die Todesart wollen sie ihn selbst wählen lassen; er wird auf dem Plaze mit Stöken erschlagen, oder im Teiche ersäuft werden, wenn er dies vorzieht. Nach einem vergeblichen Widerstand und vergeblichen Bitten, erinnert sich Hr. Simon, daß er schwimmen kann, er denkt, daß vielleicht ein unerwarteter Umstand ihm helfen werde, und wählt den Teich. Man zieht ihm nun seine übrigen Kleider vollends aus, hängt ihm einen ungeheuren Stein an den Hals, bindet ihm die Hände, und wirft ihn in das Wasser; darauf entfernten sich die Mörder, und führen das Pferd mit sich fort, sie glauben, daß sie nun jede Spur ihres Verbrechens haben verschwinden machen. Sie gehen ungefähr eine halbe Stunde weit, und klopfen an einem Gasthause an; sie lassen sich das Nachtessen geben, stellen das Pferd in den Stall nnd legen sich ruhig zu Bett, wie Leute, die ein gutes Gewissen haben. Während der Zeit hatte der unglükliche Simon lange mit dem Tod gekämpft, und sich so gut als möglich auf der Oberfläche des Wassers erhalten, endlich war es ihm gelungen, eine seiner Hände von den Striken loszureißen, mit großer Mühe hatte er alsdann das Seil am Halse aufgeknüpft, und durch die Hoffnung einer baldigen Befreiung aufgemuntert, hatte er dann seine lezten Kräfte angestrengt, um an das Ufer zu kommen, das er endlich gesund und wohlbehalten, aber von Mattigkeit erschöpft, erreichte. Er ist nun am Lande, er dankt Gott für seine wunderbare Rettung. Aber wo soll er hingehen, um diese Stunde und in einem solchen Zustande? Endlich entschließt sich Simon, im ersten Hause, das er antreffen wird, um Aufnahme zu bitten, und geht weiter. Der Zufall, oder vielmehr die Vorsehung führt ihn an ein Gasthaus; er klopft an, eine Magd öffnet das Fenster und frägt, was er noch so spät verlange. Der Pfarrer antwortet, daß er ein Bett wünsche um auszuruhen, und bittet die Magd, ihm eine Deke herauszuwerfen, damit er sich einhüllen und anständig vor ihr erscheinen könne, da er nakt sei. Die Deke wird herausgeworfen, und da das große Eingangsthor geschlossen ist, so öffnet man ihn, um ihm hereinzulassen, eine andere Thüre, die in den Hof führt; er tritt herein, und da er vor dem Stalle vorbeigeht, erkennt ihn sein Pferd, vermuthlich durch das Wittern, und fängt aus Freude an zu wiehern. Hr. Simon bleibt staunend stehen; er geht in den Stall und erkennt nun ebenfalls sein treues Pferd. Er läßt den Herrn des Hauses weken, frägt ihn, ob nicht 3 Männer, die er beschreibt, bei ihm eingesprochen haben. Da dieser es bejahet, so erzählt er ihm die Frevelthat, deren Opfer er geworden. Man läßt Gend'armen holen, und die 3 Räuber werden einen Augenblik hernach noch mit ihrer Beute verhaftet. Sie wurden der Justiz ausgeliefert und erwarten jezt im Gefängnisse die gerechte Strafe für ihr Verbrechen, und der gute Hr. Simon dankt täglich dem Himmel, der ihn einem Tode, welcher ihm sicher schien, so wunderbar entrissen hat.

Naivitäten.

1. Während den lezten Unruhen in Berlin, trafen sich eines Tages zwei Freunde aus der untern Volksklasse, und es entspann sich folgendes Gespräch:

A. Haben Sie dir jestern auch verarretirt?

B. Freilich!

A. Warum denn?

B. Wir sind nicht aus einander jegangen.

A. Warum bist du denn nich auseinander jegangen?

B. Ich bin ja ganz alleene jestanden.

2. In einer kleinen Provinzial-Stadt war ein Mann, Namens Müller, durch seine albernen Streiche so berüchtigt, daß sein Name im ganzen Städtchen zum Sprichworte geworden war, um etwas sehr Dummes auszudrüken. Einst spielten zwei junge Leute in Gegenwart Müllers im Kaffeehause Schach. Bei einem ungeschikten Zuge rief einer aus: Ich bin ein rechter Müller; worauf derselbe erzürnt entgegnete: „Ein Esel sind Sie!“ „Nun ja,“ antwortete dieser ganz phlegmatisch, „daß will ich ja damit sagen!“

3. Zwei Israeliten standen neben einander im Theater. Es ist mir zu langweilig, fing der Eine an, ich gehe fort. Gott, erwiderte der Andere, was sind Sie glüklich, Sie sind reich, Sie können fortgehen, wenn es Ihnen zu langweilig ist, ich bin ein armer Teufel, ich muß da bleiben.

4. In der G.. Zeitung las ich unter den milden Gaben, welche eingesandt wurden, um den abgebrannten Neustädtern schnelle Hülfe zu leisten, auch: Sechs Männer-Halskrägen.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Paris. Eine neue Versicherungsanstalt, welche den Richtern ihr Einkommen bedeutend schmälern wird, hat sich zu Paris gebildet. Oft fürchtet man in der Provinz, von einem Prozesse zu appelliren, wegen der Kosten und Mühe, die dieses verursacht; eine Gesellschaft hat diesem Uebel abgeholfen; sie versichert gegen den Verlust der Kosten bei Civil- und Handelsprozessen, Falliten und Konkordaten, vor dem Kassationshof, dem Staatsrathe, den königlichen Gerichtshöfen und allen Tribunalen in Frankreich. D.

Paris. Scribe, dieser fruchtbarste aller französischen Dichter, hat sich bereits so viel erschrieben, daß die Summe, welche der gesezliche Antheil abwirft, den er von seinen Stüken jährlich bezieht, gegenwärtig 100,000 Franks beträgt. Scribe besizt aber, außer dieser Rente, auch ein ansehnliches Kapital und mehrere Realitäten. T.

Passau. Hier hat nach einer wiederholten polizeilichen Bekanntmachung Jedermann, ohne Unterschied des Standes, der an Bettler Almosen verabreicht, geschehe es im Hause oder auf der Straße, bestehe das Almosen in Geld oder Naturalien, sobald er dem Amte bekannt wird, eine Strafe von 1—5 fl. zum Armenfonde unnachsichtlich zu gewärtigen. M.

Nev-York. Die Zeitungen aus Kentucky, in Nordamerika, erzählen folgenden Vorfall: Ein Herr, in der Nachbarschaft von Lexington, ritt vor einigen Tagen quer über seinen Farm. Plözlich bemerkte er mit Staunen und Schreken, daß sein Pferd allmälig in die Erde zu sinken begann. Er sprang augenbliklich von demselben herab, und es gelang ihm dadurch, sich zu retten. Das Pferd sank immer tiefer, bis zu ungefähr 150 Fuß in die Erde, wo es, zwischen zwei Felsenmassen eingeklemmt, umkam. Die Spalte oder Kluft scheint dadurch entstanden zu sein, daß in Folge einer Erd-Erschütterung der Boden sich von dem Felsen loslöste. Dieser Schlund, dessen Breite nicht angegeben wird, war mit einer dünnen Erdschichte bedekt, welche zu weichen begann, als das Gewicht des Pferdes mit dem Reiter darauf lastete. M.

Jena. Hier ist am 6. Dez. wieder ein Student, Ott aus Triebes bei Hohenleuben, der einzige Sohn wohlhabender Eltern, im Duell erstochen worden. G.

Augsburg. Man hat bemerkt, daß sich in diesem Herbste die Hühner an einigen Orten zweimal gemauset haben. Ob das nicht auch von dem zu erwartenden großen Kometen, der für das Jahr 1835 Alles gethan hat, kommt? A.

Mailand. Der Tischler Ludovico Torchi hat eine Maschine erfunden, welche die drei ersten Spezies der Arithmetik von selbst rechnet. Er hat von dem Institute zu Mailand die goldene Medaille erhalten. C.

Danzig. Das Originalbild des großen Astronomen Nikolaus Copernikus, welches man verloren glaubte, hat sich kürzlich in Danzig, bei der durch einen Bau veranlaßten Ausräumung eines Naturalienkabinetts, wohlerhalten vorgefunden. Es gelangte zur Auktion und wurde von dem Stadtrath P— erstanden. Eine Bemerkung auf der Rükseite sagt, daß es Karl Husarzewski 1763 besaß, und es ist also dasselbe Bild, von welchem, nach einer Kopie, der kürzlich in England erschienene Stahlstich, in der Gallerie von Bildnissen berühmter Männer, herrührt. H.

London. Wenn man die Schiksale mancher Familien betrachtet, möchte man fast den Glauben hegen, daß ein eigenes widerwärtiges Schiksal sie verfolge. Ein Beispiel hiervon gibt die Familie des Marquis von Anglesea. Der Marquis verlor in der Schlacht von Waterloo ein Bein; sein Bruder, Kapitän eines Kriegsschiffes, bei einem Seetreffen einen Arm; Lord Uxbridge, der Sohn des Marquis, muß in Folge einer Kniewunde an Krüken gehen, und dessen Gemahlin, einst eine gefeierte Schönheit, büßte in Spanien, wohin sie ihrem Manne bei den dortigen Feldzügen folgte, eine Hand ein. Alle diese verstümmelten Personen leben jezt zusammen auf einem dem Marquis gehörigen Landsize in England. M.

Petersburg. Die St. Petersburgische Zeitung enthält ein interessantes Schreiben des Reisenden Dubois de Montpereux über die Alterthümer auf dem Herakleotischen Chersones, einer 20 Werst langen und 12 Werst breiten Landstreke, wo unzählige alte Baudenkmäler sich befinden, deren Trümmer jedoch immer mehr zu dem Bau der Stadt Sewastopol benuzt werden, ferner über Mingrelien, Guriel, Imiretien und Achalzyk. Herr Dubois befindet sich jezt mit seinen merkwürdigen Materialien-Sammlungen auf der Reise nach Berlin. K.

Berlin. Ein Bräutigam schikte seiner Braut sein Portrait mit der Post. Er fürchtete nun, daß dies zu

viel Porto kosten würde, und bemerkte daher auf dem Briefe: „Inliegend Muster ohne Werth.“ M.

Der Modenkurier.

(Paris, 21. Dez. 1834.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!“

1. Zu den lezten Erscheinungen in der Mode gehört wieder eine neue Art kleiner Hüte, die man à la camargo nennt, nnd die einen wirklichen Typus der Koketterie und der Eleganz an sich tragt. Sie haben einen kleinen Schirm, der mit der launenhaftesten Unregelmäßigkeit geneigt und aufgerichtet ist, und der jede erträgliche Phisiognomie hinreißend machen kann; es kann nicht fehlen, daß diese Gattung in unsern elegantesten Salons Glük machen wird.

2. Hüte, welche man jezt auf Promenaden am meisten sieht, sind von blauem Sammet mit einer blauen Feder geziert.

3. Zum großen Puz verfertigt man viele kleine Krepphüte mit niedriger Form und runden, offenem Schirm. Man gibt mehr keine Bindbänder darauf: aber die Enden der seitwärts der Form angebrachten Schleife fallen sehr tief hinab. Einer dieser rosenrothen Krepphüte war mit einem rosenrothen, weißgesprenkelten Marabouts-Bouquet, das seitwärts der Form angebracht war, geziert. Auf der entgegengesezten Seite, unter dem Schirm, auf der Stelle, wo derselbe aufgerichtet ist, befindet sich ein zweites Marabout-Bouquet, das sich mit den Haaren mischt und so eine graziöse Koeffüre bildet.

4. Der rosenrothe gekoperte Sammet, ins Weiße glacirt, bildet treffliche Kapoten.

5. Ein blauer Hut von demselben Stoffe war mit einem Haidekrautzweig, der unter die Bandschleifen-Schalen vertheilt war, geziert, und unter dem Schirm befand sich eine Haidekraut-Guirlande, die das Gesicht umgab.

6. Es ist nun entschieden, daß die Barrets nicht mehr in der Mode sind; der kleine castillanische Hut ist jezt herrschender Geschmak.

7. Die Damen schienen diesen Winter das Schwarze angenommen zu haben, und dennoch tragen sie ihre Pelze von weißem Atlas mit Hermelin oder Schwanenfedern ausgeschlagen; daß gibt einen um so bizarrern und reichern Kontrast, da ihre sonstige Kleidung ganz schwarz und ihr Mantel ganz weiß ist.

8. In dem großen Modenmagazin „Aux deux Nuits“, auf dem Börsenplaze, verkauft man folgende neueste Stoffe zu Ballkleidern: Crépes-blondes, Tulsnuages, Gazes-Elisabeth, Gazes-gothique; zu Puzkleidern: façonnirten Reps; zur Negligee: damaszirte Cachemirs.

9. Junge Personen (die in der großen Modewelt bei weitem nicht den Aufwand der ältern Damen machen dürfen) tragen auf dem Balle Gazekleider mit satinirten und brochirten Blumen, Weiß auf Weiß, Rosa auf Rosa, und der handbreite Saum ist auf dem Kopfe mit kleinen Atlasschnürchen verziert. Um den Leib geht eine Mantille von falschen Blonden mit Seide festonnirt, die bei jungen Personen die echten Blonden ersezen.

10. Man gewahrt noch viele goldene Ringe als Bandeau, aber die Mitte der Stirn ist viel reicher als im lezten Winter geschmükt.

11. Die Ohrringe sind lang und haben eine gothische oder viereckige Form. — Die Cameen auf schwarzem oder goldenem Grunde sind sehr in der Mode, sie bilden den größten Theil der Verzierungen, die sich auf dem Obertheil des Bracelets en collier de chien befindet; d. h. ein goldener Ring, in dessen Mitte Edelsteine, eine Rosace von Perlen oder Opalen auf schwarzem Grunde oder ein großer Diamant auf schwarzem Grunde, sich befinden.

12. Es herrscht große Eleganz in den Hemdeknöpfen der Herren. Die Opale, die sich zu diesem Geschmeide am besten verwenden lassen, sind jezt auch am beliebtesten.

Modenbild. Nr. 2.

Pariser Ballanzüge vom 20. Dez. Koeffüre mit Blumen geziert. Tullkleider, mit Schleifen und Rosenzweigen geziert.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

5. Sonnabend, 10. Januar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die Politikerin.

(Zur Deklamation).

Man spricht, als ob von Politik
Die Frau'n so viel als nichts verstünden;
Nehmt euer strenges Wort zurük,
Sonst widerleg' ich euch mit Gründen!
Ist jede Frau doch in der That
Selbst eine Art — von einem Staat.

Der Fürst, der diesen Staat regiert,
Ist ein Monarch — könnt ihr noch fragen?
Herz nennt er sich, und er vollführt,
Was ihm zwei Kammern vorgeschlagen;
Was nicht durch diese Kammern ging,
Verwirft er als ein eitel' Ding.

Der Kammern erstere besteht
Aus Pair's — sie heißen: Liebe, Treue,
Natur und Wahrheit! — wie ihr seht,
Gar eine strenge Richterreihe;
Solch' eine göttliche Pairie
Verliert die Erblichkeit wohl nie.

Aus Deputirten aller Art
Besteht der beiden Kammern zweite;
Da gibt es Redner, fein und zart,
Und auch kapriziöse Leute;
Da führt die Eitelkeit ein Wort,
Die Mod' und Laune sprechen dort.

Doch um euch das Verfahren klar
Zu malen mit der Wahrheit Bildern,
So will ich eine Sizung gar,
Wie ich sie selbst erlebt, euch schildern;
Der Fall war der: „Ein Jüngling bat
„Um Aufnahm' in den Herzens-Staat!"

Er war recht hübsch, — die Eitelkeit
Sprach viel und warm zu seinem Frommen;
Auch Mod' und Laune war bereit; —
Kurz — er ward freudig aufgenommen;

Jezt kam die Bill vor's Pairgericht,
Da ging es schon so leichthin nicht.

Die Unschuld warf so Manches vor,
Die Treue wußte gut, was fehlte,
Die Wahrheit war ganz Aug' und Ohr,
Die Liebe selbst bemerkte Kälte;
Nur um ein Votum hatt' er mehr,
Und das gab ich verstohlen her.

Drum bätet euch, ihr jungen Herrn,
Wollt ihr bei uns zu Ehren kommen,
Nur wer recht treu uns liebt, wird gern
In beiden Kammern angenommen;
Und von dem Fürsten, „Herz" genannt,
Mit Huld als giltig anerkannt!

Meta Communis.

Die Neujahrnachtsgesellschaft.

(Beschluß.)

Hierauf erklärte sich ein „Vediſt" wie er sich nannte, ein genialer Fußreisender, der sich hoch und theuer vermaß, wenn man ihm nur die nöthige Zeit gönnen wolle, Europa von einem Ende zum andern, in die Länge und in die Breite, schreitenden Fußes zu durchschneiden, und sich jeden Falls auf bereits abgelegte Proben berief, wornach er in verschiedenen Zwischenräumen fast sämmtliche Provinzen des österreichischen Kaiserstaates durchzogen, und auf Bergen und in Thälern, in Wäldern und Feldern, in Ruinen und Schachten — Spuren seiner Anwesenheit zurükgelassen haben wollte, bestehend nach dem Beispiele eines andern genialen Vorgängers, dem er nachzueifern, wo nicht ihn zu überflügeln strebe, — in Aufprägung seines Namens in unverlöschbaren Schriftzügen auf Felswänden und Berggipfeln, Waldhütten und altem Gemäuer, verwitterten Baumstämmen und Brüken. Kurz, er ringt, außer dem Bestreben: seiner Zugvogelnatur genug zu thun, auch mit der Wuth, seinen Namen vielleicht auf ein Jahrhundert zu verewigen. Er gestand uns offen, daß er die Tollheit begehe, sein kleines väterliches Erbe auf diese Art zu vergeuden, daß er aber, außer seiner Verwandtschaft mit der Zigeunernatur, weiter gar keine Verwandten in der Welt habe; daher es gar nicht unwahrscheinlich sei, er werde, wenn er nicht früher auf einem Felsgrat den Hals abstürze, am Ende in einem Hospital elend verkümmern müssen. Wir mußten ihn bedauern und belachen. Er lachte mit, ahnte aber gewiß nicht, daß er sobald zum Ziel seiner Wünsche gelangen sollte. Das Frühjahr darauf, als er sich gerade fertig machte, eine Fußreise nach Galizien zu unternehmen, mußte er die Route verändern und das unbekannte Land betreten, das jeder neue Ankömmling neu entdekt, von dem aber noch Keiner zurükgekehrt ist.

Hierauf nahm ein aimable roué das Wort, — ein Bruder Lüderlich, — ein ächter sans façon; — einer, dem der nächste Tag noch nie einen Kummer verursacht hat. Er erzählte uns die tollsten Streiche von der Welt, als ob es Heldenthaten wären und die unglaublichste Zeitversplitterung des üppigsten dolce far niente, — denn dieser Lebemann war reich — stellte sich uns in ihrer ganzen abominablen Größe vor Augen. Wir lernten daraus, daß es auch im Nichtsthun eine Größe gebe; aber es ist die unbekannte Größe X., — er

selbst ein Phänomen, weil er seinen Unwerth erkennt und dennoch liebt. Habeat sibi!

Nicht viel besser, aber etwas unschuldiger, — (wenn es im Nichtsthun einen Unschuldsgrad geben kann) brachte der junge Herr, der nun das Wort nahm, nach seinem eigenen Geständniß seine Zeit hin. Morgenländischer Abkunft ließ er gleich Anderen sein Licht leuchten in der Finsterniß, d. h. er verlegte sich auf Handel, Wandel und — schöne Literatur. Mit dem Handel hatte es seine eigene Bewandtniß. Er war bei seinem „Herrn' Vater" auf dem Komptor, und — sollte da Buch führen und — arbeiten. Indeß beschäftigten ihn Komissionsgeschäfte viel außer dem Hause. Dies sein Wandel. Er gab uns nicht genau die Wege an, die er ging. Die schöne Literatur aber, die er kultivirte, beschränkte sich auf die Verfertigung — (ich sage vorsäzlich: Verfertigung —) von Sonnetten an seine unbekannte Geliebte. Er hatte sich Petrarch sehr zu Gemüthe geführt, und vergoß, wie er uns versicherte, bei der Lesung jedes seiner Sonnette heiße Thränen; denn er war ganz Gefühl, der morgenländische Jüngling! er zerschmolz in breiweicher Erhabenheit; in einer grandiosen Schwelgerei süßlicher Empfindungen schien er sich auflösen zu wollen, der Gute! Wir hatten übergenug an seiner Mittheilung.

Nun öffnete ein etwas grämlich aussehender junger Gelehrter — (er war Supplent an einer öffentlichen Lehranstalt) den faltenreichen Mund und sprach also:

Wohledle Herren! Was mich betrifft, so dürfen Sie immerhin glauben, daß sothaner Punsch, mit welchem ich heute zur Feier des Jahreswechsels, und Ihrer, mir allerseits sehr werthen Gesellschaft zu Liebe, meinen Leichnam zu begießen mich verwogen habe, meine erste und vermuthlich auch meine lezte Ausschweifung in diesem Jahre ausmachen dürfte; wasmaaßen ich außer meiner Studierstube; meinen Kollegiis; meinem Mittagstisch zum Reppuhn, wo man lauter halbe Portionen bekommt; einigen Spazirgängen auf dem Lande, von woher ich stets todtenmüde, voll Staub, Hunger und Durst, elendiglich nach der Stadt zurükschleiche, — weiter gar keine anderweite Beschäftigung oder Zerstreuung kenne. Werden also höflichst gebeten, kein Weiteres von mir zu verhoffen, und sich mit sothaner kurzer Andeutung geneigtest begnügen.

Welches wir denn auch nicht anders verlangen konnten.

Nun kam die Reihe an einen jungen Marineoffizier, der erst vor Kurzem von seiner ersten Seefahrt, (einer Reise nach Griechenland) zurükgekommen, und Familienangelegenheiten wegen auf einige Zeit mit Urlaub in Wien war. Der junge Seemann besaß die Gabe, die oft Tausenden in Schrift und mündlichem Vortrage gebricht, auf eine sehr anschauliche und angemessene Weise, ein Bild des Seelebens zu entwerfen, das von demjenigen, was wir von Andern gewöhnlich über solche fremdartige Gegenstände zu hören bekommen, auffallend verschieden, in sich selbst den Stempel der Wahrheit zu tragen schien, und ganz geeignet war, uns mit dem Angenehmen und Schauerlichen, Anziehenden und Abstoßenden, Vergnüglichen und Gefährlichen dieser zwitterhaften Lebensweise bekannt zu machen.

Ihm hielt mit großer Bescheidenheit das Gleichgewicht ein junger Kaufmann, der hierauf sein Schärflein zu unserer Unterhaltung beitrug und uns die malerische Beschreibung einer Reise durch Holland zum Besten gab, die er

im Auftrage seines Vaters und Prinzipals im verlaufenen Jahre unternommen und deren Schilderung an Lebendigkeit der Farbe und plastischen Interesse der Darstellung dem Seegemählde nichts nachgab. Wir mußten den einen, wie den andern lieb gewinnen, theils durch ihre kleinen Abenteuer, theils durch das Charakteristische, mit welchem Beide in ihren Lebensbildern bald als handelnde, bald als leidende Personen auftraten, und damit bewirkten, daß die Zuhörer, (sich dem Erzähler, der das Alles selbst erlebt hatte, gegenüber befindend) auch Alles, was sie hörten, gleichsam miterlebten und mitlitten und sich mit ihm freuten, da am Ende Alles so glüklich ablief.

Die Reihe war an mich gekommen. Kaum aber hatte ich das Wort genommen, und eben damit beginnen wollen, der Gesellschaft zu erklären, was sie aus dem gleich anzuführenden Grunde nicht mehr zu hören bekam, als unser angenehmer Hauswirth mit einem Mal die Klingel ergriff und mit dem Ausruf: „Meine Herren! es geht auf zwölf" — mit aller Macht Sturm läutend, den Punsch zu bringen befahl.

Die Gläser wurden vollgeschenkt. Es dampfte rund um den Tisch. Jeder hatte die Hand an's Glas gelegt, wartend auf den Glokenschlag, das neue Jahr zu bewillkommnen. Der Zeiger hatte noch drei Minuten zu durchlaufen. Es herrschte eine feierliche Stille. Jeder blikte still vor sich hin. Man hörte die Taschenuhren piken. Diese kleine Spanne Zeit konnte kostbare Augenblike enthalten. In diesem Moment drängten sich vielleicht Gedanken, der Ewigkeit werth: umfassend, — erhebend, — beleuchtend das Innerste des Herzens; lüftend das Allerheiligste des Geistes; Fittige der Unsterblichkeit. Eine Sekunde lang erfüllte vielleicht ein göttlicher Strahl die Nacht der Brust —

Die Uhr hob aus. — Der erste Schlag erscholl.

Wir erhoben uns, wie ein Mann. — Hoch die Gläser, — die Brust bewegt, — das Auge blizt von einem heiligen Feuer, — die Wange flammt —

Ich hatte das Wort. — Ergriffen von dem feierlichen Augenblik, nahm ich es im Namen Aller, im Namen der Welt! —

Der lezte Schlag verklang auszitternd.

„Lebewohl! scheidendes — Sei uns willkommen — werdendes Jahr! Dir, fliehendes! danken wir; dich, kommendes! grüßen wir, mit Lippe und Seele, mit unseren Herzen! Sei bedankt, Geberin! die nicht mehr ist. Sei uns willkommen, Bringerin! dessen, was sein wird, — für all' eure Freuden und Schmerzen! — Holdes Kind! neugeborne Königin der unbekannten Zukunft! mach' uns besser, als wir sind, wenn auch nicht glüklicher! Wachsende Mutter! nimm uns zu eigen, zu deinen Kindern! führ' uns zum Ziele, zu welchem es sei. — Ist es das Ziel, das wir hier erstreben, so wollen wir leben! legst du uns aber die Binde auf's Auge, betteſt uns Staub bei Staube, so sind wir's auch zufrieden, weil wir müssen. Die kommende Zeit auch hat ein Ziel, ein schöneres, höheres! — Freude mit denen, die mit uns wandelten! Freude mit denen, die mit uns athmen! Gruß und Kuß — dem kommenden Jahr! — Hoch! das neue Jahr!" —

Wir standen und kein Laut regte sich. Hier und da rollte ein Ding, wie — Jedenfalls waren manche Augen feucht, die Herzen waren erschüttert. Wir leerten die Punschgläser. —

Noch vieles wurde, zum Theil mit ernsterer Stimmung als vor Mitternacht besprochen. Nach Verlauf einer Stunde trennten wir uns.

Als ich in die Nacht hinaus trat, war zwar der Himmel bewölkt und trübe; aber ich fühlte mich erhoben, die Brust voll Hoffnung, ein Schatten von Seligkeit. —

Als ich mich in meiner Wohnung befand, schritt ich noch das Zimmer auf und nieder; Manches erwägend, Vieles wollend; glüklich, daß ich nicht wußte, was im Schooße der Zukunft verborgen war. —

Endlich machte auch die späte Nachtstunde des neuen Jahres ihr Recht zum ersten Male bei mir geltend. Ich warf mich in die Arme des Bruders des Todes.

Die Neujahrnachtsgesellschaft hatte ihr vollkommenes Ende erreicht.

J. J. Hannusch.

Vorzüge des weiblichen Geschlechts in England in früherer Zeit.

Alte englische Geschichtschreiber erwähnen dieser Vorzüge, die ihm damals also von Keinem streitig gemacht sein müssen.

In einem Geseze ist einem unverheiratheten Frauenzimmer das Vorrecht ertheilt, eine Stimme im Parlament zu haben, und es ist erwiesen, daß Lady Packington zwei Stimmen im Parlament gehabt hat. Es ist eine alte Bestimmung vorhanden, nach welcher ein Frauenzimmer Armenvorsteher oder vielmehr Armenvorsteherin sein kann. Lady Broughton war die Aufseherin eines Gefängnisses und in einer noch früheren Zeit ward, auf Befehl des Hofes, ein Frauenzimmer als Oberinspektorin der Besserung-Anstalt zu Chemsford angestellt. Unter der Regierung des Königs Georg I. wurde der Geistliche zu Merkenwell durch die Mehrheit der weiblichen Stimmen gewählt.

Der Dienst eines Champignons wurde oft von einem Frauenzimmer versehen, und noch bei der Krönung Georg's I. Dem Dienst eines Oberkammerherrn standen zwei Frauen vor. Der eines Ober-Konstablers in England war in einer Familie auf die weiblichen Glieder erblich und der eines Schreibers der Krone in dem Gerichtshofe der Kingsbench ward einem Frauenzimmer verliehen. Die berühmte Anna, Gräfin von Pembrocke, Dorset und Montgommery, hatte den erblichen Dienst eines Sherifs von Westmoreland und stand ihm bei den Assisen zu Appleby in Person vor, indem sie auf der Richterbank unter den übrigen Richtern saß. In allen Urkunden werden Diaconissinen bei Taufen erwähnt, und in einer im Jahre 1574 gedrukten Bibel wird ein Frauenzimmer als Geistlicher angeführt. Jezt ist es dem weiblichen Geschlechte nur unter den Quäkern und Methodisten erlaubt, zu predigen.

Alle diese Vorrechte hat das schöne Geschlecht in England verloren; um so auffallender ist es, daß man noch nicht daran gedacht hat, in einem Lande, wo sogar die weibliche Dynastie regierungsfähig ist, eine so empörende Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts abzuschaffen, nach welcher es einem Ehemanne gestattet ist, seine Gattin mit einem Strike um den Hals oder um den Arm auf öffentlichem Markte zu verkaufen. Ein Beweis, wie der Stär-

kere überall und immer dazu geneigt ist, die Rechte des Schwächern zu schmälern, dahingegen von seinen Vorrechten, auch selbst denjenigen, die Sittlichkeit und Gefühl empören, auch nicht das Mindeste aufzugeben, bis ihn nicht die Nothwendigkeit dazu zwingt.

Die nachtheiligen Folgen einer solchen halsstarrigen Stabilität, wenn man sein Ohr der Stimme des Zeitgeistes verschließt, bleiben aber nicht aus; dies lehren die jezigen unruhigen Auftritte hauptsächlich in Irland, und wenn man nicht störrisch einem veralteten Vorurtheile in Großbritannien gefröhnt hätte, würde man nichts von dem schauderhaften Burkismus gehört und gelesen haben.

So lange man an Hexerei und Zauberei glaubte, wurden Hexen und Zauberer verbrannt, und erst, als dieser Glaube für einen Irrwahn erkannt wurde, erloschen die Scheiterhaufen. So lange man es für schmachvoll und entehrend hält, wenn eine Leiche dem Messer eines Anatomen überliefert wird, wird es nie an ruchlosen Bösewichtern fehlen, die aus Habsucht morden, um mit den Leichen einen scheußlichen Handel zu treiben, gegen den der Sklavenhandel noch in einem milden Lichte erscheint.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

London. Die Kameelartillerie der Mahratten wird von einem Beobachter dieses merkwürdigen Volkes also beschrieben: „Der Artillerist, welcher hinter der Kanone sizt, die sich auf dem Sattelknopfe dreht, ladet und feuert mit bewundernswürdiger Behendigkeit. Während der lezten Operation scheint das arme Kameel, welches die Stelle der Lafette vertreten muß, seines Lebens keineswegs sicher zu sein. Die Kameele folgen einander in hartem Trab mit ihren langen vorgestrekten Hälsen, wie eine Heerde wilder Gänse. Auf das Kommandowort halten sie still, es wird gefeuert, und nun geht es in fliegendem Trab, indem sie 15 englische (3 deutsche) Meilen in einer Stunde zurük legen. M.

Hildburghausen. Die Dorfzeitung sagt. Im Würtembergischen wird wieder Menschen- und Hasenjagd zugleich getrieben. In Murr bei Marbach hörte man kürzlich des Nachts vom Felde her Geschrei und Schießen. Man suchte und fand zwei Männer, Familienväter, den einen todt, den andern schwer verwundet auf dem Felde liegen. Sie hätten Hasen in Schlingen fangen wollen, erzählte der Lebende, da seien Jäger gekommen und hätten auf sie geschossen und gestochen. Bald kamen auch zwei Jagdgehilfen verwundet und blutbeflekt nach Marbach und erzählten, daß sie von Bauern mit Knitteln mörderisch behandelt worden, daß sie aber dem einen Bauer das Waidmesser in den Leib gestoßen hätten. Das Oberamtsgericht ordnete sofort Untersuchung an; die Jäger und der lebende Bauer werden ihr Theil bekommen, der Erstochene wird todt bleiben und die Hasen — werden davon laufen. D.

New-York. Die freie amerikanische Tochter macht's gerade umgekehrt, wie ihre alte englische Mutter. Während diese, die englische Nation, die Partei der Vornehmen wieder oben anstellt, hat im Tochterstaat, in Nord-

amerika, die Volkspartei einen vollständigen Sieg errungen. Die Gegenpartei gesteht, nach den lezten Wahlen, selbst: wir sind vollständig besiegt, aber wir wollen beharren. S.

Minden. Vor einigen Nächten hat sich ein sonderbares Ereigniß hier zugetragen, indem 4 bis 5 von unsern Festungsbaugefangenen sich durch die Passage des Schornsteins auf den Wall einen Weg in die Nachbarschaft zu verschaffen wußten, und aus der, eine Viertelstunde vor dem Thore gelegenen Wohnung des Akermanns Kelle eine fette Kuh aus dem Stall raubten. Diese leztere ward in dem Wallgraben beim Mondscheine geschlachtet und zerlegt, die Haut zerschnitten und das Fleisch gut verpakt, von den Gefangenen mitgenommen, die auf dem vorigen Wege — in ihre Bauzelle zurükkehrten und sich das Fleisch an dem folgenden Tage wohl schmeken ließen. Bei einer ähnlichen nächtlichen Promenade wurden sie aber von der Wache ertappt und in ein anderes Gefängniß gebracht, wo ihrer nun die weitere Strafe wartet. T.

Tripstriller Lokalzeitung.

Almanachs-Literatur. Das Tripstrill, von dem es sich hier handelt, hat ein Publikum, das nichts weniger, als zu der Familie der Abderiten gerechnet zu werden verdient; vielmehr hat es Kunstsinn und Unterscheidungsvermögen genug, um den Gegenstand, den wir hier berühren wollen, so ganz Tripstrillisch zu finden, daß es uns gerne verzeihen wird, wenn wir den Ort der Handlung in diese berühmte Stadt, lächerlichen Andenkens, versezen.

Da nun dieses Tripstrill zwar, wie bekannt, viele Freunde der Kunst in sich faßt; aber vielleicht wenige solche, die auf den eben erschienenen „Almanach des Theaters in Tripstrill" reflektiren dürften, wenn gleich die Herausgeber, wohlbestellte Souffleurs dieses Theaters, ihn allen Freunden der Kunst widmeten — wahrscheinlich darum, damit die Freunde der Kunst auch einmal eine Abwechslung erhalten — so glauben wir nicht unwillkommen zu sein, wenn wir sothanes Büchlein, durch eine nähere Beleuchtung ans Tageslicht fördern; ja wir sind uns dabei einer wohlthätigen Handlung bewußt, sintemal man weiß, daß die Bewohner des Souffleur-Schlupfwinkels nicht sehr im Ueberflusse zu schwimmen pflegen.

Der Tripstriller Theater-Almanach beginnt mit einem Motto von einem kleinen Unbekannten, worin in russischen Hexametern und Pentametern, voll Knuten und Knütteln, die „geistes- und leibesbesorgende" Behauptung aufgestellt wird, daß die Kunstkritik eine kriechende und nagende Raupe wäre. Wahrhaftig die arme Raupe müßte an diesem Werke verhungern, wenn es ihr einfiele, sich ernstlich darüber zu machen. — Dieser schönen Frucht folgt ein Monatskalender, wahrscheinlich auf 1835, angezeigt ist es vielleicht darum nicht, auf das die Nachwelt nicht erfahre, wann dieses Geisteskind das Licht der Welt erblikte; die Chronologisten würden das Jahr 1835 zu aufgeklärt dazu halten. Hierauf kommt das Personal-Verzeichniß, drei und ein halbes Sedezblättchen, schön weitschichtig gedrukt, einnehmend; aber auch sehr inhaltschwer. Obenan steht, wie gebührend, der Direkteur, dann folgen unmittelbar vier Theaterärzte und ein Theater-Chirurg. Diese Ueberzahl von Aeskulapen werden doch wohl keine Hindeutung auf den schadhaften und gebrechlichen Zustand dieser Bühne sein. — — Die Oper und das Schauspiel hat nur einen Regisseur, der alle Böke in beiden Abtheilungen über sich nehmen muß! — Hingegen gibt es einen Theaterdiener vom Schauspiel und einen von der Oper, ein Beweis, daß beide gut bedient sind. — Auch ein Theaterdichter figurirt in der Liste, der wahrscheinlich die Literatur der Theaterzettel besorgt, auf denen erst neulich ein Divertissement in ein Avertissement verwandelt wurde; der junge Mensch muß eine rege Phantasie haben. — Doch da präsentirt sich uns, dicht unter dem Dichter, eine sehr wichtige Person: der Oekonom und Sekretär! Er spielte unstreitig am allerbesten seine Rolle; sein Schalten und Walten gibt sich bei jeder Gelegenheit kund; er ist nicht mit Gold zu bezahlen! — Einen Balletmeister soll es auch zu Tripstrill geben, wäre es nicht gedrukt, so würden wir es nicht glauben; was aber ein „Ballet-Correpeditor" für ein animal ist, möge Terpsychore wissen! — Die Oper hat nur einen Orchesterdirektor, das Schauspiel deren zwei; Oper und Schauspiel aber nur ein

Orchester; das soll in früheren Zeiten in Tripstrill nicht der Fall gewesen sein: damals spielte aber der Oekonom keine so wichtige Rolle. — Ein Violinspieler und ein Tenorist sind die beiden Kapellmeister und haben einander nichts vor- und nichts nachzugeben. Sie leben im besten Einvernehmen; der Violinist streicht u. der Sänger verschlukt, was er nicht kapirt. — Souffleurs zählte man zwei, und zwar einen von der Oper und einen vom Schauspiel. Aus dem ff sind sie nicht, denn sie schreiben sich nur mit einem f (Soufleur). — Das Personal der Sänger und Schauspieler ist in einem Verzeichniß zusammengewürfelt, damit die dünn besäete Liste doch ein Ansehen erhält. Auch der Dichter hat sich dazu gereiht, wir wissen nicht, ob als Schauspieler oder als Sänger; jedenfalls würden wir ihm aber rathen, von den Mitteln gegen das Stammeln Gebrauch zu machen. — Chorsängerinen gibt es um eine mehr als Chorsänger, obwohl unter den lezten mehrere Direktoren und Inspizienten mitgerechnet sind. — Bei den Kinderrollen hat man es bis auf zwei gebracht. — Das Kassapersonale ist drei Mann hoch; es soll sich sehr wohl auf das Haben, weniger auf das Soll verstehen. — Ein Obergarderober und zwei „Frauengarderoberinen" müssen ein sehr beschwerliches Amt haben; da man weiß, daß in diesem Theater gar nichts mehr Stich hält. — Ein Maler, ein Maschinist, ein Tischler, zwei Farbenreiber, ein Schnürmeister u. s. w. erhalten von dem Direktor das Gnadenbrod, denn sie geben im Jahre fast nur einmal ein Zeichen des Lebens von sich. — Der Oberbeleuchter muß sich sehr stark auf den Unterbeleuchter verlassen, oder sich zu sehr mit dem oben erwähnten Oekonomen verbunden haben; er führt dem Publikum wenig Licht vor. — Abgegangen sind seit Ostern 16, neu engagirt wurden 13 Individuen, Defizit: 3. — Vom Tanzpersonale sind zwei abgegangen, was zurükblieb wird nicht gesagt. — — Dem Personal-Verzeichnisse folgt das „Journal der vom 1. Dez. 1833 bis 30. Nov. 1834 aufgeführten Schauspiele und Opern". Es fängt mit „Nagerl und Handschuh" an und schließt mit den „Zauberrüthchen oder die Liebhaber als Bettelmusikanten!" — —

So weit der prosaische Theil. Nun kommts auf die Verse. — Es sind poetische Ergüsse des Theaterdichters und Schauspielers dieser Bühne, auch Verfasser des weltberühmten Stükes: „die Loke des Enthaupteten." — Dieser vortreffliche schöne Geist, besizt viele Selbstverläugnung. So singt diese ehrliche Seele (Seite 50):

— im nächsten Augenblike
Ruft mein Kopf, du bist ein Thor!
Kopf und Herz sind stets im Streit,
Beide sind wohl nicht gescheidt! — — —
Wir Dichter sind viel zu dumm — —

Wir Dichterleins sollte es heißen. Dann ruft er (Seite 51) ganz begeistert aus:

So bin ich mit Haut und Haar.
Sammt der Poesie — ein Narr!

Ei mein Lieber, lassen sie doch die Poesie aus dem Spiele, sie würde sich bedanken, in solche Gesellschaft gerathen zu sein. Bleiben sie in Gottes Namen allein der Narr. — Nur eines dieser zarten Gedichtchen, das sehr sanft zwischen zwei Liebes-Carmens placirt ist, ist von dem kleinen Unbekannten, der das oben erwähnte Motto zur Welt brachte. Es hat die Aufschrift: „An einen Rezensenten", und es waltet darin solch' ein zäher Thon, daß sich die Töpferarbeit gar nicht verläugnen läßt. — O kleiner Unbekannte, wie groß bist du! Und du, armer Rezensent, wer du auch immer sein magst, mit dir ist es aus, maustodt bist du: der unbekannte Wiz hat dich gemordet. Vernimm seine eigenen schönen Worte:

„Die Welt verliert nicht einen Quent,
An dir, mein wakrer Rezensent! —"

Ist das nicht ein Wiz zum Hinwerden, das bringt einen Wallfisch um, um wie viel mehr einen Rezensenten.

Und der Kleine fordert den Rezensenten zum Strauße auf „Gänsewaffen" heraus; einen Federkrieg will er beginnen, der kleine Unbekannte.

O Dichterlein, o Dichterlein!
Dein Hochmuth will gar weit hinaus;
Willst fordern du zum Kampf heraus,
Mußt du nicht ebenbürtig sein?

O Dichterlein, o Dichterlein!
Wie dauert mich dein schwaches Hirn;
Du könntest ja noch mehr verlier'n,
O lasse d'rum das Fechten sein!

J. M.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

4. Mittwoch, 14. Januar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Ueber den Einfluß der Kometen auf Temperatur und Fruchtbarkeit der Erde *).

Von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage war es ein beinahe allgemein herrschendes Vorurtheil, die Kometen seien eigentliche Unglüksprophezeten, Vorboten von Krieg, Pest, Theuerung, Erdbeben und andern dergleichen Schrekniſſen. Natürlich war auch nichts leichter, als bei dem jedesmaligen Erscheinen eines Kometen irgend ein solches wichtiges tragisches Ereigniß aufzufinden, um es mit demselben in Verbindung zu sezen. Denn wann und wo hat es je auf Erde an dergleichen Begebenheiten gemangelt? Zwar scheint man in unseren Tagen von diesem Vorurtheile so ziemlich abgekommen zu sein, aber dafür hält man eben jezt desto mehr an jener andern irrigen Meinung fest, als übten die Kometen einen besondern Einfluß auf unsere Atmosphäre, Temperatur und Witterung aus. Man sagt, die Kometen vermehren die Wärme auf der Oberfläche der Erde, und beruft sich dabei auf den großen Kometen des Jahres 1811, welcher einen so heißen Sommer, eine so reiche Ernte, und vor Allem einen so vortrefflichen Wein mitgebracht hat, der sogar jezt noch sehr häufig der Kometenwein genannt wird.

Aber mit welchem Grunde sagt man das? — Hier folgt ein Verzeichniß derjenigen Jahre von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum Jahre 1786, in welchem nur diejenigen Jahre aufgenommen worden sind, welche sich

*) Aus dem Bamberger „Astronomischen Kalender auf 1835."

durch eine außerordentliche Temperatur des Sommers oder des Winters und zugleich durch die Erscheinung von Kometen ausgezeichnet haben.

Kometen-Jahre.	Witterung.	Kometen-Jahre.	Witterung.
1632 *	Heißer Sommer.	1718	Strenger Winter.
1665	Strenger Winter.	1723 *	Heißer Sommer.
1680	Strenger Winter.	1729	Strenger Winter.
1682 *	Warmer Winter.	1737 *	Heißer Sommer.
1683	Kalter Sommer.	1744	Strenger Winter.
1683	Strenger Winter.	1748 *	Heißer Sommer.
1684	Kalter Sommer.	1764 *	Warmer Winter.
1689 *	Warmer Winter.	1766	Strenger Winter.
1695	Kalter Sommer.	1769 *	Warmer Winter.
1699	Strenger Winter.	1771	Strenger Winter.
1701 *	Heißer Sommer.	1774 *	Heißer Sommer.
1702 *	Heißer Sommer.	1781 *	Heißer Sommer.
1702 *	Warmer Winter.	1783 *	Warmer Winter.
1706	Strenger Winter.	1784	Strenger Winter.
1718 *	Heißer Sommer.	1785	Strenger Winter.

Hier haben wir also unter 153 Jahren nur die 15 mit * bezeichneten, in welchen der Komet eine größere Wärme gebracht haben soll, und, offenbar zufälliger Weise, genau eben so viele, wo er Kälte brachte. Was folgt daraus? — Doch wohl nichts anders, daß er weder Wärme noch Kälte bringt, oder daß der Einfluß der Kometen auf unsere Temperatur, wenn er wirklich existiren sollte, für uns ganz unmerklich ist.

Und wenn man nun erst auf die Gründe zurükgehen will, auf welchen dieser Einfluß der Kometen beruhen soll, so finden wir das aus bloßen Thatsachen gefundene Resultat bestätigt. Ein Komet kann nämlich unsere Temperatur nur auf drei Wegen verändern. Entweder durch seine Anziehung, oder durch die Wärmestrahlen, welche er uns zuschikt, oder endlich durch die unmittelbare Einwirkung der Dünste seines Schweifes, wenn dieser der Erde begegnet, und sich vielleicht mit unserer Atmosphäre vermischt.

Ueber die Wirkung eines Durchgangs der Erde durch den Schweif eines Kometen ist bereits im vorhergehenden Aufsaze gesprochen worden. Der Komet von 1811 hatte, wie wir uns alle noch erinnern können, einen sehr schönen Schweif, dessen Länge, als sie am größten war, über 20 Millionen Meilen betrug. Ohne zu untersuchen, ob er je gegen die Erde gerichtet war, ist es genug, hier zu bemerken, daß er die Erde nie erreichen konnte; denn am 15. Oktober 1811, wo der Komet der Erde am nächsten stand, war er doch noch über 23 Millionen Meilen von ihr entfernt. — Die Wärmestrahlen dieses Kometen waren aber gewiß eben so wenig geeignet, eine merkliche Aenderung unserer Temperatur hervorzubringen. Denn zur Zeit seines größten Glanzes war doch sein Licht gewiß noch nicht der zehnte Theil des Lichtes des Vollmondes. Das lezte aber ist bekanntlich, in Beziehung auf Wärme, die es hervorbringt, so schwach, daß es auf unser Thermometer noch gar keine merkbare Wirkung äußert, selbst wenn die Kugel desselben geschwärzt, und wenn das Licht des Mondes durch unsere größten Brennspiegel oder Brenn-

gläser mehrere 1000mal konzentrirt wird. Und doch würden wir auf unsern Thermometern den zehnten Theil der Zunahme eines einzigen Wärmegrades schon sehr gut bemerken. Man müßte daher gleichsam auf den guten Gebrauch seines Verstandes Verzicht thun, wenn man nach solchen Erfahrungen noch annehmen wollte, daß ein Komet, wäre er auch 10mal größer als der von 1811, einen solchen Einfluß auf die Temperatur unserer Erde ausüben sollte, deren Folgen man in der Menge oder der Güte unserer Ernten und Weinlesen noch bemerken könnte.

Sofort bleibt nur noch die dritte der oben angeführten Ursachen übrig, die Anziehung des Kometen, welche man vielleicht doch jene Veränderung zuschreiben dürfte.

Wollen wir wieder den Mond als Vergleichungspunkt annehmen. Er zieht allerdings die Erde an, und das Resultat dieser Anziehung ist bekanntlich die Ebbe und Fluth des Meeres. Ohne Zweifel muß der Komet, wenn er überhaupt noch ein Körper von einer nur etwas beträchtlichen Masse ist, eine ähnliche Wirkung auf unsere Meere hervorbringen. Aber wer hat je die Fluth eines Kometen bemerkt? Wohl Niemand. Was aber Niemand bemerkt hat, ist für uns so gut als gar nicht da. Was für uns aber gewiß ist und bleibt, ist, daß die Masse des Kometen, auch des größten, viel kleiner sein muß, als die des Mondes.

Der Mond, der das Wasser des Ozeans bewegt, wird ohne Zweifel auch das noch viel leichtere Meer, welches uns von allen Seiten umgibt, die Luft, bewegen. Das Mittel, die Ebbe und Fluth der Atmosphäre zu entdeken und zu messen, ist das Barometer. Und in der That zeigt dieses Instrument eine solche tägliche Variation, ein periodisches Steigen und Fallen der Luft an, welches nur von der Wirkung des Mondes herkömmt. Aber wie viel beträgt diese Wirkung des Mondes auf unser Barometer? — Dort, wo sie am größten ist, unter dem Aequator, noch nicht $\frac{4}{10}$ einer Linie, also eine kaum bemerkbare Distanz auf der Skale eines Barometers. Die Masse der Kometen ist aber, wie eben gesagt wurde, noch viel kleiner, als die des Mondes. Also wird auch die von den Kometen kommende Variation des Barometers noch viel kleiner sein, als jene Distanz. Uebrigens ist es wohl noch keinem Sachverständigen eingefallen, die Wirkung eines Kometen auf unsere Atmosphäre durch das Barometer bestimmen zu wollen.

Wenn aber die Kometen keinen merklichen Einfluß auf die Temperatur unserer Jahreszeiten haben, so können sie, sagt man, wenigstens unsere Witterung auf irgend eine andere Art affiziren; sie können Stürme und Ungewitter, Hagel, Meteore und dergleichen erzeugen. Allein mit welchem Rechte will man dies behaupten? Nach angestellten Nachforschungen finden sich im 17. Jahrhunderte 8 sehr nasse, und 7 sehr trokene Jahre, in welchen allen kein Komet erschien. Im 18. Jahrhunderte aber sind 3 sehr nasse Jahre, deren jedes einen Kometen, 13 nasse ohne Kometen; und im Gegentheile wieder sehr viele trokne Jahre mit einem Kometen, und 15 nasse ohne Kometen u. s. w. Was soll daraus anders folgen, als daß eben nichts folgt. — Nicht besser wird es ohne Zweifel mit allen den noch übrigen Untersuchungen dieser Art gehen, daher es wohl gerathener sein möchte, diesen Gegenstand nicht weiter mehr zu verfolgen.

Morgen- und Abend Serenaden in Venedig.

(Aus dem Echo.)

Schon an einem anderen Orte sprach ich mich über das besonders musikalische Talent der Italiener, was sich bis in die niedersten Volksklassen erstrekt, ausführlicher aus, und bemerkte, daß die Italiener den Sang und Klang lieben, daß Straße und Flur von früh Morgens bis spät Abends von Sängern und Leyermännern wiederhallen, und noch spät um Mitternacht, wenn schon Alles stille und ruhig ist, aus den fernen Meilen der Stadt Chorale herumschwärmender Sänger ertönen.

In Venedig gehören solche Serenaden, von einer sich an den Ufern der Kanäle oder des Meeres sammelnden Sängertruppe zum Besten gegeben, ebenfalls zu den täglichen und auch beliebtesten Erscheinungen. Ja, die Nationalität des Venezianers bringt diesen vorzüglichen Sinn für Abend- und Morgengesänge mit sich, und dieser Gebrauch schreibt sich aus den frühesten Zeiten. Als Torquato Tasso sein befreites Jerusalem gedichtet und der Oeffentlichkeit übergeben hatte, wiederhallte die Stadt bei Tag und Nacht von den annehmlichsten Stanzen dieser schönen Dichtung, die von den sogenannten Volksmusikern mit der größten Schnelligkeit in die Nationalmusik gesezt wurden. Dann sammelten sich Abends an den Ufern des stillen Meeres Tausende von Spazirgängern und horchten den wundersamen Liedern aus der Vorwelt mit gespannter Aufmerksamkeit. Gewöhnlich begann ein Gondolier aus der Ferne eine Strophe dieses beliebten Gesanges, ein anderer antwortete ihm mit einer zweiten Strophe, und in kurzem fanden sich die Sänger in harmonischer Uebereinstimmung zusammen, und gaben in der Mitte der See, das unterhaltendste Konzert, von dem schallenden Bravorufe und Beifallklatschen der entzükten Zuhörer begleitet. — Selbst in der neuesten Zeit sind diese Gesangsweisen noch im Munde des Volkes, — ich schlich manchmal während der Zeit meines Aufenthaltes in Venedig durch die dunklen Gassen der Stadt zum Hafen hin um mich in den seltsamen Liedertönen der Gondoliers zu ergözen, und sie erwekten in meiner Brust zuweilen die süßesten Erinnerungen an vergangene Tage und an vergangenes Glük.

Ein Duell.

Zwei Engländer treten eines Tages in ein Kaffeehaus in Paris, wo sie einen Mann von hoher Gestalt und origineller Haltung sizen sahen, der ein Ausländer zu sein schien, und der mit dem Ernste einer unerschütterlichen Geduld alles beobachtete, was um ihn her vorging. Der eine von den Engländern sagt zu seinem Freunde, daß es heiße, daß ein merkwürdiger Zwerg angekommen und zu sehen sei, worauf jene ernste Person den Mund öffnete und sprach: „Ich komme an, du kömmst an, er kömmt an, wir kommen an, ihr kommet an, sie kommen an.“ Der Engländer, dessen Bemerkung diese misteriösen Worte erzeugt zu haben schien, ging zum Fremden und fragte ihn höflich: Sprechen Sie mit mir, mein Herr? — Ich spreche, erwiderte das sonderbare Individuum auf englisch, du sprichst, er spricht, wir sprechen, ihr

sprechet, sie sprechen. — Was soll das heißen, nahm der Engländer von Neuem das Wort; wollen Sie mich beleidigen? — Ich beleidige, du beleidigest, er beleidiget, wir beleidigen, ihr beleidiget, sie beleidigen. — Das ist zu viel, rief der Engländer; Sie werden mir Genugthuung geben; wenn Sie Muth haben, so folgen Sie mir! — Ich folge, du folgest, er folget, wir folgen, ihr folget, sie folgen. Und hierauf erhob er sich mit großer Kaltblütigkeit und folgte seinem Herausforderer. Nachdem sich jeder mit einem Degen versehen hatte, gingen sie nach dem Kampfplaz, der Engländer zog den Degen und sagte: — Nun, mein Herr, müssen Sie fechten — Ich fechte, du fechtest, er fechtet, wir fechten, ihr fechtet, sie fechten. Hier machte das Original eine Finte und entwaffnete seinen Gegner. — Gut, sagte der Engländer, das Glük war Ihnen günstig, und ich hoffe, Sie werden zufrieden sein. — Ich bin zufrieden, du bist zufrieden, er ist zufrieden, wir sind zufrieden, ihr seid zufrieden, sie sind zufrieden. — Es ist mir lieb, daß jedermann zufrieden ist, sagte der Engländer, aber ich bitte Sie, geben Sie diesen possenartigen Ton auf, und sagen Sie uns, was bezweken Sie, indem Sie so handeln? — Der ernsthafte Mann ließ sich endlich zu einer Erklärung bewegen. — Ich bin ein Holländer, sagte er, und lerne Ihre Sprache. Ich finde, daß es sehr schwer ist, sich an die Modifikationen der Zeitwörter zu erinnern und mein Lehrer rieth mir, jedes englische Zeitwort, das ich aussprechen höre, zu konjungiren, um es mir so einzuprägen. Ich habe mir diesen Rath zur Regel gemacht. Ich habe es nicht gern, mich in meinen Uebungen unterbrochen zu sehen, nach welchen ich mich darüber erklärt haben würde. Nach dieser Auseinandersezung mußten die Engländer herzlich lachen; sie luden den konjugirenden Holländer zum Essen ein. — Ich werde essen, du wirst essen, er wird essen, wir werden essen, ihr werdet essen, sie werden essen. — Ja, wir werden alle zusammen essen. Gesagt, gethan. Man erzählt nicht, ob der Holländer mit derselben Ausdauer aß oder konjugirte.

Das unartigste Geschöpf von der Welt.

Eine Frau hatte einen sehr gelassenen Mann, den sie fast immer auf die unhöflichste Weise behandelte. Einst beleidigte sie ihn wieder mit sehr groben Worten; da verlor er denn auch einmal die Geduld. Unwillig wandte er sich von ihr und sagte: „Du bist doch das unartigste Geschöpf von der Welt!“ Dies verdroß die Frau auf das Aeußerste: „Was?“ rief sie aus, „eine solche Schimpfrede kannst du mir sagen?“ — Der Mann wunderte sich über diese Empfindlichkeit. „Sieh nur, sagte er, wie du mir diese Paar Worte schon so übel nimmst, und du hast mir erst zwanzig weit derbere hingeworfen. „Ei,“ versezte die Frau, „das ist etwas ganz anderes, „du bist meine Grobheiten schon gewohnt, aber ich die deinigen nicht.“

Ein Abenteuer Don Pedros.

Ein englisches Journal erzählt, als sich Don Pedro, als Kaiser von Brasilien, einst in der Oper in Rio-Janeiro befunden, sei eine Dame in tief-

ster Trauer bis in seine Loge gedrungen und habe sich ihm zu Füßen geworfen. Sie erzählte ihm, außerordentliche Ereignisse hätten sie vom Reichthume zu der größten Dürftigkeit gebracht. Ihr Mann sei in Portugal in Oporto eingekerkert und aller seiner Güter beraubt worden. Sie habe einen einzigen Sohn bei sich gehabt und dieser sei vor Kurzem im Dienste Brasiliens geblieben. Die vergangene Nacht habe sie diese Trauernachrichten erhalten und in derselben habe auch eine schrekliche Feuersbrunst ihr Haus zerstört, wobei das jüngste ihrer Kinder verbrannt sei. Don Pedro suchte die Bittende zu trösten. „Wir haben hienieden Alle Unglük und Ungemach zu ertragen, Madame, man muß sich mit doppeltem Muthe waffnen, wenn solche Ereignisse hereinbrechen. Uebrigens blikt auch durch die düstersten Wolken bisweilen die Sonne.“ Dann wandte er sich zu einem seiner Kammerherren und sagte: „Geben sie der Frau alles Geld, das Sie bei sich haben.“ Der Kammerherr hatte kurz vorher und zwar mit so viel Glük gespielt, daß er 600,000 Franks in Bankzetteln bei sich trug, als ihn der Kaiser aufforderte, seinen Beutel der Bittenden zu reichen. Er zögerte einen Augenblik, that aber sodann, was ihm befohlen war. Als Don Pedro den andern Tag erfuhr, welches Geschenk er, ohne es zu wissen, der Dame gemacht habe, gerieth er in heftigen Zorn, mußte sich aber in das Geschehene fügen. Bei seiner Landung in Porto an der Spize des Befreiungsheeres, zeichnete sich besonders eine Dame unter der Menge durch ihre laute und enthusiastische Freude aus. Einige Tage später erhielt er von unbekannter Hand 12,000 Dollars als Dank der Dame, welche er in Rio-Janeiro einst so freigebig unterstüzt. Während sie so ihrer Schuld gegen Don Pedro sich zu entledigen suchte, ließ sich ihr Mann an der Spize einer Kompagnie Konstitutioneller, welche er gegen die Gegner geführt, umbringen und die beiden lezten Söhne der Dame traten in das Befreiungsheer ein, ohne eigentlich zur Führung der Waffen alt genug zu sein.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Korrespondenz.

Agram (im Januar.) Der schönste, heiterste Wintertag, verklärte das hohe seltene Fest, einer fünfzigjährigen Jubelfeier der Priesterweihe, und zwar durch Sr. Exzellenz unsern hochwürdigsten Bischofes Alexander v. Allagowich. Noch seltner trifft es sich, daß in einem Zeitraum von einem Dezenio zwei dergleichen Feste in einem Orte aufeinander folgen. Denn im Jahre 1825 hielt auch der hochselige Bischof Maximilian Verhovacz v. Rakitovecz seine Jubelfeier. — Am 30-ten Dezember verflossenen Jahres wurde dieser festliche Tag mit allen üblichen Solennitäten begangen. Auch wurde auf dem neu erbauten großen Chor der Kathedralkirche die neue maßive Orgel zum Erstenmale gespielt. Zu Mittag war bei Sr Exzellenz Tafel auf 200 Gedeken. Abends wurde die ganze obere und untere Stadt illuminirt, Sr Exzellenz fuhren in Begleitung vieler Wagen, die Beleuchtung zu beschauen, und wo Hochdieselbe erschien, empfing den, um Wissenschaft und Verschönerung Agrams hochverdienten Prälaten ein vollstimmiges Vivat. Bei dieser Gelegenheit sind viele Gedichte in kroatischer, latei-

nischer und deutscher Sprache erschienen.

Seit 1. Januar wird hier auch eine politische Zeitung in der Landessprache ausgegeben, die viele Abnehmer zählt.

Das Theater findet in der günstigen Saison immer mehr Zuspruch, um so mehr, da sich der Unternehmer angelegen sein läßt, den Wünschen des Publikums möglichst zu entsprechen. Die Oper wurde durch Ankunft einer Sängerin für Sopranparthien ergänzt, die aber noch nicht aufgetreten ist. Nächstens folget ein vollständiger Theaterbericht, über das Personal und die Darstellungen. Da fast täglich gespielt wird, so kommt im Repertoir viel Wechsel neuer und alter Bühnenstüke vor. S—C.

Miszellen.

Petersburg. Ein achtjähriges Kosakenmädchen rettete einem in den Terek gefallenen sechsjährigen Knaben, mit eigener Lebensgefahr, das Leben. Sr. Maj. der Kaiser hat befohlen dem braven Mädchen die Rettungsmedaille zu verleihen, und 500 Rubel für seine einstige Mitgift auf Zinsen zu legen. N.

London. Eine neue Art Diebe treibt jezt hier ihr Unwesen und hat bereits schon manchen Gaunerstreich glüklich vollbracht. Es sind anständig gekleidete, hübsche junge Frauenzimmer. Sie gehen, anscheinend unbefangen auf der Straße, gleiten aus und fallen erschroken auf die Erde. Wie natürlich springen vorübergehende junge und alte Gentlemans ihnen zu Hilfe, und während sie bemüht sind, ihnen auf die Beine zu helfen, bemächtigen sich die gefallenen Schönen sehr geschikt der Börsen, Uhren, Saktücher etc. der galanten Herren. N.

Frankfurt. Ein am Weihnachts-Abend in unserer Stadt Statt gehabter Mordversuch ist gegenwärtig der Gegenstand des allgemeinen Stadtgesprächs. Hr. Golmik, ein achtbares Mitglied unseres Theater-Orchesters, begab sich an diesem Abend nach 9 Uhr aus der Wohnung der Sänger Familie Fischer (=Achten), durch den sogenannten „rothen Hof" nach Hause. An einem in der Mitte dieses Hofes stehenden großen Baum angekommen, wurde er plözlich von mehreren Personen angegriffen, zu Boden geworfen und mit einem schneidenden Instrumente in der Nähe des Herzens verwundet. Gestern noch glaubte man ihn gefährlich, heute aber ist Hr. Golmik außer Gefahr. Auf den Hilferuf des Verwundeten entflohen die Mörder. Hr. Golmik raffte sich auf, und kehrte mühsam in die Wohnung der Familie Fischer (=Achten) zurük, die er erreichte, aber beim Eintritt erschöpft zu Boden sank; an dem Hervorströmen des Blutes sah man, daß er verwundet war. Nachdem die erschrokene Familie von dem Vorfall in Kenntniß gesezt war, eilte (wie man sagt) die Mutter der Madame Fischer (=Achten) nach der Hauptwache, um militärische Hilfe herbeizuholen und — nun kommt das Komische der Geschichte. Als Madam Achten auf die Wache kam, fragte sie nach dem wachthabenden Offizier; der Wachtposten verwies sie in das Offizierszimmer. Als dieselbe in das Zimmer eintrat, lag der Offizier schlummernd auf dem Sopha. Durch das Geräusch gewekt, sieht er in der Dame, die auf ihn zueilt, eine sich dem Tode weihende Freiheitsheldin, die ihn (den Offizier) ermorden wolle; er springt schnell auf und zieht den Degen. Aber sein kühner Muth war hier überflüssig; doch

ob dieser unerwarteten schreklichen Demonstration war die Mutter der Madame Fischer (=Achten) nicht wenig erschroken. — Die auf der Stelle angeordneten polizeilichen Nachforschungen im rothen Hofe, so wie die emsig betriebene gerichtliche Untersuchung über den Mordanfall, haben bis jezt noch zu keinem Resultat geführt. — Von politischen Umtrieben soll hier durchaus nicht die Rede sein, wohl aber von edlem (!) Künstlerneid. Verschiedenheit der Kunstansichten und des Urtheils über das Talent irgend einer ausgezeichneten Sängerin u. dgl.; denn vor nicht gar langer Zeit soll Hr. Golmik schon einmal überfallen und durchgeprügelt worden sein. Hr. Golmik soll, nach diesem ersten Abenteuer, des Abends nie ohne Waffen ausgegangen sein; warum er aber am Weihnachtsabend keinen Gebrauch davon machte, ist nicht bekannt. L.

Dublin. Ein äußerst betrunkener Irländer kam in ein Wirthshaus, ließ sich noch ein Maaß Whisky geben, und gerieth dadurch in einen Zustand, der es ihm schlechterdings unmöglich machte, seinen Weg fortzusezen. Der menschlich fühlende Wirth erlaubte ihm die Nacht vor dem Kamine zuzubringen, und ging zu Bette, aber als er am Morgen wieder ins Zimmer trat, ach! — da war dem Unglüklichen das rechte Bein völlig abgebrannt, und seine entsezliche Trunkenheit hatte ihn sogar verhindert, es eher zu merken, als bis das Feuer das Knie völlig erreicht hatte. — Glüklicher Weise war das Bein von Holz. V.

London. Hier hat sich ein Verein von Dieben zusammen gefunden und sich den Namen: „Gesellschaft wahrer Freunde“ gegeben. Sie beschränkt sich auf 60 Mitglieder, welche sich allmonatlich in einer Taverne versammeln. Wer ohne hinlänglichen Grund ausbleibt, muß eine Geldstrafe erlegen. Bei der lezten Versammlung fehlten 43, doch es fanden sich gültige Entschuldigungen; 8 waren gehängt, 11 deportirt, 9 flüchtig, und 15 saßen im Gefängniß. M.

Paris. Ein junges Mädchen, Namens Alphonsine de Vernon, welches seit mehreren Wochen in polnischer Offiziers-Uniform durch die Straßen von Paris stolzirte, ist von der Polizei festgenommen worden. H.

Paris. In einer Empfehlung der prachtvollen Bijouteriehandlung Giroux und Komp. in Paris, zu Neujahrsgeschenken, kommt auch der originelle Ausdruk vor: mille superfluités indispensables (tausenderlei Unentbehrlich-Ueberflüssiges.) B.

Cadix. In Marocco erscheint jezt ein politisches Journal, das immer mit einem Räthsel anfängt und auch damit aufhört. Der Raum zwischen beiden ist gewöhnlich leer. Dem Kaiser gefällt die Tendenz des Blattes so außerordentlich, daß er es zum Lesebuch für die Schulen verwenden will. H.

Stollberg. Auf dem Gymnasio zu Stollberg ist an die bürgerlichen Schüler das gemessene Gebot ergangen, ihre adeligen Kameraden nicht schlechtweg bei Namen zu nennen, sondern immer das Wörtchen „von“ deutlich und vernehmlich vorangehen zu lassen; wer es weglasse, begehe eine Art Diebstahl. V.

Modenbild. Nr. 3.

Neueste Pariser Masken-Anzüge für den Karneval.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 1.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

5. Sonnabend, 17. Januar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Das Gespenst.

(Eine wahre Begebenheit *).

Der lezte Marquis von A*** wohnte während eines Theiles des Sommers auf einem seiner Landgüter in der Umgegend von Palermo. Seine einzige Tochter, Laura, verliebte sich im Jahre 1808 in einen jungen Offizier, den sie zufällig hatte kennen lernen; da sie jedoch nicht hoffen durfte, die Einwilligung ihres Vaters zu dieser Verbindung zu erhalten, so bemühte sie sich ihre Leidenschaft zu unterdrüken; kaum hörte sie aber, daß ihr Geliebter im Begriffe stehe Palermo mit seinem Regimente zu verlassen, so konnte sie seinen Bitten nicht widerstehen und bewilligte ihm eine lezte Zusammenkunft unter ihren Fenstern. Zur bestimmten Stunde stand Laura auf dem Balkon, und lauschte in die finstere Nacht hinaus der Ankunft des Geliebten entgegen, als sie plözlich, unfern vom Schlosse, auf einem Wege, der ins nächste Dorf führte, eine Gestalt sich bewegen sah. Sie glaubte anfänglich, es sei der sehnlich Erwartete, kam aber bald von ihrem Irrthume zurük, denn bei genauerem Hinsehen erblikte sie eine riesenmäßige, ganz weiß gekleidete, langsam und feierlich einherschreitende Gestalt, die durchaus nicht dieser Welt anzugehöcen schien. Heftig erschroken, warf Laura das Fenster zu und wagte sich nicht mehr auf den Balkon. Am andern Morgen brachte ihr eine im Dorfe wohnende alte Frau ein Billet von dem Geliebten, in dem er über ihre Grausamkeit klagte, und sie beschwur, das heutige Stelldichein doch ja nicht zu versäumen, und da Laura ihre Schreken bereits vergessen hatte, so nahm sie sich vor, am Abende nicht so furchtsam zu sein.

*) Vorgefallen in Sizilien im Jahre 1808.

Zur nämlichen Stunde, wie Tags zuvor, stand sie auf dem Balkon, allein bald ließ sich auch die weiße Gestalt wieder sehen. Des neuen Schrekens ungeachtet wollte sie doch ihrem Geliebten nicht abermals Kummer verursachen, und da sie sich zudem daran erinnerte, daß ihr doch in ihrem Zimmer nichts geschehen könne, so blieb sie stehen; das Phantom verschwand, langsamen und feierlichen Schrittes, bald in der Finsterniß. Lange noch wartete Laura voll Ungeduld auf das Erscheinen des Geliebten, und die Uhr des benachbarten Kirchthurms schlug zwei, als sie sich endlich ermüdet und beunruhigt in ihr Zimmer zurükzog.

Der junge Offizier hatte während dessen die Mauer des Parks überstiegen, und war voll Hoffnung und Liebe dem Orte zugeeilt, wo er die Geliebte finden sollte. Schon schimmerte ihm durch das Gebüsch eine Ekе des Schlosses entgegen, als er plözlich das Geräusch von Tritten hörte, und die weiße Gestalt, die wir bereits kennen, gerade auf sich zukommen sah. Ueberrascht griff er nach seinem Degen, das Gespenst that ein Gleiches, und nun entspann sich ein wüthender Kampf, der sich so sehr zum Nachtheile des sterblichen Ritters endigte, daß dieser bald zu den Füßen seines Gegners niedersank; der siegreiche Geist aber sezte seinen Weg fort, der durch diesen Zusammenstoß unterbrochen worden war.

Das Klirren der Degen so nahe am Schlosse war indeß dem Marquis nicht entgangen, der sogleich seine Leute zusammenrief, ihnen befahl den Park zu durchsuchen, und jeden, den sie dort finden würden, festzunehmen. Die Bedienten durchsuchten jeden Winkel, aber vergebens, denn von dem, was vorgegangen war, ließ sich auch nicht die geringste Spur entdeken.

Der Marquis schien mit dem Erfolge der Nachsuchungen höchst unzufrieden, begnügte sich jedoch mit der Aeußerung, er müsse sich geirrt haben. Seine Tochter argwohnte indeß die Wahrheit, und glaubte fest, der Offizier und das schrekliche Gespenst müssen einander begegnet sein. Unruhig wie sie war, beschloß sie, sobald als möglich die bereits erwähnte alte Frau zu besuchen, weil sie von dieser Aufklärung zu erhalten hoffte. Von einer Dienerin begleitet, hatte sie schon das Ende des Parkes erreicht, als sie ihren Schoßhund heftig bellen hörte. Vergebens rief sie ihm mehrere Male zu, und eilte endlich hin, um ihn von dem Gegenstande, der ihn in Zorn oder Furcht versezte, zu entfernen, blieb aber selbst vor Schrek in den Boden gewurzelt stehen, als sie im Gesträuche einen mit Blut bedekten Leichnam sah. In der ersten Verwirrung glaubte sie, es sei der Körper ihres Geliebten und sank ohnmächtig nieder, das Geschrei der Dienerin lokte eine Menge Menschen nach dem Unglüksorte, und unter diesen auch die alte Bäuerin, der Laura einen Besuch zugedacht hatte. Die Ohnmächtige kam endlich zu sich, und erfuhr zu ihrem großen Troste von der Alten, daß der Geliebte in ihrer Hütte verborgen sei, und nur eine unbedeutende Wunde erhalten habe. Laura gerieth nun natürlich auf die Vermuthung, daß der Leichnam kein anderer als der jenes Gespenstes sein könne, das ihr so großen Schreken eingejagt hatte. Sehr traurig kehrte sie jezt nach dem Schlosse zurük; Unruhe und heftige Gemüthsbewegung raubten ihr den Schlaf, und sie wurde endlich von einem Fieber befallen. Um frische Luft zu schöpfen, öffnete sie jezt das Fenster, allein wie groß war ihr Schreken, als sie das abscheuliche Gespenst abermals erblikte.

Sie glaubte jezt, die Alte habe sie hintergangen, der Offizier, ihr Geliebter, sei ermordet, und so brachte sie die ganze Nacht in einem mitleidswerthen Zustande hin.

Die Alte hatte indeß doch wahr gesprochen; der Offizier befand sich wirklich in ihrer Hütte, und kaum hörte dieser von dem vorgefallenen Morde, so glaubte auch er, er habe seinem Gegner, noch ehe dieser ihn verwundete, einen tödtlichen Stoß beigebracht. Der Marquis seinerseits ließ nun ernstliche Nachforschungen anstellen, allein man konnte nicht nur keine Spur von dem Mörder entdeken, sondern es ließ sich sogar nicht einmal ausmitteln, wer der Ermordete, den man im Gebüsche gefunden hatte, eigentlich sei. Die ganze Nachbarschaft trug sich mit tausend Vermuthungen und Gerüchten, die dem Marquis so unangenehm waren, daß er seiner Familie nur wenige Stunden zu den nöthigen Vorbereitungen vergönnte, und dann eilig das Schloß verließ, um seinen Aufenthalt in einem andern Theile der Insel zu nehmen.

Unter anderen Gerüchten, mit denen die leichtgläubigen Bauern sich trugen, war auch jenes, daß man den Schatten des Unglüklichen in der Kapelle seufzen höre, wo man seinen Leichnam beigesezt hatte; nun war aber diese Kapelle, die dem Marquis gehörte, stets verschlossen, nur er hatte den Schlüssel dazu, und die Thüren wurden nur während der Dauer des Gottesdienstes an hohen Kirchenfesten geöffnet.

Ohne die Wahrheit dieser Gerüchte näher zu untersuchen, müssen wir hier einen Rükschritt in der Geschichte machen, und bemerken, daß der Marquis von A***, kurz vor jenem Morde, ein junges sehr schönes Mädchen, von niedriger Herkunft, gewaltsam entführt und den Händen vertrauter Leute übergeben hatte, die in dem unweit des Schlosses gelegenen Dörfchen wohnten. Seine Gemahlin lebte noch, um also jedes Aergerniß zu vermeiden, besuchte er das Mädchen nur bei Nacht. Man wird jezt leicht begreifen, daß jenes Gespenst niemand anders als der Marquis selbst war, da er die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volkes in Sizilien kannte, jene seltsame Verkleidung wählte, um seine nächtlichen Gänge vor den Augen seiner Unterthanen zu verbergen. Bei einem dieser Ausflüge nun war es, wo der Offizier ihm begegnete, in welchem er einen Feind zu sehen glaubte, der ihm auflaure, um ihn zu ermorden. Nach jenem Kampfe gelang es dem jungen Offizier, seiner Wunde ungeachtet, den Ort glüklich zu erreichen, wo sein Bedienter auf ihn wartete und ihn in das Dorf führte. Da nun der Marquis sein Opfer nicht fand, mithin weder erfuhr mit wem er zu thun gehabt habe, noch auch wußte auf wen er seinen Verdacht richten sollte, so glaubte er, sein Gegner sei kein anderer gewesen, als ein junger Mensch, mit dem das von ihm entführte Mädchen versprochen war, ehe es noch in seine Gewalt fiel. Kaum hatte er diesen Gedanken gefaßt, so fühlte er sich auch schon fest überzeugt, daß sein Nebenbuhler, von dem er wußte, daß das Mädchen noch immer eben so herzlich an ihm hänge, als sie ihn selbst verabscheue, mit der Geliebten verabredet habe, ihn zu ermorden, und eifersüchtig und rachgierig wie er war, beschloß er, sich an den beiden Unschuldigen, die seinen Verdacht rege gemacht hatten, zu rächen.

Am Morgen nach dem Kampfe mit dem Offizier erhielt der erwähnte junge Mensch einen Brief mit dem Namen seiner entführten Geliebten unterzeichnet, in welchem sie ihm schrieb, daß er sich Nachts um ein Uhr an einem

bestimmten Orte einfinden und sie aus der Gewalt des Marquis befreien solle. Der Unglükliche ging in die Falle, denn er fand statt der Geliebten drei Banditen, die ihn ermordeten und in das Gesträuch warfen, wo ihn die eigene Tochter des Marquis fand. An demselben Tage verschwand auch das junge Mädchen auf eine geheimnißvolle Weise aus dem Hause, wo sie der Marquis in Verwahrung hielt.

Nach der Abreise des Marquis fiel einige Tage lang nichts Bemerkenswerthes vor; nur schien sich das Gerücht von den Seufzern in der Kapelle verwirklichen zu wollen, denn sie wurden nicht mehr nur zuweilen und von einigen Personen vernommen, sondern Jedermann konnte sie hören, der nur immer an der Kapelle, zu welcher Stunde des Tages es auch sein mochte, vorüberging. Die Bewohner des Dorfes geriethen hierüber so sehr in Aufruhr, daß sie beschlossen, das Innere der Kapelle zu durchsuchen; die Thüren wurden geöffnet, und die Eintretenden durch die klagenden Töne nach der unter dem Gebäude befindlichen Gruft geleitet. Man drang in dieselbe ein, und fand hier das junge, so schnell verschwundene Mädchen in dem bejammernswerthesten Zustande, und nahe daran Hungers zu sterben.

Als man die Unglükliche durch stärkende Mittel wieder zu sich selbst gebracht hatte, erfuhr man von ihr, daß sie schon seit acht Tagen in diesem kalten Gewölbe ohne andere Nahrung als ein Stük Brod und einem Kruge Wasser eingesperrt sei. Zuerst habe man sie in eine noch tiefere Gruft neben den Sarg gebracht, in dem ihr ermordeter Geliebter lag, und wo ihre Stimme von keinem menschlichen Wesen vernommen werden konnte; allein die Verzweiflung habe ihr Kräfte gegeben, die Thüre sei ihren wiederholten Anstrengungen gewichen und sie so in die obern Gewölbe gedrungen, wo sie doch Hoffnung gehabt hätte, daß man ihre klagende Stimme hören und sie dem grausamen Schiksal entreißen werde, dem sie fast erlegen sei. Was die Schändlichkeit dieses grausamen Verbrechens noch vermehrte, war die kaltblütige Bosheit des Marquis, der zu dem armen Schlachtopfer, als er es an diesen Ort des Grauens führte, sagte, es sei noch nicht entschieden, ob er sie hier sterben lassen werde, rathe ihr aber doch, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen. Käme er, fügte er noch hinzu, nach drei Tagen nicht wieder, so möge ihr dies als Beweis dienen, daß sie sterben müsse. Das arme Mädchen wurde wieder hergestellt, allein ihr Zeugniß vermochte nichts gegen den Reichthum, den Einfluß und die mächtigen Fürsprecher ihres niederträchtigen Peinigers.

Reiche Leute.

Der Observer, ein englisches Journal, kündigt den Tod eines unendlich reichen Mannes an, dessen Vater indessen nur ein kleiner Butterhändler war. Dieser Mann, Namens Charles Flower, hatte wie sein Vater mit Butter, Spek und andern Viktualien gehandelt, und jede Konkurrenz in diesen Artikeln überflügelt; er starb an einer Indigestion in seinem Hause zu Russel-Square. Vielleicht haben wenig Leute ihre Gäste so gut bewirthet wie er; er hatte zulezt die höchsten Personen an seiner Tafel versammelt. Das hatte er so angefangen, er lud den Bischof von London ein, sich mit dem Erzbischofe

von Canterbury, dem ersten Richter in der Kings Bench, mit dem Lordkanzler von England bei ihm einzufinden; er richtete immer seine Einladung so ein, daß er sich eines einflußreichen Namens bediente, um einen noch einflußreichern an sich zu ziehen, und so hatte er die Ehre, die merkwürdigsten Männer seiner Zeit an seinem Tische versammelt zu sehen. Sir Charles hat ein Vermögen von 550,000 Pf. Sterl. hinterlassen. Davon hat er seinem ältesten Sohne 400,000 Pf., der Madame Perceval, seiner ältesten verheiratheten Tochter 31,000 Pf., der Madame Goderin, seiner zweiten verheiratheten Tochter 20,000 Pf., zweien seiner nicht verheiratheten Töchter 30,000 Pf. einer jeden, und der dritten nicht verheiratheten jährlich 4000 Pf. St vermacht. Die Millionaire dieser Art sind bei uns, besonders unter den rein gewerbtreibenden Klassen selten. Indessen zitirt man in Paris unter fast allen Professionen Leute, die es zu großem Vermögen gebracht haben. Ein vor zwanzig Jahren aus Deutschland ohne einen Pfennig in Paris eingewanderter Kutschenmacher, besizt das schönste Hotel auf dem Börsenplaze, das 75,000 Francs rentirt und erst den dritten Theil seines Vermögens ausmacht. In einer der lezten Wochen hat Herr Ch...., einem Lampenmacher seine Tochter verheirathet und ihr 500,000 Fr. mitgegeben, und diese Tochter hat noch Geschwister. An demselben Tage that ein Arzt, der vor acht Jahren in einem besondern Zweige der Medizin zu praktiziren anfing, wozu viele Anschläge und Ankündigungen nöthig waren, in seinem Heirathskontrakte ein Vermögen von einer und einer halben Million dar.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Wien, 11. Januar. (Von einem neuen Korrespondenten). Ein Römer würde das Referat aufgegeben haben, wenn er sich in meiner Lage befunden hätte, denn für ein böses Omen muß ich es halten, was ich am 2. Januar des Jahres 1835 im Theater in der Leopoldstadt erlebte. Ich muß meinen ersten Korrespondenzartikel über die Gebühr ausspinnen, um die geneigten Leser gleich im Anfange auf die dornenvolle Bahn eines Rezensenten, und die unaussprechlichen Opfer, die er dem geehrten Publikum zu bringen gezwungen ist, aufmerksam zu machen. Ich beginne. Am 2. Jan. 1835 fing mein Amt an, das mir die Verbindlichkeit auferlegte, die Ereignisse des Tages, die Produktionen der Theater, die Erscheinungen in der literarischen und musikalischen Welt u. s. w. getreulich abzuspiegeln. Mit dem Gefühle der Wichtigkeit, das ich Kraft dieses meines Amtes in mir verspürte, verließ ich das Haus, um mit Rezensentenblik die sämmtlichen Affichen zu mustern, die in Wien in so ungeheurer Menge und in so ungeheurem Formate zu finden sind, daß manches Haus damit ganz überzogen ist. Obwohl ich durchgehends nur alte Bekannte unter den Theaterzetteln fand, so schien es mir doch, als schauten sie mich alle mit einer gewissen Aengstlichkeit, mit einer Scheu und einer Achtung an, die ich mit dem jus gladii, welches meine jezige Würde mir verlieh, sehr leicht zusammenreimte. Herablassend sprach ich ihnen Muth ein und versicherte sie,

daß ich die alten Gerichte, die sie heute anböten auf keinen Fall benagen würde, daß ich überhaupt ein good-hearted fellow sei, mit dem nicht übel d'raus zu kommen wäre. In meiner Rede störte mich ein tiefer — tiefer Seufzer, der einem Theaterzettel entschlüpfte, und als ich genauer sah, bemerkte ich, daß es jenes des Leopoldstädtertheaters gewesen sei. Da war nun ein Hr. Thym als Gast gemeldet in Engels „Edelknaben" und das war wahrscheinlich die Ursache jenes Seufzers, der mich eben nicht zu großen Erwartungen berechtigte. — Es war Abend geworden und ich ging mit den bescheidensten Erwartungen in's Theater; aber so klein und anspruchslos diese auch waren, so ward ich dennoch von der Darstellnng auf's äußerste überrascht. Herr Thym gab den Fürsten. Wäre er der schlechteste Schauspieler seiner Zeit, so wäre er doch ein Schauspieler, aber so — ist er gar nichts! Es thut mir um so mehr weh, ein so hartes Urtheil aussprechen zu müssen, als Hr. Thym übrigens gerade das Gegentheil von dem sein soll, als was er sich heute zeigte, nämlich, ein vortrefflicher Mensch. Das Publikum ehrte die Gastfreundschaft und ließ den Guten seine Rolle nicht enden, um nicht gezwungen zu sein, ihm härter mitzuspielen als er dem Publikum mitgespielt — nein! nicht mitgespielt hatte. Toni Erhart als Edelknabe war allerliebst. Die darauf folgende Pantomime des Hrn. Fenzel entschädigte für das Ungenießbare des Vorspiels und die wunderliebliche Musik des Orchesterdirektors Leppeu trug nicht wenig dazu bei, die Anwesenden mit ihrem herben Geschik wieder zu versöhnen.

Siehst du nun, theurer Leser, was ein korrespondirender Rezensent oder ein rezensirender Korrespondent für ein armer Teufel ist. O wie beneidete ich alle andern Zuhörer! Ihnen stand es frei, fort zu gehen, nicht acht zu geben, zu plaudern oder ihren Eintritts-Gulden im Stillen zu regrettiren, nur ich war gezwungen, dazubleiben, acht zu geben, nicht zu plaudern, und konnte nicht einmal mein Eintrittsgeld bedauern, weil Rezensenten und gewisse andere Personen keines zahlen!

Verzeih mir dieses Mal, billiger Leser, die Gedehntheit dieses Artikels, aber ich wollte dadurch nur die Langweiligkeit andeuten, die ich gefühlt, als ich das Besprochene gehört, und ich hoffe es ist mir gelungen, langweilig zu sein!

Im Theater an d. Wien machen die akrobatischen Vorstellungen der Familie Knie Aufsehen. Der Dichter Schikh, dem seine 2 lezten Produkte auf der Leopoldstädter Bühne durchfielen, versucht nun auf diesem Theater sein Glük, und schon ist ein neues Kindlein seiner Muse unter dem Namen: „Die Entführung vom Maskenball", über diese Bretter gegangen, ohne jedoch besondere Theilnahme zu erregen. Die Direktion dieses Theaters versucht jezt, alte Speisen unter neuem Titel dem Publikum genießbar zu machen, allein dieses hat sich schon den Appetit verdorben und will nicht mehr recht anbeißen. Gleich's: „Adler, Fisch und Bär" geht unter der Firma: „Der Zauberwald oder die Brautwerber aus dem Thierreiche", seinem Banqueroute entgegen. — Im Theater in der Josephstadt macht ein Hr. Mellinger, als Jäger in Kreutzer's „Nachtlager in Granada", außerordentlich Glük. Er darf in dieser Parthie kühn mit seinem Vorgänger Pöck rivalisiren. Weniger an-

ziehend als diese oftgehörte Oper war eine Novität von Franz v. Holbein: „Febronia, das muthige Fischermädchen, oder der Sturm auf die Zwingburg.“ Im ganzen Stük wird nur von Muth gesprochen, so daß sich endlich die Sanftmuth und die Langmuth des Publikums in Unmuth verwandelte. Erlasse mir, lieber Leser, mehr darüber zu schreiben, da ich ja schon genug gelitten, als ich es gesehen! — Das Hofoperntheater gewährt wenig Abwechslung im Repertoir. Das Neueste ist eine komische Oper vom Kapellmeister Neuling: „Die Quäkerfamilie“, die theils wegen der netten Musik, theils wegen der Darstellung der HH. Cramolini und Demmer und der Delle. Vondra gefiel. — Hr. Breiting, als Zampa, leistete Genügendes, überhaupt moderirt dieser Sänger seine Ueberfülle von Kraft nun auf eine wohlthätige Weise. — Das alte Divertissement: „Der Fasching in Venedig“, ist neu in die Szene gesezt worden und findet noch immer Beifall. — Die Matadoren der dramatischen Kunst, die k. k. Hofschauspieler messen ihre Kräfte nun schon lange Zeit mit würdigen Gegenständen. Grillparzers „Traum ein Leben“, Raupach's neuestes Schauspiel: „Corona von Saluzzo“, Goethe's „Götz von Berlichingen“ und Calderon's „Don Gutiere“ schreiten abwechselnd durch diesen Kunsttempel. Da kann sich doch ein armer Rezensent erholen und erlaben von den Strapazen seines Marterlebens. —

Donnerstag, am 8. Januar, ward im Saale zum Sperl, der erste Fortuna-Ball abgehalten. Eine kleine, aber gewählte Gesellschaft fand sich dabei ein und Strauß übte seine oft erprobte Gewalt mit seiner Zaubergeige auf die Anwesenden. —

Einst hieß es: Die Kunst geht nach Brod! In unserer neuen Zeit paßt kein altes Sprichwort mehr, folglich auch dieses nicht. Denn am 9. Jan. produzirte im Konzertsaale des Musikvereins ein Niederländer, Namens Sayne, Quintetten von seiner Komposition unentgeltlich. Incredibile auditu!

Adiaphoros.

Miszellen.

Kronstadt (in Siebenbürgen). Der bekannte Reisende Dr. Martin Honigberger, von dessen merkwürdigen Reisen in öffentlichen Blättern die Rede war, ist von seiner lezten Reise, von Lahore durch Mittelasien, Bukhara, Orenburg nach St. Petersburg, wieder hier, in seiner Vaterstadt, angekommen. Möge dieser vaterländische Gelehrte bald seine interessanten Reisebemerkungen durch den Druk bekannt machen. R.

Bordeaux. Daß es noch Leute gibt, die schwach genug sind, zu glauben, wenn auch nicht der Stein der Weisen, so könne doch die Kunst, Gold zu machen, erfunden werden, beweist ein kürzlicher Vorfall, der sich hier zutrug, und dermalen den Hauptgegenstand der hiesigen Unterhaltung bildet. — Ein in der Normandie geborner Diamanthändler, der kürzlich aus Brasilien zurükgekehrt, ward verleitet, zu glauben, daß ein gewisser, in Bordeaux sich aufhaltender Fremder, das Geheimniß besize, das Wasser der Garonne in trefflichen Liqueur, und das auf den Wiesen an den Ufern dieses Flusses erzeugte Heu in pures Gold zu verwandeln. Der Diamanthändler suchte den Alchymisten auf und ward bei ihm eingeführt, die Verwandlung des Wassers in Liquer als einen für ihn zu

geringen Gegenstand, betrachtend, schloß der Kaufmann einen Vertrag ab, einen bedeutenden Theil seiner Juwelen für das Geheimniß herzugeben, Pferde- und Kühefutter in Gold zu verwandeln. Als der Handel abgeschlossen, ward der Kaufmann geheimnißvoll in das Laboratorium des Alchymisten eingeführt, das sich in einem kleinen Gemache befand. Nachdem der Schmelzofen geheizt, und der Tiegel gehörig heiß geworden, ward eine Quantität Heu mit allen vorgeschriebenen Maaßregeln und ernster Miene hinein gethan. Bald erschien auf der Oberfläche ein Schaum von Goldglätte, welcher als reines, unverfälschtes Gold begrüßt ward. Es konnte erst den folgenden Tag von der Schlake gereinigt werden, wenn es kalt und fest sein würde. Unser vorsichtige Normann, um einem Betruge vorzubeugen, nahm den Schlüssel des Zimmers zu sich, welches nicht früher geöffnet, als bis der Schmelztiegel angebrochen ward. Dies geschah zur bestimmten Stunde; der Handelsmann empfing sein neugemachtes Gold, und der Alchymist seine Diamanten. Ein Freund des ersten, dem derselbe sein werthvolles Geheimniß mittheilte, rieth ihm, das Metall zuvor prüfen zu lassen, ehe er es als reines Gold annehme. Dies geschah, und es zeigte sich, daß nicht der geringste Theil Gold in der ganzen Masse zu finden war. Sogleich wendete man sich an den Staatsprokurator, um den Betrüger zu verfolgen. Allein eine sonderbare Episode zeigte sich. Der Alchymist wollte seinen Wirth mit einigen dieser Diamanten bezahlen; nachdem sie dieser aber hatte untersuchen lassen, fand man, daß sie eben so wenig ächt waren, als das aus Heu gemachte Gold. W.

Auszeichnung.

Pesth. Se. k. k. apostolische Majestät geruheten ein Exemplar des von dem Kalligraphen Joseph Fischer in Pesth ausgeübeten und lithographirt herausgegebenen allegorischen Tableau's, die österreichische Volkshymne darstellend, in Gnaden aufzunehmen und demselben mit einem schmeichelhaften Schreiben des Herrn Vorstehers der kaiserl. Privatbibliothek, dd. 12 Dez. 1834, ein namhaftes Honorar huldreich zustellen zu lassen.

Da über dieses höchst sinnreich inventirte und ausgeführte Kunstblatt in mehrern öffentlichen Blättern verdiente rühmliche Erwähnung geschah, so machen wir blos darauf aufmerksam, daß außer der kleinen Anzahl vorräthiger Exemplare keine neuen Abdrüke mehr gemacht werden, und jene zu haben sind in der Kunsthandlung des Herrn Tomala, in der Buchhandlung des Hrn. Kilian sen., und bei dem Herausgeber selbst (Landstraße, Kolb'sches Haus, Nr. 530, 2. Stok) von 11 bis 12 Uhr Vormittag. — Möge Hr. Fischer durch diese zweite ihm zu Theil gewordene allerhöchste Auszeichnung *) angeeifert werden, sein Kunststreben uns bald wieder in einer neuen Gestalt vorzuführen.

Bei dieser Gelegenheit empfehlen wir, sowohl wegen des gewählten Textes, als auch der vorzüglichen Muster zur Erlangung einer schönen kursiven Handschrift, Hrn. Fischers: „Magyar és franczia Iráspéldák," welche besonders allen Erziehungsanstalten willkommen sein müssen. v. R.

*) Hr. Fischer erhielt schon im J. 1820 von Se. Maj. dem Kaiser, für ein Allerhöchst denselben überreichtes Originalblatt der Kalligraphie, eine goldene Medaille. d. Red.

Damen-Korsetten mit Gummi-Elastikum

verfertigt Johann Palofneck in Pesth, unter den Schilde: „zur schönen Ungarin". Er gibt sich die Ehre, einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum gehorsamst anzuzeigen, daß bei ihm die vorzüglichsten Damen-Korsetten mit Gummi-Elastikum, die ohne dem Körper nachtheilig zu sein, vielmehr denselben bilden, so auch elastisch gearbeitete, in reicher Auswahl zu haben sind, und zwar: 1. Mieder bei vollem Anzuge. 2. Morgen- und Nacht-Mieden. 3. Mieder für Kinder, durch welche die Vorbeugung des Körpers verhindert wird. Auch sind elastische Schuhriemen bei ihm zu bekommen. Hat sein Gewölbe in der innern Stadt, im Hause zum Paradies, nächst dem Gasthof „zum weißen Schiff", Nro 630.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

6. Mittwoch, 21. Januar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Paris sonst und jezt.

Von Henry Lytton Bulwer.

Vor Kurzem hat Henry Lytton Bulwer, ein Bruder des Modeschriftstellers und gleich ihm Parlamentsglied, eine Schrift über Frankreich herausgegeben, unter dem Titel: France, social, literary, political. Wir beeilen uns, einige Abschnitte daraus mitzutheilen, welche das günstige Vorurtheil, das der Name des Verfassers erregt, bestätigen werden.

* * *

Schon oft habe ich mich darüber gewundert, welche große Aehnlichkeit die Zeit, welche fast an allen Elementen der Existenz eines Volks rüttelt und sie umändert, doch zwischen einem Jahrhundert und dem andern läßt. Im Leben einer Nation, wie während des Lebens eines Individuums, wechselt der Körper mehr als einmal alle kleinsten Theile seiner Materie, und wie uns ein Blik auf die Sonnenuhr die Bahn zeigt, welche der Weiser zurükgelegt hat, so liest ein verständiger Blik die Geschichte eines Landes aus den Zeitungen, die auf dem Tische liegen. Ein Sizilianer entwirft folgende Skizze von Paris zur Zeit Ludwigs XIV. „Ohne Uebertreibung," sagt er, „kann man Paris als ein ungeheures Hotel betrachten: überall sieht man Kaffehäuser, Estaminets, Schenken und ihre Besucher; immerfort rauchen die Küchen, und das Essen nimmt kein Ende. Der Luxus in Paris ist wirklich ungeheuer; sein Wohlstand könnte drei Städte bereichern. Ueberall reiche, glänzende Kaufläden, wo man Alles feil hat, was man entbehren kann, wie Alles, was man braucht. Jedermann will auf glänzendem Fuß leben, und der ärmste Edelmann will es eifersüchtig seinem reichen Nachbar gleich thun. Ohne Bän-

der, ohne Spiegel kann der Franzose nicht leben. Die Mode ist der wahre Dämon der Nation, ein Geschlecht ist so eitel und so genußsüchtig wie das andere, und wenn die Weiber keinen Schritt thun ohne einen Spiegel, so sieht man auch die Männer auf offener Straße ihre Perrüken kämmen und in Ordnung bringen. Kein Volk ist so herrisch und so kek wie diese Pariser; sie machen sich sogar mit ihrem Leichtsinn breit und sagen, sie allein in der Welt können ihr Wort mit Ehren brechen. Wenn man sich vergeblich nach Bescheidenheit und Weisheit umsieht, so findet man desto mehr Galanterie und Höflichkeit. Betritt man einen Kaufladen, so werden einem tausenderlei Dinge aufgeschwazt, von denen man sich nichts träumen ließ, bevor man zum Artikel kommt, den man braucht. Höchst einnehmend sind die Manieren der höhern Stände; es gibt hier förmliche Lehrmeister in der Höflichkeit, und eines Tags wollte ein hübsches Mädchen mir Komplimente zu kaufen geben. Kleine Hunde sind die Liebhaberei der Damen, sie gebieten ihren Männern und gehorchen Niemanden; sie kleiden sich sehr graziös, man sieht sie zu allen Stunden, und Konversation ist ihre Leidenschaft. — In den Fasten geht das Volk Morgens in die Predigt, Abends in die Komödie, mit gleichem Eifer, gleicher Inbrunst. Die jungen Leute trifft man immer im Ballhaus, die alten bringen ihre Zeit mit Karten- und Würfelspiel oder mit Schwazen der Tagesneuigkeiten zu. Die Tuilerien sind der gewöhnliche Sammelplaz der Müßigen und Aller, welche sich ohne viele Umstände belustigen wollen. Chokolade, Thee und Kaffe sind stark im Brauch; aber lezterem gibt man den Vorzug und er gilt für ein Mittel zu Stärkung der Lebensgeister. Ein Frauenzimmer erhielt die Nachricht, ihr Mann sei in der Schlacht umgekommen. „Ich Unglükselige!“ rief sie aus, „schnell eine Tasse Kaffe!“ Die Damen reiten beim Ausgehen stets auf Maulthieren, die Herren gehen in schweren hohen Stiefeln durch den Koth. Die Miethkutschen sind alt, schäbig, mit Koth bedekt; die Pferde haben kein Fleisch auf den Knochen, die Kutscher sind grob, und haben so rauhe, furchtbare Stimmen, und ihr Peitschengeknall vermehrt den Lärm so schreklich, daß das rasselnde Fuhrwerk sich nicht sobald in Bewegung sezt, als man meint, alle Furien seien losgelassen, um Paris mit höllischen Tönen zu erfüllen.“

So war Paris vor hundert Jahren; und nun denke man, welch mächtige Umwälzungen seitdem vorgegangen sind; man bedenke, daß wir seitdem Law, Voltaire, Rousseau, die Orgien und den Bankerutt der Regentschaft, die Regiernng Ludwigs XV., die Kriege und die Schreken der Republik und des Kaiserreichs, den langen Kampf unter der Restauration erlebt haben; man bedenke, daß seitdem die Lehre von der Freiheit und Gleichheit, das Licht erblikt hat. Man bedenke dies Alles, und sage, wenn man die obige Skizze liest, ob Vergangenheit und Gegenwart nicht die größte Aehnlichkeit mit einander haben? ob nicht, wenn man Paris unter Louis Philippe betrachtet, die Hauptzüge des Gemäldes dieselben sind wie unter Ludwig XIV?

Allerdings hat sich Paris verändert: die Damen reiten nicht mehr auf Maulthieren und die Herren ordnen ihre Frisur nicht mehr auf der Straße; die Kaufleute haben von ihrer ungemeinen Artigkeit etwas eingebüßt, der

Adel hat die feine Politur seiner alten Sitten abgelegt, es gibt keine Lehrmeister der Höflichkeit mehr und keine jungen Frauenzimmer, welche mit Komplimenten handeln. Unter einer ernsten Regierung sind die Pariser nicht mehr so leichtsinnig als vordem: die Eitelkeit, die einst auf Toilette und Konversationszimmer verwiesen war, hat einen höhern Flug genommen, und macht sich breit auf dem Marsfeld oder bricht sich Bahn in die Kammer. Die Leidenschaften sind die alten, aber eine neue Maschine gibt ihnen eine andere Form und schafft ein anderes Gebilde aus dem alten Material. Wir haben es vor Augen, welche Veränderungen andere Gesezе, andere Ideen bewirken, und der Volksgeist, der dem Volkscharakter einen höhern Schwung gegeben, hat auch die Miethkutsche belebt, hat die Straßen erweitert und zweihundert Unterthanen Sr. Majestät des Jahrs das Leben erhalten *). Wir sehen, wie Vieles sich mit neuen Gesezen, neuen Ideen geändert hat, wir sehen aber auch, wie Vieles neue Gesеze und Ideen unverändert gelassen haben. Der Trieb, einander zu überbieten, die Sucht zu gefallen, die Liebe zum Puz, der schnelle Uebergang von einer Leidenschaft zur andern, der amour-propre, der Wankelmuth der Pariser, alles dies ist noch wie unter dem grand monarque, und auch der sittliche Zustand der Gesellschaft erinnert immer noch an Montesquieu's Wort: „que le Français ne parle jamais de sa femme, parce qu'il a peur d'en parler devant des gens qui la connaissent mieux que lui." Ich habe gesagt, der Pariser sei noch so ziemlich so wankelmüthig wie vordem. Unter der alten Hierarchie der Stände und Gewerbe konnte er in nicht viel mehr als in seinen Vergnügungen beweglich und unstät sein. Die Bahn, die er bis zum Grabe zu wandeln hatte, war ihm an der Wiege vorgezeichnet, und wer als Bedienter geboren war, konnte höchstens hoffen, als Kellermeister zu sterben. Das Leben des Parisers ist umgewandelt; dies zeigt schon ein Blik auf die Stadt. Ein neuer Geist, der Geist des Handels, des Erwerbs, der Arbeit hat Stadt und Bürger zu andern gemacht; die Börse ist das Monument der Jeztzeit, selbst Feuerwerk und Tanz sind aus ihren alten Territorien ausgetrieben, und Beaujon und Tivoli sind Baupläze geworden. Aber das Geschäftsleben dieses flüchtigen, leichtherzigen Volks zeigt ganz denselben Charakter wie seine Lust, und unter den Ursachen der ängstlichen Klemme im Jahr 1830 stand obenan die Unbesonnenheit, womit der Kapitalist sich hier in ein Geschäft einließ, von dem er gar nichts verstand, dort plözlich, völlig unbedacht, sein Kapital von einem Industriezweig auf den andern warf, während er nichts abwarten konnte, die Folgen gar nicht berechnen und beständig von der unersprießlichen Sucht nach Wechsel und Veränderung geplagt wurde. — Du reste kann Paris noch jezt für ein großes Hotel gelten. Es gibt achthundert Kaffehäuser, tausend Restaurationen, wo man in von Gold, Malereien und Glas strahlenden Räumen auf Silber bedient wird und der Garçon mit seinem: que demandez-vous, Monsieur? eine Speisekarte mit zweihundert und mehr Artikeln überreicht. Es gibt hundertzweiundneunzig öffentliche Vergnügungsorte, die unzähligen Schenken vor den

*) Zweihundert Menschen wurden vor der Revolution im Durchschnitt jährlich überfahren; diese Belustigung war in den lezten Tagen des ancien régime stark in der Mode.

Barrièren, wo der Pöbel seinen Sonntag feiert, ungerechnet. Jede Nacht befinden sich zwanzigtausend Menschen in den Theatern; fünf öffentliche Bibliotheken und hundert Lesekabinette sind beständig voll, es gibt ungefähr eben so viele berühmte Tanzmeister als berühmte Lehrer der Mathemathik, und die Munizipalität gibt ein Viertheil mehr für ihre Feste aus, als für ihren Gottesdienst.

(Fortsezung folgt.)

Physiognomie.

Der physische Schmerz, die Leiden, prägen oft der Physiognomie den Ausdruk eines großen Geistes auf. Ich habe eine mit der Krebskrankheit behaftete Frau aus der niedern Volksklasse gesehen, die hinsichtlich des tiefen Ausdruks ihrer Physiognomie vollkommen der Frau von Staël glich. Das nämliche gilt auch von ganz verschiedenen Leidenschaften, von heftigem Kummer, übermäßigen Geistesanstrengungen und dem Uebermaße in Genüssen: Alles, was das Gemüth heftig bewegt, Alles, was unsere Empfindlichkeit erschüttert, äußert auch fast ähnliche Wirkungen auf das Gesicht.

*

Ein großer Kopf deutet auf lebhafte Einbildungskraft, auf ungewöhnliche Langsamkeit des Denkens, schnell auflodernden Enthusiasmus, einen starken Willeu, und oft auf Genie. Dabei verräth eine schmale Stirn Lebendigkeit, eine runde Zorn.

*

Jedem Menschen fällt es schwer, sich eine richtige Vorstellung von seinen eigenen Gesichtszügen zu machen; selbst den Frauen gelingt dies nur mit Mühe. Die Ursache ist die, daß wir die Bewegungen der Augen nicht sehen, welche die Grundzüge der Physiognomien ausmachen.

*

Es läßt sich bis zu einem gewissen Punkte von dem Style und dem Zuschnitte der Perioden einer Person auf ihre Respiration schließen. Gewiß interpunktirte J. J. Rousseau anders als Voltaire, Bossuet anders als Fenelon. Wenn ich behaupte, man könne vermittelst des Styles jemandes Respiration beurtheilen, so heißt dies auch so viel, als, man könne auf seine Leidenschaften und Gemüthsbewegungen einen Schluß machen; denn lebhafte Gedanken sezen das Herz in eine rasche Bewegung, und das schnelle Herzklopfen beschleunigt die Respiration und macht die Stimme zitternd. Daher die Gewalt, welche eine bewegte Stimme stets über uns ausübt: sie erwekt die Aufmerksamkeit; sie ist das Zeichen eines begeisterten oder schüchternen, oder gewissenhaften Redners. Kalte Redner und mittelmäßige Schauspieler ahmen diese wahre, aus dem Herzen kommende Regung vermittelst einer oscillatorischen Bewegung der Arme nach.

*

Dieselbe Gemüthsbewegung, welche die Respiration beschleunigt, das Herz klopfen, die Stimme zittern macht, erzeugt auch ein Schwanken und

eine Unsicherheit in allen übrigen Bewegungen des Körpers, und diese Wirkungen dauern oft noch fort, wenn sie selbst schon lange aufgehört hat. Daher kommt es vielleicht auch, daß die Handschriften unserer großen Schriftsteller gemeiniglich so unleserlich sind; und so wie die Dummheit selbst die Fehler verdienstvoller Männer nachahmt, so haben sich mittelmäßige Köpfe bestrebt, die dürftigen Gedanken ihrer schläfrigen Begeisterung in nicht zu entziffernden Schriftzeichen auszudrüken.

*

Ein hoher Grad von Häßlichkeit ist fast immer ein Zeichen von Sklaverei, moralischen Leiden oder harter Arbeit. Es ist gewiß, daß ein unthätiges, behagliches Leben und Sorglosigkeit der körperlichen Schönheit förderlich sind; es liegt also mehr Wahrheit als man glaubt in dem Titel Edelmann, den man einst jedem glüklichen Nichtsthuer beilegte.

*

Es gibt vielleicht Niemanden, der nicht irgend einen Zug seiner Physiognomie, irgend einen Theil seines Körpers nach seiner Wahl und seinem Geschmake verändert haben möchte. Man ist niemals so vollkommen zufrieden mit seinem Gesicht, als mit seinem Geiste. Wie selten muß körperliche Vollkommenheit bei den jeztlebenden Völkern Europas anzutreffen sein, da Thorwaldsen zu seiner Venus dreißig verschiedene Modelle haben mußte! Gleichwohl sollte man meinen, daß die Demoralisation der großen Städte, so wie besonders die wohlthätigen Folgen der Vaccine, dem Genie der Maler und Bildhauer sehr zu Hilfe kommen müßten.

*

Ein Mensch, der das Unglük hat zu schielen, sollte in seinen Handlungen und Reden vorsichtiger als andere sein; denn die menschliche Bosheit ist immer geneigt, von den unregelmäßig angelegten Zugängen einen analogen Schluß auf das ganze Gebäude zu machen.

*

Tiefe Falten zu beiden Seiten der Mundwinkel lassen voraussezen, daß man ein Spötter, oder ein von Natur lustiger Mensch, oder den Launen eines boshaften Spötters ausgesezt sei.

*

Das Lachen, nicht das Lächeln, ist mehr ein Charakter der Albernheit als des Verstandes: geistvolle Menschen sind gemeiniglich ernst. Die Gewöhnung an große Gedanken macht fast immer gleichgiltig gegen die unwichtigen Dinge, welche Lachen erregen.

*

Je tiefer bei einem Menschen die Falten zwischen den Muskeln sind, mit desto mehr Ursache darf dieser auf eine lange Lebensdauer und eine dauerhafte Gesundheit hoffen. In der That spricht sich durch die Energie der Muskeln stets eine glükliche Organisation und Regelmäßigkeit der Funktionen aus. Daraus ergibt sich, auf einem wie richtigen Prinzipe die Chiromantie beruht: wenn sie gleichwohl oft nur auf Lügen hinausläuft, so rührt dies daher, daß man sie etwas anderes sagen läßt, als sie wirklich sagt.

Harun Al Raschid und sein Vezir.

Den großen Harun Alraschid (Gott erhalte sein Gedächtniß zum Seegen der Urenkel!) fragte einst sein Vezir Mussaffer: Warum er doch wohl Akademien und Schulen stifte, überhaupt die Wissenschaften ermunterte? Glaubst Du, Herr, daß man Dir besser gehorchen werde, je mehr man aufgeklärt ist? — „Ja, antwortete der Kalife, denn mein Volk wird den Sinn und die wohlthätige Absicht meiner Geseze besser fassen.“ — „Wird man die Abgaben bereitwilliger bezahlen?“ — „Ja, denn man wird ihre Nothwendigkeit und nüzliche Verwendung begreifen.“ — „Werden Deine Soldaten eifriger fechten?“ — „Ja, denn sie werden wissen, wofür sie es thun, und einsichtsvollere Anführer haben.“ — „Aber Deine Gelehrten, Deine Weisen, werden Irrthümer verbreiten.“ — „Ja, aber diese Irrthümer werden durch andere Weisen bestritten werden, und man wird neue Wahrheiten entdeken.“ — „Aber, gnädigster Herr, wenn einst Dein Nachfolger nach andern Grundsäzen —“ „Unwürdiger, rief der Kalif, willst Du mich so erniedrigen, daß ich lieber darnach streben soll, der Bösartigkeit Opfer der Thorheit Spielraum, oder der Trägheit ein Lotterbett zu bereiten, als meine Völker glüklich zu machen?“ —

Welttheater.

In Lissabon führen sie auf: „Die Heirath aus Neigung“; in Paris: „Heute mir, morgen dir“; in London: „Wirrwarr in allen Eken“; in Rom: „der Vetter aus Lissabon“; in Alexandrien: „der bezähmte Widerspenstige“; in Konstantinopel: „das unterbrochene Opferfest“; in Madrid: „die Schachmaschine“ und „der Wechsler“; und in Paris auch die Oper: „die beiden Füchse.“

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Stokholm. Im vorigen Sommer machte ein Mädchen in Schweden ungemeines Aufsehen wegen ihrer Schönheit. Um ihres Unterhaltes willen schlug sie in Stockholm Mörtel nach dortiger Sitte. Sie hieß die schöne Dakulla, wurde in Kupfer gestochen und zu jedem Gastmahle geladen. Sie erntete kostbare Geschenke und sammelte sich eine hübsche Summe. Aber sie vergaß weder das Mörtelschlagen, noch wurde sie ihrer heimathlichen Unschuld ungetreu. Sie ging endlich vom Könige beschenkt (den sie mit „du“ anredete) nach ihrem Geburtsort und verursachte, wo sie ankam, einen ungemeinen Auflauf des Volkes. Jezt ist sie eine glükliche Hausmutter in ihrer Heimath. A.

Paris. Von dem gegenwärtigen Intendanten des königl. Hofes in Paris, Grafen v. Montalivet, erzählt man, daß er, um die Hofbedienten zu verhindern, die Ueberreste der königl. Tafeln beim Abtragen in die Tasche zu schieben, bei den neuen Livreen die Taschen gänzlich unterdrükt habe. M.

München. Das Münchner Tagblatt sagt: In Augsburg sind jezt

Tänzer aus Spanien; die machen bestimmt gute Geschäfte, denn die Augsburger lieben Alles was — spanisch ist. B.

Berlin. Eine herrschaftliche Amme, welche sich bei Erfüllung ihrer Pflicht gerne mit den Werken der schönen Literatur bekannt machte, las emsig den Rinaldo Rinaldini, als der ihr anvertraute Sprößling mehrmals seinen Appetit laut kund gab. Als das Geschrei des hungrigen Kindes endlich zu arg wurde, warf sie wüthend das Buch weg und rief: „Aber gnäd'ges Herrchen, kannst du nicht warten, bis Rinaldo todt ist?“ T.

London. Der englische Globe erzählt, vor Kurzem hätten zwei Herren in London gewettet, sie wollten von der London-Brüke aus in die nächsten 12 Kirchen gehen, und sie würden in keiner derselben 100 Personen versammelt finden. In der ersten Kirche trafen sie 20 Leute, in der zweiten 6, in der dritten einen Thürschließer und einen alten Mann, und so fort: in allen 12 Kirchen zusammengenommen aber keine 100 Personen! M.

Paris. Die maskirten Bälle im Pariser Opernhause werden in diesem Winter alles bisher Gesehene an Pracht übertreffen. Den Ankündigungen zufolge, hat man sich auf wahre Zauberfeste gefaßt zu machen. Die mit diesen Bällen verbundene Lotterie wird sich weit über die gewöhnlichen Ausspielungen dieser Art erheben. Es sind mehr als 50,000 Franks zum Ankauf von Gegenständen verwendet worden, die 14 große Gewinne bilden sollen. Die 5 ersten Gewinne werden aus folgenden Gegenständen bestehen: 1) einem paar kostbaren Armbändern; 2) einem besonders bestellten, prachtvoll verzierten Fortepiano von Pleyel; 3) dem schönsten ächten Shawl, den man in Paris hat auffinden können; 4) einem vollständigen silbernen Theeservice, und 5) einem Abonnement auf eine Loge ersten Ranges in der großen Oper, für das ganze Jahr. B.

Der Modenkurier.

(Paris, 5. Jan. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!“

1. Unter der großen Zahl der artigen Kopfputze, die in der italienischen Oper zu sehen war, zeichnete sich eine kleine Toque à la Camargo von schwarzem Sammet und mit einer sehr originell postirten großen rosenrothen Feder aus. Der ziemlich kleine Schirm war mit einer unbeschreiblichen Grazie aufgerichtet.

2. Die Mehrzahl der Hüte war daselbst von sehr kleiner Form, aufgerichtet und von Krepp. Die sehr langen und breiten Bindbänder fallen bis auf den Gürtel hinab; auch werden sie durch die Enden der am Fuße der Federn angebrachten Schleifen ersezt, die bis auf die Brust hinabfallen. Diese Hüte waren mit verschiedenartig gesezten Federn oder Marabouts geziert.

3. Die Bonnets werden täglich leichter; auch werden sie häufig von sehr jungen Frauen getragen. Die Blonde ist sehr niedrig und sehr leicht, und die Blumen werden sehr tief auf die Wangen gesezt.

4. Ein Ball verdrängt schon den andern; sie bringen aber wenig Neuigkeiten. Man tragt daselbst viele Blumen und zum Schmuk Diamenten. Das Weiße ist von gutem Geschmake. Bei einem der kleinen Hofbälle, in der lezten Woche, bemerkte man, daß alle Anzüge, mit Ausnahme der Blumen, ganz weiß waren.

5. Fast alle Ballkleider sind von Gaze mit Garnirungen sowohl von Atlas als auch von natürlichen Blumen, die verschiedenartig angebracht sind.

6. Für Aermel und Leib ist in diesem Augenblik nichts Neues, ausgenommen der Garnirungen, an die man viele neue Veränderungen anzubringen bemüht ist.

7. Man sieht sehr schöne Gazen zu Ballkleidern verwenden, welche auch dem iezt herrschenden gothischen Geschmake entsprechen. Es sind sehr leichte Gazen, auf welchen go-

thische Dessins, Weiß auf Weiß, oder Rosa auf Rosa, brochirt sind.

8. In diesem Augenblik werden die Visitenkleider sehr einfach getragen. Wassergrüner Pou de Soie ist von gutem Geschmak; hie und da gibt es Ruchen-Garnirungen. Zur Koeffüre findet man doch noch hie und da ein Barret, es sei von schwarzem Sammet oder von farbiger Gaze.

9. In allen Reunions sind die Diamanten an der Tagesordnung, sowohl zu Halsketten, als auch zu Ohrringen und Nadeln, man begegnet ihnen überall.

10. Die Fächer sind immer sehr groß; aber man verfertigt, neue im antiken Genre. Die ausgewähltesten sind von Schildkrot mit Gold belegt; die Malerei ist außerordentlich kostbar.

11. Im Allgemeinen tragt man wenig Halsketten; das Geschmeide beschränkt sich auf Ohrringe, Brustnadeln und Ringe.

12. Die Ateliers des berühmten Schneiders Hr. Humann sind jezt mit den schönsten Winteranzügen für Herren beschäftigt. Ein Fashionable kann sich unmöglich gut kleiden, wenn ihn nicht dieser geschikte Schneider bedient. Hr. Humann ist jezt der Schneider en vogue, ja man kann sagen, er ist der Schneider des jungen Frankreichs. Sein stets graziöser und ausgezeichneter Schnitt verdient das größte Lob. Die Oberröke, die er jezt verfertigt, sind größtentheils von kastanienbraunem Tuche, mit Aufschlägen und Kragen von Sammet. Der ganze Rok und die Vordertheile sind oft durchaus mit Sammet gefüttert.

13. Die Pantalons, die Herr Humann so schön zu schneiden weiß, sind von Tuch mit schrägen Streifen. Diese Art Tuch ist ganz neu und sehr ausgezeichnet.

14. Man gibt noch ciselirte Knöpfe auf die Fraks. Diese Knöpfe sind vergoldet oder versilbert; aber man hat sie blos nur zu Negligeeanzügen.

15. Der berühmteste Banquier von Paris läßt sich seine Wohnung antik möbliren. Die Möbeln datiren sich aus dem Zeitalter Franz I. her. Statt der Thüren sind drapirte Vorhänge auf gothische Manier. Die Draperien und die Fenster- und Bettvorhänge sind von prächtigem Sammet mit Gold gestikt; die ganz gothischen Blumen darauf sind nicht erhaben, sondern im Gegentheil eingegraben.

Angenehme Karnevals-Nachricht.

Pesth. Den Pesthern steht in dem heurigen Karneval ein außerordentlicher Genuß bevor. Der hier noch im besten Angedenken stehende rühmlichst bekannte Kompositeur und Kapellmeister, Hr. Jos. Lanner aus Wien, verläßt in nächster Woche diese Kaiserstadt, wo seine Gegenwart doch jezt so dringend nothwendig ist, und begibt sich mit seinem ganzen Orchester zu den ihm so unvergeßlichen Pesthern, um daselbst seine allerliebsten, so melodiösen Walzer bei zwei Bällen im Redoutensaale vorzutragen. Schon künftige Woche, schon nächsten Sonntag, den 25. Jan., wird der erste Ball unter Lanners Direktion stattfinden; der zweite und unwiderruflich lezte, geht künftigen Donnerstag vor sich. Die künftige wird also die wahre „große Woche" des Faschings sein. Welchem Tänzer, welcher Tänzerin, welchem Freund heiterer und origineller Tanzmusik klopft nicht das Herz vor Freude! — Und wer dankt es nicht Hrn. Fischer, Pächter des Redoutensaales, der mit Aufopferung so vieler Kosten, unablässig für das Vergnügen des Publikums bemüht ist!

—l.

Modenbild. Nr. 4.

Pariser Ballanzüge vom 5. Jan. Haarkoeffüren mit Blumen geziert. Kleid von schwarzen Spizen. Die andere Dame hat ein Kleid von Tulle-illusion mit Blumen garnirt. — Hr. Anton Rosmanith, Damenkleidermacher in Pesth (Rosenplaz Nro 63), dessen geschmakvolle Arbeiten allgemein bekannt sind, ist mit den neuesten Ball-Anzügen für den gegenwärtigen Karneval beschäftigt, die sich alle durch Originalität, Grazie und passenden Schnitt vortheilhaft auszeichnen.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

7. Sonnabend 24. Januar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Paris sonst und jezt.

(Fortsezung.)

Vergnügungssucht, Ueberdrüß an einem Leben ohne Lust, Mangel an Religion und Sittlichkeit füllen Spielhaus, Morgue und Findelhaus. — Das sind die Früchte der Revolution? — Nein, mit diesem Jammer hat die Revolution so gut wie nichts zu schaffen. Vor der Revolution gab es vierzigtausend schlechte Weibsbilder, jezt sind ihrer sechstausend; vor der Revolution gab es fünfzehn privilegirte Spielhäuser, jezt nur acht; vor der Revolution floß, nach Mercier, alles Geld aus den Provinzen in die Hauptstadt, und alles Geld in der Hauptstadt in die Taschen schlechter Weiber; vor der Revolution, sagt Chamfort, sah ich einen Mann die Damen von der Oper aufgeben, weil sie in so schlechtem Rufe stehen, als die Damen der großen Welt. Nein, man kann keineswegs klagen, daß die politischen Ereignisse an den Sitten der Pariser zu viel, sondern eher, daß sie zu wenig daran verändert haben; ja, hierin liegt der Jammer. Eine Veränderung indessen macht sich bemerklich, zu welcher der Gang der Ereignisse immerhin mächtig beigetragen hat, auf welche aber schon in den lezten Jahren der alten Regierung die Zeit und der Nationalcharakter hinarbeiteten. Die allmälige Verschmelzung der verschiedenen Stände, welche die alten Bräuche gesondert hielten, würde, auch ohne den Stoß, der Alles gewaltsam unter einander warf, im naturgemäßen Gang der Dinge der einen Klasse die Ideen und Gewohnheiten der andern mitgetheilt haben. Jezt sieht man in Paris keinen Adel mehr, der auf Kredit lebt und die Zerrüttung seines Vermögens prahlend zur Schau trägt. Die Familien, welche noch die großen Hotels in Faubourg St. Germain bewohnen, sind geordneter, häuslicher, sittlicher als zuvor. Wenn aber in einem

sinnlichen Volk die Sitten der untern Klassen sich unter die höhern verbreiten, so dringen unter einer eiteln Nation die Sitten der höhern noch mehr zu den untern, und so hat denn die Art und Weise der alten Aristokratie auf das Wesen der Mittelklassen ungleich stärkern Einfluß geäußert, als die Sitten der Mittelklassen auf die der Aristokratie. Unter dem Beamten-, Handels- und Geldadel herrscht jezt ein Luxus, zu dem früher dergleichen Leute wohl große Lust haben mochten, den man aber selten bei ihnen sah. Der Wohlstand hat seinen alten aristokratischen Glanz eingebüßt, während er sich aber äußerlich bürgerlicher machte, wurde er zugleich im Einzelnen raffinirter. „Zu meiner Zeit," sagte ein alter Edelmann zu mir, „machten die Reichen mehr Aufwand, sie hatten mehr Pferde, mehr Silbergeschirr, mehr Dienerschaft, aber das Tafelzeug war nicht so fein und sauber, die Zimmer waren nicht so gut beleuchtet. Die Bürgerschaft war übrigens ein völlig gesonderter Stand; sie lebten spärlich und legten Geld bei Seite, nicht als ob sie selbst hätten adelig werden wollen, sondern in der Aussicht, daß ihre Urenkel es einmal werden könnten. Der Sohn eines Krämers verschaffte sich ein Amt, sein Sohn wieder ein höheres, und so gelangte die Familie allmälig vom Ladentisch zur Magistratur und in's Parlament." Mit der Ausbreitung der Kenntnisse und der Theilung des Vermögens drangen Neigungen und Sitten tief nach unten, welche früher, verzerrt und übertrieben, auf einen engen Kreis beschränkt gewesen waren. Die Minderzahl hat den Hang zur Verschwendung abgelegt, die Mehrzahl hat Geschmak an einem gewissen Aufwand bekommen. Es gibt weniger Leute, welche ihr Vermögen verschleudern, es gibt weniger, welche sparen. Hierin, wie in allem Andern, ist allgemeine Gleichförmigkeit der in die Augen springende Charakter von Paris, im Jahr 1834. Die Pariser sind der großen Masse nach in Sitten, Manieren und Sprache sämmtlich wie in einem Model gegossen. Die lezte Revolution scheint das Werk des Prokrustes vollendet zu haben, und sie zeigen sich alle nach demselben Maaß gestrekt oder beschnitten.

Der große Herr auf seinem Bataillenroß, bedekt mit Perlen und in einem Kleid, das ihn 50,000 und mehr Livres kostete, ward nach der ersten Regierungszeit Ludwigs XIV. nicht mehr gesehen. Der Erzbischof mit seinem kirchlichen Pomp, der Hofmann mit der sechsspännigen Kutsche, der glänzenden Livree und dem Läufer verschwand alsbald nach dem Jahr 1789. Der Reichsmarschall mit seiner hochmüthigen Familiarität, seinen stolzirenden Rossen und dem militärischen Prunk sagte Paris mit 1815 Lebewohl. Der alte Landedelmann, kerzengerade in seinem rasselnden Fuhrwerk, stolz auf seinen langen Stammbaum, seine geschriebene Rede, das Lächeln des Ministers und den Weihrauch der Quotidienne, wird seit 1830 nicht mehr in den Straßen erblikt; aber siehe da dafür die fast homogene Masse von achtzigtausend Nationalgarden und fünfzehntausend Wählern: In diesem Gemeinwesen stehen nebeneinander Zeitungsschreiber, Generale, Bankiers, Barbiere, der reichste Kapitalist und der ärmste Patentträger; alle Klassen umfaßt eine ungeheure Mittelklasse, eine Klasse, die nicht, wie der Mittelstand in England, allein Geld zusammenscharrt und von Eltern stammt, welche auch nichts Anderes gethan haben, sondern eine Mittelklasse von allen Stufen und Gewerben, die nicht zwischen der Gentry und dem Volk, sondern zwischen dem Pöbel und

dem Monarchen steht. Auf den Straßen, den Spazirgängen, in den Theatern herrscht dieser Stand, er lungert auf den Boulevards, lacht überlaut in den Variétés, erscheint im gewöhnlichen Rok in der Oper, und theilt dem Ganzen sein behagliches, ungenirtes Wesen mit, und Paris färbt sich nach seinen Sitten, wie es sie einst nach den Sitten des Verschwenders einerseits, des eingezogenen Bürgers anderseits gefärbt hatte, und dieselben Ursachen, welche einen Theil der Gesellschaft ernster, haben den andern lustiger gemacht. Wenige sind arm, wenige sind reich, sehr viele jagen dem Vergnügen nach, und so ist Alles auf diese Mischung von beschränkten Umständen und Hang zum sinnlichen Genuß berechnet.

Es gibt viele Orte, wo man so wohlfeil leben kann, als in Paris, aber keinen, wo man für wenig so gut lebt, als in Paris. Nicht die eigentlichen Lebensbedürfnisse sind wohlfeil, wohl aber das Ueberflüssige. Monsieur Bontin, ein alter Junggeselle, dessen sparsame Haarreste sorgfältig geordnet sind, verzehrt seine Rente von sechzig Napoleons jährlich lieber in Müßiggang, als daß er sich durch Arbeit sechsmal mehr erwirbt. Ihr meint, Monsieur Bontin sei ein Mann, der in der Welt ein echter Philosoph geworden, ein Muster von unverdorbenem Geschmak, ein Mann, dem es ganz einerlei ist, ob er in der Restauration Geflügel speist, oder in trübseliger Einsamkeit ein Stük troken Brod kaut? Weit gefehlt! Monsieur Bontin speist nicht bei Very, sondern auf dem Plaz des petits pères, und der Unterschied ist nur der: er bezahlt zweiundzwanzig Sous statt acht Franken für seine Suppe, seine zwei Schüsseln, seinen Wein und sein Dessert. Ihr sagt, das Essen ist schlecht, der Wein sauer, das Dessert mager; mag sein, darum kümmert sich unser Mann nicht. Sein Essen besteht aus eben so vielen Schüsseln und sieht eben so aus, als wenn es sechsmal kostbarer wäre. Mehr braucht es nicht für ihn, damit ist er vollkommen zufrieden. Es kommt ihn die Lust an, durch ein Bad seine Lebensgeister zu stärken und sich an der Vorstellung zu ergözen, er sei doch noch nicht, was man so eigentlich alt heißt. Meint ihr, er versage sich dieses Vergnügen, weil er arm ist? Nein, er versagt sich nur den Besuch der Bains chinois, wo er drei Franken zahlen müßte, und geht in die Straße Montmartre, wo er für zehn Sous dieselbe Quantität warmen Wassers hat. Ist er verliebter Natur? Schwerlich seufzt er im Foyer und hinter den Koulissen; er versucht sein Glük weder auf dem Ball des Bankiers, noch in der Konversation mit der Herzogin; dagegen entflammt er das Herz der Lampistin gegenüber, oder bettet sich in den gefälligen Armen der Fransenmacherin, deren luftige Wohnung zunächst der seinigen liegt. Finden sich jene Widersprüche in seinem Charakter, wodurch sich unsere unsteten Urväter bemerklich machten *), ist ihm die Ruhe seines Quartiers so verhaßt, wie der Gedanke, seine Beine zu brauchen — kann er in diesem Fall dieser schlimmen Alternative etwa nicht entgehen, weil er kein Pferd, keinen Bedienten, kein Kabriolet hat? Gott bewahre! aber auch vom Miethkabriolet und dem Fiaker an der Eke will er nichts: dies wäre erstens eine Mühe, und

*) Mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem.

Tacitus, Germania.

zweitens eine Verschwendung. Nein, mit drei Pence in der Hand wartet er gemächlich unter seiner Thüre, und der erste Omnibus, der vorüberfährt, bringt ihn vom Jardin des Plantes zur Straße Rivoli. — Ich sagte, in Paris seien wenige arm, wenige reich. Jeder Arbeiter verdient sich im Durchschnitt achthunderts Franks jährlich. So ziemlich jeder, der arbeiten will, findet Beschäftigung, und das Einkommen des Parisers beträgt im Durchschnitt tausend Franks. Darauf beruht die Gleichheit, welche uns so auffällt, und die Herrschaft der eben beschriebenen Mittelklasse. Dieses Einkommen von tausend Franks hat Millot in Posten abgetheilt, und nach seiner Berechnung kostet der Wasserträger den Pariser mehr als der Schulmeister, die Neujahrsgeschenke mehr als der Geburtshelfer, das Theater zweimal soviel als die Amme, der Bücherverleiher und Buchhändler halb soviel als das Theater, das Bad soviel als Bücherverleiher und Buchhändler, und für Luxus und Vergnügen wird beträchtlich mehr ausgegeben, als für den kostspieligsten Artikel eines Pariser Haushalts, das Brennmaterial. Und man glaube nicht, daß der Lustigkeit der Pariser das Pariser Klima entspricht. Wer jezt in unserem Land der Nebel das Wetterglas beobachtet, mag wissen, daß auch der Pariser in Betreff des Wetters sich zu beklagen Ursache hat.

(Beschluß folgt.)

Der Zudringliche.

Als Friedrich der Große einst in Breslau die Garde mustern wollte, trat ihn ein verunglükter Kaufmann mit der Bitte an, ihm eine Stelle bei dem Kriegskommissariate zu geben. Mißgelaunt, fuhr er den Bittenden mit den harten Worten an: „Pak er sich!“ und ritt weiter. Bei der Rükkehr von der Besichtigung der Truppen näherte sich ihm der Kaufmann wieder, und wiederholte seine Bitte. Noch unwilliger, rief der König, den Krükstok emporhebend: „Will er wohl fort! Gleich pak' er sich!“ Am folgenden Morgen wollte er die Festungswerke vor dem Oderthore besehen. Der Kaufmann harrte seiner vor der Thüre seiner Wohnung, und flehte zum Drittenmal um eine Versorgung. Diese Zudringlichkeit brachte den König auf; schneller reitend, befahl er, diesen Menschen nicht wieder vor zu lassen. Als er nach einigen Tagen des Mittags von der Parade zurükritt, und um eine Straßeneke bog, kam der Kaufmann wieder zum Vorschein, sein Gesuch wiederholend. Höchst aufgebracht, wandte sich der König mit der Frage an den neben ihm reitenden General Lentulus: „Gebe er mir doch einen Rath, wie ich den Kerl los werde.“ Der General schwieg. „Hör' er mal“, sprach er darauf zu dem Kaufmann: „Ich hab' Alles versucht, ihn mir vom Halse zu schaffen, aber Alles war umsonst. Jezt weiß ich ein Mittel, das helfen wird. Komm' er Morgen um 10 Uhr zu mir. Das Wiederkommen soll ihm schon vergehen!“ Der ungewöhnliche Ernst, mit dem Friedrich diese Worte gesprochen, beunruhigte den Supplikanten sehr. Er schwebte in der größten Angst, was ihm bevorstehen würde; aber er überlegte, daß er den Zorn des Königs noch mehr reizen dürfte, wenn er seinem Befehl nicht Gehorsam leistete. Am folgenden Morgen hatte er sich daher schon um 9 Uhr eingefunden. Mit beklommenem

Herzen wartete er die zehnte Stunde ab, um sich melden zu lassen. Dieser Meldung bedurfte es nicht, denn sobald es 10 schlug, fragte der König einen Lakeien: „Ist der Grünrok da?“ — Ja, war die Antwort. — „Laß ihn hereinkommen!“ Er wurde gerufen. Friedrich redete ihn in sehr strengem Ton an: „Jezt werde ich ihm schon zeigen, daß es in meiner Macht steht, mich nicht weiter mehr von ihm belästigen zu lassen!“ Der so ernst Angeredete zitterte heftig. „Hier,“ fuhr der König jezt fort, von einem Schreibtisch ein Papier nehmend, „hier hat er ein Schreiben an den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Ich hab' ihn dem Herzog zum Provkantkommissär empfohlen. Und hier, — indem er ihm ein kleines Paket gab, — hat er Reisegeld. Nun reis' er mit Gott, und bleib' er ein ehrlicher Mann!“ Im Päkchen befanden sich 10 Friedrichsd'or.

Musikalisches Rindvieh.

Ein schwäbischer Schneider, der mit großer Fertigkeit auf der Geige spielt, ging vor einiger Zeit von dem Jahrmarkt zu Darbach, wo er mit seiner Kunst paradirt hatte, nach Hause. Eben schritt er quer über ein Feld, als er plözlich einen wüthenden Stier in gewisser Entfernung auf sich loskommen sah. Der Schneider machte in seiner Angst den Versuch, auf einen Baum zu klettern, was ihm aber nicht gelingen wollte. Nach verzweifeltem Hin- und Hersinnen kommt er plözlich auf den glüklichen Einfall, die Zauberkräfte der Musik zu erproben. Kaum hörte der Stier die Töne des Instrumentes, als er mit einem Male wie tief gerührt stehen blieb. Der Schneider wollte sich die momentane Entwilderung seines furchtbaren Gegners zu Nuze machen und Fersengeld geben, aber kaum verstummte die Geige, so kam auch das Thier auf ihn los. Der arme geängstigte Virtuos mußte mit seiner zitternden Hand von Neuem fiedeln; er fiedelte in wahrer Todesangst 4 volle Stunden lang, und während dieser ganzen Zeit war der gehörnte Tyrann wie festgebannt. Endlich wurde der Schneider durch einige Knechte, welche kamen, um Kühe zu melken, aus seiner peinlichen Lage erlöst.

Begräbniß einer Violine.

Es ist keine Mystifikation, keine rhetorische Figur, sondern ein wirkliches Faktum, in London geschehen. Eine Violine ruht im Grabe neben ihrem Eigenthümer. Einer der herumziehenden armen Teufel von Musiker, welche man in allen großen Städten Europas findet, die von den Almosen leben, welche man ihnen aus den Fenstern zuwirft, starb in London. Da er immer in dem jämmerlichsten Aufzuge erschienen war, so erstaunte man nicht wenig, als man seine Angelegenheiten völlig geordnet, ein regelmäßiges Testament und eine zimliche Anzahl Banknoten in dem Bauche seiner Violine fand. In seinem Testamente verlangte er, man solle das Instrument, das ihm seinen Lebensunterhalt gegeben und die Banknoten, welche er sich verdient, neben ihm in das Grab gelegt werden. Aber man vollzog das Testament nur zur Hälfte.

Sitten der Holländer.

Selten wird ein Fremder durch eine holländische Stadt gehen, ohne einem Manne in einem langen schwarzen Gewande und einem niedrigen dreieckigen Hute zu begegnen, von dem hinten ein schwarzer Flor herabhängt. Es ist dies eine öffentliche Person — der Ansprecher und er hat bei dem Tode einer Person alle Freunde und Bekannte derselben von dem traurigen Ereignisse zu benachrichtigen. Das Begräbniß eines Holländers ist je nach der Tageszeit kostspielig. Findet die Beerdigung nach 2 Uhr statt, so kostet sie 25 Gulden, nach 3 Uhr 100 Gulden und später die doppelte Summe. Den Grund von diesem seltsamen Gebrauche habe ich nicht ermitteln können. Die weitläufigsten Verwandten und entferntesten Bekannten folgen ihm zum Grabe. Nach der Bestattung machen die Leidtragenden ihr Kompliment der Wittwe oder den nächsten Verwandten, die für geistige Getränke sorgen. Das Glas geht drei oder viermal herum, worauf sich alle entfernen bis auf die nächsten Verwandten und Freunde, die besonders eingeladen worden sind. Man trinkt zum Gedächtniß des geschiedenen Freundes und auf das Glük der Hinterlassenen, bis der Kummer ganz ertränkt ist. Dann fängt man an zu singen, holt Musiker, die Wittwe tanzt vor und dies dauert bis der Morgen die fröhlichen Leidtragenden trennt. Diese seltsamen Leichenschmäuse, die übrigens auch in Deutschland nicht selten sind, wurden so übertrieben, daß man sie in der Provinz Oberryssel ganz und gar untersagt hat. — Ist Jemand krank, so wird statt den Thürklopfer anzubinden wie in England, oder das Bulletin auf dem Saale auszulegen wie in Deutschland, ein Bretchen vor die Hausthüre gehängt, worauf auf einem Stüke Papier das Befinden des Kranken bemerkt ist. Bei einer Entbindung ist dieser Anschlag geschmakvoll herausgepuzt; manche haben darneben ein Kästchen angebracht, worein die Nachfragenden eine Karte steken können — gewiß empfehlenswerth. Bei Hochzeiten wird in England (und in Deutschland nur noch auf dem Lande) Brautkuchen herumgeschikt, in Holland dagegen sendet das neue Ehepaar seinen Freunden zwei Flaschen Wein, gewürzt und gezukert (gewöhnlich vom besten), und mit einer Menge Bänder bepuzt.

Das Arsenal in Metz.

Das Arsenal in Metz ist Eines der schönsten, welches Frankreich besizt. In dem großen Saale sind mit bewundernswerther Ordnung Säbel, Flinten und Pistolen für 150,000 Mann, Kavallerie und Infanterie, aufgestellt. Man bemerkt hier auch das Spielwerk des Marschalls von Sachsen, eine Art Wallflinte auf einer Lafette. In den großen Höfen liegen die Bomben, Haubizen und Kugeln zu Hunderttausenden; Geschüz und Material aller Art ist in wunderbarer Anzahl vorhanden. Unter diesen Massen zeichnet sich der Greif aus, das längste und stärkste Geschüz, das es in Europa gibt. Es wurde 1529 gegossen und befand sich zu Ehrenbreitstein, als die französische Armee diese Veste 1800 eroberte. Diese Feldschlange hat eine Länge von 17 Fuß und wiegt 22,500 Pfund. Am Hintertheile hat sie einen Durchmesser von drei Fuß und die Mündung einen von zehn und einem halben Zoll. Ihre un-

geheuere Lafette ist 29 Fuß lang, sie schießt Kugeln von 157 Pfund und muß mit 12 Pfund Pulver geladen werden. Napoleon wollte sie vor dem Invalidenhause in Paris aufstellen, unter der Restauration sollte sie eingeschmolzen werden, nur der Zufall erhielt sie.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Wien. Der Karneval wird hier sehr lebhaft celebrirt. Unsere Puz- und Modehandlungen haben die Hände voll zu thun. Neulich soll sogar ein fühlbarer Mangel in Damenhandschuhen eingetreten sein, indem fast alle Vorräthe vergriffen wurden. —A.

Paris. Der bekannte französische Gelehrte, Hr. Michelet, wird nächstens „Memoiren des Dr. Luther" herausgeben. Der Vater des kürzlich zu Paris gestorbenen kön. bayer. Gesandten v. Pfeffel, Christian Friedrich, war herzogl. zweybrükenscher geheimer Staatsrath, darauf Publizist im französischen Ministerium des Aeußern, und starb (1807) 81 Jahr alt. Er gehörte zu den Gründern der Münchener Akademie, des großen Urkundewerks der Monumenta boica, und unter die gediegensten Verfasser der Abhandlungen jenes gelehrten Körpers, die für die Geschichte des gesammten Oberdeutschlands so fruchtbringend geworden sind. B.

Berlin. Der berühmte Dr. Heim, kürzlich in Berlin gestorben, erzählte gern folgende Anekdote aus seinem Leben. „Ich werde eines Tages zu einem Weber in der Wilhelmsstraße gerufen, fahre hin, klettere drei Treppen hoch, und finde eine gefährlich kranke Frau inmitten der bittersten Armuth. Ich verschreibe Medizin und gebe dem Manne Geld. um sie fertigen zu lassen. Dies wiederholte ich, so oft ich kam. Die Frau bessert sich und bedarf der Stärkung; ich gebe dem Manne deshalb dann und wann eine Flasche Wein aus meinem Keller. So vergehen sechs Wochen, und die Frau ist gesund. Da klopft's, eben als ich ausfahren will, eines Morgens an meine Thür; der Ehemann der Genesenen tritt herein, und fragt mich, was er schuldig sei. Ich antwortete ihm, er möchte es nur gut sein lassen. „Ne! meint er, da kennen Se mir noch nich, Herr Jeheimderath! Jeden det Seine; ik dhue ooch nischt umsonst." — „Laß er nur sein!" rufe ich und will gehen. „Ne, ne!" antwortete er und hielt mich fest, „ik muß det erst abmachen!" — „Nun so gib mir einen Thaler!" sagte ich zum Scherze. „Einen Thaler?" wiederholt er, und sieht mich, während er in die Westentasche greift, staunend an. „Ach, Herr Jeheimderath! Ik dächte, sechszehn Groschen wär'n woll doch jenuch!" — (Die ihm hierauf gereichten vier Viergroschenstüke nahm Heim, und behielt sie als Whistmarken.) P.

Paris. Die Gazette enthält einen Artikel über das Pflaster, den Straßenkoth und die Polizei von Paris. Sie tadelt die Verwaltung, daß sie einen Straßen-Reinigungs-Plan eines italienischen Ingenieurs, Hrn. Grisi, nicht angenommen. Das Thema des Artikels ist folgendes: Paris, die Hauptstadt des Königreichs Frankreich, ist eine große und schöne Stadt, aber sehr schlecht gepflastert und sehr schmuzig. „Den Pariserinen, heißt es weiter,

wäre es übrigens unlieb, wenn die Straßen reinlich würden. Sie würden Gefahr laufen, mit den Provinz-Damen verwechselt zu werden, sie würden die Gelegenheit verlieren, ihre Reize, ihre Leichtigkeit im Laufen von einem Pflastersteine zum andern, im Hüpfen über die Bäche, ohne daß der geringste Kothsprizer ihre weißen Strümpfe und ihre eleganten Toiletten berührt, bewundern zu lassen.“ Man sieht, die Gazette hat noch Manches von der chevalereskeu Kourtoisie des alten Hofes. N.

Leipzig. Als ein Zeichen der Anerkennung der hohen Wichtigkeit des zu Leipzig errichteten deutschen Buchhändler-Vereins für die Stadt Leipzig, und der regen Theilnahme der leztern an der Feier der Grundsteinlegung zu der neuen Buchhändlerbörse, hat der Stadtrath im Verein mit den Stadtverordneten bei der gedachten festlichen Gelegenheit den fremden, zur Einweihung deputirten Buchhändlern, Hrn. Enslin aus Berlin, Hrn. Fromann aus Jena und Hrn. Schwetschke aus Halle, nicht weniger den beiden auswärtigen Mitgliedern des Verwaltungsausschusses den Herren Perthes aus Gotha und Dunker aus Berlin, das Ehrenbürgerrecht ertheilt. D.

Straßburg. Zu Savieres, im Departement der Aube, wohnte ein Zimmermann, der sich fast täglich berauschte, und dann seine Frau und seine drei Kinder, wovon das älteste 7 Jahre alt, das jüngste noch ein Säugling war, arg mißhandelte. Die Frau bettete die Kleinen oft in die entlegensten Winkel des Hauses, oder auch bei den Nachbarn, um sie dem Wütherich zu entziehen, wofür sie selbst freilich um so härter leiden mußte. Kürzlich kam er mit Anzeichen ganz besonderer Wuth nach Hause. Die arme Frau brachte die Betten der Kinder in ein zimlich entlegenes Gewölbe, und glaubte hier ihre Lieblinge geborgen. Am andern Morgen, als ihr Mann zur Arbeit gegangen war, öffnete sie die Thür, als ihr ein schrecklicher Qualm, und hierauf eine dichte Flamme entgegen schlug; entsezt stürzte sie hin und fand ihre Kinder aufs Schrecklichste verbrannt. Ihr Jammergeschrei zog die Nachbarn herbei; auch der Vater wurde geholt, sah aber mit empörender Gefühllosigkeit auf die Ueberreste seiner Kinder. Man hat den Unmenschen stark im Verdacht, daß er selbst das Feuer angezündet habe, um seine Kinder zu verbrennen. Er ist in den Händen der Behörde. Z.

Berlin. Ein Fremder kam in ein — — sches Städtchen. Das Bleisiegel des Gränzmauthamtes sperrte seinen Koffer. Ein Zöllner fand sich ein, sein Trinkgeld zu fordern und das hermetische Siegel zu lösen. Der Fremde, der weder verzollbare noch verbotene Waaren bei sich führte, reichte dem Beschauer eine Kleinigkeit. Dieser, nicht zufrieden und an reichere Spenden gewöhnt, schüttelte den Kopf mit den Worten: Sein der Herr nicht so genau; ich mag auch nicht wissen, was Ew. Gnaden in Dero Koffer haben. Fremder. Durchsuchen Sie denselben. Zöllner. Behüte, so unbescheiden bin ich nicht (die Hand aufhaltend). Fremder. Lassen Sie mich in Frieden! hier sind die Schlüssel zum Koffer; sehen Sie Stük für Stük durch. Sie finden nichts Verdächtiges darunter. Zöllner. Glaub's, warum soll ich aber darunter leiden? V.

Paris. Nie wurde in Paris so viel gestohlen, als gegenwärtig. In 2 Tagen kamen in den verschiedenen Quartiren der Stadt 50 mehr oder minder bedeutende Diebstähle vor. B.

Hängende Ball-Loken, welche nie aufgehn, sind in Melber's Friseur-Gewölbe in Pesth, Maria-Dorotheagasse, Nro. 8, zu haben.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

8. Mittwoch 28. Januar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Paris sonst und jezt.

(Beschluß.)

Paris hat nach einem Durchschnitt von zwanzig Jahren nur hundert sechsundzwanzig erträglich schöne Tage im Jahr. Aber was ließe sich nicht Alles von diesen hundert und sechsundzwanzig Tagen sagen! Sie enthalten Frankreichs Geschichte. Die Sonne scheint, und da seht euch die wichtige Person an, welche so oft das Schiksal von Paris entschieden hat! Seht ihn mit seiner schwarzen, schmierigen Blouse, seiner papiernen Müze, seiner grünen Schürze. Er ist auf den Quais, den Boulevards, im Palais royal, überall, wo Paris so recht eigentlich Paris ist, lachend, rennend, schreiend, lungernd und essend. Er ist beim Feuerwerk, bei der Todtenfeier, bei der Hochzeit, bei der Leiche, vor Allem — bei der Revolution. Hört ihn rufen: Vive la France! vive la liberté! und er wirft sich in die Bajonette, er stürmt das Geschüz, er lacht dem Tode in's Angesicht, er fürchtet nichts — als einen Regenschauer, und war der allezeit Unüberwindliche, bis Marschall Lobau vor ihm mit einer Sprize erschien. Das ist der Pariser Gamin, der mit den Göttern die ewige Jugend gemein hat: jung unter der Ligue, jung unter der Fronde, jung 1789, jung 1830, immer jung und immer voran, wo es Spaß und Abenteuer gibt; denn der Charakter des Parisers überhaupt ist der der Jugend: er ist lustig, sorglos, brav in jedem Alter, und am lustigsten, sorglosesten und bravsten, wenn er jung ist. So ist der Pariser Gamin, und bei all seinen Narrheiten, all seinem Wankelmuth haben seine vom Pulver geschwärzten, von Kugeln durchbohrten Lumpen etwas, das dem Fremden Achtung gebietet. — Wer ist aber der junge Mann dort, phantastisch aufgepuzt, der im Karneval den Narren, beim Pferderennen den Jokey macht, der Her-

zensfreund von Buhlerinen und Parasiten, übersättigt von Schwelgerei, besudelt mit dem Schmuze aller Höhlen des Lasters? Wer ist der neue Polemon, an dem aber die Philosophie ihr Zureden verschwenden würde? wer ist dieser Bourgeois Bassompierre, dieser Rentier Richelieu, der die Laster einer entschwundenen Zeit nachäfft, ohne den Geist, ihre Arroganz, ohne die Hochherzigkeit zu besizen, die ihr nicht fehlten? er möchte den Roué aus der Zeit der Regentschaft spielen, wäre er nicht zu stumpf. den Hofmann Ludwigs XV., wäre er nicht zu gemein dazu. — Es ist dies der Typus einer jugendlichen Menschenklasse, im gemeinen Leben Lions genannt, welche ihr Leben auf den Boulevards, im Bois de Boulogne, in den Spielhäusern zubringt. Ihr Gespräch besteht in der Erzählung ihrer ekelhaften Ausschweifungen, ihre Gemeinheit, ihr schlechter Geschmak, ihre prahlerischen, liederlichen Manieren haben nicht einmal die Entschuldigung der Mode für sich, und ihr Herkommen ist gewöhnlich so gemein als ihre Sitten. Unter den Elegants von Versailles war doch noch Talent und Verstand, und die Kraft, den Charakter, die ihnen bei Hof mangelten, fanden sie auf dem Blutgerüste.

Doch wenden wir uns von diesen hell beleuchteten Fenstern, hinter denen Musik rauscht und Champagner fließt, dorthin zu dem düstern Plaze, gelehrten Angedenkens, den die Sorbonne beschattet. Hier, dem elenden Hause gegenüber, wo Rousseau in den Armen seiner Therese von Heloisen träumte, ist eine kleine, aber reinliche Restauration. Ueber der Thüre steht Flicoteau — und hier nimmt bei guter Tageszeit das gelehrte Frankreich sein Mittagsmal ein. Kommt hieher zwischen drei und vier Uhr und laßt euch an einem der kleinen Tische nieder, die meist schon besezt sind. Rechts sizt ein bleicher junger Mann: das lange Haar, das ihm lose über das Gesicht fällt, gibt dem Auge, aus dem, in Folge des Nachtwachens, ein mystisches Feuer blizt, etwas Wildes; seine Kleidung ist sauber aber abgetragen, die Aermel sind zu kurz und die Beinkleider reichen nicht ganz hinunter, das verschossene schwarze Halstuch, das lose einen ungeheuern Hemdkragen umgibt, läßt den magern Naken fast ganz bloß. Zur linken ist der Sohn des Süden, bleich und von dunkelm Teint; seine langen schwarzen, auf der Stirne gescheitelten Loken fallen ihm auf die Schulter nieder, ein kleiner Schnurrbart schmükt seine Oberlippe, und dies gibt dem sinnigen Gesichte einen antiken, apostolischen Anstrich. Rings im Zimmer, ihr mageres Stük Fleisch und Brod und die bleiche Wasserflasche vor sich, sizen junge Leute, welche sich in einer Jugend voll Noth und Entbehrung auf ein bewegtes oder wissenschaftliches Leben vorbereiten.

Ich habe die zwei auffallendsten Figuren an diesem Ort, als Typen der sogenannten jeune France, gezeichnet. Das Bild gilt natürlich nicht für Alle, auch sind nicht alle Studenten so ernst und fleißig, als ich mir die geschilderten denke. Manche besuchen die Rechtsschule rein der Form wegen, wie Viele auf unsern Universitäten. Es sind dies meistens junge Leute aus wohlhabenden Familien, sie haben vier- bis achthundert Franks monatlich zu verzehren und können so ein müßiges, lustiges Leben führen. An der Eke der Odeonstraße ist ein wegen der hübschen Dame am Comtoir berühmtes Kaffehaus, wo sie gewöhnlich frühstüken und Morgens zwei, drei Stunden mit Essen, Zeitunglesen und Galanterie hinbringen. Abends gehen sie hinüber über den Fluß, speisen im Palais royal und besuchen häufig das Theater.

Die übrige Zeit bringen sie mit Rauchen, Schwazen — noch immer der Lieblingszeitvertreib der Franzosen — und in den unzähligen Salons littéraires zu, wo sie die leichten Tagesschriften lesen. Es ist wirklich bemerkenswerth: kein junger Franrose ist ganz müßig, ganz ohne Sinn für Literatur und ganz ununterrichtet. Die große Maße derjenigen, welche man auf den englischen Universitäten, den fleißigen Leuten (reading men) gegenüber, lustige Leute (gay men) heißt, macht niemals ein Buch auf, nimmt nie eine Zeitung zur Hand, liest nie auch nur drei Zeilen von Byron oder Walter Scott, oder dem populärsten Tagesschriftsteller; sie jagen, schießen, fahren, oder wenn sie diese Belustigungen nicht wirklich mitmachen können, so begnügen sie sich mit dem Schatten derselben, und da sieht man sie im Jagdhabit rauchen, oder in den Miethställen herumschlendern oder aus dem Fenster lehnen und mit einer Fahrpeitsche klatschen. In Paris haben die müßigsten der oben beschriebenen gay men einen gewissen Geschmak für Literatur. Sie lesen, sie bewundern, verehren nicht selten den Genius des Tages, und bei keinem verstreicht die Jugend, ohne daß doch ein Paar jener erhebenden, poetischen Gefühle rege geworden wären, welche im spätern Leben vor Gemeinheit bewahren. Aber deren, für welche die Literatur blos Gegenstand der Unterhaltung ist, sind nur wenige, dünne gesäet sind die müßigen, jovialen Verzehrer von drei-, vierhundert Franken monatlich. Die Mediziner, meist Söhne armer Eltern, lassen es sich für ihr Brodstudium ernstlich sauer werden, sie sind häufig fast von allen Hilfsmitteln entblößt, manche haben nicht mehr als sechzig, fünfzig, vierzig Franken monatlich zu verzehren und müssen für diese elende Summe wohnen, essen, Holz kaufen, sich kleiden, so gut es geht; durch elende Kost, ungesunde Luft, angestrengten Fleiß wird die Sterblichkeit unter diesen armen jungen Leuten sehr bedeutend. Die einzige Hilfe, der einzige Trost in ihrem Elend kommt ihnen von der Grisette. Dieses freundliche, ehrliche, oft nur zu gefällige Wesen, das in unsern geselligen Verhältnissen kein Gegenstük hat, ist der gute Genius des Studenten. Zwischen Grisette und Studenten herrscht eine Art von Fraternität: häufig wohnen sie unter einem Dache; ist der Student krank, wartet sie ihm ab, ist seine Wäsche zerrissen, was nicht selten vorkommt, bessert sie dieselbe aus. Der Student seinerseits ist der Beschüzer der Grisette, bietet ihr Sonntags den Arm zu einem Gang in's Luxemburg und zahlt den Sou auf der Fußgängerbrüke. Gleich arm, gleich hilf- und schuzlos, führt sie gemeinschaftliches Bedürfniß zusammen, und so bilden sie naturgemäß ein eigenthümliches Glied der Gesellschaft. Jenem ganzen Stadttheil in der Nachbarschaft des Luxemburg ist der Charakter seiner jugendlichen Bevölkerung aufgeprägt. Sie fühlen dies, sie fühlen sich hier auf ihrem eigenen Gebiet; sie tragen den Kopf hoch und Müze oder Hut auf einem Ohr.

Der Jugend gehört die Zukunft — wo ist aber die Vergangenheit? Kommt mit, es ist unsere lezte Wanderung; kommt mit zu jenem Haufen phantastischer Gräber, wo Liebe und Eitelkeit sich elendiglich breit macht und einen Kranz künstlicher Blumen, am Thore des Leichenakers für zwei Sous erkauft, über dem Grabe des angebeten Geliebten aufhängt. Hier liegt Abälard und Heloise, der Mönch und seine Geliebte; wie viele Ideen, Sitten, Doktrinen, Wechselfälle, Revolutionen knüpfen sich in der Phantaste an dieses Denkmal! Hier liegt Massena, der Feldherr des Kaisers, dort Foy, der

Staatsmann der Restauration; denn dieser Leichenaker ist erst seit zwanzig Jahren offen und umschließt schon zwei Dynastien. Doch hindurch durch diesen Wald von Pyramiden, Obelisken, Hügeln und Säulen, weg von diesen frischen Gräbern, und blikt nieder von jener Höhe auf die Denkmäler, welche Jahrhundert an Jahrhundert knüpfen! welche Masse von Geschichte liegt hier vor uns! Seht dort die Trümmer des Palastes, der sich für den neuen König von Rom erhob, hier die Kirche des heiligen Ludwig, dort Bonaparte's Standbild! Seht euch um! wo stand der Tempel des Jupiter, wo das Haus der Ninon de l'Enclos, wo Richelieu's Pallast? Beschattet in der Einbildung den Fluß dort unten mit dem düstern Forste, der den Mysterien des druidischen Gottesdienstes geheiligt war; laßt durch die engen Gassen jenes Eilandes den muntern Zug am Feste des Bacchus und der Ceres sich bewegen; bevölkert die Stadt dort mit den wimmelnden Gestalten vermummter Mönche und gewappneter Krieger; malt euch die Wirren der Ligue, das Gemezel der Bartholomäusnacht, seht dort Karl, die unselige Büchse in der Hand, am Fenster stehen, und die Seine roth, geschwellt von protestantischem Blut! Seht die Stadt in ewigem Taumel ob den Festen, den Zweikämpfen, dem ehrgeizigen Treiben und Jagen, den Raufereien den unruhigen Edlen jener ritterlichen, galanten Zeit, und dort dagegen die Buden in der Straße Quincampoix, wo die gesunkene Ritterschaft Frankreichs sich kläglich zur Schau stellt! Seht weiter: Mirabeau auf der Rednerbühne, Lafayette auf dem Marsfelde, hoch zu Roß! Bonaparte kommt aus Egypten zurük und begibt sich in's Institut, die große Armee paradirt auf dem Carrousselplaze, die Kosaken lagern in den elysäischen Feldern, die königliche Garde flieht aus dem Louvre und die Nationalgarde steht zur Musterung auf den Boulevards!

Der Hund der Londoner Sprizenleute.

Eine bei Akermann in London erschienene lithographirte und kolorirte Darstellung des Brandes des Ober- und Unterhauses gibt ein ziemlich anschauliches Bild des Ereignisses. Eben daselbst ist ein Bild des bekannten Fireman's dog (der Hund der Sprizenleute) Chance erschienen, wie er eben aus dem Brande der Parlamentshäuser hervorspringt. Er gehörte ursprünglich einem Seidenweber in dem Viertheile Spitalfields, dem er vor einigen Jahren abhanden kam. Als der Weber vor Kurzem nach einem Feuer ging, daß in der Nähe seiner Wohnung ausgebrochen war, erstaunte er nicht wenig, als er seinen verlornen Hund mitten unter den Sprizenleuten fand. Er machte seine Ansprüche an ihn geltend, erhielt den Hund, und schloß ihn nun einstweilen an, um ihn nicht wieder zu verlieren. Kaum hatte indeß der Hund auf einen Augenblik seine Freiheit erhalten, als er weg, und spornstreichs nach der Londoner Feuer-Anstalt lief, wo er nun gewöhnlich zu finden ist. Sobald ein Feuer ausbricht, läuft er nach den verschiedenen Stationen der Anstalt, und macht Lärm. Wenn die Sprizen abfahren, läuft er mit, und nun bei der Brandstätte immer mitten unter dem Feuer und zwischen den Löschenden umher. Ganz besonders bemerklich machte er sich bei dem lezten Brande der Parlamentshäuser in der Nacht zum 16. Okt. Am folgenden Sonntage erhielt er,

zum Andenken an seine Beharrlichkeit, ein Halsband, auf welchem die folgenden Knittelverse stehen:

Stop me not; but onwards let me jog,
For I'am the London fireman's dog.
(Halt' mich nicht auf, ich muß fort in die Weite:
Ich bin der Hund der Londner Sprizenleute.)

Die Kosten der Anfertigung des Halsbandes wurden durch eine Kollekte bestritten, welche die Sprizenleute zusammenbrachten, die auf ihren vierbeinigen Löschgefährten nicht wenig stolz sind. Der Hund scheint von der Race der gewöhnlichen Bull-Dogs zu sein.

Der Bach Kidron bei Jerusalem.

Am äußersten Ende der Wildniß von Engedi (Bocksquelle) steht das Kloster Santa Saba, welches im 6ten Jahrhundert gegründet wurde; es erhebt sich über einen drei- oder vierhundert Fuß tiefen Hohlgrunde, welchen der Bach Kidron (der Schwärzliche) durchfließt. Dieser Bach ist gemeinhin seicht und oft ganz troken; aber nach starken Regengüssen schwillt er an und wird alsdann sehr reißend. Die Kirche steht auf einer kleinen Anhöhe im Thale; sie ist ein sehr altes, mit grotesken Heiligen-Bildern geziertes Gebäude. Von der Kirche gelangt man auf einer fast senkrechten Reihe Stufen, die in Felsen gehauen sind, zu den Klostergebäuden auf dem Kamm des Felsrükens, die in zwei vierekige Thürme endigen. Dieses Kloster soll vor Zeiten die ungeheure Anzahl von 10,000 Mönchen beherbergt haben; jezt wohnen nur noch 30 griechische Mönche, die große Industrie besizen. Steinerne Treppen führen hier auf mehrere über einander liegende Terassen; und aus dem Thalgrunde haben die ehrwürdigen Väter Gartenerde zu diesen Terassen geschleppt, auf denen sie allerlei Vegetabilen ziehen. In einem finstern, höhlenartigen Gemache sind Tausende von Märtyrerschädeln wie Kanonenkugeln pyramidalisch aufgeschichtet; man fand sie in den Höhlen an jener Seite der Abhänge, wo ein Chalif eine Menge Christen niedermezeln ließ. Von dem Dache des Klosters führt eine Treppe in einen engen hölzernen Thurm, der eine schauerliche Aussicht auf den Kidron, die Wildniß und das todte Meer gewährt. Hier steht oft ein Mönch auf der Warte und gibt Kunde davon, wenn die arabischen Horden der Umgegend heranrüken. Diese Räuber kommen auf dem Berge Sinai oft bis zu den Klostermauern, und verlangen mit Ungestümm Brod. Man verwahrt für solche Gelegenheit eine Menge kleiner brauner Kuchen, im Thurme, die man den Beduinen zuwirft, wo sie dann gern wieder abziehen.

Türkische Geschichtskenntniß.

Ricaut sagt in seiner „Geschichte der Türken", diese verwirrten die Chronologie so, daß sie behaupteten, Hiob sei ein Richter am Hofe Salomons, und Alexander der Große ein General dieses Königs gewesen.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Brannschweig. Der von der Sängerleihanstalt dem Grätzer Theater geliehene, von dort aber unter dem Vorwande einer Kränklichkeit abgegangene, nun zu Braunschweig sich erholende Tenorist Bußmayer, macht hierselbst kein Glük. Man lobt zwar seine hübsche Methode, findet jedoch seine Stimme klang- und metallos und den Patienten keiner Besserung fähig. Obige Leihanstalt fordert nun für ihren Sänger 1000 fl. C. M. — Die hiesige Direktion soll aber nicht geneigt sein Zahlung zu leisten und zieht im Einklange mit ihrem Publikum vor, das Corpus delicti zu Ostern portofrei zu retourniren. Die Sängerleiher, welche so eben die Theater zu Grätz und Brünn mit Tenoristen versahen, sind wieder im Besize eines neuen, den sie unter billigen Bedingnissen ablassen können, auch gedenken sie, den Wünschen ihres Publikums zu Folge, ihre Anstalt mit einer Auktion in Verbindung zu sezen und das ihnen eigenthümlich angehörige Creti und Pleti um ein Billiges loszuschlagen *). —l.

Paris. Man spricht stark davon, das nächstens die deutsche Musik unter Pariser Himmel akklimatisirt werden. Deutsche Musik, gesungen von Deutschen, exekutirt von Deutschen. Es boten sich aber stets dem Erfolge solcher Unternehmungen manche Schwierigkeit dar. Anstatt aber mit großen Kosten ganze Opern oder auch nur Fragmente derselben zur Darstellung zu bringen, würde man sich vielleicht anfangs blos auf Szenen aus den ersten deutschen Partituren, selbst auch nur auf Gesangstüke und Balladen beschränken. Es sind kleine Szenen, deren dramatisches Ensemble die Einbildungskraft befriedigen, während ihre originelle Melodie, das hartnäkigste musikalische Ohr schmeichelt, ohne es zu langweilen. Gewöhnlich ist die Partitur eben so einfach und nett, als die Idee. M.

London. Am 12. Jan. wird die französische Schauspielergesellschaft im hiesigen Opernhause ihre Vorstellungen beginnen. Dem. Mars ist engagirt; sie dürfte hier dem Theater für immer Lebewohl sagen. Die Damen Albert, Wolnis, Dejazot; die Herren Bouffé, Arnal und andere berühmte Künstler haben ebenfalls Kontrakte geschlossen. Ein großer Theil der Logen sollen bereits vermiethet sein. —l.

*) Wo hat diese Leihanstalt ihren Siz? R.

Miszellen.

Paris. Vergangenen Sonnabend ist hier ein äußerst verwegener Diebstahl vorgefallen. Auf dem Quai Bethune war ein leer stehendes Haus zu verkaufen Unter dem Vorwande, es zu besichtigen, kamen zwei Leute zu der Portierfrau, welche alle Abende bis 8 Uhr allein ist, weil ihr Mann als Tischler in der Stadt arbeitet. Die angeblichen Käufer schienen mit diesen Umständen genau bekannt zu sein. Einer von ihnen war in eleganter Zivilkleidung, der andere in einer Art von Livree. Sie besichtigten und maßen den Hof aus, und gingen dann ins erste Stokwerk, wo der Portier ein Schlafzimmer hat. In diesem verschlossen sie alle Fenster, als ob sie sehen

wollten, ob diese gut einfugten. Der scheinbare Diener sprach kein Wort, sondern that stumm Alles, was der Herr befahl. Sobald die Fenster geschlossen waren, sprach der Herr zu der Portierfrau. „Du glaubst, wir wären gekommen, um das Haus zu kaufen? Wir sind hier um Alles zu stehlen was Du besizest.“ Die Frau war bei diesen Worten mehr todt als lebendig und zitterte an allen Gliedern. Der Herr befahl darauf dem Diener alles zu durchsuchen und einzupaken; dies geschah, während er mit einem Dolche die Unglükliche in Angst hielt. Endlich versuchte diese, vermuthlich da sie zu hören glaubte, daß jemand komme, einigen Widerstand zu leisten, worauf sie aber von den Verbrechern aufs schrekklichste gemißhandelt wurde. Sie schrie: „Nehmt alles was ich habe, aber laßt mir nur das Leben für mein Kind.“ Die Verbrecher antworteten: „Wir können kein Mitleid haben; wir müssen alles vertilgen was uns schaden kann.“ In diesem Augenblik rief die Frau, sei es um sich zu retten, sei es weil sie es für die Wahrheit hielt: „Da kommt mein Mann, ich höre seine Schritte, er hat den Schlüssel zur Thür!“ Auf diese Worte sprach der Mörder, der den Heern vorstellte, zu seinem Diener: „Fort, rette sich wer kann!“, und Beide machten sich mit allen Effekten, die sie genommen hatten, auf und davon. — Die Portierfrau ist erst 26 Jahr alt und hat ein kleines Kind. Ihre Hände und Arme sind ganz von Stichwunden zerrissen, da sie sich mit denselben Gesicht und Brust gegen die Mörder zu deken gesucht hatte. B.

Paris. Ein Mädchen aus Nevers ist auf höchst seltsame Weise wahnsinnig geworden. Am 3ten Januar d. J. hatte sie einen gewissen Ca..... geheirathet; es war eine Verbindung aus Neigung. Doch mitten in der Nacht hörte man plözlich ein schrekliches Geschrei. Als man hinzukam erfuhr man, daß die junge Gattin an ihrem Mann die Zeichen der Brandmarkung durch den Henker entdekt hatte, und aus Verzweiflung darüber sofort in wilden Wahnsinn ausgebrochen war. Y.

Paris. Am 7. Jan. ist Mlle. Duchesnois, diese berühmte tragische Schauspielerin, nach einer langen und schmerzhaften Krankheit verstorben. B.

Berlin. Die hiesige Voß'sche Zeit. enthält folgende Anzeige: „Ein wohlgebildeter junger Mann, von achtbarem Stande, mit einem disponiblen Vermögen von 80,000 Thlr., in Berlin wenig bekannt, wünscht eine junge Lebensgefährtin, die von guter Familie, und nur reich an lieblichem Aeußern und wahrer Herzensgüte zu sein braucht. Hierauf Reflektirende mögen nun diese ernstliche Annonce vertraungsvoll beachten, und wohl versiegelt, Adresse und nähere Verhältnisse, ohne alle Umwege unter Z. 71. im Intell.-Komt. gefälligst abgeben lassen.“ D.

Havre. Ein verabschiedeter Seemann, der in der Nähe von Havre lebte, wollte seinem Alter zugleich eine Stüze und seiner jungen Köchin einen Beweis seiner Dankbarkeit geben, entschloß sich also, dieselbe zu heirathen. Schon war zur Hochzeit alles bereit, das Paar war in der Kirche und sollte eben durch die Weihe des Priesters verbunden werden, als man den Bräutigam eilig einen Brief überbrachte, der ihn benachrichtigte, daß er seine eigene Tochter heirathen wolle. Die Mitheilung kam von so guter Quelle, daß kein Zweifel dagegen aufkommen konnte. Seine Braut Katharine war ein Findelkind, und ihre Mutter, die es nie aus den Augen verloren hatte, gab über die Zeit ihrer Geburt und die Vaterschaft des alten

Seemannes so positive Nachweisungen, daß er sich schnell faßte, Katharinen in die Arme schloß und sagte: „umarme deinen Vater.“ So endigte die Hochzeit. L.

Paris. Es ist jezt der 15te und lezte Band des Livre des cent-et-un (Buches der 101) herausgekommen. H.

Rom. Zu Rom hat man nach einem offiziellen Verzeichnisse im verflossenen Jahre 150,016 Einwohner gezählt (im Jahre 1825 nur 138,730), Darunter befinden sich 39 Bischöfe, 1424 Priester, 1857 Mönche, 1359 Nonnen, 598 Seminaristen. Die Zahl der Protestanten, Türken und Ungläubigen (ohne die Juden) betrug 210. Es wurden geboren 4454 Kinder; es starben 3480 Personen, und Ehen wurden geschlossen 1379. Z.

München. Bei der Industrieausstellung in München befindet sich auch eine kleine Thurmuhr neuer Konstruktion von Joseph Manhardt in München, welche noch das Historisch-Merkwürdige hat, daß sie für das Münzgebäude in der neuen Hauptstadt von Griechenland, Athen, bestimmt ist. D.

London. Hr. Holman zu London, der bekanntlich ganz blind ist, hat so eben den zweiten Theil seiner „Reise um die Welt“ herausgegeben. Der erste Band enthielt die Ergebnisse seiner Reise nach der Westküste von Afrika und Südamerika. Im zweiten Bande schilderte er seine Beobachtungen in Brasilien, Südafrika, Mauritius und Madagaskar. M.

Pesther Lokalzeitung.

Lanner-Ball. Am 25. Jan. fand in unserm Redoutensaal der erste Maskenball statt, wobei Hr. Joseph Lanner, Kapellmeister aus Wien, persönlich die Musik dirigirte. Den Saal füllte eine eben so äußerst zahlreiche als glänzende Versammlung und man tanzte in Pesth gewiß noch nie mit solchem anhaltenden Wohlbehagen und solcher Lebenslust. Lanners magische Kompositionen und sein hinreißender Vortrag, waren von elektrischer Wirkung. Diese Zaubertöne drangen vom Gehöre durch das Herz in die Beine. Wer nicht mit den Füßen hüpfen konnte, dem hüpfte das Herz ob dieser so lieblichen und erwekenden Melodien. Besonders waren die hier zum Erstenmale produzirten „Dampfwalzer“ von unendlichem Effekte. Sie sind voll Originalität, und es herrscht darin, wenn wir uns so ausdrüken dürfen, eine graziöse Bizarrerie. Der dritte, vierte und fünfte tragen besonders diesen Charakter an sich, und der Schweif (Coda) enthält auf eine sehr eigenthümliche Weise einen der schönsten Galopven, die wir je gehört haben. Im Ganzen können diese „Dampfwalzer“ zu den allergelungensten dieses beliebten Komposteurs gezählt werden. — Lanner wurde von der zahlreichen Menge mit unbeschreiblichem Jubel empfangen und seine Leistungen mit stürmischem Beifall belohnt. Es ward ihm auch die Auszeichnung zu Theil, von schönen Damenhänden, bekränzt zu werden, und sehr artige Gedichtchen wurden ihm zu Ehren unter die wogende Menge vertheilt. — Der zweite und lezte, morgen stattfindende Ball wird noch mehr an Interesse gewinnen, da der unerschöpfliche Lanner, während seiner diesmaligen Anwesenheit in Pesth, wieder ganz neue Walzer komponirte, deren Titel die anwesenden Damen bestimmen werden. Jede eintretende Dame übergibt nämlich einen, auf ungarische Nationalität bezüglichen Titel, und das Loos entscheidet dann. M.

Hängende Ball-Loken, welche nie aufgehn, sind in Melber's Friseur-Gewölbe in Pesth, Maria-Dorotheagasse, Nro. 8, zu haben.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 2.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

9. Sonnabend, 31. Januar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit erstén Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Ball-Lieder.

Von Johann Gabriel Seidl.

1.

Der Gesellschaftsball.

Sie stand, geschmükt wie ein Nymfchen,
In einem Kleid von Krystall; —
Und that Sie's mir zu Gefallen?
Nein — einem Gesellschaftsball.

Ich saß ihr im Wagen zur Seite,
So scheu in die Eke gepreßt,
Als könnte mein Hauch sie zerstäuben,
Wie flokige Blüten der West.

Schon steh'n wir im brausenden Saale,
Schon zieht es Sie mächtig von mir,
Schon wird gegafft und gemustert,
Schon drängt es sich schmeichelnd zu ihr.

Schon fliegt sie hinab mit dem Tänzer,
Dem Abgott, der sie mir raubt;
Sie kommt zurük mit dem Zweiten,
Und lispelt: „Ist es erlaubt?“

Dem Zweiten entreißt sie der Dritte,
So fliegt sie von Hand zu Hand;
Sie läßt mir, um mich zu vertrösten,
Für's Herzchen den Shawl mir als Pfand.

Sie wandert von Eke zu Eke
Hinauf und hinum und hinein;
Sie scheint im Gesellschaftsballe
Der Ball der Gesellschaft zu sein.

2 *).

Der Glökchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelassen ist die Lust;
Walzend wogt es auf und nieder,
Aug' in Auge, Brust an Brust.

*) Aus dem, von Ad. Chamisso und G. Schwab herausgegebenen, deutschen Musenalmanache f. 1835, in welchem sich, außer einem Beitrage des königl. Sängers, Ludwig von Baiern, und Liedern der besten ausländischen Dichter, auch Spenden zweier vaterländischer Lyriker, des Anastasius Grün und des Verfassers der obenstehenden Gedichte finden. A. d. R.

Zauberische Melodieen
Schmeicheln in das Herz sich ein;
Untreu muß es wider Willen
Seinem liebsten Grame sein.

Und die Lüfte selbst ermatten,
Fenster werden aufgethan,
Und, die müden abzulösen,
Wogen frische lüstern an.

Und in kühler Fenstereke
Stand ich, ein Vergessner, da;
Ernst genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich sah.

Horch da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein,
Und, als schmelzende Begleitung,
Tönt ein Glöckchen silbern drein.

Er entzükt die frohen Tänzer,
Macht beinah' die Spieler irr;
Wie erfaßt vom Zaubertaumel,
Wogt das brausende Gewirr. —

Jezt verstummten Flöt' und Geige,
Nur das Glöckchen klang noch lang:
Denn es war das Zügenglöklein,
Das durch's offne Fenster klang.

Die venetianischen Bräute.

(Historische Novelle.)

Die Gleichheit Aller, welche in unsern Tagen als charakteristisches Zeichen eines Freistaats angenommen wird, fand sich in keiner Republik, welcher die alte und neuere Geschichte erwähnen. Selbst in der Kindheit dieser Institutionen und wo freie Männer zu gegenseitigem Schuze und kräftigerer Abwehr des gemeinsamen Feindes zusammengetreten waren, standen immer einige, die höhern Verstand oder größern Muth besaßen, oben an und nach und nach wurde die Regierung des kleinen Staates mit den Auszeichnungen, welche die Macht und Herrschaft ihren Besizern zu geben vermögen, Eigenthum einer mehr oder minder zahlreichen Klasse oder Kaste. Mögen Theoretiker immer klagen, die Eigenschaften und Tugenden des Vaters gingen nicht immer auch auf den Sohn über, und dieser könne der Vorrechte, die sein Vater genossen, gänzlich unwürdig sein — der Vorgang, nach dem sich ein erbliches Recht bildet, ist in der Natur begründet und unvermeidlich und muß stets zur Bildung einer Aristokratie oder eines höhern, ausgezeichnetern Standes führen. Nirgends war dieser gewöhnliche Verlauf der Dinge deutlicher als in der alten Republik Venedig, welche im Anfange von zwölf jährlich gewählten Tribunen regiert, 697 einem Herzoge oder Dogen untergeben wurde, dessen Macht oligarchische Rathsversammlungen bald beschränkten, die allmälig die Regierung in ihre Hände zu bekommen wußten. Schon in der Mitte des zehnten Jahrhunderts — dem Zeitpunkte unserer Erzählung — hatte Venedig, das sich selbst stolz „die älteste Tochter, die einzige rechtmäßige Tochter der römischen Republik" nannte, die Verschiedenheit und Ungleichheit der Stände, höherer und niederer Geburt zugegeben und die niedern Stände pflegten mit Ehrfurcht und um Schuz zu der adeligen und reichen Klasse empor zu sehen.

Hettor Urseolo, ein hochbejahrter Venetianer, gehörte zu den stolzesten Namen der leztern; aber seine Tugenden waren so groß, daß Niemand auf den dichtgedrängten Inselchen mit Neid und Eifersucht ihn ansah. Besonders beliebt war er bei den Armen und sein Haus — selbst die Edlen in Venedig konnten sich damals noch keiner Marmorpaläste rühmen — war das

Ziel aller derer, welche dem Staate ein Gesuch zu übergeben hatten, oder den alten Urseolo selbst um ein Geschenk bitten wollten.

Eines Morgens früh am Tage und früh im Jahre, als der ehrwürdige Beamte des Staats in einem Zimmer saß, das über das breite adriatische, von Winterstürmen heftig bewegte Meer hinsah, trat ein Diener zu ihm, um Besuche anzumelden.

„Wer kommt so früh, Andrea? Sind es Boten von dem Rathe, oder von dem Dogen, oder ...?“ fragte Urseolo.

— „Nein, Signor, es ist nur Sandi mit seinem Weibe Beatrice und seinem Sohne Marco, nebst Margherita und deren Mann Giacomo und ihrer hübschen Tochter Teresa — die alle gekommen sind, wie ich vermuthe, um Euch dafür zu danken, daß Ihr Euch um die Heirath und die Mitgift für Teresa verwendetet.“

„So wird es sein,“ entgegnete der gutmüthige Alte. „Laß sie nicht warten und führe sie sogleich herein, denn außer den Verlobten sind sie alle alt wie ich selbst und müssen in dem kalten Wetter frieren.“

Andrea entfernte sich und führte in dem nächsten Augenblike die Familien herein, welche ehrfurchtsvoll auf den Herrn des Hauses zugingen, sich tief vor ihm verneigten, ihm die Hand küßten und mit kurzen Worten ihren Dank aussprachen. Teresa, die jugendliche schüchterne Braut war die lezte, welche diese Pflicht zu erfüllen hatte, und als sie ihre vollen warmen Lippen auf die runzelige Hand Urseolos drükte, und aufrichtig, aber kaum hörbar ihren Dank aussprach, versicherte der Greis, er sei glüklich, daß seine Empfehlung des schönen und tugendhaften Paares bei der Republik Erfolg gehabt habe, daß er selbst der Hochzeit beiwohnen und einen Becher Wein auf ihr und der übrigen jungen Bräute und Bräutigame Venedigs Wohlergehen trinken werde.

Es bestand schon seit alter Zeit in Venedig die Sitte, daß alle Trauungen der Edlen und vornehmsten Bürger an einem und demselben Tage und in einer und derselben Kirche stattfanden. Der Festtag Lichtmeß war der zu dieser Hochzeitsfeier bestimmte glükliche Tag, ein öffentliches allgemeines Fest, denn alle Jahre gab die Republik aus ihrem Schaze zwölf Töchtern der ärmern Bürger Aussteuer, diese schlossen sich den andern Bräuten an und wurden zugleich mit den schönsten und edelsten Töchtern Venedigs getraut. Wo es aber so viele arme Mädchen gab, mußte gewählt werden, und es kam dabei natürlich auf Empfehlung an.

Es war ein schöner Tag, die Lichtmesse. Der Himmel selbst schien den Hochzeitsmorgen zu begünstigen, denn obgleich noch früh im Jahre, war er mild und süßduftend, als würde er von der Frühlingssonne erwärmt. Der tiefblaue Himmel oben und das Meer, das Venedig mit seinen hundert Inseln umgürtet — in der Nähe smaragdgrün schimmernd, aber in der Ferne blau wie der Himmel und mit ihm fast verschwimmend, verriethen keine Spur von dem strengen Winter.

Hettor Urseolo begab sich mit mehrern Freunden an den Ort, wo sich die Bräute Venedigs versammelten und wo sich die ganze Bevölkerung der Stadt zusammendrängte, entweder um Theil zu nehmen an dem jährlichen Feste, oder um sich blos daran zu ergözen. Die Bräutigame mit ihren Ver-

lobten, Verwandten und Freunden, alle in dem besten Staate, in bunten Farben gekleidet, standen am Ufer, an dem eine große Anzahl Gondeln hielt. Diejenigen, welche die Verlobten tragen sollten, waren reich geschmükt mit Teppichen, Deken, Vorhängen, Fähnchen und glänzender Seide.

Wo die Liebe und das Vergnügen rufen, zögert so leicht Niemand. Alle waren versammelt und man wartete nur noch auf den Dogen von Venedig, der nach der hergebrachten Sitte den Brautzug eröffnete. Der gütige und tapfere Pietro Candiano (der Dritte dieses Namens, welcher den Dogenmantel trug) blieb auch nicht lange aus; er kam mit einem glänzenden Gefolge von Patriziern und Priestern, grüßte mit der Hand, da sein Wort nicht gehört werden konnte und bestieg seine prachtvolle Gondel, die nun sogleich durch die zahlreichen Ruder an die Insel Olivolo getrieben wurde, die Wohnung des Bischofs und den Ort, wo die neuen Ehen geweiht zu werden pflegten. Die Edlen und vornehmsten Bürger folgten dem Dogen; die zwölf armen Bräute, mit Teresa'n, die wir schon kennen, wurden zulezt übergeführt und das ganze Volk jubelte ihnen nach.

Als die heitern Gruppen bald darauf die geweihte Insel betraten, stimmten Musikchöre an der Küste und in den größern Gondeln fröhliche Melodien an, und unter den weithin tönenden oft wiederholten „Vivas!" des Volkes stiegen die Bräutigame mit ihren Bräuten in Olivolo aus.

(Fortsezung folgt.)

Der zinstragende Kreuzer.

Man hat oft, und mit Recht gesagt, daß die Erwerbung des ersten Thalers, oder vielmehr seine Ersparung, die den Grund zu einem großen Vermögen gelegt, am schwierigsten gewesen, und wahrlich man kann es weit bringen, wenn man immer einen Thaler übrig hat. Einen Beweis davon gewährt uns ein gewisser Marguerai, der nicht mit einem ersparten Thaler, sondern mit einem ersparten Sous, oder ungefähr einem Kreuzer C. M. begonnen, und dessenungeachtet ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hat. Marguerai war Mäuse- und Maulwurfsfänger in einem Bezirke der ehemaligen Normandie. Er erhielt nie mehr als einen Sous für eine gefangene Maus, oder für jeden Maulwurf, den er sodann den Eigenthümern überließ. Er hatte nie einen Gehilfen, und bediente sich nur der alltäglichen Mittel seines Gewerbes. Eine eigene Wohnung hatte er nie. Er schlief in den Ställen oder in den Heuschobern der Leute, die ihm Beschäftigung gaben. Meistentheils erhielt er von ihnen auch etwas zu essen, oder er nährte sich in Feld und Wald, wie er konnte. Aber nie sah man ihn einen Heller ausgeben. Seine abgetragenen Kleider waren Sommer und Winter dieselben. Auf solche Weise trieb er sein Gewerbe 60 Jahre lang, und war schon hoch in die Siebenzig, als nach und nach seine Kräfte abzunehmen begannen. Er wurde schwachsinnig, vernachlässigte immer mehr die Mäusejagd, sprach von ausstehenden Kapitalien, und ließ endlich bekannt machen, daß er eine ansehnliche Summe verloren habe. Seine Verwandten, die sich bisher wenig um ihn bekümmert hatten, wurden jezt plözlich sehr aufmerksam. Sie nahmen ihn zu sich, pflegten ihn, und erfuh-

ren durch langes Zureden, wie und auf welche Weise er sein mühsam erworbenes Geld untergebracht. Da seine Schwachsinnigkeit indessen zunahm, wurde ihm von Gerichtswegen ein Vormund gegeben, und demselben die Rechnungsführung über des Greises Geldangelegenheiten anvertraut. Nicht ohne Erstaunen erfuhr man nun, daß Marguerai einer der reichsten Kapitalisten der ganzen Gegend sei. In einem alten Kasten, den er einem Landmann zur Aufbewahrung übergab, und den dieser, in der Voraussezung, daß wahrscheinlich Maulwurfsfelle oder andere unbedeutende Sachen darin seien, in seine Rumpelkammer gestellt, wo er unter allerlei Geräthschaften verborgen war, in diesem Kasten befanden sich 12,000 Fr. baares Geld, größtentheils in Zwanzigfrankstüken und alten Louisdor's, ein Päkchen Bankbillette, mehrere Schuldverschreibungen von verschiedenen Personen, Hypotheken u. s. w. Das Alles war Sousweise binnen 60 Jahren erspart worden. Leider hatte Marguerai seine Sparsamkeit zu weit getrieben, indem die Früchte derselben nicht mehr ihm, sondern seinen lachenden Erben zu Gute kamen.

Heldenmuth einer Frau.

Als im Jahre 1472 Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Beauvais in der Picardie belagerte, beschloß er einen Sturm. Die Burgunder bestiegen auch glüklich die ersten Verschanzungen, und drangen bis in die innere Stadtmauer vor. Alles gerieth in der Stadt in Verwirrung und floh. Da warf sich ein Weib, Namens Hachette, den Fliehenden entgegen, und rief: „Fliehen wollt ihr, habt ihr keinen König, keine Kinder? Ihr flieht und habt Mauern, ich allein will sie vertheidigen.“ Und es kehrt auf der Heldin Ruf neuer Muth in die Bürger zurük; sie stürzen dem eindringenden Feind entgegen. Dreimal geworfen, weichen sie abermals in die Stadt zurük, und versteken sich in die Kirche. Hier erscheint Hachette, sich an die Weiber wendend, und ruft: „Bürgerinen, ihr winselt, wo ihr handeln könnt? Die Furcht überläßt den Männern. Ergreift die Waffen, die sie weggeworfen. Sind sie Weiber, so wollen wir Männer sein, folgt mir.“ In heiligem Enthusiasmus ergriffen die Weiber die Waffen, und Hachette an der Spize, kämpften sie mit Muth. Staunen ergriff die Burgunder beim Anblik der neuen Amazonen, und sie wankten. Hachette eroberte eine burgundische Fahne, die Karl selbst beschüzte. Er flieht, und die Burgunder mit ihm. Beauvais ist gerettet, und zwar durch ein Weib. Zur Verewigung dieser glorreichen That befahl Ludwig XI., König von Frankreich, daß jährlich eine Prozession gehalten werden sollte, welche die Weiber anführten. Hachette erhielt die eroberte Fahne zum Geschenk, und führte, so lange sie lebte, den jährlichen Zug an, und als sie starb, wurde das Siegeszeichen in der Dominikanerkirche über ihrem Grabe aufgehängt.

Somnambulismus.

Dr. Abercrombie erzählt folgenden merkwürdigen Fall von Somnambulismus: Ein Mädchen von sieben Jahren, eine Waise, die bei einem Pächter wohnte, der sie zum Viehhüten verwendete, schlief gewöhnlich in einer Kam-

mer, die nur durch eine sehr dünne Wand von einer andern getrennt war, in welcher ein wandernder Violinspieler öfter zu wohnen pflegte. Dieser nicht ungeschikte Mann übte sich oft während der Nacht, und spielte sehr schöne Stüke auf seinem Instrument, die indeß für das Mädchen nichts anderes als ein sehr lästiger Lärm waren. Nach Verlauf von 6 Monaten, welche das Mädchen bei dem Pächter zugebracht hatte, ward es krank, und nun von einer wohlthätigen Dame in deren Haus aufgenommen, wo man nach seiner Genesung bei Nacht oft die schönste Musik hörte, ohne daß man sich hätte erklären können, wer der unsichtbare Tonkünstler sei. Als man sich endlich die Mühe nahm, dem Schall nachzugehen, fand sich, daß er aus dem Schlafzimmer des Mädchens kam, das im tiefsten Schlafe mit dem Munde die Töne einer Geige nachahmte. Bei fernerer Beobachtung fand sich, daß das Mädchen, nachdem es ungefähr 2 Stunden im Bette gelegen, unruhig ward und vor sich hin zu murmeln anfing. Dann ließ es Töne hören, die ganz dem Stimmen einer Violine glichen, und ging endlich nach einem Vorspiel zu Ausführung von Musikstüken über, die ganz im Ton einer Geige und mit den zartesten Modulationen dieses Instruments durchgeführt wurden. Während dieses Spiels hielt das Mädchen oft inne, wiederholte jene Töne, als ob es die Violine stimme, und fing dann genau bei der Stelle wieder an, wo es aufgehört hatte. Dieser Paroxismus trat in regelmäßigen Zwischenräumen von einer bis zu 14 auch 20 Nächten ein, und war gewöhnlich von einer Art Fieber begleitet.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Wien (25. Jan.). Das Hofburgtheater vermehrte sein Repertoir mit dem neuen Schauspiele: „die Vorleserin", nach dem Französischen des Bayard von C. W. Koch, auf eine würdige Weise. Um nicht das Interesse daran, da ich nicht zweifle, daß dieses artige Drama viele deutsche Bühnen besuchen wird, bei einem andern Publikum durch eine detaillirte Inhaltsanzeige in vorhinein zu beeinträchtigen, will ich das Sujet in einer homöopathischen Gabe mittheilen: Karoline (Dem. Peche), in Lincoln verheirathet, verliert durch die Dreistigkeit eines jungen Offiziers, der bei Nacht in ihr Fenster stieg, allein, wie es sich gebührt, zurükgewiesen wurde, ihren Ruf, und ihren Gatten, und wird dafür mit dem Fluche des Vaters beladen. Verlassen und verachtet, arm und hilflos, sucht sie allenthalben ein Asyl, verdingt sich als eine Vorleserin bei einer Dame in Frankreich, kommt mit dieser nach Schottland, allwo sie nach deren Tode an Lady Gerald (Mad. Löwe) empfohlen wird. Hier trifft sie zufällig in Sir Arthur, einem Verwandten der Lady, den jungen Offizier (Hr. Löwe) wieder, und in dem blinden Kapitän Cobridge, der sie als Vorleserin zu sich nimmt — ihren Vater (Hr. Laroche). Wenn auch der Zuseher jezt schon das Resultat des zweiten Aktes, nämlich die Versöhnung mit dem Vater durch den Beweis ihrer Schuldlosigkeit und die Darstellung ihrer flekenlosen Ehre, so wie die eheliche Verbindung mit dem jungen Manne voraussieht, so wird dennoch das Wie, die bühnenkun-

dige wirksame Art und Weise, auf welche der befriedigende Ausgang herbeigeführt wird, in fortgesezter, lebhafter Spannung erhalten, und tief und mächtig erschüttern. Ich sah seit lange keine so allgemeine Rührung, als diese Entwikelungsszenen hervorbrachten! Sie bringen nicht nur mit hellen Farben die Moral des Schauspiels: „die Gefahr der auch nur scheinbar verlezten Frauenehre" vor das Auge des Zusehers, sondern auch den willkommenen Sieg der verkannten Unschuld! In der Vereinigung Carolinens mit Sir Arthur, die einem Wiener Kritiker nicht recht behagen will, sehe ich keineswegs das gewöhnliche Ende der Schauspiele, sondern Carolinens Lohn, welche, wahrscheinlich früher schon Liebe für Sir Arrhur fühlend, um so mehr unsere Achtung in Anspruch nimmt, weil sie jene Leidenschaft besiegte; und zugleich den Umstand, daß nicht von einer flüchtigen, sondern einer reellen Zuneigung für Carolinen schon damals erglühte; in diesen beiden Rükſichten erfordert sie hier die dramatische Gerechtigkeit. Auch kann ich dem Ausspruche, das Stük vertrüge eine Zusammenziehung in einen Akt, schon deshalb nicht beipflichten, weil erstens die Exposition des ersten Aktes zur Verständlichmachung der Verhältnisse keineswegs zu breit ist, und weil zweitens die Illusion, da der zweite Akt nicht wieder bei Lady Gerald, sondern um 8 Tage später bei Kapitän Cobridge spielt, dadurch leiden würde. Herr Koch bewies durch die Uebertragung dieses Schauspiels tüchtige Bühnenkenntniß, und entfaltete neuerdings den Reiz seines Dialogs. Sein gewandter Geist weiß derlei überrheinische Produkte stets von der richtigsten, für unsern zarten Bühnengeschmak zwekgemäßesten Seite aufzufassen, und in einer tadelfreien Uebersezung, die sich stets durch eine überaus schöne Sprache auszeichnet, hin zu stellen. Der Erfolg war heute glänzend. Lebhafter anhaltender Beifall begleitete viele, und fast alle Szenen des zweiten Aktes, und erscholl am Schlusse allgemein und tobend. Hr. Koch möge in dieser brillanten Aufnahme nur eine Aufforderung sehen, den Garten seines poetischen Wirkens mit recht vielen solchen Pflanzen zu bereichern, welche, wenn auch exotisch, auf diese Weise sorgsam gesezt, auf deutschem Boden stets willkommen sind. Die Aufführung war in allen Theilen vollendet. Hr. C. Laroche und Dlle Peche wirkten mit echter Künstlerschaft und brachten die größte Wirkung hervor. Hr. Löwe war, wie immer, groß und wahr. Mit Würde und edlem Anstande spielte Mad. Löwe, so wie Hr. Wothe mit sehr lobenswerther, besonnener Mäßigung den Neffen des Kapitäns gab, ein komischer Charakter, der, nur ein Lichtstreif in dem düstern Gemälde, nicht im Vordergrunde stehen soll. — An demselben Abende kam: „Der Großonkel", Lustspiel in 2 Aufzügen von Kurländer, neu in die Szene gesezt, zur Aufführung, ohne jedoch anzusprechen. Das Stük selbst bietet nichts als eine bunte Verwirrung ohne Pointe und ohne Salz, und wurde auch nur theilweise gut gespielt. Hr. Herzfeld, Heinrich, traf als Deutsch-Engländer den Ton und das Benehmen vorzüglich. Hr. Fichtner und Hr. Wilhelmi spielten mit Laune, Lezterer that aber des Guten etwas zu viel. Felix war leider in den Händen des Herrn Lucas, der durch steifes und linkisches Betragen, und durch farblosen, hölzernen Vortrag, wie immer, störend auffiel. Sein Erscheinen auf dieser Bühne preßt dem Publikum jedesmal einen Seufzer aus, manchmal auch noch mehr! Dem. Wildauer

genügte der Nachsicht. Die immer vorgebeugte Haltung ihres Körpers, und ihr quasi Aufsagen der Rolle beleidigen Aug und Ohr. Das Stük wurde sehr lau aufgenommen, und ist — dem Himmel sei Dank — wieder vom Repertoir verschwunden. Wir bedauern nur, daß es den günstigen Eindruk der Vorleserin etwas verwischte: wir wären so gern mit diesem nach Hause gegangen! — Von den andern Bühnen kann ich nicht viel Neues künden. Das Kärntnerthortheater wärmt uns immer Kohl auf, höchstens mit einer kleinen Aenderung der Zubereitung, z. B. Hr. Wild als Robert, zwar eine meisterhafte Leistung. — Das Theater an der Wien vertroknet an seinem Stamme, deshalb fallen auch Blätter und Zweige, gelb und ausgedorrt, ab. — Das Theater in der Leopoldstadt bringt durch Raimunds Gastspiele Leben in sein Wirken, und Geld in die Kasse. — Das Theater in der Josephstadt hält sich mit der Oper und den Gastspielen der Mad. Kaus-Wranitzky, deren Leistung in der „Nachtwandlerin" wahrlich eminent ist, worin auch Hr. Kreipl als Elwin mit jedem Male durch seinen schönen, zum Gemüthe sprechenden Gesang, und durch sein braves Spiel im höheren Grade überrascht. Hr. Mellinger wollte als Graf im Gesange nicht recht durchgreifen. Vom Spiele dieses Neulings ist nicht zu sprechen, das ist noch unter der Kritik. Dann gastiren noch Hr. und Mad. Holtei fortwährend in des Ersteren Stüken, allein das Publikum fängt an, sich sparsamer einzufinden und weniger zu klatschen. Es erwacht aus dem Rausche, in den wahrlich kein edles Getränk (Lorbeerbaum und Bettelstab) es versezte, und erkennt in dem „Dummen Peter", dem „Achtel vom großen Loose" und in der „Bettlerin" recht nüchterne Produkte. — L.

Miszellen.

Paris. Eine junge und hübsche Puzmacherin brachte sich in der Neujahrsnacht durch Kohlendampf ums Leben, nachdem sie ihr Bischen Hab' und Gut einer unbezähmbaren Spielwuth geopfert hatte. In einem hinterlassenen Abschiedsschreiben an ihre greise Mutter erklärte sie, von einem Dasein scheiden zu müssen, das sie seither in Wohlleben und Bequemlichkeit verbracht habe, künftig aber nur durch angestrengte, ihr ungewöhnte Arbeit hätte fristen können. B.

Leipzig. Bei uns können die Aerzte häufig den Leuten nicht Arznei genug geben, auf der Insel Island dagegen kann man den Leuten nicht Aerzte genug geben. Die Insel, welche 1400 Meilen im Umkreise hat, besizt nämlich nur 5 Distriktsärzte, einen Landphysikus, und eine Apotheke. — Man will bemerkt haben, daß die Leute auf Island sehr alt werden. F.

Paris. Donizetti ist hier angekommen. Er schreibt für die hiesige italienische Truppe eine neue Oper: „Marino Faliero." C.

Nachtrag. Das in diesen Blättern Nro. 5 erwähnte kalligraphische Tableau v. J. Fischer ist auch in Wien beim Kunsthändler J. Bärmann am Graben zu haben. Preis 2 fl. C. M.

Modenbild. Nr. 5.

Pariser Herrenanzüge vom 15. Jan. Arabischer Mantel ganz neuer Art. — Oberrok mit Schnüren geziert und mit nordischem Plusch gefüttert.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Dürch sc.

Der Spiegel.

10. Mittwoch, 4. Februar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die venetianischen Bräute.

(Fortsezung.)

Nachdem alle Paare mit ihrem Gefolge von Verwandten und Freunden am Lande waren, stellten sie sich in eine Reihe zusammen und zogen so in die Kirche von Olivolo, während die Musik tönte und die Diener die Brautgeschenke, die Juwelen, die goldenen Geschmeide, die kostbaren Stoffe trugen. Als das erste Paar den geweihten Boden des Kirchhofes, die terra santa, betrat, schwieg plözlich die weltliche Musik und dafür erschallte ein feierlicher Gesang der Geistlichkeit. Eine doppelte Reihe Mönche in seltsamer malerischer Tracht hatte sich zu beiden Seiten der Kirchthüre aufgestellt und durch sie hindurch, die schweigend und bewegungslos dastanden wie Bildsäulen vor einem alten egyptischen Tempel, gelangte der Zug in das Gotteshaus, wo der Bischof ihn erwartete.

Die messa cantata hatte begonnen, den Tempel füllten die harmonischen Töne von mehr als hundert Stimmen, der Weihrauch duftete aus hundert Gefäßen, als plözlich ein Schrei der Angst und des Entsezens, ein banger, greller, langgedehnter Schrei, der aus den tausend Kehlen der Weiber und Kinder zu kommen schien, welche außen vor der Kirche gedrängt standen, zu den erstaunten Bräuten und Bräutigamen drang. Der Gottesdienst wurde unterbrochen — man sah einander verwundert an — die jungen Bräute wurden bleich; die jungen Männer eilten hinaus, um zu sehen, was die Freude des schönen Festes störe.

Die Ursache blieb nicht lange unbekannt, die Kirche war von bewaffneten Männern umringt und der Ruf: „Istrioten! die Seeräuber, die Seeräuber!“ füllten jedes Herz mit Entsezen. Im nächsten Augenblike wurde die

Kirche selbst von den gottlosen Räubern entweiht, von denen die Venetianer schon so viel gelitten hatten, daß der bloße Name Istriote Schreken verursachte, und ein hartnäkiger, ganz ungleicher Kampf begann zwischen den Bräutigamen, den Freunden derselben und den Seeräubern. Die Werkzeuge des Kriegs schikten sich nicht zu einer Zeremonie des Friedens und der Liebe, und um auch zu vermeiden, daß die kleinen Zänkereien, zu denen die warmblütigen Venetianer leicht zu bringen waren, ohne ernste Folgen blieben, hatte schon seit langer Zeit Jedermann an Lichtmesse und an dem allgemeinen Hochzeitstage Venedigs die Waffen ablegen müssen — so daß es also jezt in der Kirche kein Schwert, keinen Dolch gab und die unbewaffneten Venetianer, größtentheils verwundet, in einen Winkel der Kirche getrieben wurden, wo sie mit ihren Körpern eine Schuzmauer um ihre bebenden Bräute zu bilden suchten.

In diesem Augenblike trat der alte Hektor Urseolo, der eben am Hochaltar stand und dessen ehrwürdiges Alter, wie noch immer gebietende Person und Haltung wohl Eindruk auf die Gemüther roher Männer machen konnten, vor, und redete die Vordersten der Angreifer also an:

„Freunde! ihr findet uns alle ohne Waffen und ihr wußtet es wohl, uns also zu finden, sonst würdet ihr nicht hier sein, hier vor den Venetianern, die euch so oft gezüchtigt haben; wir sind in euerer Gewalt, durch feige Hinterlist euere Gefangenen. Nehmt also den glänzenden Schmuk, die Edelsteine und das Gold, das euch hierhergelokt, nehmt Alles, sage ich, und dann hinweg mit euch! Venedig wird den Verlust nicht empfinden; sein Fleiß wird es immer reicher machen, als der Raub euere Schlupfwinkel. Der Staat wird den Verlust seiner schönen Töchter ersezen — nehmt also die Brautgaben — nehmt Alles, ich sage es noch einmal" — und der alte Patrizier zeigte die offenen Koffer, welche die verschiedenen lokenden Schäze enthielten, die sämmtlich in die Kirche gebracht worden waren, damit der Segen der Diener Gottes darüber ausgesprochen werde.

Die Beute war groß und manche der Istrioten wollten bereits die Hände nach dem funkelnden Geschmeide ausstreken; aber einer, der ihr Anführer zu sein schien und gerade vor Hektor Urseolo stand, schüttelte sein Haupt bei dem Vorschlage des alten braven Mannes und sprach: „Es ist nicht genug! es ist nicht genug! Wir rechnen auf größere Schäze als diesen Tand."

„Ihr Unersättlichen! eure Fahrt über das adriatische Meer wäre durch dieses Gold und diese Edelsteine wohl theuer genug bezahlt; aber wir sind euere Gefangenen und ihr wollt auch noch ein Lösegeld haben? Es sei auch dies? was verlangt ihr als Lösegeld?" fragte Urseolo, der wohl fühlte, daß sie in der Gewalt der Räuber waren, und Gewaltthätigkeiten an den schönsten und edelsten Kindern Venedigs verhüten wollte.

— „Was wir suchen, ist selbst mehr als ein Lösegeld für euch Alle, die ihr hier versammelt seid," erwiderte der Seeräuberhauptmann, indem er seinen langen struppigen Bart strich und wohlgefällig lächelte.

„Nun was verlangst du, das deine Raublust befriedigen kann?" fragte Urseolo, „willst du die Stadt des heiligen Markus selbst haben? Nein! bei dem heiligen Evangelisten, dessen Gebeine in unserer Kirche ruhen, dessen schüzende Flügel über Venedig sich ausbreiten, diese wird nie dein sein. Wir

kamen hierher in Festtagspuz und ohne Waffen, aber schiffe nur über jene Lagune und du wirst die Streitaxt, den Speer, das Schwert und Arme finden, welche die Waffen wohl zu führen wissen. Nicht alle Venetianer sind hier, das merke wohl."

— „Wir brauchen weder euere Sumpfinseln, noch euere Mauern und Häuser," entgegnete höhnend der Seeräuber — „was wir suchen ist mehr noch, reicher als Venedig selbst mit den Gebeinen des heiligen Markus!"

„Was wollt ihr sonst?" fragte der Patrizier.

— „Die Bräute von Venedig!" rief der Pirat mit Donnerstimme.

„Die Bräute von Venedig!" brüllte die ganze Schar der Istrioten und die Venetianer erfuhren nun erst das ganze Unglük, das sie bedrohte, denn die bewaffneten Männer stürzten mit dem wiederholten Rufe: „die Bräute von Venedig!" heran, um die liebenswürdigen, nun verzweifelnden Mädchen zu erfassen. (Fortsezung folgt.)

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Vesth *) Wenn man nichts besonders Neues weiß, spricht man vom Wetter und beinahe könnte ich Ihnen, geehrter Hr. Redakteur und Ihren schäzbaren Lesern, nichts als meteorologische Nachrichten mittheilen, z. B., daß der Winter, der so ziemlich gelinde begonnen, nun endlich seine Rechte behauptet und eine strengere Natur annimmt, daß Boreas mit vollen Baken bläst, daß der Schnee fußhoch liegt und daß die Donau schon viel Treibeis führt, ꝛc. Aber die Wetter-Konversation ist, wie bekannt, etwas sehr Abgenüztes und seitdem unsere politischen Zeitungen in jeder Nummer ihren Lesern vor allen andern Neuigkeiten anzeigen, ob es gestern oder vorgestern geregnet oder geschneiet hat, ob der Barometer gestiegen oder gefallen ist, und dabei sich oft recht artiger, poetischer Floskeln bedienen, auch ganz überflüssig geworden. Da ich Sie nun nicht mit dem Wetter behelligen soll, was wollen Sie, bei den jezigen magern Ereignissen, daß ich Ihnen schreibe? Hätte ich nur einen Theil des Wizes Ihres genialen Saphirs (und er könnte mir so eine kleine Portion davon ablassen; er schwämme dennoch im Ueberfluß), so würde es mir ein Leichtes sein, Etwas aus Nichts hervorzuzaubern; ich brauchte dann nur einen halben Bogen Papier und in einer halben Stunde sollten Sie sehen, was ich Ihren Lesern bieten würde. Aber ich habe nun einmal keinen Wiz; da ich nun keinen habe, wie soll ich denn in meinem Berichte so recht in die jezt so beliebte satyrische Manier gerathen? zumal, da ich von ernsten Dingen diesesmal nichts Sonderliches zu rapportiren habe? — Doch Sie erlaubten mir ja, Neuigkeiten vom Theater mitzutheilen, von der Bühne, die mehr als die Welt bedeutet, wo täglich oder nächtlich ein großes Ereigniß das andere verdrängt; wo heute der Kampf

*) Wir entlehnen obigen Bericht aus der geschäzten Wiener Theaterzeitung, als einen Beweis, wie man anderwärts von unserer Bühne urtheilt. R.

der Ghibellinen und Guelphen singend ausgefochten wird und morgen eine gar anmuthige Liebes-Intrigue rezitirend über die Szene gehet; wo wir bald in das antike Mythenthum, bald in das moderne Pariser Leben versezt werden; wo wir heute mit der Maria Stuart weinen und morgen mit dem Lumpazivagabundus lachen; wo wir bald der unglüklichen Norma kondoliren, bald dem glüklichen Pfeifferröfel gratuliren; wo endlich heute geraubt und gemordet und morgen getanzt und gejodelt wird. Also von unserm Theater wollen Sie Nachrichten? — Nun da fällt mir ein mächtiger Stein vom Herzen; denn hier heißt es: difficile est satyram non scribere! Hören Sie, Hr. Redakteur! unser Theater ist das beste in der Monarchie. Mad. Mink, die beste Sängerin; Hr. Watzinger, der beste Tenorist; Hr. Schinn, der beste Bassist; Hr. Höfer, der beste Baritonist; Hr. Klauer, der beste Schauspieler; Hr. Posinger, der beste Intriguant; Mad. Grill, die beste Schauspielerin; Hr. Gaede, der beste Komiker; Dem. Wildenauer, die beste Komikerin; Dem. Tuffner, die beste Tänzerin; Hr. Urbany, der beste Kapellmeister; und Hr. Haffner, der beste Theaterdichter; kurz, Sie sehen, man hält hier Alles fürs Beste. Das sind die Matadore, nun kommen wir zur zweiten Klasse (nicht vermöge der Kunst, sondern vermöge ihrer hiesigen Stellung). Da ist Dem. Schebest in der Oper, die viel Methode besizt. Man hat es ihr vorausgesagt, daß es so kommen werde; sie ist herabgestiegen von ihrer ehrenvollen Stufe und aus purem Respekt für die jezt so vortrefflich geleitete Oekonomie der Direktion, die uns das Fach einer dritten Sängerin, so wie vieles Andere, ganz entbehrlich machte, hat diese schäzbare Sängerin den Rataplan, den kleinen Tambour, und den Pagen, im „Johann von Paris," übernommen, und siehe da, Mad. Mink erhob sich. Im Schauspiel nennen wir die Frauen Deny und Leynsitt, und die Herren Grohmann und Fischer, und in der Parodie — so nennt man hier die Lokalposse! Dem. Gärber und Hrn. Macho. Dritte Individuen haben wir nicht, sondern ich muß gleich auf die zwölften springen, und da ist in der Oper Mad. Klimmetsch und im Schauspiel Hr. Malizky zu erwähnen.

Zu unbestimmten Klassen gehören die Herrn Rünner (ein sehr verwendbares und fleißiges Mitglied), Simeon und Dem. Fußgänger. Uebrigens haben wir noch (nach dem neuesten Theater-Almanach von Beurmann), einen Lampenpuzer mit vier Gehilfen, die eifrig ein angenehmes Dämmerlicht zu unterhalten besorgt sind. Am besten ist bei uns das Fach der Zettelträger besezt: man denke sich einen Meister und neun Gehilfen! Allerdings erhalten diese von der Direktion keine Gage, aber wir müssen es ihr dennoch danken, daß sie solch großes Personale duldet, da sie doch sonst eine große Aversion vor großen Personalen, zum Beispiel vor einem großen Chorpersonale, affektirt. Noch habe ich zu bemerken, daß wir auch einen Hausinspektor haben.

Ja, Mad. Mink oder Nachtigall-Mink, wie Philipp Weil sie nennt, ist die Perle unserer vielbelobten Bühne. Sie sollten sie als Norma hören! Ich falle jezt aus meiner Rolle und versichere Sie in allem Ernst, sie würde Sie mehr als manche Vielbelobte befriedigen, wenigstens, wenn auch nicht im kunstvollen Vortrage, doch in der Makellosigkeit ihrer wohlklin-

genden, reinen Stimme. Vergebens strengen sich einige Gegner mit großer Hingebung an, ihren Glanz in Rede und Schrift zu verdunkeln, das Publikum jubelt und Mad. Mink triumphirt! Aber die Direktion wird gewiß Mad. Mink, so lange sie keine höhern Ansprüche macht, nicht entlassen, und wir haben daher die schönste Hoffnung, diese Nachtigall noch lange die unserige zu nennen, obwohl uns ein hier erscheinendes Blatt, „der Schmetterling", neulich eine rechte Angst einjagen wollte, indem er etwas summte, das so lautete, als ob sie uns zu verlassen gedächte. Nein, mein lieber Schmetterling, eine Nachtigall ist ein etwas präziöserer Vogel, als ein Schmetterling, den man nicht so leicht davon fliegen läßt, daß ihn die Knaben erhaschen können. — Aber in der Oper „der Schwur" hätten Sie Mad. Mink auch hören sollen, sie allein hat dieses schwache Produkt auf die Beine gebracht; sie und ihre herrlichen Triller, die ihr die Einlage vom Kapellmeister Kreutzer in die Kehle diktirte, denn unser Hr. Watzinger, dessen Stimme zu Zeiten der eines neugebornen Kindes gleicht, und Herr Höfer, der manchmal im Besize einer Greisenstimme ist, konnten der Oper nicht viel anhaben. Auch unsere Chöre und unser Orchester nicht. So viel von der Oper. — Vom Schauspiel kann ich nicht so viel sagen. Hr. Philipp Weil, den ich schon oben Gelegenheit zu erwähnen hatte, muß ein wahrer Satyriker sein, denn er sagte in Ihrer geschäzten Zeitung, daß „die Günstlinge" der Mad. Birch-Pfeiffer mit vielem „Decorationsaufwande" werden gegeben werden. Wenn hier etwas Neues gemalt wird, so können wir sicher gewärtig sein, es neun Mal mit Abonnement-Suspendu sehen zu müssen. Wie freueten wir uns, als wir sahen, daß Hr. Ph. Weil blos seinen Scherz mit uns trieb. Die „Günstlinge" wurden mit unsern guten, uralten Versezstüken ausgestattet, ohne daß wir auch nur einen neuen Pinselstrich bemerkten. Pinselstreiche gab es genug bei der Vorstellung dieser „Günstlinge", die mir übrigens nur als eine zweite verbesserte Auflage der „Königin von sechzehn Jahren" bedünken wollten; aber ich will hier nichts berühren, weil ich, einmal angefangen, in endlose Raisonnements gerathen könnte. Doch sagen wir nichts mehr von einem Schauspiel, das eher auf den Namen Parodie, als das ehrliche Wiener Lokal-Singspiel, Anspruch machen kann. Uebrigens ist hier das Ballet abgeschafft worden. In „Robert der Teufel", „Zampa", „der Stummen von Portici" ꝛc. müssen die Choristinen nicht nur singen, sondern, so gut es geht, auch tanzen; nun sage man noch, daß wir nicht sehr verwendbare Mitglieder haben! Aber nicht nur im Chor, auch in der Oper erleben wir die erfreulichen Beispiele, daß ein Sänger zwei Parten übernimmt.

Nächstens erhalten Sie Nachrichten über andere Angelegenheiten von Ihrem Philotas.

Wien (28. Jan.). Wenn man die Annoncen unserer Theater betrachtet, so glaubt man eine Table d'hôte zu sehen, denn Alles wimmelt von Gästen. Der Stammgast Forti (seit undenklichen Zeiten gastirend), Wild, Breiting, Fritze, Raimund, Quandt, Mellinger, Kraus-Wranitzky, Hr. und Fr. v. Holtei speisen an dieser Table d'hôte, eigentlich aber bewirthen sie uns und tischen recht viel Genießbares auf. — Im Hofoperntheater herrscht immer guter Ton — wenn Wild singt. Am 16. d. M. trat Hr. Staudigel nach langer Krankheit

zum ersten Male, in Bellini's „Norma“ auf und ward mit Enthusiasmus empfangen. — Eine neue Operette, unter dem Titel: „Die Wette“, gefiel. — Die Direktion des Theaters in der Josephstadt macht mit den Gästen Holtei gute Geschäfte. Von der Feder dieses wakern Bühnendichters sahen wir bereits mehrere Stüke und in allen spricht sich mehr oder weniger Originalität und genaue Kenntniß des Effektes deutlich aus. Unsere Wiener Rezensenten geißeln Hrn. v. Holtei wohl waker durch, weil seine Stüke nicht über ihren Leisten zu schlagen sind und sie daher ihre stereotype Rezensionsform nicht dafür brauchen können, aber das Publikum lohnt ihn mit fleißigem Besuche und lautem Beifalle — vox pupuli — vox dei! Ich habe immer so recht herzlich Freude wenn ein Mann aufsteht, der den alten Schlendrian und Plunder stolz mit Füßen tritt und eine andere Bahn einschlagend die erstaunten Gewohnheitsmenschen weit hinter sich zurüklläßt, und diese dann, um sich zu rächen, ihn mit Koth bewerfen wollen, und sich selbst dabei beschmuzen. — Die Hofopernsängerin Madam Kraus-Wranitzky ist diesem Theater in der Oper das, was Hr. und Fr. v. Holtei im rezitirenden Schauspiele sind. Im „Barbier von Sevilla“, als Rosine und in der „Nachtwandlerin“, als Amina, bewährte die Künstlerin die Vortrefflichkeit und Meisterschaft, die wir stets an ihr bewunderten. — Hr. Mellinger gefällt immer mehr und mehr. — Ueber das neueste Produkt Holtei's: „die Bettlerin“ werde ich mit nächster Gelegenheit ausführlich berichten. — Raimund gastirt noch immer mit entschiedenem Glüke im Leopoldstädtertheater. — Das Theater an d. Wien spielt jezt mit dem Publikum Komödie. In einem fort die alte Leier — nichts als: „Die Entführung vom Maskenball.“ Der Verfasser dieser Piece hat sich's bequem gemacht, er schrieb das mehr als 20-jährige Stük: „Ei du lieber Augustin“ beinahe wörtlich ab, gab ihm einen neuen Titel u. ließ es in dem zu solchen Dingen stets bereitwilligen Theater als sein Opus aufführen. Ein Wiener Kritiker lobte bei dieser Gelegenheit die Bescheidenheit des Dichters, der nicht einmal seinen Namen auf den Zettel sezen ließ! Bescheidenheit nnd ein Theaterdichter! wie schik' ich das zusammen? — Als Abwechslung mit genannter Posse sahen wir einen alten Ritterschinken in fünf Akten, benamset: „Die Geistermühle bei Saaz, oder der stumme Ritter.“ Akt heißt Handlung, also ist es gewiß billig wenn wir statt 5 Handlungen wenigstens eine zu sehen verlangten, ein Zeichen daß wir handeln lassen, aber gar keine Handlung! das heißt das Publikum mißhandeln. Wenn doch auch die übrigen Personen dieses Stükes stumm wären, so hätten wir nicht so viel Unsinn reden gehört. Der Verfasser war auch so bescheiden, seinen Namen zu verschweigen. Mit der Zeit wird das Publikum doch einsehen, daß es nur gefoppt wird, daß es mit einem neuen Theaterzettel über ein altes Stük papierlt sei, und das pfiffig gemachte Publikum wird den Pfifferling auspfeifen.

Adiaphoros.

Miszellen.

München. Es wird dem Vernehmen nach nächstens ein sehr glänzender Maskenzug von den höchsten und hohen Personen Statt finden. Anordnerin dieses Karnevalfestes ist die Her-

zogin von Leuchtenberg, königl. Hoheit, und es soll bereits nicht Sammet genug in der Stadt sein, um alle Forderungen nach prächtigen Mänteln zu befriedigen. J.

Antwerpen. Ein junger baier. Arzt starb in Folge eines Blutbrechens. Seine Kollegen glaubten es wenigstens, und legten ihn in einen Sarg. Am zweiten Tag begoß die Schwester des Verstorbenen dessen Leiche mit einem aromatischen Liqueur, um den üblen Geruch zu entfernen; alsbald bewegte sich der Körper und der Sarg krachte. Dr. Schmitmüller, sein Freund, wurde gerufen, und hatte nach angewandten Hilfsmitteln das Glük, ihn wieder ins Leben zu rufen, und lebt noch. T.

Paris. Ein hiesiges Blatt, le Bon Sens, erzählt folgendes belustigende Mährchen: „In Polen sind die Bären sehr häufig: die Bauern fangen sie, wenn sie noch ganz jung sind, und unterrichten sie in allerlei Arten häuslicher Beschäftigung. Der Bär hat viel Intelligenz, und ist besonders geschikt, seine Vorderpfoten zu gebrauchen, weßwegen man auch bei vielen Gastwirthen Bären findet, die mit vieler Geschiklichkeit die Bratspiese wenden. Für einen Fremden, der in eine polnische Küche tritt, ist es ein ganz eigenes Schauspiel, Bären zu finden, die, ernsthaft auf ihren Hinterpfoten sizend, mit den Vorderpfoten einen ungeheuern Bratspieß, vermittelst einer künstlich eingerichteten Handwinde, in Bewegung sezen.“ B.

Frankfurt. Beinahe wäre ein sehr unschuldiges Subjekt Opfer der wegen des neulichen meuchlerischen Mordanfalls auf eine hiesige Bürgersfrau aufgereizten Volksstimmung geworden. Es geht hier ein Maler umher, der aus Rubens Bildniß gesehen hatte, daß dieser Halbgott seines Kunstfaches Schnurr- und Knebelbart trug, wie es damals Mode war. Das Nachäffen dieser heute nicht mehr für den Civilisten passenden Mode, dazu ein Hut mit breitem Rande und ein Mantel um die Schultern, gibt dem jungen Manne das Ansehen fremder Abkunft, der Anzug ähnelt der gewöhnlichen Bekleidung der Banditen, und siehe, der in den friedlichsten Absichten zwischen Licht und Dunkel wandernde Künstler ward für verdächtig gehalten, niedergeworfen, und nur die in der Todesangst brüllende Versicherung, daß er kein Bandit, sondern ein echt Frankfurter Bürgersohn sei, befreite den Armen von der in ähnlichen Fällen üblichen Faustjustiz. — Man erzählt sich im Publikum, daß der neulich durch einen Stich verwundete Musiker abermals einen Drohbrief erhalten habe, worin gesagt sei, der lezte Streich habe gefehlt, man werde aber, wenn er seine Besuche bei der Sänger-Familie fortseze, das nächste Mal besser treffen. Unsere Polizei ist fortwährend bemüht, den Urhebern der gemeldeten Verbrechen auf die Spur zu kommen, bis jezt immer erfolglos. Natürlich werden dadurch viele Leute besorgt, und andere verbreiten lügenhafte Gerüchte. Vor Einrichtung der Stadtpost war der Unfug, der jezt mit anonymen und Drohbriefen getrieben wird, etwas hier ganz Unbekanntes; indessen wäre es gewiß betrübend, wenn durch das erbärmliche Treiben einiger muthwilligen Buben eine nüzliche Anstalt gefährdet würde. B.

Pesther Lokalzeitung.

Zweiter Lanner-Ball. Am 29 Jan. fand im hiesigen Redoutensaale ein großes außerordentliches Ballfest statt, wobei

Lanner zum zweiten- und leztenmale die Musik dirigirte. Wir glauben, die Annalen Pesths haben kein gleiches aufzuweisen. Die Zahl der Anwesenden stieg über 3000! Ueber Dreitausend Menschen in den elegantesten und festlich geschmükteſten Anzügen wogten oder vielmehr drängten sich in diesen weitläufigen prächtigen Marmorhallen, und vergaßen die erstikend warme Luft, die zahlreichen links und rechts unvermeidlich empfangenen Ellenbogen-Berührungen und Fußkontusionen, endlich die durch das immerwährende auf einen Plaz gebannte Stehen veranlaßte Müdigkeit (denn nur wenige Damen konnten von den Sizen Gebrauch machen) und labten sich an den erquikenden Tönen, die der Wiener Orpheus von seiner Orchester-Tribune herab in so reichlicher Manigfaltigkeit und in so unausgesezter Fülle spendete. Die jungen Leute aber konnten bei dem besten Willen ihrer so im Busen gehegte und gepflegte edle Tanzlust nicht recht Luft machen. Vergebens hörte man den Ruf: „Plaz! Plaz!“ Vergebens waren Bitten und Drohungen, vergebens entfalteten sich Blike, die halb Unmuth halb Zorn ausdrükten — die gaffende Menge konnte keinen Schritt weichen, um den schmachtenden Tänzern einen ungestörten Doppelgenuß: die Musik zu hören und sich zugleich nach ihrem Takte zu drehen, zu gewähren. Nur wenn hie und da zufällig eine Lüke entstand, benuzten es die jungen Herrchen und Dämchen sehr geschikt, um troz der 35-gradigen Hize ihre Walzer en trois und en deux pas in Ausführung zu bringen. Ja diese zwei Schritt-Walzer, die muß man sehen, und man sage noch, daß unsere Sitten nicht Fortschritte machen! Wie mag sich wohl manches Mütterchen freuen, ihr hoffnungsvolles Töchterchen in solcher Situation zu erbliken! Gutes Mütterchen, denkst du nicht auch an einen braven Schwiegersohn? — Sowohl unter Tänzern und Nichttänzern, gewahrte man die elegantesten Anzüge und man überzeugte sich, daß wir die Moden sehr schnell von Paris erhalten. Viele Kleider konnten die Meisterschnitte Rosmanieths, Mindszentys und anderer ausgezeichneter Kleidermacher Pesths nicht verläugnen. Einzelne schöne Toiletten anzuführen wäre bei der Ueberzahl der anwesend gewesenen, unmöglich. Die Modenbilder und Modenberichte des „Spiegels“ fanden wir häufig benüzt. Auch Masken gab es unendlich viele und auch hierin sprach sich großen Theils Geschmak, Eleganz und Originalität aus, doch war der Wiz nur bei Wenigen originell. — Der Beifall, den Lanner erhielt, war einstimmig; man bewunderte die Präzision der Ausführung seiner unübertroffenen Kompositionen. Die neuen, während seines kurzen Aufenthalts in Pesth komponirten Walzer, erhielten durch das Loos den Titel: „Monument-Walzer“, ein Titel, der zwar dem Verhältnisse Lanners zu den Pesthern ziemlich anpassend ist, aber der Aufgabe, sich auf ungarische Nationalität zu beziehen, auch dem in diesem Walzer vorherrschenden ungarischen Tone keineswegs entspricht. Die eingegangenen Titel: „Mein Bestes für die Pesther“, „Ungar-Klänge“, Magyarismen“, „die Pesther Fidelen“ ꝛc. wären weit angemessener gewesen; doch der Zufall wollte es anderst. — Diese neuen nun genannten „Monument-Walzer“ gefielen schon wegen ihres nationalen Anstrichs ungemein, obwohl wir die Dampfwalzer weit vorziehen würden; doch haben sie, wie Alles was Lanner komponirt, Lieblichkeit, Grazie und Melodie. Die „Dampfwalzer“, von welchen sich die Nummern 4 und 5 besonders auszeichnen, erregten wieder enthusiastischen Applaus. Der Ball dauerte bis 6 Uhr Morgens, zu welcher Stunde die Versammlung noch immer zahlreich war. Hr. Lanner wurde fast vom Beifall erdrükt und auf Händen getragen. Auch wurden ihm in dieser Nacht neuerdings Gedichte gestreut und er schied von uns gewiß eben so zufrieden mit dem Publikum, als dieses von seinen Leistungen höchst befriedigt war. —

J. M.

Modenbild. Nr. 6.

Pariser Ball- und Soireeanzüge vom 20. Jan. Bonnet mit Blumen geziert. Kleid von Gaze de Chamberry mit Blumen und Atlas garnirt. Möbelstüke neuester Art. (Hr. Mindszenty, (gr. Brükengasse, Nro 634) zeichnet sich auch diesen Karneval mit sehr geschmakvollen Ballkleidern aus, und seine Arbeiten werden von Damen ersten Ranges ausgezeichnet.)

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

11. Sonnabend, 7. Februar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die venetianischen Bräute.

(Fortsezung.)

Es folgte eine entsezliche Szene. Die Diener Gottes traf das Schwert der Räuber, der Altar wurde von Blut beflekt und in der Verwirrung sogar das heilige „Brod und Wein" verschüttet und mit Füßen getreten. Der entscheidende Kampf aber konnte nur kurz sein; die trostlosen Mädchen wurden aus den Armen ihrer blutenden und vertheidigungsunfähigen Verlobten durch die Seeräuber gerissen, welche sie in ihren kräftigen Armen nach ihren Booten zu trugen, die hinter dem Inselchen Olivolo verstekt lagen. Der Wuth- und Rachefluch, das Wehklagen hoffnungsloser Liebe und gänzlicher Verzweiflung, der herzzerreißende Schrei mütterlicher Angst füllte die sonnige Luft, die nur von Freude und Jubel ertönen sollte. Als nun die Räuber, gefolgt von den Venetianern das Ufer erreichten, und ihre Barken die Opfer aufnahmen, da vermochte ein fühlender Mensch kaum zu sehen und zu hören was vorging. Mit nach dem Meere zu ausgebreiteten Armen, unbekümmert um die Hiebe und die gezükten Schwerter der unempfindlichen Istrioten, rief hier ein Vater nach seiner Tochter, seinem einzigen Kinde; dort fiel eine Mutter, als sie ihre Tochter fortschleppen und verschwinden sah, bewußtlos zu Boden; dort füllte eine andere die Luft mit ihrem Geschrei; dort in der enteilende Barke der Piraten rief ein liebliches, verzweifelndes Mädchen den Namen ihres Geliebten, der, als er die Stimme hörte, die geballte Faust sich an die Stirn schlug und in Verzweiflung und Wahnsinn mit den Zähnen knirschte. Auch geschah es, daß Jünglinge, denen die Geliebte entrissen war, die tödtliche Wunden von dem Schwerte der Feinde erhalten hatten, am Ufer

hinstürzten und starben. Nach wenigen Minuten ruderten die Istrioten lustig von dannen.

Die Venetianer standen in düsterer, machtloser Verzweiflung da, als der kräftige, entschlossene Greis, Hettor Urseolo und der jüngere Doge Candiano vortraten und sie anredeten. Die Patrizier sprachen zu mehreren Gruppen, aber ihre Worte waren dieselben.

„Tapfere Männer von Venedig!“ sprachen sie, „überlaßt euch nicht weibischem Grame und der Verzweiflung! Das Unglük kann durch euere gewohnte Tapferkeit noch abgewendet werden. Was das Schwert des Räubers gewonnen — ach hätte jeder von euch wenigstens einen Stab in der Hand gehabt! — kann das Schwert des Verlobten, des Vaters, des Bruders wieder erhalten. Wir haben Schiffe und Waffen in Venedig; laßt uns dahin eilen und die verfluchten Istrioten verfolgen.“

„Tod und Verderben den Räubern!“ riefen die kühnern Stimmen, während die Uebrigen sich nach und nach wieder erholten, und in wenigen Minuten eilten alle Venetianer, selbst die alten und schwachen, auf den Flügeln der Ruder ihrer festlichen Gondeln nach dem Arsenale der Stadt, wo die stärkern Fahrzeuge und Kriegsgaleeren vor Anker lagen. Während dieselben segelfertig gemacht werden, beschäftigen wir uns mit ihren Feinden, den Istrioten.

Die östliche Seite des adriatischen Meeres oder die dalmatische Küste, welche vor der italienischen liegt, ist weit weniger schön und fruchtbar. Eine fast ununterbrochene Reihe rauher hoher Felsen, bisweilen mit einem Inselchen, an die sich der Seefahrer nur bei ganz ruhigem Wetter wagt, und eine Kette nakter himmelanstrebender Gebirge jenseits jener Felsen, das sind ihre hervorstechendsten Züge; ihre Buchten aber sind, ist man einmal hineingekommen, sicher und lassen sich leicht gegen den Angriff eines Feindes vertheidigen. Mehrere Gruppen von Inseln und Inselchen, zwischen denen nur der zu schiffen wagen kann, welcher sie genau kennt, erstreken sich an der Küste hin und machen sie zu einem vortheilhaften Punkte für die, welche Seeräuberei treiben und ihre Beute sichern wollen. Die Narentiner, welche sich an der Spize des tiefen Busens von Narenta, fast Ankona gegenüber, niedergelassen und vermehrt hatten, waren die zahlreichsten und kühnsten; aber es gab außer ihnen noch manche Räuber unter den Dalmatiern und Istriern, welche in ihren mit wunderbarer Gewandtheit geleiteten Barken auf dem adriatischen Meere an der ganzen italienischen Küstenlinie hin, an den Inseln Corfu, Zante, Cephalonia und den Küsten des benachbarten Griechenlands raubten und plünderten. Die Schiffe und der Handel des fleißigen Venedigs hatten oft von ihren Räubereien gelitten, die immer weiter um sich griffen und fast straflos geschahen, als in der Mitte des neunten Jahrhunderts der Staat durch Parteiungen zerrissen wurde und die mit ihren innern Kämpfen beschäftigten Venetianer ihren äußern Schuz und die Mittel vernachlässigten, welche die Seeräuberei bisher noch etwas im Zaume gehalten hatten. Die Istrioten, welche mit Glük das allgemeine Handwerk trieben — die Seeräuber, die, wie wir gesehen, die venetianischen Bräute wegführten, waren lange mit dem Feste zu Olivolo bekannt gewesen und hatten gewußt, daß Jedermann unbewaffnet dahin gehe. Sie hatten sich in dem Dunkel der vorhergehenden Nacht dahin be-

geben, ihre zahlreichen Fahrzeuge hinter der Insel verstekt, welche damals nur von einigen Priestern bewohnt war, waren unentdekt geblieben und hatten den geeignetsten Augenblik zur Ausführung ihres lange gehegten Planes gewählt.

Unter dem wachsamen geübten Auge des Dogen von Venedig waren die Fahrzeuge bald zur Abfahrt bereit und eine schöne Flotte Galeeren und starker scampavias fuhr aus den schmalen Kanälen in die offene See hinaus. Die Besten der Bewohner der Republik mit ihrem tapfern Dogen an der Spize befanden sich darauf, und nur mit Mühe ließ sich Hektor Urseolo von seinen Freunden überreden, sein graues ehrwürdiges Haupt nicht den Gefahren der Verfolgung und Schlacht auszusezen. Kein Lufthauch bewegte das Meer, es lag glatt da wie ein Spiegel; man sah die Barken der Seeräuber, in denen sich die Bräute, die Töchter, die Schwestern der Venetianer befanden, deutlich vor sich, und da beraubte Liebhaber, Väter und Brüder die Ruder führten, so läßt sich wohl glauben, daß die Schiffe über die ruhige See pfeilschnell dahin glitten. Es war ein schöner Anblik; statt des friedlichen Festpuzes trug jeder Venetianer jezt seinen Kriegerschmuk. Da nun die Waffen und Rüstungen in den Strahlen der Sonne blizten, die Fahrzeuge durch die Wellen hindurchschnitten und einen langen Streifen Schaum hinter sich zurüklieβen, so glichen sie einer Schaar erzürnter Drachen, die ihre Zähne zeigten und die funkelnden Augen auf die Gegenstände richteten, deren Verderben beschlossen war. Die scampavias und leichtern Barken gewannen vor den Kriegsgaleeren bald einen Vorsprung und sie waren so eifrig und furchtlos bei der Verfolgung des Feindes, daß sie kaum auf die Befehle des Dogen achteten, der aus Klugheit ihr Zusammentreffen mit den starken Fahrzeugen der Seeräuber ohne Beihülfe der schwerern Schiffe verhüten wollte. Als sie ihren Lauf hemmten, um mit der Galeere des Dogen in gleicher Linie zu bleiben, gewannen die Piraten sogleich wieder Vorsprung. Ach! wie beteten da die Venetianer nur um ein wenig Wind, der die Segel ihrer Schiffe schwelle und sie dem Feinde nachtreibe, den sie mit ihren Rudern offenbar nicht erreichen konnten. Fortwährend blikten sie an den Himmel auf oder hielten die Hände empor, ob sich nicht ein sanfter Luftzug fühlen lasse, aber noch immer hing die Flagge der Republik auf der Galeere des Dogen schlaff an dem Flaggenstoke herab und der Wind kam nicht. Unterdessen wurden die Barken der Seeräuber immer kleiner und kleiner, schienen unter die Linie des Horizonts hinabzusinken und konnten nicht mehr gesehen werden. Dies ertrugen die jungen Venetianer nicht, unbekümmert um Befehle und Signale schossen die scampavias wieder mit aller Kraft vorwärts und ließen die Kriegsgaleeren weit zurük. (Beschluß folgt.)

Ein Gewitter in Gibraltar.

Man schreibt von Gibraltar vom 20. Nov. „Seit einigen Tagen haben wir hier entsezliches Wetter. Am 17. fiel ein fürchterlicher Regen, den schnell auf einander folgende Donnerschläge begleiteten. Gegen halb zehn Uhr schienen die über dem Felsen hängenden Wolken in Masse auf die Stadt herabzu-

sinken, Ströme von Wasser stürzten von dem Gipfel herab, brausten durch die abschlüssigen Straßen dem Meere zu und rissen Alles, was im Wege lag, mit sich fort. In weniger als einer Stunde, so lange das Gewitter dauerte, waren auf den hohen Punkten des Berges Mauern eingestürzt, Häuser erschüttert, eins sogar zertrümmert; einer der Königskanäle barst; alle andern waren vollgepfropft und führten das Wasser nach allen Theilen hin, das die Geländer wegriß und Alles mit fortführte. Weiter unten, wo festere Baue der Wassermasse größern Widerstand leisteten, verstopften sich die Schleusen mit Sand und Steinen, und das Wasser stieg vier Fuß hoch in den Häusern, deren Bewohner zum größten Theile im ersten Schlummer lagen und nur wenig Zeit hatten, an ihre Sicherheit zu denken. Am andern Morgen fand man die Leichname von zehn Personen, welche theils ertrunken, theils von Steinen erschlagen worden waren. Die Stadt gewährte einen Anblik der Zerstörung; die Eingänge der Häuser in den abschüssigen Straßen waren mit Stein- und Kieshaufen verschüttet, und in den Straßen sah man Höhungen von zwei bis drei Fuß Tiefe. Auf andern war das Pflaster mit weggespült worden und durch Felsentrümmer unwegsam gemacht. Der Plaz bis an die Königsstraße war mit Trümmern von Dächern, zerbrochenen Meubles, Fässern und großen Steinen bedekt, von denen mehrere als Treppenstufen vor den Häusern gedient hatten. In der Unterstadt hatten sich die Steine und Felsentrümmer acht bis neun Fuß hoch aufgethürmt, und in der Königsstraße selbst konnte Niemand gehen. An manchen Stellen konnte man glauben, man schreite über die Trümmer einer ganzen Stadt. Man schäzt den Schaden auf mehr als 150,000 schwere Piaster, wobei jedoch der nicht angeschlagen ist, den das Wasser in den Privathäusern ꝛc. angerichtet hat.“

Ehen in Columbia.

„Unter den Mantuanos,“ sagt ein neuerer Reisender, „ist es gewöhnlich, daß ein junger Mensch heirathet, sobald er die Schule verläßt. Seine Verwandten berathen sich zusammen über die Wahl seiner Lebensgefährtin, wobei sie auf Geburt, Rang, Vermögen und Familienverbindungen Rükſicht nehmen. Ist Alles mit den Eltern des Mädchens in Ordnung gebracht, so wird es im Alter von zwölf Jahren aus dem Kloster genommen, wo es seit dem vierten gelebt und mit einem jungen Manne verheirathet, der wahrscheinlich nicht über sechszehn, häufig aber nicht einmal so alt ist. Nicht selten findet man ein Ehepaar, das zusammen nicht 30 Jahre zählt; ich kenne eine hübsche Dame in Mantuana, welche in ihrem achtzehnten Jahre sieben Kinder am Leben hatte. Eine andere hatte eine Tochter von sechszehn Jahren, die die Schwester ihrer Mutter zu sein schien, welche nicht älter als siebenundzwanzig Jahre war.

Hundestreue.

Es war in der lezten Silvesternacht, als ein Kärrner auf der Landstraße bei Soresina, in der Provinz Cremona, von vier Kerln angefallen ward. Sein

Hund, der ruhig auf dem beladenen Wagen saß, sprang in diesem Augenblike herunter, warf einen Räuber um, ihm das Gesicht zerfleischend, sprang dann an einen der beiden, die mit dem Kärrner rangen, hinan, biß ihn in die Nase, verwundete dann den dritten, und machte es so seinem Herrn möglich, aus den Händen der Räuber (der vierte war mit dem Halten der Pferde beschäftigt) zu entspringen, und in der nahgelegenen Meierei Hilfe zu suchen. Mit Heugabeln bewaffnet eilten die Knechte aus derselben sammt dem Kärrner zurük; — die Räuber waren verschwunden, Wagen und Pferde an derselben Stelle, nur eine Laterne und ein Sak Kleie fehlten. (Echo.)

Die Taucher in Dekkan.

Der Lieutenant Taylor, dem man die nachstehenden Nachrichten verdankt, ließ eines Tages einen Brillantring in einen Teich in Dekkan fallen, wo er sich gebadet hatte. Man rieth ihm, sich an eine Tauchergesellschaft zu wenden, und diese verschaffte ihm wirklich nach einigen Stunden den Ring wieder.

Der Vorsteher dieser Gesellschaft steht in diesem Theile Indiens wegen des außerordentlichen Talents, womit er seine schwierige Beschäftigung treibt, in großem Ansehen. Er trägt einen kostbaren Stok, den ihm der Peischwah Boje Row dafür geschenkt, daß er ihm einen kostbaren Smaragd aus dem Taplie geholt.

Eine Tauchergesellschaft besteht gewöhnlich aus drei Personen, von denen abwechselnd zwei tauchen, während der dritte am Ufer bleibt. Die beiden Taucher lassen sich an der angegebenen Stelle hinab und nehmen einen Eimer mit.

Auf dem Grunde füllen sie den Eimer mit Erde und Sand, und steigen mit dieser Last wieder an die Oberfläche. Während der dritte in der Gesellschaft den Eimer ausleert und nach dem verlorenen Gegenstande aufmerksam darin sucht, tauchen die erstern wieder unter und sezen die Arbeit mehrere Stunden lang fort, bis sie den Boden an der angezeigten Stelle genau durchsucht haben. Selten verfehlen sie ihr Ziel. Jeder Taucher bleibt gewöhnlich anderhalbe Minute in dem Wasser. Man pflegt ihnen ein Drittel vom Werthe des wiedergefundenen Gegenstandes zu geben.

Vierbein.

Als die Franzosen 1791 in Brüssel die Republik mit allen Freiheiten, außer der Preßfreiheit, der individuellen Freiheit, der Glaubensfreiheit ꝛc., eingerichtet hatten, verlangte man doch, wie in Paris, von jedem, der durch ein Thor in die Stadt kam, eine Karte zum Ausweise. Da man sich indeß in Brüssel fast sämmtlich einander vom Ansehen kannte, so beschränkte man sich in den meisten Thoren darauf, nur nach dem Namen der in die Stadt Gehenden zu fragen.

Ein launiger Flamänder nun, der eine Viertelstunde von Brüssel mit drei guten Freunden in einem Wirthshause saß, schlug vor, den Leuten im Thore einen kleinen Possen zu spielen. Der Flamänder hieß Vierbein.

Der erste seiner Freunde ging durch das Thor und antwortete, als man ihn nach seinem Namen fragte, Einbein. Man ließ ihn gehen.

Einen Augenblik darauf kam der zweite und antwortete auf dieselbe Frage, Zweibein. Dem Thorwärter fiel dies etwas auf, er sagte aber kein Wort.

Der dritte kam bald nach und sagte, als er gefragt wurde, er heiße Dreibein. Der Thorwärter ließ sich den Namen wiederholen. „Hat man mich zum Besten?“ dachte er bei sich selbst und wollte schon auffahren. Nach einiger Ueberlegung meinte er indeß, die Sache könne doch seine Richtigkeit haben und ließ den Mann gehen.

Aber es waren noch nicht fünf Minuten vergangen, so kam der Flamänder. „Ihr Name?“ fragte der Thorwärter.

„Vierbein, Mynherr.“

— „Das geht zu weit,“ dachte der Thorwärter, „Du sollst für die Andern mir büßen müssen.“ Und ohne auf die Betheuerungen des Flamänders zu hören, ließ er ihn auf die Wache bringen, wo er seine Karte vorzeigte und sich als Vierbein auswies.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Korrespondenz.

Wien (30. Jan.). Der Karneval wüthet wie die Cholera, nur ist die Faschingsseuche kontagiös; denn wenn ein tanzlustiger Mann ein Mädchen nur mit den Fingerspizen berührt, so fährt dieses Kontagium der Tanzteufel in den Körper des armen Mädchens. Bei Einigen äußert sich das Kontagium noch auf schmerzlichere Weise. Wenn er nämlich seine Geldbörse zu oft angreift, wird sie davon sehr angegriffen, bekommt Entkräftung und Schwindsucht und bringt nicht selten ihren Besizer in unangenehme Berührungen mit Wucherern, Pfänderverleihern ꝛc. ꝛc. Bei Anderen wirkt die Seuche auf das Gehirn, denn nur gehirnkranke Personen sind im Stande solchen Unsinn zu ersinnen, wie unsere Walzerkompositeurs in ihren Titeln kund geben, z. B. „Karoussel-Stech-Tour-Galoppe“; „Karneval-Sturm“; „Dampfwagen-Walzer“ u. s. f. Ich kenne ein französisches Sprichwort, das folgendermaßen lautet: „Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire“ zu deutsch: „Ein Narr macht zehn“, und ein Wiener famoser Rezensent bewahrheitete dieses Proverbium, indem er ¼-tel Drukbogen über den lezten dieser unsinnigen Titel voll schrieb, worin der Dampf au pied de la lettre die Hauptrolle spielt; denn erstens kommt dieses Wort 200-mal in der herzrührenden Rezension vor und zweitens ist der ganze Aufsaz so wässerig, daß er am Feuer des gerechten Zorn's, den der geplagte Leser über solchen Gallimathias empfinden muß, in Dampf aufgeht und den Leuten blauen Dunst vor die Augen macht. Der geniale Rezesent findet in diesen Walzern Wiz, Gemüth, Phantasie und Gott weiß, was noch Alles *). — Einem andern

*) Wenn hier vielleicht Lanners „Dampfwalzer“ gemeint werden, so müssen wir bekennen, daß sie wirklich in ihrer Art ausgezeichnet sind. d. R.

Kompositeur, der bereits europäischen Ruf hat, wird in Wagner's Kaffehaus auf meerschaumenen Altären herba nigotiana geopfert und die walzergeigende Gottheit scheint an den Wohlgerüchen dieser Dämpfe so viel Freude zu fühlen und diese Hommage so gnädig aufzunehmen, daß er wie ein Rasender sich beinahe sein Seelchen herausviolinirt, um seine Reconnäsfanz recht deutlich zu beweisen. Ein dritter ist ästhetisch geworden und läßt während der Zwischenräume der Walzerproduktion die wunderherrlichen Vokalquartetten des klassischen Schubert ertönen! Schubert und Walzer! — es ist zum Verzweifeln! und wer kann mir's wehren, wenn ich verzweifle — — an der Genesung des Verstandes solcher sogenannten Musikdirektoren!

Wenn ich noch weiter in diesem Tone schreibe — so könnte ich mich um den Kopf reden. Denn Viele würden glauben, ich hätte gar keinen und Viele mich für vogelfrei erklären — deshalb will ich schweigen — schweigen und staunen, wie erfinderisch diese Menschen oder Unmenschen sind, das Alltägliche und Gewöhnliche hinaufzuschnauben, daß es groß erscheinen soll und erhaben. Ein Zwerg auf dem Berge — ist doch nichts anderes als ein Zwerg.

Hr. Scherzer hat sein Kommando in die Hände seiner Söhne gelegt. Bei dieser Gelegenheit muß ich wie Sancho Pansa schon wieder ein Sprichwort anführen: „Wie die Alten gesungen, so zwitschen jezt die Jungen.“ Alles ist unverändert geblieben: die schönen Säle, die Strauß'sche Musik, die eklatant prompte Bedienung und die nämlichen lebensfrohen Wiener als Gäste, denen es nirgends so schmekt, als beim Sperl. Sie kommen in Unzahl um zu tanzen, und können es nicht, weil die Säle nicht mit elastischen Wänden versehen sind, die das Uebermaß der Anwesenden allenfalls fassen könnten; sie essen und trinken ganz gewöhnliche Speisen und ganz gewöhnlichen Wein, aber diese Speisen kosten ungewöhnlich viel Geld, und deshalb schmeken sie ungewöhnlich gut; sie gehen froh und zufrieden nach Hause, schlafen die Freude und den Kopfschmerz aus — und sagen des andern Tages: Otheuerer Sperl! Mundus vult decipi, ergo decipiatur!

Abiaphoros.

Miszellen.

London. In dem stillen Ozean stellt sich jezt eine besondere Thatsache dar. Der größte Theil der Gesellschaftsinseln wird von Frauen regiert. Sie präsidiren bei den Debatten der öffentlichen Angelegenheiten des Landes, und jede derselben nimmt einen thätigen Antheil an diesen Debatten. Alle Inwohner, wie auch immer ihr Rang sein mag, haben das Recht den Sizungen beizuwohnen und ihre Meinung abzugeben. Sobald ein Gesez angenommen ist, wird es von der Höhe einer von den Missionären neu erbauten Kapelle herab promulgirt. Bei diesen Debatten zeigen die Weiber im Allgemeinen höhere intellektuelle Eigenschaften als die Männer! Seit Ankunft der Missionäre ist in das Verhältniß der Weiber eine vollständige Reform eingetreten. Sie waren Sklaven und nun sind sie glüklich und frei. R.

Paris. Ein neues Etablissement, das viel Glük macht, ist das Kosmorama der spanischen Tauromanquia. Es ist ein Tableau, das sehr natürlich die Stiergefechte auf der spanischen Halbinsel darstellt. B.

Toulon. Am 7. Jan., gegen 10 Uhr Morgens, schlug hier ein Land-

mann, Namens J. Cadiere, einen Schakal todt, der große Verheerungen unter den Hausthieren anrichtete. In wenigen Tagen tödtete diese Bestie eine Ziege, zwei Schweine, fünf Lämmer, gegen 300 Stük Geflügel, und fast alle Kazen der Gegend. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses wilde Thier aus Afrika gebracht wurde, und einer Menagerie entwischt ist, und noch wahrscheinlicher, daß dessen Eigenthümer es nicht reklamiren wird, sonst hätte er wohl einen bedeutenden Schadenersaz zu erlegen. G.

Boston. Ein gewisser Kneeland hat am 20. Dez. v. J. in den Investigator von Boston einen gottlosen und zottigen Aufsaz einrüken lassen. Darüber ward er vor Gericht gestellt, zu dreimonatlicher Haft und zu 500 Dollars (etwa 1000 fl.) verurtheilt. Nebst diesem mußte er noch für eine gleiche Summe in Bezug auf seine Aufführung während 2 Jahre Bürgschaft stellen. Nachdem der Richter, Hr. Thacher, das Urtheil gesprochen, ermahnte er den Schuldigen, die Gerechtigkeit des Ausspruches der Jury zu erkennen. und seinen Atheismus abzuschwören. „Was sind die Gerichte der menschlichen Tribunale" fügte er noch am Schlusse bei, „gegen das Gericht dessen, vor welchen Sie und ich erscheinen werden!" — Solche religiöse Gesinnungen würde man nicht häufig in den europäischen Gerichtshöfen antreffen! — Allein auch hierin liegt eine der Ursachen, warum die sittliche Verderbtheit immer mehr sich verbreitet. Wie nothwendig ist es, besonders bei Gelegenheit eines Eides, daß der Richter religiöse Gesinnungen an den Tag lege! V.

Paris. In Paris ist Weber's „Freischüz", der bereits vor 10 Jahren dort so großen Beifall fand, auf dem Theater der komischen Oper in französischer Sprache wieder aufgeführt, und noch enthusiastischer aufgenommen worden, als damals. Die Darstellung ist aber auch vollkommener als jene von 1825. Besonders ausgezeichnet sind die Chöre, die durch 30 deutsche Choristen verstärkt wurden, welche das Théatre nautique für die projektirte, aber zu Wasser gewordene deutsche Oper nach Paris berufen hatte. Der Jägerchor mußte wiederholt werden. Mad. Casimir sang die Partie der Agathe mit großer Virtuosität. B.

Nachtrag zur Pesther Lokalzeitung im vorigen Blatte. Unter den vielen geschmakvollen Anzügen, welche wir auf den Lanner-Bällen, so wie auch auf dem Casinoballe bemerkten, zeichneten sich auch jene des Hrn. Freund, bürgerl. Damenkleidermacher in Pesth (Windgasse, Nro 213), vortheilhaft aus. Hr. Freund arbeitet nach den neuesten Pariser Mustern und ist in der Auswahl eben so glüklich, als er die Damen, so überhäuft er auch mit Bestellungen sein mag, schnell und prompt zufrieden stellt. —

(E—t.)

Bilder-Gallerie. Nr. 1.

Ignaz Freiherr von Eötvös,

königl. ungarischer Vize-Hofkanzler, k. k. Geheimerath, Obergespann der Saroser Gespannschaft ꝛc. ꝛc.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

FREIHERR v. EÖTVÖS,

k. ung. Vice-Hofkanzler.

12. Mittwoch, 11. Februar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die venetianischen Bräute.

(Beschluß.)

„Wenn die Tapfern die Piraten ohne uns erreichen, so sind sie verloren," sagte der Doge Candiano, indem er auf dem Verdeke seiner Galeere unruhig hin- und herschritt; „die Fahrzeuge der Räuber sind zu hoch und stark, als daß sie sich mit denselben messen könnten; oder mit Gottes Hilfe wird der Wind sich erheben, und wir werden sie einholen."

Aber die Hoffnung des Dogen konnte die Befürchtung nicht beruhigen, als die Zeit verging und die leichten venetianischen Fahrzeuge einen Punkt erreichten, wo sie näher an den Räubern als an ihren Landsleuten waren, die ungern so weit zurükblieben. „Ach nur ein Segel voll Wind! Einen Hauch! Einen Hauch!" hörte man jeden Augenblik auf den Galeeren, und manche Männer darin hätten ihr ganzes Besizthum darum gegeben. Endlich, endlich erhob sich der Wind.

Ungefähr eine Stunde vorher, ehe die Sonne die Mittagslinie berührte, sah man ein leichtes Gekräusel, im Anfange in weiter Ferne, aber immer näher und näher; dann hörte man ein leises, kaum vernehmliches Rauschen in den Segeln und dem Tauwerke; die Flagge des Dogen bewegte sich, breitete sich aus und erhob ihre seidenen Falten ein wenig, und mehr und immer mehr, bis endlich der Löwe des heiligen Markus stolz in der Luft flatterte.

In demselben Augenblike spannten die Venetianer alle Segel aus und die Hoffnung des Dogen wurde erfüllt, denn der Wind wehete frisch. Die Galeeren glitten über die Wogen hin, welche ihren kühlenden Schaum auf die ermüdeten, nun erlöseten Ruderer sprizten.

„Frischer Wind, führe uns nur eine kurze Zeit und die Bräute von Venedig sollen wieder unser sein, das Blut der Seeräuber soll das adriatische Meer färben, welches sie so lange mit Raub und Mord beflekten," rief freudig der Doge Candiano, während die Herzen Aller, die bei ihm waren, dieselbe Hoffnung und dieselbe Rache schwellte.

Die venetianischen Galeeren erreichten bald die Scampavias und ein Jubelruf begrüßte die Vereinigung der Flotte. Die leichtern Fahrzeuge konnten indeß jezt, troz dem, daß auch sie Segel ausspannten, nicht Schritt mit den Galeeren halten und blieben bald hinter denselben zurük.

Aber der Thau des Himmels fällt auf die Felder der Guten wie der Bösen, des Himmes Hauch schwellte die Segel der Räuber ebenso, wie jene der Beraubten. Indessen näherten sich die Venetianer den Piraten doch allmälig so aß dieselben und die geraubten Jungfrauen in den Barken gesehen und gehört werden konnten.

In diesem kritischen Augenblike wurde der Wind mit einmal schwächer und schwächer, die Segel hingen an den Masten schlaff herab und die Kriegsgaleeren standen fast bewegungslos auf den Wellen. Die Seeräuber refften ihre Segel ein, griffen von neuem zu den Rudern und flogen mit einem höhnenden Siegesgeschrei pfeilgeschwind von dannen. Die Venetianer knirschten mit den Zähnen und ballten ohnmächtig die Fäuste. Einige sanken auf den Verdeken auf die Knie und beteten mit flehentlich erhobenen Händen um Erneuerung des Windes, wenn er sich auch zu einem Sturme erheben solle; Andere gaben bereits die Hoffnung auf, die verlorenen Schäze wieder zu erhalten, sobald die Piraten einmal ihre Schlupfwinkel wieder erreicht hätten, und jeder Ruderschlag brachte sie der dalmatischen Küste näher, wo sie außer den Schlupfwinkeln Freunde und Verbündete, Todfeinde der Venetianer, fanden.

Die Scampavias erhielten wieder einen Vorsprung und entfernten sich troz dem, daß es ihnen der Doge selbst verboten hatte, der nun fürchten mußte, auch noch manchen tapfern Sohn Venedigs zu verlieren, statt die schönsten Töchter der Stadt wieder zu erhalten.

Die Windstille währte fort und die Galeeren mühten sich hinter den leichtern Fahrzeugen und den Barken der Seeräuber her, welche immer kleiner und kleiner wurden. Alle überließen sich der Verzweiflung, nur ein alter Matrose deutete freudig auf eine ferne kleine weiße Wolke, die über den klaren tiefblauen Himmel hinschwamm. Im Anfange war sie sehr klein und ihre Bewegung äußerst langsam; je näher sie kam, um desto mehr nahm ihre Größe und Bewegung zu und die Wogen der See rollten, als würden sie von ihr gezogen, mit ihr in langen Furchen hin. Die Venetianer jubelten noch einmal auf, die weißen Segel wurden wiederum ausgespannt und in wenigen Augenbliken flogen die Galeeren rascher noch als das erstemal dahin. Die Scampavias wurden eingeholt und die Seeräuberbarken von neuem erkannt. Der Wind wehte immer stärker, die Masten krachten unter der Last der Segel; der Wellenschaum flog auf die Verdeke und durchnäßte Alles in den Boten, aus denen mit Mühe das Wasser hinausgeschafft wurde.

Es war zwei Uhr Nachmittags als sie mit den Piraten zusammentrafen, als der blutige Kampf begann. Die Galeere des Dogen war voraus, enterte eines der größten feindlichen Fahrzeuge und warf einen Haufen muthiger,

wohlbewaffneter Männer hinein. Obgleich den Venetianern an Zahl weit nachstehend, leisteten die Seeräuber doch einen verzweifelten Widerstand und erst als Alle gefallen oder schwer verwundet waren, blieben die Venetianer Herren des Fahrzeugs und erhielten die geraubten Mädchen darin zurük, welche die Schreken der Schlacht durch ihr Geschrei vermehrt hatten. Die andern Schiffe folgten dem rühmlichen Beispiele, die Scampavias bildeten einen Kreis und hinderten die Boote der Piraten zu entfliehen.

Liebe und Rache, die gewaltigsten Leidenschaften unserer Natur, trieben die venetianischen Jünglinge, welche sich wüthend in den Kampf stürzten; aber die Piraten waren auch keine Memmen und riefen erst dann um Schonung, als die Meisten in die See gestürzt worden oder hilflos auf dem Boden ihres Fahrzeugs lagen. Nach einem entsezlichen Kampfe wurden die Piraten, welche den kühnen Raub der Römer nachgeahmt, aber bei den venetianischen Mädchen nicht die Sympathie wie die Römer bei den schönen Sabinerinen gefunden hatten, gänzlich überwunden oder vielmehr aufgerieben, denn nur wenige blieben am Leben und wurden von den aufgebrachten Venetianern gefangen mit fortgeführt.

Das Schwerterklirren, das Geschrei der Kämpfenden hörte auf und der Jubelruf: „Viva San Marco!“ übertönte das Weheklagen und Aechzen der Sterbenden. Die venetianischen Bräute wurden alle gerettet, und Szenen des Entzükens folgten der verzweifelten Angst. Diese Szenen waren um so auffallender, da die Männer mit Blut beflekt, die Haare der Mädchen aber aufgelöst und ihre Gewänder zerrissen waren. Fest umschlossen von den Armen ihrer Geliebten, dachten sie an kein Leid und an keinen Schmerz mehr.

Wir wollen nicht versuchen, die allgemeine Freude in Venedig zu schildern, als die Flotte, die ihre Pflicht so wohl gethan, gegen Sonnenuntergang bei der Inselstadt wieder ankam und Alles, was dieselbe verloren hatte, ihr zurükbrachte. Es wurde beschlossen, die Hochzeitsfeierlichkeiten sogleich wieder zu beginnen, damit die althergebrachte Sitte nicht verlezt werde und Lichtmeß nicht vergehe, ohne das Glük so manchen jungen Paares zu sehen. Die Bräute wurden deshalb im Triumph in die Kirche von Olivolo zurükgeführt und nach einem Dankliede feierlich mit ihren Geliebten und Befreiern vereint.

Das Andenken an dies Ereigniß wurde Jahrhunderte lang durch einen jährlichen Aufzug junger Mädchen und einen Besuch des Dogen in der Kirche von Santa Maria Formosa erneuert und die Piraten, welche den kühnen Raub vollbracht, vernichtete die erzürnte Republik bald darauf gänzlich.

Der fette Brief.

Einst ließ Friedrich der Große seinen Hunden durch den Leibjäger eine Schüssel mit gebratenen Feldhühnern vorsezen. Diana, ein junger Lieblingshund, nahm ein junges Hühnchen von der Schüssel, sprang auf des Königs Schreibtisch, und verzehrte es auf einem Briefe, welchen der König eben an den Landrath Hübner in Stettin geschrieben hatte, und der in sehr schmeichelhaften Ausdrüken abgefaßt war, weil er diesen Mann schäzte. Als der

König den Brief ganz mit Fett beflekt sah, lachte er, und sprach: „Gute Diana, du erinnerst mich, daß ich meinen magern Worten auch eine Portion Fett beifügen muß.“ Er legte hundert Stük Friedrichsd'or zu dem mit Fett getränkten Briefe, und fügte eine Nachschrift hinzu, worin er dem Briefempfänger die Veranlassung dieses Geschenkes erzählte.

Englische Etikette und Titelsucht.

In England verliert durch die Ehe die Tochter eines Herzogs oder Grafen nichts von der Ehre ihrer Geburt, wenn sie sich auch mit einem bloßen „Herrn“ verheirathet. Man nennt ihren Gatten Master (Herr), wie alle, die weder Peer noch Ritter sind, sie aber behält den Titel Mylady (gnädige Frau), mit ihrem Taufnamen bei. Die Wittwen, welche sich wieder verheirathen, genießen dasselbe Vorrecht. Eine Herzogin kann einen bloßen Edelmann heirathen, ohne ihren Titel und die ihr gebührenden Ehrenbezeigungen zu verlieren; sie bleibt immer Herzogin, und man nennt sie Your grace (Ew. Gnaden), welcher Titel den Herzögen, ihren Gattinen und den Erzbischöfen gebührt. Your Lordship (Ew. Herrlichkeit) nennt man die Bischöfe, die Grafen, und alle andern Peers; Your Ladyship dagegen die Gattinen derselben.

Wir bemerken hierbei, daß in England die Etikette und das Zeremoniel kleinlicher ist als man bei einem „freien Volke“ vermuthen sollte; die Niedern sprechen dort fast immer in der dritten Person, als trauten sie nicht, ein Ich zu sein; die Geistlichen nennt man Your Reverence (Ew. Ehrwürden), und der geringste Landrichter macht auf die Your worship (Ew. Verehrung) Anspruch.

Monomanie.

Man hat neulich einen seltsamen Vagabonden festgenommen. Dieser Mensch hatte sich eine unterirdische Wohnung in einer jener Höhlen eingerichtet, welche sich in den Puddingsteinbänken am Wege der Etroits, unterhalb Fontaniers, befinden. Der Zugang zu derjenigen, welche er gewählt hatte, war sehr beschwerlich. Man mußte fast senkrecht mehrere Fuß hoch emporklettern, um dahin zu gelangen, und in die Höhle selbst war nur kriechend hineinzukommen. In dieser engen und feuchten Behausung hatte er sich eingerichtet, um sie nie wieder zu verlassen, zwei Löcher für die Beine in den Felsen gegraben und dazwischen eine Kohlenpfanne gestellt, um sich im Nothfalle wärmen zu können. In dieser Stellung ist er vierzig Tage unbeweglich geblieben, bis seine Verhaftung auf Angabe der Leute in der Nachbarschaft bewirkt wurde. Seine Mutter, eine arme Frau in Lyon, sammelt Queken, welche sie an die Kräuterhändler und Apotheker der Stadt verkauft. Von dem Ertrage dieser Arbeit ernährt sie sich selbst und ihren Sohn. Dieser Mensch, dessen seltsamen Entschluß man nur einer Monomanie zuschreiben kann, ist 28 Jahre alt, und scheint Medizin studirt zu haben. Man fand bei ihm einen Brief in Versen an die Deputirtenkammer.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Paris. Die Pariser Polizei hat in den lezten Tagen, in Folge gemachter Entdekungen, Diebe à la cire verhaftet. Das Verfahren dieser Industrieritter, das lange Zeit, zum großen Schaden der Pariser Restaurateurs, gelungen war, ist folgendes: Ein erster Gast tritt in eine Restauration, sezt sich an einen angezeigten Plaz, speist dort glänzend, und entwendet ein Kouvert, das er vermittelst eines sehr elastischen Stükes Wachs unter das Tischblatt festklebt; wird das entwendete Silberwerk vermißt, so besteht er darauf, daß man ihn durchsuche, und empfiehlt sich, überhäuft mit den Entschuldigungen des Hausherrn; aber nach ihm kommt ein zweiter Gast, der mehr Eile hat, sezt sich an dem nämlichen Plaz, nimmt das angeklebte Kouvert weg, bezahlt, und zieht sich schnell zurük. Man hat die Spuren von mehr als 60 Diebstählen dieser Art gefunden, die seit langer Zeit durch zwei associés à la cire verübt worden sind. B.

Dresden. Die Prinzessin Amalie von Sachsen, Gemahlin des Prinzen Johann, der Dante's „göttliche Komödie" übersezte, hat ein Lustspiel, „Wahrheit und Lüge", geschrieben, welches in Dresden mit Beifall gegeben wurde. (In Wien war dies nicht der Fall.) Auch ein von der Prinzessin komponirtes Singspiel, „die Siegesfahne", ist kürzlich daselbst aufgeführt worden. M.

Berlin. In einen Gasthof kam jeden Abend ein gut gekleideter junger Mann und trank, so oft es sich thun ließ, den anderen Gästen den Wein weg. Da dies Einer von denselben bemerkte, so fragte er ganz erbittert: Wie mögen Sie so unverschämt sein und den Wein anderer Gäste trinken? — Verzeihen Sie, erwiderte der junge Mann, dazu glaube ich das vollkommenste Recht zu haben, denn auf dem Schilde dieses Gasthofes steht ja deutlich angeschrieben: hier trinkt man fremde Weine. Z.

Straßburg. Ein junger Mann von achtzehn Jahren in Verly, von ziemlicher Größe und gut gebaut, pflegte seine Bekannten durch Proben seiner Stärke zu unterhalten. Vor etlichen Tagen befand er sich in einer Scheune und machte Cider. Nachdem sich mehrere andere junge Leute bei ihm eingefunden hatten, wettete er, er wolle blos mit den Zähnen, ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen, ein Faß forttragen, worin sich 184 Litres Aepfelwein befanden. Die Wette wurde angenommen; man umschnürte das Faß von allen Seiten mit einem starken Strike und band die Enden über dem Spunde zusammen. Im Anfange zögerte der junge Mann, als ihn aber seine Kameraden nekten, wurde er unwillig, faßte den Strik mit den Zähnen, hob so das Faß mit einem Ruke auf, trug es aus der Scheune hinaus und bis an das Ende eines ziemlich großen Hofes. Von allen Seiten wünschte man ihm Glük, aber als er seine Last niedergelegt hatte, konnte er weder den Mund schließen, noch ein Wort sprechen. Er fiel ohnmächtig und bewußtlos zu Boden, man trug ihn zu seinen Eltern, und dort starb er nach zehn Tagen, ohne einen Augenblik wieder zur Besinnung gekommen zu sein. L.

Leipzig. Künftig muß Alles rutschen. In Leipzig ist erschienen: „Was wäre das Leben ohne Rutscher!

Elfen-, Orakel-, Elfenbahnen- und Limonaden-Rutscher fürs Piano-Forte.“

T.

Aschaffenburg. Am 18. Jan. Abends um 7 Uhr verließen ein Bursche und ein Mädchen, der erstere aus Grünmorsbach, die leztere aus Straßbessenbach (Ortschaften im diesseitigen Landgerichtsbezirke), die Wohnung eines Bauern des lezteren Ortes, wohin sie sich vermuthlich einander bestellt hatten, und waren am 19. Nachmittags nicht zurükgekehrt, auch nicht aufgefunden wurden, obschon die Eltern, besonders der Vater des Mädchens, welcher inzwischen entdekt hatte, daß seine am Zapfenbrette neben dem Bette gewöhnlich hängende Hausflinte entwendet war, und deshalb ein Unglük fürchtete, alle Mühe zu Auffindung angewandt hatten. Am 19. Jan. Nachmittags wurden 2 Leichen in einem Wiesenthale, zwischen Straßbessenbach und Grünmorsbach, ohngefähr 1000 Schritte von der Chaussee abwärts gegen den Gebirgszug hin, von einem Gend'armen und einem Bauernsohne aus Straßbessenbach an einem Raine auf den Rüken liegend gefunden. Ein Schuh Raum trennte sie von einander. Die weibliche Leiche lag in ihren festlichen Kleidern angezogen, mit zum Beten über die Brust gefalteten Händen, in welchen sich ein Gebetbuch, ein Saktuch und zwei unversiegelte Briefe einen an ihre Eltern und einen an den Pfarrer gerichtet, hielt, ihr Kopf war ganz vernichtet und zerschmettert, nur die Haare des Hinterkopfes, mit Blut getränkt, waren sichtbar. Die männliche Leiche lag ebenfalls in ihrer sonntäglichen Kleidung, der halbe Kopf von unten nach oben war zerstört, und die dem Vater des Mädchens entwendete Flinte lag in Stüken um die Leiche herum zerstreut. Es ist ohne Zweifel, daß der Bursche das Mädchen mit einem Schusse tödtete, und daß er mit dem nämlichen Gewehr durch einen Schuß sich den Kopf spaltete, wobei das Gewehr zersprang. Vermeintliche unübersteigliche Hindernisse zu ihrer ehelichen Verbindung sollen die Ursache dieses verabredeten zweifachen Mordes gewesen sein. T.

Darmstadt. Auch dieser bisher so auffallend gelinde Winter scheint ähnliche Erscheinungen zu bieten, wie der vorjährige an Naturmerkwürdigkeiten so reich. Man bringt uns heute einen blühenden Kirschbaumzweig aus einem Garten vor dem hiesigen Mainthore. Der Baum steht, jedoch nur auf der einen, nach Süden gewandten Seite, in voller Blüte. G.

Paris. Man spricht in Paris seit einiger Zeit allgemein von einer neuen Erfindung eines Herrn Sauvage, wodurch man auf mechanische Weise ganz genau die Züge des menschlichen Gesichts wiedergeben könne. Das Instrument heißt der Physionotype, ist einfach und leicht anwendbar; es besteht nämlich aus einer Metallplatte mit einer zahllosen Menge kleiner Löcher, in die man ungefähr sechs Zoll lange stählerne Nadeln stekt, welche wiederum genau auf die Löcher einer zweiten ähnlichen Platte passen. Diese Nadeln lassen sich außerordentlich leicht schieben, ohne sich zu verrüken. Die Person, deren Gesicht nachgebildet werden soll, drükt dasselbe leicht an diese Nadeln — die nicht stechen — und es entsteht dadurch eine vertiefte Fläche darin; einige Nadeln werden mehr, andere weniger weit zurükgeschoben, je nach den mehr oder minder vorspringenden Theilen des Gesichts, kurz das Gesicht wird genau seiner Form nach wiedergegeben. Die Nadeln, welche zurükgeschoben werden, bilden hinter der zweiten Platte erhaben das Gegenbild und drüken es auf irgend etwas

ab, von dem sodann der Gypsabguß genommen wird. Der leztere Theil ist ein Geheimniß, indem man die Operation der Nadeln hinter der zweiten Platte nicht sehen kann. — B.

Leipzig. Der berühmte Adalbert von Chamisso, der auch König einer Insel in der Südsee ist (?), arbeitet an seinen Reisememoiren, denen eine Skizze seines interessanten, begebenheitenreichen Lebens einverleibt wird. — M.

Wien. Eine schaudervolle Mordthat ist in der innern Stadt Wien begangen worden. Hr. Wagner, Spediteur der sehr bekannten Spezereihandlung Voigt und Komp., ein sehr wakerer und vermöglicher Mann, wurde, einige Tage vor seiner Verheirathung, auf seinem Zimmer durch viele Wunden getödtet und beraubt gefunden. Die Polizei instruirt auf das Emsigste; viele Verdächtige sind verhaftet, der Schuldige jedoch noch nicht aufgefunden. R.

Paris. Am 21. Jan. erschien eine junge Dame in einem sehr eleganten Anzuge, modernem seidenen Hut, mit seinem Terneaux-Shawl versehen, vor dem Polizeigericht. Diese sehr elegante und hübsche junge Schöne, die das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, war indessen angeklagt, in mehreren Restaurationen die silbernen Löffel und Gabeln gestohlen zu haben. Sie war dort stets in Begleitung eines sehr anständigen Herrn erschienen, welcher nachmals dargethan hat, daß er den Diebstählen durchaus fremd war. Die Untersuchung bewies überdies, daß die junge Dame sich in einer Lage befand, wo sie durchaus nicht aus Noth etwas zu entwenden brauchte, sondern daß es mehr eine Art von Liebhaberei war. Auch fand man die gestohlenen Sachen alle bei ihr wieder. Das Gericht war sehr milde und verurtheilte sie nur zu 2 Monat Gefängniß. L.

Paris. Die Gräfin Pontalba, welche vor einigen Monaten das allgemeine Gespräch war wegen des tragischen Ereignisses, in dem sie die Hauptrolle spielte, (wie man sich erinnern wird suchte sie ihr Schwiegervater zu erschießen und erschoß darauf sich selbst) ist jezt vollkommen hergestellt. Von den drei Kugeln, die ihr in die Brust gedrungen waren, sind zwei herausgeschnitten, die dritte ist nicht gefährlich. Doch hat ihr ein Finger abgenommen werden müssen. B.

Brüssel. Die Mitglieder der belgischen Repräsentantenkammer haben sich ohnlängst in einem geheimen Ausschusse zu einer sehr wichtigen Berathung versammelt. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als: ob die besagten Volksvertreter bei dem für den 10. Febr. angekündigten großen Hofballe bloß im gewöhnlichen schwarzen Frak mit der Ploque als Deputirte, oder in einem besondern Kostüme erscheinen sollen. Die Debatte war sehr lebhaft. Ein Mitglied brachte die Staatsrathsuniform, blau mit Gold, in Vorschlag, und dieser ward von mehreren Seiten unterstüzt, da sich jedoch gerade gegen Ende der Diskussion viele Mitglieder entfernten, so war die Kammer nicht mehr zahlreich genug, um eine Entscheidung zu treffen, und es hat dieselbe daher einer andern Zusammenkunft vorbehalten bleiben müssen. W.

Erlangen. Hier ist wieder eine Somnambüle, die schon manchen den Kopf verrükt und neulich vielen Leuten recht bange gemacht hat. Sie hat nämlich in ihrem hellsehenden Schlafe prophezeiht, daß am dritten Weihnachtsfeiertage die Altstadt in Rauch und Flammen aufgehen werde. Die alten Weiber haben ihr Bestes zusammengepakt; die Polizei hat Sicherheitswachen aufgestellt u. s. w., aber — der Brand ist ausgeblieben. S.

Der Modenkurier.

(Paris, 25. Jan. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!“

1. So viele Tage in der Woche, so viele merkwürdige Bälle und Konzerte. Auf den Bällen gewahrt man fortwährend sehr reiche Toiletten, die stets mit Diamanten begleitet sind; bei Konzerten, wo sich die antiken Formen erhalten, sind die Anzüge viel einfacher. Es sind Kreppkleider, die vorne offen sind, Ueberröke von glattem Atlas, ohne irgend eine Garnirung. Das Oberkleid von Krepp hat einen sehr großen Saum und wird nur sehr einfach durch glatte Atlasbänder zusammen gehalten.

2. Die Turbans sind die unerläßlichen Koeffüren der Konzerte, jene von englischen Spizen sind die elegantesten. Eine dike Blume, oder sehr geschikt verbundene kleine Blümchen, werden gewöhnlich unter die Falten der Spizen angebracht. Die orientalischen Turbans haben nichts von ihrer Gunst verloren; sie sind von Gold- und Silbergaze, untermischt mit farbigen Gazen oder Atlas und Cachemir.

3. Krepp, Sammet und Atlas werden ebenfalls zu Konzerthüten verwendet; einer der elegantesten, welchen wir sahen, war von azurblauem Sammet, mit einer niedrigen Form und einem auf einer Seite sehr aufgerichteten Schirm. Die Paradiesvogelfeder, in Reigerform, war auf diesem Theil des Schirms angebracht und ein ähnlicher Reiger zierte den obern Theil des Schirms auf der entgegengesezten Seite.

4. Ein rosenrother Kreppbut war auf eine sonderbare, aber sehr anmuthige Manier aufgepuzt. Ein Paradiesvogel war auf der linken Seite des Schirms angebracht und unter der rechten Seite befand sich eine Touffe kleiner rosenrother Blumen, die geschikt unter die Haare gemischt waren.

5. Die Blondhauben erfreuen sich fortwährend einer großen Beliebtheit. Ein großer Theil hat keinen Boden, andere haben durchbrochene Böden, breit genug, daß die Haartouffen durchgehen können.

6. Wir müssen bemerken, daß nicht nur die Stadtkleider, sondern auch die Ballkleider heuer außerodentlich lang gemacht werden.

8. Der rosenrothe oder blaue geköperte Sammet wird mit großem Erfolge zu den elegantesten Halbtoiletten verwendet. Man verfertigt daraus hinaufragende Kleider mit glattem Leibe, die unter der Kehle mit einer Schnürwerk-Besezung, die bis hart an die Taille geht, versehen ist. Die breiten Aermel haben ein Bindchen, das hoch genug ist, um die Manchette von englischen oder Alençoner Spizen sehen zu können. Mit diesen Kleidern tragt man eine schöne Schnur von Posamentirarbeit, oder eine breite Atlasbinde, die seitwärts zugebunden wird.

8. Man tragt jezt, als einziges Geschmeide, eine prächtige Agraffe in der Mitte der Draperien des Leibes. Hat man ein Bandeau oder Ohrringe, so gleichen sie der Agraffe; aber oft hat man nichts weiter als diese Agraffe.

9. Man begreift nicht, warum nicht auch schon in die Anzüge der Männer eine komplette Revolution eingetreten ist. Manche hatten wohl schon versucht, die Moden des sechzehnten Jahrhunderts einzuführen; aber da sie selten und verlassen blieben, machten sie sich nur lächerlich und man blieb auf dem gewöhnlichen Wege. So sind die Anzüge der Männer nicht mehr im Einklange mit jenen der Frauen. Ihre knappen und anliegenden Kleider stechen gewaltig von den so weiten Röken und Bauschärmeln ab. In einem Salon braucht jezt eine Dame den doppelten Plaz von einem Herrn.

Modenbild. Nr. 7.

Pariser Ballanzüge vom 25. Jan. Koeffüren, die wegen ihres Reichthums und der über die Stirne gehenden Torsade, an türkische Kopfpuze erinnern; sie sind groß gewachsenen Damen mit regelmäßigen Zügen zu empfehlen; sie harmoniren auch mit der übrigen Ausstattung, in welcher asiatischer Luxus glänzt. Das gelbe Oberkleid ist von satin scarron, das hochrothe von Sammet, beide mit Edelstein-Agraffen und Blonden garnirt. Die Falben der Unterkleider sind ebenfalls von Blonden, eben so die Mantillen. Die Leibchen sind à la Marie Stuart. Die schöne Schärpe heißt „Memphis-Schärpe.“

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

13. Sonnabend, 14. Februar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Das künstliche Bein.

Novelle.

(Frei nach dem Italienischen von D. F. Reiberstorffer.)

Wenn du, freundlicher Leser, je in Rotterdam warst, so wirst du dich eines alten Hauses mit zwei Stokwerken erinnern, das mitten in der Vorstadt am Kanale gelegen, der nach Haag und Leyden führt. Wärst du auch nicht von selbst darauf aufmerksam geworden, so zeigte dir dasselbe gewiß Ein oder der Andere als die einstige Wohnung eines der geschiktesten Künstler, die je in Holland gelebt. Sein Gewerbe war die Verfertigung chirurgischer Instrumente, doch war er auch bewandert in allen Zweigen der Mechanik. Niemand wußte durch künstliche Mittel die Verwüstungen des Alters und die Gebrechen der Natur besser zu verbergen, als er, und mancher Stuzer und mehr als eine schöne Dame verdankten ihre Reize der Kunst dieses Mannes.

Wenn aber Meister Turningvort sich in ganz Holland einer glänzenden Berühmtheit erfreute, so dankte er diese vorzüglich der seltenen und wunderbaren Geschiklichkeit, künstliche Beine von Holz oder Korkholz zu verfertigen.

Wer die geschmakvolle graziöse Form der Beine betrachtete, die die Kunst dieses Wundermannes schuf, mochte manchmal denken, ob es nicht vorzuziehen wäre, mit einem solchen künstlichen Fabrikate einherzuschreiten, als auf einem von Frostbeulen und Leichdornen entstellten, oder vom Podagra gemarterten und entnervten natürlichen Beine herumzuhumpeln.

Eines Morgens, als Meister Turningvort eben im Begriffe war, ein Fußgelenk für einen vornehmen Herrn kunstgerecht zu drechseln und zu poliren, trat ein Bedienter in sein Gewölbe, und bat ihn, sich alsogleich zu Herrn Wodenblock, einem der reichsten Handelsherrn in Rotterdam, zu begeben.

Turningvort wählte seine beste Perüke, nahm den gespizten Hut und das Rohr mit dem Goldknopfe und begab sich eiligst nach dem Hause des hilfebedürftigen Krösus.

Herr Wodenblock war einer jener Glükspilze, die ihr Emporkommen nur einem günstigen Zufalle und ihrer eigenen spekulativen Industrie verdanken, und so liebte er auf dieser Welt Niemand, als sich selbst, und genoß die Reichthümer, die er im Schweiß des Angesichts sich erworben, mit egoistischer Ruhe, ganz allein. Einst wagte es einer seiner blutarmen Verwandten, von ihm ein Almosen zu bitten, und in der gerechten Wuth über diese Kühnheit wollte Hr. Wodenblock seinem zudringlichen Vetter eben mit dem Fuße einen Beweis a posteriori geben, daß man viel schneller über eine Treppe hinab — als herauf kömmt, als er das Unglük hatte bei diesem Manöver das Gleichgewicht zu verlieren, und kopfüber die Stiege hinab zu stürzen, über welche er den armen Verwandten zu werfen im Begriffe stand.

Von dem Sturze betäubt, konnte er lange die Besinnung nicht wieder finden. Als er zu sich kam, fand es sich, daß das rechte Bein gebrochen und drei Zähne eingeschlagen waren. Im ersten Augenblike war Hr. Wodenblock fest entschlossen, seinen unschuldigen Vetter des Mordversuches anzuklagen; doch siegte seine angeborne Großmuth und Herzensgüte, und er ließ ihn blos in den Schuldthurm werfen, wo ihm der süße Trost übrig blieb, daß sein Weib und seine Kinder der Freiheit genößen — in kurzer Zeit vor Hunger und Elend umzukommen.

Ein Dentist ersezte die drei verlornen alten Zähne mit drei neuen, schönen und weißen, die er einem armen Poeten um den Preis von 10 Sous per Stük ausgezogen hatte, da sie jener so nur höchst selten bedurfte, weil er, wie es bei Poeten schon geht, im strengsten Sinne des Wortes nichts zu beissen und zu nagen hatte. Der Zahnarzt verkaufte selbe an Hrn. Wodenblock, um bei dem Handel nichts zu verlieren, um die artige Summe von 30 Louisd'or.

Der berühmteste Chirurg von Rotterdam ward gerufen, den Zustand des gebrochenen Beines zu untersuchen. — Bei dieser Untersuchung fiel dem Guten ein, daß die Preise der Kadaver enorm hoch seien, und er eben jezt eines Beines bedürfe, um bei den anatomischen Vorlesungen seinen Schülern die nöthigen Demonstrationen geben zu können; er hütete sich, eine so günstige Gelegenheit zu versäumen und amputirte mit der größten Nettigkeit das Bein, welches er sorgfältig mit nach Hause nahm, um es zu obigem Behufe zu benüzen.

Herr Wodenblock, der sonst gewöhnt war, seinen täglichen Spazirgang zu machen, fühlte den Mangel der verlornen Extremität um so mehr, als die Bewegung einer Kutsche bei ihm dieselbe Wirkung machte, die bei einem Andern zwei Gran tartari cemetici hervorbringen. Dies bestimmte ihn, um Meister Turningvort zu senden, um bei ihm ein Surrogart für das verlorne, von Vater und Mutter ererbte Bein, zu bestellen.

Der Künstler trat mit der unterthänigsten Miene in das Gemach des reichen Kaufherrn, welcher der Länge nach auf einem weichen Sofa ausgestrekt lag. Sein linkes Bein ruhte auf einem reichgestikten Teppiche, der zugleich den Mangel des rechten verbarg.

„Meister Turningvort," redete er den Eintretenden an, „ihr habt von dem Unfalle, der mir begegnete, ohne Zweifel schon gehört?"

Eine tiefe Verbeugung bejahte die Frage.

„Ihr müßt mir ein künstliches Bein verfertigen, künstlicher als jedes, das je aus euren Händen kam."

Turningvort wiederholte die obige Pantomime.

„Ich sehe nicht auf den Preis —"

Eine noch tiefere Verbeugung folgte dieser Rede. —

„Damit mein neues Bein Alles übertreffe, was ihr in eurem ganzen Leben Künstliches fabrizirtet, so will ich keinen eurer gewöhnlichen Holzblöke. Macht mir ein Bein von Korkholz, das leicht und elastisch ist, dessen Federn in größter Anzahl und delikater gearbeitet sind, als in der vortrefflichsten Genferuhr. Ich verstehe von eurem Handwerke zu wenig, um euch bestimmtere Instruktionen geben zu können; aber ich will ein wenigstens eben so gutes Bein, als ich verlor. Ich bin überzeugt, daß ihr der Mann seid, der im Stande ist, meinem Wunsche zu entsprechen, und gelingt es euch, mich zufrieden zu stellen, so zahlt euch mein Kassier augenbliklich 500 Louisd'or."

Der holländische Prometheus verbeugte sich neuerdings bis auf die Erde, versicherte, daß er, um Hrn. Wodenblock zu genügen, seine ganze Kunst aufbieten werde, die vorzüglichsten Produkte des menschlichen Kunstfleißes durch sein neues Werk zu übertreffen, und versprach binnen sechs Tagen ein so vollkommenes konstruirtes Bein zu bringen, daß die schönsten und wohlgestaltetsten menschlichen, von der Natur gebauten Beine, darüber mit gerechtem Neide erfüllt sein sollten.

Dieses Versprechen, von einem solchen Künstler geleistet, war keine eitle Prahlerei. Mit der Meisterschaft, die man in allen Arbeiten dieses Wundermannes anstaunte, verband Turningvort ein ewiges spekulatives Forschen nach Verbesserungen, die er stets so lange geheim hielt, bis er von der Reichhaltigkeit seiner Erfindung überzeugt war. Lange schon beschäftigte er sich mit der Entdekung eines Geheimnisses, an welchem der Fleiß und die Kenntnisse vieler genialen Künstler gescheitert hatte, und dieses Geheimniß hoffte er nun nach langen vergeblichen und oft wiederholten Versuchen gefunden zu haben, als der Auftrag des Hrn. Wodenblok ihm die günstige Gelegenheit bot, die Unfehlbarkeit desselben zu erproben.

Wie alle seine Kunstgenossen, die sich mit Verfertigung chirurgischer Maschinen beschäftigten, hatte er gefunden, daß die größte Schwierigkeit, die Vollkommenheit zu erreichen, darin bestände, die Federn der künstlichen Gelenke so einzurichten, daß sie den natürlichen Muskeln und Bändern gleich kommen; daß man selbe nach Willkühr bewegen könne, und daß sie tauglich seien den bewandernswerthen Mechanismus des Knies und Fußgelenkes genügend zu ersezen. Viele Jahre hatte er damit zugebracht, die Mittel aufzufinden, alle diese Schwierigkeiten zu überwinden, und obwohl er durch seine Forschungen im Gebiete seiner Kunst bereits viel weiter vorgeschritten war, als alle jene, die nach demselben Ziele strebten, so erlangte er doch erst eben vor wenigen Stunden die Ueberzeugung, das Geheimniß entdekt zu haben, welches den Gegenstand seines jahrelangen und rastlosen Forschens ausmachte.

Diese unschäzbare Entdekung wollte er nun zum 1. Male an dem Beine des Herrn Wodenblock anwenden.

Alle Nachbarn Turningvort's waren gespannt auf des Meisters neues Kunstprodukt, denn daß etwas Außerordentliches im Werke sei, war ausgemacht. Durch sechs Tage war nämlich das Haus des Künstlers verschlossen, die Fensterläden ließen keinen Strahl der Sonne in dasselbe dringen, und hätte drinen nicht das Schnarren der Drehmaschine und das Klappern des Hammers getönt, man wäre versucht gewesen, dieses Haus eher für den Aufenthalt von Leichen als für die Wohnung eines so berühmten Künstlers zu halten. Dies war stets die Art und Weise Turningvort's, wenn er mit der Ausführung eines wunderbaren Meisterstüks beschäftigt war. Tag und Nacht arbeitete er unablässig bei eng verschlossenen Thüren und Fenstern, ohne sich nur einen Augenblik Ruh und wie die Sage ging ohne Nahrung zu sich zu nehmen, zu gönnen, indeß eine Unzahl von Lampen das Gemach sonnenhell erleuchtete. Nur nach Vollendung seines Werkes und nach erlangter Ueberzeugung, daß dasselbe seinem Zweke genügend entspräche, sah man ihn wieder mit Menschen verkehren.

Spät am Abende des sechsten Tages seines seltsamen Treibens, öffnete sich die Pforte seines Hauses, und durch das Dunkel der Nacht schritt eine Gestalt in einen schwarzen Mantel gehüllt, in größter Eile dem Hause des Herrn Wodenblock zu. Unter den Falten des Mantels schien der Eilende einen Gegenstand von größter Wichtigkeit zu verbergen. Der Gang jenes Mannes war mehr ein Hüpfen als ein Weiterschreiten zu nennen, und seine Sprünge vermehrten sich immer und immer, je näher er dem Hause des reichen Kaufmanns kam, wie, wenn eine innere, stets wachsende Ungeduld ihn mit magischer Federkraft dem Ziele seiner Eilfertigkeit entgegenschnellte.

Die mit den Eigenthümlichkeiten des Wundermannes Vertrauten, erkannten augenbliklich in der verhüllten Gestalt den Meister Turningvort und mit einem Gemisch von Neugier und Grauen staunten sie dem Seltsamen nach, bis er mit einigen Sprüngen in der Finsterniß ihrer Augen entschwand.

Bei Herrn Wodenblock angelangt, von dem er schon mit Ungeduld erwartet ward, nahm er das, mit allem Fleiße eingehüllte Meisterstük unter dem Arme hervor. In seinen grauen Augen glänzte ein Feuer, welches ein Gefühl von Zufriedenheit und Selbstvertrauen verkündete, als er das Gebilde seiner Kunst vor H. Wodenblock entblößte.

Stunden verflossen, bis Meister Turningvort dem aufmerksam horchenden Wodenblock alle einzelnen Einrichtungen und hinzugefügten Verbesserungen des innern Mechanismus, und die Resultate, welche sie hervorbringen sollten, erklärte. So verging dieselbe Nacht in Erörterungen über Wirkung und Gegenwirkung der Räder und Federn im Innern des Wunderwerkes, nach deren Beendigung auf dem Gesichte des Einen wie des Andern der Ausdruk der höchsten Zufriedenheit über dasselbe zu bemerken war.

Nach eindringlichem Zusprechen Wodenblocks, entschloß sich Turningvort, den Rest der Nacht bei ihm zuzubringen, um früh Morgens das Vergnügen zu genießen, die Bewegungen des künstlichen Beines zu beobachten und zu bewundern, wie es alle ihm obliegenden Funkzionen verrichte.

Am frühsten Morgen begann der Künstler alle nöthigen Vorbereitungen, nach deren Vollendung Hr. Wodenblock das Haus verließ, um einen Spazirgang

durch die Stadt zu machen. Bei jedem Schritte segnete er das Talent des erfindungsreichen Meisters, dem es gelang, ihm einen so vollkommenen Ersaz für seinen empfindlichen Verlust zu verschaffen. Alles brach in gerechtes Staunen und in lobende Bewunderung aus, denn im Gange des reichen Kaufherrn war weder die geringste Beschwerlichkeit, noch Anstrengung oder Ermüdung zu bemerken, sondern alle Theile der Maschine verrichteten den Dienst der Muskeln und Bänder eines natürlichen Fußes mit der genauesten Pünktlichkeit. Niemand hätte unter den umfangreichen Kleidern des schmeerbauchigen Holländers ein künstliches Bein vermuthet, wenn nicht ein fast unvernehmbares Schnaren, welches ein paar Duzend Räder durch ihre schnelle Bewegung im Innern des Kunstwerkes hervorbrachten, und ein sehr leises Tiktak, dem einer großen Sakuhr ähnlich, den Mechanismus verrathen hätte, und selbst Hr. Wodenblock hatte vergessen, welchen Verlust er an jenem unglüklichen Tage erlitt, als er seinem Vetter ein so zärtliches Lebewohl sagte.

(Beschluß folgt.)

Aus Chateaubriands Leben.

Es existirt in London eine Verbindung, die sich zum Zwek gesezt hatte, arme Literaten zu unterstüzen. Diese Einrichtung fehlt in Frankreich noch, wo es doch unglükliche Schriftsteller genug gibt! Herr v. Chateaubriand hatte hundert Louisd'or der Kasse dieser literarischen Verbindung übersandt. Diese Summe überstieg bei Weitem die gewöhnlichen Beiträge. Dieser Freigebigkeit zufolge wurde nun auch der Gesandte zu einem Mahle eingeladen, welches die Gesellschaft alle Jahre gab, und zu dem eine Menge ausgezeichneter Personen, unter andern auch Hr. Canning, ebenfalls gebeten waren. Als die Tafel zu Ende ging, ward Hrn. v. Chateaubriand's Gesundheit ausgebracht, und ihm im Toast, Namens der armen Dichter, auf eine zarte Weise für seine Gabe gedankt. Aber sogleich stand er auf, und da es ihm schwer wurde, sich vor einem solchen Publikum auf Englisch auszudrüken, so erklärte Herr Canning, der neben ihm saß, und den er bat, ihm zu helfen, in seinem Namen, daß er nichts gegeben habe, da er selber, und das mehrere Male, während seines ersten Aufenthaltes in England, als fremder Schriftsteller von der Gesellschaft unterstüzt worden wäre; daß er nur als Bruder seinen Brüdern wieder erstattet habe, was er von ihnen empfangen, und daß es an ihm sei, zu danken. In der That, eine rührende erhebende Szene! In Gegenwart von mehr als einem der stolzesten Repräsentanten der stolzen Aristokratie Englands, der Botschafter Frankreichs — wie er seinen goldgestikten, besternten Rok aufknöpft, und darunter den alten, zerrissenen Frak des armen Schriftstellers von 1802 zeigt, und Canning, der erste Minister, neben ihm und für ihn sprechend, Canning, der, Jeder wußte es, und er machte am Wenigsten ein Hehl daraus, auch ehemals als Literat von der Gesellschaft unterstüzt worden war. Durch und durch war Alles schön — eine Szene voll einfacher, wahrhafter Größe.

Das Mittelalter im heutigen Korsika.

Lange Zeit war die korsische Gemeinde Gavignano in zwei feindliche Partheien getheilt, und was der Haß in diesem Lande ist, weiß man bereits zur Genüge, um sich von den ewigen Befehdungen und mehr oder minder offenen Kämpfen der Mattei und Giampetri eine Idee machen zu können. Dies Unwesen nahm endlich so sehr überhand, daß der in Korsika kommandirende Generallieutenant, Baron Lallemand, ernstlich darauf bedacht war, Ruhe und Frieden zurük zu führen, was auch gelang. Vor dem Altare und im Beisein des Notars wurde ein feierlicher Versöhnungsbrief niedergeschrieben, eine Art Urfehde, wodurch alle namentlich aufgeführten Mitglieder beider Familien Vergessenheit früherer Unbill und gutes Einverständniß für alle Folgezeit angelobten; dann ward das nöthige Abkommen urkundlich verfaßt, um auf diese Basis den neuen Rechtsstand zu begründen. In der Pfarrkirche des Ortes nahm man am verflossenen 19. Okt. diesen Akt vor, denn ohne religiöse Beihilfe würden ähnliche Verträge hier erfolglos bleiben. Ein feierlicher Segen und ein Tedeum beschlossen die Zeremonie, es umarmten sich die lange Zeit Getrennten unter dem höchsten Jubel, und nun gings zur Tafel. Die Parteihäupter der Mattei speisten bei den Herren Giampetri mit dem General, und des folgenden Tages zog Alles in die Häuser der gestern Bewirtheten, aus Blutfeinden nun endlich zu ruhigen Gefährten und Freunden geworden.

Der erwünschte Sekretär.

Schwerlich gibt es jezt mehr einen Geheimsekretär, wie der Minister Luvois einen hatte! — Als nämlich Luvois einstmals Depeschen von einem auswärtigen Minister erhalten hatte, ließ er seinen Sekretär rufen und diktirte ihm folgenden Brief: „Sie wundern sich ohne Zweifel, mein Herr, daß ich mich in einer so wichtigen Angelegenheit, die das tiefste Geheimniß erfordert, einer fremden Hand bediene; aber Sie müssen wissen, daß der Sekretär, den ich hiezu brauche, so vollkommen dumm ist, daß er nicht einmal das versteht, was er so eben schreibt ꝛc.“ — Ein andermal händigte Luvois diesem Sekretär das Komzept eines Dekrets mit dem Befehle ein, dasselbe mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Genauigkeit abzuschreiben. Nach Verlauf einer Stunde überreichte der Sekretär die sehr zierlich ausgefertigte Reinschrift: „Kann ich mich auf die Richtigkeit verlassen?“ fragte Luvois. „Ganz pünktlich, Ew. Exzellenz!“ — „Ich darf also das Dekret geradezu unterzeichnen?“ „Unbedenklich, Ew. Exzellenz!“ — „Wissen Sie auch, was Sie geschrieben haben?“ fragte Luvois. Der Sekretär wurde verlegen. „Unglüklicher!“ fuhr der Minister fort, „es ist ihr Todesurtheil. Da, lesen Sie noch einmal! Sie sollen durch das Schwert hingerichtet werden!“ Der arme Sekretär wurde bleich und zitterte am ganzen Leibe. „Seien Sie ruhig!“ tröstete ihn der Minister mit freundlichem Lächeln. „Ich wollte Sie nur auf die Probe stellen. Sie haben sie zu meiner Zufriedenheit bestanden, und ich erkläre Sie für einen echten Geheim-Sekretär. Eine solche Unwissenheit ist mir die sicherste Garantie für Verschwiegenheit!“

Etiquette bis zum Tode.

Der Herzog v. Epernay lag schwer krank. In den lezten Tagen seines Lebens hatte er dem Kardinal Richelieu noch zu schreiben. Er unterzeichnete: Ew. Eminenz ganz gehorsamster ꝛc. — Der Brief war abgegangen, als dem Herzog einfiel, der Kardinal habe unterzeichnet: Ew. Durchlaucht wohlaffektionirter ꝛc. — Auf der Stelle mußte der Brief durch einen Eilboten zurük, er diktirte einen andern, unterzeichnete: „Ew. Eminenz wohlaffektionirter ꝛc. — und wenige Minuten darauf verschied er.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Stuttgart. Herr Dr. Justinus Kerner, berühmt durch seinen Glauben an magnetische Gespenster, hat unlängst seine Kunde der Geisterwelt noch erweitert, und sich mit dem lebendigen Satan im Leibe einiger Viehmägde und dergleichen ausgezeichneter Personen ganz vertraulich bekannt gemacht. Seine Entdekung, daß es noch gegenwärtig Leute gibt, die vom Teufel besessen sind, theilt er in einer Schrift dem Publikum mit, und ein Professor der Philosophie in Tübingen, Hr. Eschenmayer, sucht, in einer Zugabe, philosophisch die Wirklichkeit des Besessenseins zu beweisen. In der Natur nämlich hänge Alles ganz harmonisch mit den Vernunftgesezen zusammen. Ueber der Natur aber wohne Gott in einem ganz eigenen Lichte, an das die Vernunft nicht reiche. Und eben so herrsche unter der Natur, im Reiche der Finsterniß, der Teufel, der sich ebenfalls nicht um die Vernunft bekümmere. Die Erscheinungen also, die der Teufel macht, wenn er in den Leib der Menschen fährt, sind darum nicht weniger wirklich, wenn gleich sie nicht nach der Vernunft zu erklären sind. Also gibt es Besessene, und die Philosophen haben Unrecht, mit der Vernunft dagegen zu kämpfen. Ich zweifle nicht, daß die Herren Kerner und Eschenmayer sehr vertraut mit den Sphären sind, die außerhalb der Vernunft und Natur liegen. Da es jedoch nicht Noth thut, ihnen dahin zu folgen, so ist zu besorgen, daß derjenige Theil der Welt, der nicht im Narrenhaus begütert ist, sich wenig von den neuen Zeugen des Teufels werde belehren lassen, sondern zufrieden sein wird, innerhalb der Natur mit etwas Vernunft sich zurecht zu finden. Nur eins werden die Freunde der Vernunft sich merken, daß es mit der gepriesenen Zivilisation des Jahrhunderts nicht weit her sein könne, da rein verrükte Lehren sogar von Philosophen im erleuchteten Deutschland ohne Anstand vorgetragen werden dürfen. Wahrlich, verständige Männer hätten für ihre Lehren weit weniger Nachsicht zu erwarten; sie stehen vielleicht in Gefahr, eingesperrt zu werden, wenn sie sich einfallen lassen, die Vernunft unter den Menschen zu verbreiten. Prinzip des Satans, welchen Spuk wirst du weiter in der Welt treiben? G.

Paris. In der französischen Deputirtenkammer beschwerte sich ohnlängst ein Deputirter darüber, daß er, so oft er auftrete, mit Lachen empfangen werde, und verlangte, die ihn Unterbrechenden sollten von dem Präsiden-

ten aus dem Saale gewiesen werden. Der Präsident erwiderte, der Herr Deputirte habe sich gegen die Geschäftsordnung verfehlt, indem er über etwas gesprochen, das nicht auf der Tagsordnung stehe, und indem er einen Antrag gemacht, den er nicht zuvor auf dem Bureau niedergelegt habe. Die Kammer konnte sich abermals der Lachlust nicht enthalten. C.

Bayreuth. Der Elephant von der hier befindlichen Menagerie der Mad. Turniaire wird nun aufs Neue das Tagsgespräch, weil sein Betragen neue Besorgnisse erregt. Vor mehreren Tagen sezte er die Nachbarschaft in der Nacht abermal in Schreken durch ein fürchterliches Gepolter, wobei man Bretter und Stangen zerbrechen hörte, und darum auf den Wahn kam, daß er nun durchaus durchbrechen wollte. Es zeigte sich aber, daß er nur das Segeltuch, womit seine Wohnung bedekt war, mit Gewalt ganz herabgerissen habe, und zwar wahrscheinlich, weil dasselbe vom starkem Regen zu viel Wasser eingesogen hatte, und es später in dichten Tropfen auf ihn herabfallen ließ. Nun mußte eine neue Dekke über ihn bereitet und höher gestellt werden. Allein auch die Beseitigung der empfundenen Unbehaglichkeit machte das Thier in der folgenden Nacht nicht ruhiger. Es schien, daß der Argwohn, die erfahrene Unannehmlichkeit sei auch von seinen Wärtern hergekommen, seinen Unwillen gegen diese aufs Neue gereizt hat; denn von der Zeit an ist er keine Nacht ruhig, wenn die Wärter allein um ihn sind, und am Tage, wo Fremde zu ihm hinein kommen, so freundlich und artig gegen diese, wie immer. Er macht sich lauter ärgerlichen Zeitvertreib vor diesen. Er durchbohrt mit seinen Zähnen mannsdike Balken, und zerreißt Strike und Ketten, so daß alle Tage die kostspieligsten Reparaturen nothwendig werden. Aus diesem Grunde können die Wärter nicht mit ihm abziehen, und es wird nun stark davon gesprochen, ob er mit Gift oder durch eine Kugel auf den Kopf am schnellsten und sichersten getödtet werden könne. Der Termin zu seiner noch möglichen Besserung soll auf den nächsten Monat festgesezt sein. Allgemein ist die Theilnahme um das Thier, weil es sich gegen Alle, außer seinen Wärtern, ungemein freundlich beweist. T.

Frankfurt. Am 28. Jan. ermordete sich allhier ein geachteter Wechselmäkler in dem Senkenbergischen Stifte mit einem Dolche. Das Gerücht behauptete sogleich, er habe ungünstiges Börsenspiel getrieben, und, da morgen Ultimo, sich durch einen freiwilligen Tod seinen Verbindlichkeiten zu entziehen gesucht. Diese Behauptung zeigt sich aber als grundlos. Der Unglükliche war in seinen Geschäften sehr reell, litt aber an einer Leberkrankheit, und war demzufolge zur Schwermuth geneigt. L.

Baltimore. Amerikanische Blätter enthalten zwei Fälle von hohem Alter bei zahlreicher Nachkommenschaft. Es starb neulich zu Penobscot ein Mann, Namens Huchings, 100 Jahre alt, welcher 10 Kinder, 88 Enkel und 242 Urenkel hinterläßt; und zu Camden ein Mann Namens Thorndike, in einem Alter von 100 Jahren 5 Monaten. Von 354 Nachkommen überleben ihn noch 300. D.

Leipzig. Die allhier seit dem 1sten Januar 1834 errichtete Viehversicherungsanstalt (bei welcher gegenwärtig blos Rindvieh u d Pferde versichert werden) hat ihren ersten Jahresbericht an die Agenten ausgegeben. An Rindvieh allein wurden bei dieser Anstalt im vorigen Jahre 15,004 Stük versichert, wovon in dieser Zeit 552 Stük starben. B.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

14. Mittwoch, 18. Februar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Das künstliche Bein.

(Beschluß.)

Mit freudigem Herzklopfen sezte er seinen Weg weiter fort, bis er beim Rathhause angelangt, von Weitem seinen alten Freund, Herrn Van Ontern, auf ihn zukommen sah. Schon von Ferne rief ihm dieser einen herzlichen guten Morgen zu, und Wodenblock verdoppelte seine Schritte, seinen Herzensbruder zu umarmen. Beide Freunde strekten schon von ferne, um sich schneller zu erreichen, die Hände gegen einander aus. Doch wer beschreibt das Erstaunen Van Onten's, als er sah, daß Wodenblock, statt bei ihm stehen zu bleiben, und ein trauliches Wörtchen mit ihm zu schwazen, in harrender Schnelligkeit an ihm vorübereilte. Wodenblok trug jedoch in Wahrheit an dieser Unhöflichkeit nicht die geringste Schuld und sein Staunen war noch 1000 Mal größer, als das seines Freundes, als er bemerkte, daß er nicht mehr Meister der Bewegungen und der Richtung seines Beines sei. So lange seine Wünsche im Einklange mit der Triebkraft der Räder und Federn im Innern des Beines standen, ging Alles vortrefflich; als er aber nun, wider alle Erwartung, gezwungen war, der von seinem Willen ganz unabhängigen mechanischen Kraft zu gehorchen, versuchte er sein mit einem Male widerspenstig gewordenes Bein despotisch zu beherrschen. Allein troz aller Anstrengungen, stehen zu bleiben, mußte er nolens volens weiter, denn das verdammte Bein strebte in immer wachsender Eilfertigkeit vorwärts. Nun wollte er die Schnelligkeit der Schritte mindern, aber auch dieses Bestreben war vergeblich. Jezt war er bemüht sich an der Mauer anzuklammern, allein das besessene Bein eilte mit solcher Heftigkeit weiter, daß er, um sich nicht auch noch die Arme zu verrenken, gezwungen

war, auch dieses Hilfsmittel zu verlassen, und dahin zu laufen, wohin das Bein ihn trug.

Er fing nun an ernstlich über den traurigen Ausgang nachzudenken, den seine jezige Lage prophezeihte. Die einzige tröstende Hoffnung, die ihm in dieser verzweifelten Situation blieb, war, daß die geheime, zauberähnliche Kraft dieses kunstreichen Mechanismus sich bald selbst erschöpfen werde, daß die Bewegungen des Beines sich nach und nach hemmen würden, und er dann ruhig seinen Rükweg nach Hause antreten könne. Diese Hoffnung war jedoch nur sehr problematisch, und kein sicheres Anzeichen berechtigte zu der Erwartung, daß selbe sich realisiren werde.

Nachdem Wodenblock bereits wie ein Wahnsinniger alle Straßen der Stadt wider Willen durchlaufen hatte, kam er an den Kanal von Leyden. Als er bei dem Hause Turningvort's ankam, fing er aus vollem Halse an, um Hilfe zu rufen. Der Meister sah zum Fenster heraus und starrte den unfreiwilligen Tachydromos mit erschrokenem Staunen an. „Betrüger!" schrie Wodenblock, „komm augenbliklich herunter! du hast mir diese behexte Maschine nur gemacht, um auf schändliche Weise deinen Scherz mit mir zu treiben. Nicht einen Augenblik, kann ich den verhexten Fuß stille halten, seit ich aus meinem Hause trat, und wenn du nicht selbst herabkömmst, mir Hilfe zu leisten, so wird Gott wissen, wohin mich dasselbe noch schleppen wird. Schurke, was stehst du da oben, mich mit weitgeöffnetem Munde anglozend? Herunter sollst du alsogleich, und mich von dieser Marter befreien, wenn du noch einen Augenblik zögerst, so bist du nicht mehr im Stande mich einzuholen!" —

Der Mechaniker stürzte blaß und außer sich vor Schrek über die Treppe. Diesen widerwärtigen Zufall hatte er nicht erwartet, als er die Wirkungen und den Erfolg seiner Entdekung berechnete und er wollte nicht eine Sekunde verlieren, Hrn. Wodenblock aus einem so erbarmenswerthen Zustande zu erlösen.

Wodenblock, oder besser gesagt, sein Bein, fuhr indeß fort mit dem Winde um die Wette zu laufen, und der alte Turningvort hätte ihn zeitlebens nicht ereilt, wären ihm nicht jene Sprünge, vom denen wir schon früher Erwähnung machten, jezt sattsam zu statten gekommen. Als er endlich den Schnelläufer erhaschte, hob er ihn mit der größten Anstrengung von der Erde auf, in der Hoffnung, auf diese Weise seinem Eilmarsche ein Ziel zu sezen, doch vergebens, denn die vorwärtsstrebende Höllenmaschine wirkte sogar auf Meister Turningvort ihre Zauberkraft, der, obwohl ihn die Riesenwucht des übersetten Holländers zu Boden zu drüken drohte, doch in dem Zeitraume einer Minute über 50 Schritte zu laufen gezwungen war. Erschöpft ließ er den Kaufmann wieder zur Erde nieder, und indem er ihn mit dem Aufwande aller seiner Kräfte zurükzuhalten bemüht war, drükte er eine im Kniebuge des künstlichen Beines hervorragende Feder. In demselben Moment, flog der unglükliche Wodenblock mit der Schnelligkeit eines Pfeiles davon. Mit Mitleid erregender Stimme rief er die staunenden Zuseher an: „Ich bin verloren — o helft — helft! — Ein böser Geist ist in diesem verfluchten Beine eingeschlossen — — haltet mich auf um des Himmelswillen — — ich habe keinen Athem mehr — — ich kann nicht mehr weiter — — will sich denn keine mitleidige Seele finden, die dieses Teufelsbein in Stüken zerschlägt? —

Turningvort! — Turningvort! — Du hast mich gemordet! — — Der arme Turningvort, der mit dem Druke an der Feder, den Gang der Maschine zu hemmen hoffte, hatte im Gegentheile die Triebkraft derselben dadurch aufs höchste gespannt; und nun stand er trostlos und zerknirscht, beinahe aufgelöst in Bestürzung, daß seine Maschine Dienste leiste, die der Käufer und der Werkmeister derselben nicht erwartet, viel weniger von ihr verlangt hatten. Er war auf die Knie gesunken, und sah mit ausgebreiteten Armen und weithervorglozenden Augen dem reichsten Handelsherrn der Stadt Rotterdam, dem gesezteften und bedächtlichsten Manne von ganz Holland nach, der nun wie ein scheuer Stier längs des Kanales von Leyden hinraste, indem er mit aller Kraft der Lunge, die ihm die übermäßige Anstrengung eines solchen Laufes noch übrig ließ, ein weithinschallendes Geheul der Verzweiflung ausstieß.

Leyden ist über 20 Meilen von Rotterdam entfernt. Die Sonne war noch nicht vom Horizonte gewichen, als Fräuleins Backschneider am Fenster saßen und den würzigen Thee in langen Zügen schlürfend, die Vorübergehenden musterten, bald einen Bekannten vornehm grüßend, bald einem holländischen Dandy verstohlen und sehnsüchtig Feuerblike zuwerfend, als mit einem Male mitten in der Straße ein dikleibiger Mann wie ein Wüthender daherstürmte. Sein Gesicht war leichenblaß, er öffnete den Mund mit arthritischen Zukungen, wie Einer, der zu athmen strebt und es nicht mehr vermag. Und dennoch sah der Rastlose weder rechts noch links, sondern sezte seinen Weg immer mit gleicher Schnelligkeit fort, und war schon weit entfernt, ehe die älteste der ebengenannten Fräulein ausrufen konnte: „Guter Gott, ist das nicht Hr. Wodenblock, der reiche Kaufmann aus Rotterdam?!“

Der folgende Tag war ein Sonntag, die Einwohner der Stadt Harlem gingen, in ihre Festkleider gehüllt, gemessenen Schrittes in die Kirche, um der Messe beizuwohnen und die weltberühmte Riesenorgel zu hören, als eine menschliche Gestalt mit Blizeschnelle über den Marktplaz flog, sein Gesicht war weiß, blau, gelb nnd grün, die Lippen schwarzblau, die Zähne entblöst, die Arme lahm. Die Menge wich eilig und stumm vor Schrek zu beiden Seiten aus, um dem Gespenste Plaz zu machen, denn dafür hielt Jedermann die sonderbare Erscheinung.

In Städten und Dörfern, in Auen und Wäldern Deutschlands zeugte sich der abscheuliche, lebende Leichnam des holländischen Wanderes, der stets mit gleicher Schnelligkeit fortgetrieben nur auf Augenblike sichtbar war, und eben so schnell wieder verschwand.

Wochen, Monde und Jahre verflossen, und diese schauerliche Gestalt erschien noch immer zeitweise in den Ländern des nördlichen Europas. Die Kleider, welche Wodenblock trug, fielen in Stüken, seine Gebeine verloren das Fleisch, das sie umgab, und sein Leib schrumpfte zum ekelhaften Skelette zusammen.

Nur das künstliche Bein von Korkholz behielt seine Form und seine schönen Umrisse, und hörte nie auf, die spukende Erscheinung in rastloser Bewegung zu erhalten. Turningvort hatte das perpetuum mobile erfunden, und die Räder und Federn dieses künstlichen Wunderwerkes werden nie stille stehen.

Wenn dir, geliebter Leser, nun die Schauergestalt Wodenbloks einmal zu Gesichte käme, so wärst du — durch diese Erzählung genügend vorbereitet,

daß nicht ein allzuheftiger Schrek dich erfasse, über das Unerklärbare des Spukes und die Fremdartigkeit der gespenstischen Erscheinung.

Der Mann mit drei Weibern.

Der Taglöhner Friedrich Orchard, im Londoner Kirchspiel von St. Giles wohnend, war im Monat November voriges Jahres auf Bescheid der Kirchspielskommissäre wegen verweigerter Abgabe der Unterhaltungsmittel an seine Frau und beide unmündigen Kindern vor das Polizeibureau von Marlboroughstreet gebracht. Der Magistrat hatte ihn zur wöchentlichen Bezahlung von 10 Shillingen an seine Familie verurtheilt; aber dieser leichtsinnige Vater kam diesem Befehle nicht nach und wurde deshalb verhaftet und erschien vor derselben Magistratsstelle. Um sich von der ihm auferlegten Verbindlichkeit zu befreien, hatte dieser Mensch die Unverschämtheit, zu erklären, seine Verheirathung mit der Reklamantin wäre ganz und gar nichtig, da er schon vorher mit einer noch lebenden Frau verehelicht sei.

Der Magistrat. So, Ihr klagt euch selbst des Verbrechens der Bigamie an?

Orchard. Ich muß es wohl, wenn man mich mit Gewalt dazu zwingt! Dieses Weib, als es mich heirathete, wußte überdies wohl, daß ich bereits eine Frau hatte.

Die Frau. Das ist eine Lüge, er hat es mir erst nachher erzählt.

Orchard. Die Wahrheit ist diese: Im Jahr 1817 habe ich Susanna Pool geheirathet; kurz zuvor, ehe ich die zweite nahm, verließ ich sie. Susanne, meine erste Frau, nahm ihrerseits auch einen zweiten Mann; folglich sind wir deren zwei im Spiel.

Der Magistrat. Ein Verbrechen autorisirt nicht das andere: unsere Gesetze entschuldigen keineswegs das Vergeltungsrecht in Sachen der Bigamie.

Orchard. Sezen Sie sich nur an meine Stelle... An jedem Arme eine Frau; die eine will mich nicht, und die andere kann ich nicht ernähren.

Die Frau. Du kannst dich gut herausreden; allein meine Herren, Sie müssen wissen, daß dieser elende Mensch bereits drei Weiber betrogen hat. Kaum hatte er vor 7 Jahren die erste in Stich gelassen als er die zweite nahm, nnd ich bin das dritte Opfer. Unsere Hochzeitsfeier war am 29. Dezember 1831.

Orchard. Ich mag nicht widersprechen.

Die andere Magistratsperson. Offenbar ist es, daß dieser Elende der Gerechtigkeit Hohn spricht; wäre er wirklich der Bigamie oder Trigamie schuldig, so würde ihm sein Prahlen all nichts helfen. Es kömmt hier blos darauf an, daß die Kirchspielskommissäre in Betreff der Existenz der ersten Ehe Erkundigungen einziehen wollen, um sich zu überzeugen, ob die Heirath mit der Reklamantin giltig sei oder nicht.

Die Kirchspielskommissäre fanden es nicht für gut, eine Beschwerde, die ihnen leicht lästig werden konnte, weiter zu verfolgen; mithin wurde Orchard freigesprochen.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Wien (12. Feb.). Raimund's „Verschwender" kam am 6. d. M. im Theat. in d. Leopoldstadt zur Aufführung. Den geehrten Lesern wird dies oft und viel besprochene geniale Werk dem Inhalte nach ohnedies längst bekannt sein und ich kann daher meinen Bericht auf die Darstellung allein beschränken. Nicht leicht kann sich ein Dichter eines so großen Antheiles rühmen, als Raimund. Dieses sein neuestes Produkt, welches schon früher im Theat. in d. Josephstadt häufig gegeben wurde, erschien nun auf einer andern Bühne und ganz Wien war so gespannt und begierig auf selbes, als handle es sich um eine neue Piece. Das Interesse am „Verschwender" war ein doppeltes, man war erfreut ein Stük, das so viele Schönheiten und so großen poetischen Werth hat, wieder zu sehen und war neugierig, wie selbes im Vergleiche zu der früheren befriedigenden Besezung auf einem andern Theater werde dargestellt werden. Die Direktion und die Mitglieder des Leopoldstädter Theaters hatten einen sehr schweren Stand, sie hatten Vergleiche auszuhalten und mit Vorurtheilen zu kämpfen. — Schon um 4 Uhr war das Haus im strengsten Sinne des Wortes überfüllt und als um halb 7 Uhr J.J. K. K. Hoheiten die durchlauchtigsten Herrn Erzherzoge Anton Victor, und Franz Carl, die die Vorstellung mit Ihrer Gegenwart beglükten, die Loge betraten, begann die Ouverture. — Kreuzer's Musik ist eben so herrlich und bestechend, als die Dichtung selbst und schon bei der Ouverture begann der Beifall laut zu werden. Als aber der überraschten Menge die auf diesem Theater nie gesehene Pracht in den Dekorationen und in der Komparserie und das tadellose, fleißige Spiel aller Mitwirkenden mehr und mehr entfaltete, da wollte der Applaus gar nicht mehr enden. Man kann der Direktion zu Acquisition, die sie mit Hrn. Raimund machte, Glük wünschen, aber auch dem Dichter ist zu gratuliren, eine Direktion gefunden zu haben, die keine Kosten spart, sein Werk zu verherrlichen und die Achtung auszusprechen, die sie für das Publikum bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. Der Direktor F. Edl. v. Marinelli ward auch am Ende der Vorstellung lärmend gerufen und die Anwesenden lohnten auf diese Weise das schöne Streben dieses liberalen Mannes. Eben so ward den Dekorateurs Dollinger und Mayr wohlverdienter Beifall für die über alle Begriffe schönen Dekorationen gespendet. Was das Spiel der Mitwirkenden betrifft, so sah man, wie sehr es jedem Einzelnen Ernst war, sein Möglichstes zu leisten, und daß Ehrgeiz der Impuls war, der das Ganze leitete. Delle. Peroni (Cheristane) u. Hr. Quandt (Flottwell) waren vorzüglich. Hr. Raimund (Valentin) entfaltete einen Reichthum v. Laune und Gemüth, eine leider so selten gewordene Erscheinung, daß die Zuhörer nicht wußten, ob die feuchten Augen eine Folge des herzlichen Lachens oder der Rührung war. Valentin ist unstreitig eine der ausgezeichnetsten Darstellungen dieses vielseitigen Künstlers und es ist die Frage, ob diese Rolle je ersezt werden könnte. Hr. Tomaselli (Baumeister), Hr. Hausmann (Chev. Dumont) und Mad. Schmidt (altes Weib) trugen redlich das Ihrige bei. Herr Lang (Azur) war klassisch. Seine

Stimme zeigte sich klangvoll und weich im wunderschönen Bettelliede und sein Spiel trat insonders im 3ten Akte großartig und regelrecht hervor. Laute Anerkennung von Seite des Publikums lohnte ihn für seine Leistung. Madam Rohrbeck (Rosa) war allerliebst und zeigte die verständige, denkende Schauspielerin in jeder Nüance. Alle übrigen Mitwirkenden verdienen gerechtes Lob. — Im Hofoperntheater treibt der „Wahnsinnige auf St. Domingo" sein Unwesen, und wir hoffen, daß er bald von seinen Leiden befreit werden möge. Requiescat in pace. — Hr. Kapellmeister S. Ritt. v. Seyfried hat nun die Direktion der Concerts spirituels übernommen und es läßt sich unter dieser Leitung eines so ausgezeichneten Mannes nur Gediegenes erwarten. Die Unternehmer dieser Concerts spirituels haben auf die Komposition der besten Symphonie einen Preis von 50 Dukaten gesezt. Der Konkurs währt bis Ende Oktober 1835. und die klassische Musik wird durch diesen Antrag ohne Zweifel einen bedeutenden Gewinn erreichen.

Adiaphoros.

Miszellen.

Köthen. Die Dorfzeitung meldet die zweite Vermählung Hahnemanns folgendermaßen: Der große Vater der Homöopathie, Hahnemann in Köthen, hat, um der Welt zu zeigen, wie sich seine Kunst an ihm verherrlicht, am lezten 18ten Januar in seinem 80sten Lebensjahre abermals geheirathet — eine junge katholische Dame, Tochter eines Gutsbesizers aus Paris. Der junge Ehemann ist noch in rüstiger Kraft, und fordert alle Allopathen auf: Macht mir's nach, wenn Ihr könnt! — Außer andern Pretiosen schenkte der alte Bräutigam seiner jungen Braut, die früher als Kranke in Mannskleidern zu ihm gekommen war, einen Ring für 500 Thlr. und vermachte ihr 40,000 Thlr., jedem seiner Kinder aber 32,000 Thlr. *) V.

Pesth. In der Leipz. Modenzeit. Nr. 5. heißt es: „Es ist in Ungarn die Rede davon, einen Tunnel unter der Donau zu bauen, um die beiden Städte Pesth und Ofen mit einander zu verbinden. Der Graf Szecheny, welchem Ungarn schon viel verdankt, und der jezt seine ganze Thätigkeit der Dampfschiffahrt auf der Donau widmet, soll nach London gehen wollen, um Brunel, den Erbauer des Themsetunnels, zu Rathe zu ziehen." — Im Ausland denkt man auch hier weiter als bei uns; wir sind hier noch nicht bei einer fixen Brüke über der Donau, und dort wollen sie schon eine unter der Donau haben. R.

London. In Nordkarolina findet man die Louisd'ore in Massen; im Bezirke Kabarrust fand man vor mehreren Jahren einen Goldklumpen von 28 Pfund, und solche Dinge sind auch jezt nicht gar selten. So fand man kürzlich an einem Tage ein Stük von 20 Pfund und den nächsten ein anderes von 10 Pfund. M.

Paris. Vor einigen Tagen um Mittag verlangten ein junger Mann und eine junge Dame, die lange in der Kirche Notre Dame geblieben waren, auf den Thurm hinaufgelassen zu werden. Oben tranken beide ein Gläschen Blausäure aus und gaben sich mehrere Messerstiche. Da sie ganz an dem Rande standen, so fielen sie bald, ganz zerschmettert, herunter. Briefe, die man auf dem Thurme fand bewie-

*) Der Spiegel wird nächstens das Portrait Hahnemanns liefern. R.

sen, daß die Liebe die Ursache zu diesem Selbstmorde sei, obgleich die Dame bereits verheirathet war. B.

Warschau. In dem Peterkauer Kreise (in Polen) lebt ein schon sehr alter Mann, der öftern und heftigen Krankheiten unterworfen ist. Sobald ihn aber eine bedentende Krankheit ergreift, und sie den höchsten Grad erreicht hat, so gehen ihm die Nägel an Händen und Füßen unter Vereiterung ab. Nach diesem erlangte der Kranke wieder seine vorherige Gesundheit. Mehrere sonst gebildete Personen wollen glauben, daß man von dieser Materie in den Fingern, wie bei den Blattern, einimpfen, und dadurch bei vielen Menschen zur Verlängerung des Lebens beitragen könnte!! Man erwarter über diese Naturerscheinung eine Schrift von einem Arzte in jener Gegend. T.

Mainz. Der kürzlich in Mainz zum Zuchthause verurtheilte gefährliche Betrüger Minnigerode ist am 2-ten Febr. Nachts, während der Zuchthausverwalter auf Urlaub abwesend war, mit einem andern, ebenfalls wegen Fälschung verurtheilten Gefangenen, entkommen, ohne daß man weiß, auf welche Art, da Fenster und Thüren unverlezt sind. A.

London. Neulich starb hier die Favorite Squaw des Michigan Chef Makumse, Chef des Chippewastammes, der seit einiger Zeit seine Kunst in Schießen in mehreren der kleinen Londoner Theater gezeigt hatte. Sie starb an der Auszehrung im 38-sten Jahre ihres Alters. Sie war für eine Indianerin überaus schön und die Tochter eines französischen Offiziers und einer indianischen Prinzessin. Zwek der Reise des Chefs und seiner Krieger nach England war gewesen, von der englischen Regierung eine Summe Geld für einen Strich Landes, welchen sein Großvater verkauft hatte, zu verlangen. Ein Theil jenes Landstriches hatte dem Stamme gehört, dessen Königin jene Frau war, und somit machte er zugleich deren Ansprüche geltend. Am 17. Januar war der Arzt Sir Athony Carlisle bei ihr, und machte ihr einige Hoffnung zur Wiedergenesung, aber die Krankheit hatte zu tiefe Wurzeln gefaßt. Sie war in der St. Johnskirche einstweilen beigesezt, bis der Leichnam nach ihrem Vaterlande zurükgesandt werden kann. Der Chef Makumse ist halb wahnsinnig über seinen Verlust, er rennt mit wüthendem Ungestüm den Kopf gegen die Wände, und nur mit der größten Schwierigkeit kann man ihn vom Selbstmorde erhalten. C.

Paris. Vor einiger Zeit starb hier der Lieferant für die französische Armee, Hr. Seguin, und hinterließ, obgleich Douvrard ihn um 5 Mill. Frks. gebracht hatte, dennoch ein ungeheures Vermögen. Der Verstorbene zeichnete sich besonders durch eine ungemessene Pferdeliebhaberei aus. Mehrere schöne Schlösser, die er besaß, wandelte er in Pferdeställe um; in den Prachtsälen stampften Rosse, und die herrlichen Gartenbeete wurden von ihren Hufen zertreten. Seine Tochter hatte er einem englischen Pferdehändler, gegen Ueberlassung eines sehr schönen Hengstes, zur Frau gegeben. A.

Augsburg. Die ungemeine Fruchtbarkeit der Ehefrau des Weingärtners Melchior Rommel zu Beinstein im Remsthale ist der öffentlichen Anzeige werth. Dieselbe ist nach 5 Zwillingsgeburten, welche seit Ende des Jahres 1828 nacheinander bei ihr erfolgten, am 27. Jan. sogar von Drillingen entbunden worden, so daß sie in nicht vollen 7 Jahren 13 Kinder, und zwar alle vollkommen lebenskräftig, geboren hat. Die neugeborenen Dril-

linge wurden bei der heiligen Taufe mit den allen biedern Würtembergern theuren Namen Pauline — Wilhelm — Karl ausgezeichnet. H.

Paris. Ein Arbeiter in einer Pariser Fabrik war kürzlich eine ganze Woche lang ausgeblieben, um sich, wie bald heraus kam, dem Trunke und einem ausschweifenden Leben ganz nach Bequemlichkeit zu überlassen. Zur Strafe dafür beschlossen seine Kameraden, den Abwesenden im Bilde aufzuhängen, und ihm dann eine spaßhafte Todtenfeier zu halten. Dies geschah; man verschaffte sich einige seiner Kleider, legte diese einer Puppe an, hing dieselbe eine Zeit lang auf, und nahm sie dann in ein Wirthshaus mit, wo das Begräbniß vor sich gehen sollte. Unterdessen begegnete zufällig ein Bekannter dem Arbeiter, und erzählte ihm, was mit seinem Ebenbilde getrieben worden. Dieser, der besorgte, fortan die Zielscheibe des Spottes seiner Kameraden zu sein, machte aus dem Spaße Ernst, ging nach Hause und erhängte sich wirklich. B.

London. In einem englischen Journale lesen wir: Der Kirchen-Diener John Bailey von Kainton Mandefield starb in der lezten Woche, 92 Jahre alt. Er und vor ihm sein Vater bekleideten diese Stelle über ein Jahrhundert. In seinem 88sten Jahre wettete der Verstorbene noch um 20 Souveränsd'or, 6 Tage lang, täglich 20 Meilen weit zu gehen, am sechsten Tage ein fünffach verriegeltes Thor einzusprengen, die 3 Kirchengloken selbst zu läuten und am 7ten Tage den Dienst als Kirchendiener zu versehen. Während 56 Jahren sezte er nicht ein Einzigmal seinen Dienst wegen Unwohlsein aus. M.

München. Der Orgelmacher Unterholzer, dessen Flugmaschine wir schon erwähnt haben, hat nun wirklich dieser Tage dem Münchner Magistrat das Anerbieten gemacht, bei dem nächsten Oktoberfeste auf unserer Theresienwiese fliegen zu wollen. In seiner Eingabe behauptet derselbe, daß er vermittelst jener Maschine vom ebenen Boden sich zu jeder beliebigen Höhe erheben, jede Wendung zu beiden Seiten vornehmen und sich mit völliger Beherrschung der Luftmasse langsam oder schnell wieder herablassen könne. D.

Straßburg. Hier spricht man viel von der merkwürdigen Rache, welche ein junger Artillerieoffizier und einige andere junge Leute an der zweiten Sängerin des hiesigen Theaters, wegen an Ersterm begangener Untreue, genommen haben. Sie drangen Nachts in ihre Wohnung, und sollen sie förmlich ihres schönen Haarschmukes beraubt haben. Dem. Ferrand wollte nicht mehr auftreten, doch ist die Sache seitdem ausgeglichen worden. K.

Lüttich. Ein sehr trauriges Ereigniß hat am 26. um 2 Uhr Nachmittags sich in der, dem Hrn. Beco gehörenden Kohlengrube von Bolda-Labord zugetragen. Acht Arbeiter, welche in den Tagschacht hinabstiegen, um das Tagewerk zu beginnen, waren schon bis zu einer Tiefe von ungefähr 40 Fuß gekommen, als der Strik, womit sie hinabgelassen wurden, zerriß; 4 dieser Unglüklichen starben auf der Stelle, 3 lebten noch ungefähr eine Stunde, und der achte starb in der folgenden Nacht um 3 Uhr. Ihre Körper waren schreklich gequetscht; Arme und Beine waren gleichsam zermalmt; dem Einen war ein Arm abgerissen. B.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

15. Sonnabend, 21. Februar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Claude Gueux, von Victor Hugo.

(Eine Gefängnißszene.)

Vor 7 oder 8 Jahren lebte ein armer Taglöhner, Namens Claude Gueux, zu Paris. Er hatte eine Geliebte und ein Kind bei sich. Der Taglöhner war geschikt, übel behandelt von der Erziehung, desto besser von der Natur; er konnte nicht lesen, aber denken. Einst im Winter fehlte es ihm an Arbeit. In seinem Dachstübchen war weder Feuer noch Brod. Der Mann, das Mädchen und das Kind froren und hatten Hunger. Der Mann stahl, ich weiß nicht was, und weiß nicht wo er stahl. Ich weiß nur, daß die Folge dieses Diebstahls für die Mutter und das Kind auf drei Tage Brod und Feuer, und für den Mann fünf Jahre Gefängnißstrafe war.

Der Mann ward zur Abbüßung seiner Strafe in das Zuchthaus nach Clairvaux gesendet, — nach dem Kloster Clairvaux, das man in eine Bastille, dessen Zellen man in Stokhäuser, dessen Altar man in einen Pranger verwandelt hat.

Hier angelangt sperrte man ihn bei Nacht in einen Kerker und bei Tag in eine Werkstätte. Lezteres tadle ich nicht. Claude Gueux, früher ein ehrlicher Taglöhner, jezt ein Dieb, war von ernstem, würdigem Aeußern. Er hatte eine hohe, und wenn gleich noch jung, von Runzeln durchfurchte Stirne, und hie und da einige graue unter den schwarzen Haaren, ein sanftes tiefliegendes Auge unter wohlgeformten hohen Brauen, ein vorstehendes Kinn und einen Zug der Verachtung auf der Lippe. Mit einem Worte: es war ein schöner Kopf; wir werden sehen, was die Gesellschaft aus ihm gemacht hat.

Er sprach wenig mit Worten, häufig mit Gebärden. In seinem ganzen Wesen lag etwas Gebieterisches, dem man gern Folge leistete; er hatte ein

denkendes, mehr ernstes als leidendes Aussehen. Gleichwohl hatte er schon viel gelitten.

In dem Zuchthause, in welchem Claude Gueux eingesperrt war, befand sich ein Aufseher der Werkstätten, eine Art von Beamten, die allen Gefängnissen eigen ist, und dem Kerkermeister, wie dem Kaufmanne gleich nahe verwandt ist, der dem Arbeiter das Werkzeug in die Hand gibt und eine Arbeit bei ihm bestellt, und zu gleicher Zeit dem Gefangenen eine Faust macht und ihm die Eisen an die Füße legt. Dieser war ein wahres Muster seiner Gattung, kurz angebunden, tyrannisch, übrigens vorkommenden Falles ein guter Kamerad, selbst lustig und zuweilen mit Anstand spottend, mehr hart als fest, ein guter Vater, ohne Zweifel auch ein guter Gatte, mit einem Worte nicht gerade bösartig. Die Haupt- und Diagonallinie des Charakters dieses Menschen war Eigensinn, und darauf bildete er sich viel ein. Wenn dieser Mensch einmal seinen Kopf auf etwas Unsinniges, das er seinen Willen nannte, gesezt hatte, so mußte dieses troz aller Gegenreden ausgeführt werden. — Wenn ein öffentliches oder Privatunglük über uns hereingebrochen ist, und wir untersuchen aus den Trümmern, welche am Boden liegen, wie das Gebäude aufgeführt war, so finden wir beinahe immer, daß es von einem mittelmäßigen und eigensinnigen Kopfe blindlings erbaut worden, der Vertrauen auf sich hatte und sich selbst bewunderte. Es gibt in der Welt gar viele solcher kleinen starrköpfigen Verhängnisse, die sich für Vorsehungen halten. Dieser Art war der Aufseher der Werkstätten des Zuchthauses von Clairvaux.

Unmittelbar nach seiner Ankunft zu Clairvaux ward Claude Gueux numerirt und in sein Geschäft in der Werkstätte angewiesen. Der Aufseher erkannte einen tüchtigen Arbeiter in ihm und behandelte ihn gut. Eines Tages, als er guter Laune war und er Claude's Traurigkeit bemerkte — denn er dachte unaufhörlich an diejenige, welche er seine Frau nannte — erzählte er ihm sogar zum Scherze und Zeitvertreibe, vielleicht auch um ihn zu trösten, die Unglükliche sei eine schlechte Person geworden. Claude fragte kalt, was aus dem Kinde geworden? — Man wußte es nicht.

Nach Verlauf einiger Monate akklimatisirte sich Claude mit der Kerkerluft, und schien an nichts weiter zu denken. Eine gewisse, seinem Charakter eigene ernste Heiterkeit hatte bei ihm die Oberhand gewonnen.

Um dieselbe Zeit etwa hatte Claude ein sonderbares Uebergewicht über alle seine Gefährten gewonnen. Wie in Folge einer stillschweigenden Uebereinkunft, und ohne daß irgend einer, ja er selbst nicht, wußte warum, fragten ihn alle diese Menschen um Rath, hörten auf seine Meinung, bewunderten ihn und ahmten ihm nach, was immer den höchsten Grad der Bewunderung beweist. Es war kein kleiner Ruhm, sich von allen diesen widerspenstigen Naturen gehorcht zu sehen. Diese Macht war ihm zu Theil geworden, ohne daß er daran dachte.

In weniger als drei Monaten war Claude die Seele und das Gesez der Werkstätte geworden. Und kraft einer ganz natürlichen Gegenwirkung wurde er, je mehr er von den Gefangenen geliebt ward, desto mehr verabscheut von dem Kerkermeister. So war es von jeher. Die Popularität geht immer Hand in Hand mit der Ungnade.

Claude Gueux war ein starker Esser. Es war dies eine natürliche Folge seiner Organisation. Sein Magen war von solcher Beschaffenheit, daß die Nahrung zweier gewöhnlichen Menschen kaum täglich für sein Bedürfniß hinreichte.

Claude Gueux arbeitete, so lange er noch frei war, den ganzen Tag, und verdiente seine 4 Pfund Brod, die er bedurfte. Claude Gueux, der Gefangene, arbeitete auch den ganzen Tag und erhielt unabänderlich für seine Mühe 1½ Pfund Brod und vier Unzen Fleisch. Claude hatte daher im Zuchthause von Clairvaux fortwährend Hunger.

Eines Tages hatte Claude eben seine magere Ration verschlungen und wieder zur Arbeit gegriffen, indem er den Hunger durch diese zu täuschen hoffte. Die andern Gefangenen aßen noch fröhlich zusammen. Da trat ein junger Mensch von bleichem, schwachem Aussehen neben ihn. In der Hand hielt er seine Portion, die er noch nicht berührt hatte, und ein Messer. So blieb er dicht vor Claude stehen; er schien, als wolle er sprechen, nur wagte er es nicht. Dieser Mensch, sein Brod und Fleisch belästigten Claude. — „Was willst du," fragte dieser endlich barsch? — „Daß du mir einen Gefallen thuest," erwiderte schüchtern der junge Mensch. — „Was denn?" fragte Claude. — „Du sollst mir essen helfen; mir ist die Portion zu groß." — Eine Thräne preßte sich aus Claude's Auge hervor. Er nahm das Messer, theilte die Portion des jungen Menschen in zwei gleiche Theile, nahm den einen davon und verzehrte ihn. — „Ich danke dir," sprach der junge Mensch. „Wenn du willst, theilen wir alle Tage." — „Wie heißt du?" fragte Claude Gueux. — „Albin" — „Warum bist du hier?" — „Ich habe gestohlen." — „Ich auch," versezte Claude.

Pünktlich theilten sie in der Folge alle Tage. Claude Gueux war 36 Jahre alt. — Zuweilen schien es, als sei er ein Fünfziger, so ernst war sein Aussehen. Albin war 20 Jahre alt, man hätte ihn aber kaum für 17-jährig gehalten, so viele Unschuld lag noch in dem Blike dieses Diebes. Eine innige Freundschaft, wie vom Vater zum Sohne, schloß sich bald zwischen beiden. Albin war beinahe noch Kind, Claude beinahe schon Greis.

Sie arbeiteten in derselben Werkstätte, sie schliefen unter einem Riegel, sie gingen in demselben Hofe spaziren und aßen dasselbe Brod. Jeder war dem Andern die Welt. Sie schienen glüklich zu sein.

Wir haben bereits von dem Aufseher der Werkstätten gesprochen. Dieser Mensch, von den Gefangenen gehaßt, sah sich häufig genöthigt, um sich Gehorsam zu verschaffen, sich an Claude Gueux zu wenden, der von denselben geliebt wurde. Bei mehr als einer Gelegenheit, wenn es sich darum handelte, einen Aufruhr zu stillen, hatte Claude Gueux's titellose Autorität die offizielle des Aufsehers kräftig unterstüzt. Denn wenn es sich darum handelte, die Ordnung unter den Gefangenen herzustellen, hatten zehn Worte Claude's so viel Gewicht, als Gendarmen. Claude hatte mehr als einmal diesen Dienst dem Aufseher erwiesen, dafür haßte ihn dieser auch von ganzer Seele; er war eifersüchtig auf ihn.

Claude gewann Albin täglich lieber, und dachte nicht an den Aufseher.

(Fortsezung folgt.)

Die Heldin.

In der Schlacht bei Leipzig, den 18. Okt. 1813, hatte das zweite französische Artillerieregiment 3 Stük Kanonen und seine Fahne eingebüßt. Drei Fähndriche waren nach einander gefallen; aber kaum hatte man die Fahne verloren, so erkämpfte man sie alsbald wieder, so erbittert war der Kampf. Ein gewisser Mathias, Sergent der ersten Kompagnie des vierten Bataillons, stürzte sich von Neuem auf den Feind, und jagte ihm die Fahne wieder ab; allein ein vierter Angriff erfolgte, und der brave Mathias fiel mit seinen Kameraden, wobei er noch sterbend dieselbe Fahne, die gleich ihm von Flinten- und Kartätschenkugeln zerschossen war, an die Brust preßte. Da stürzte sich plözlich seine Frau, eine alte gute französische Marketenderin, auf den Adler und tritt dann eilig mit dem Ueberreste der Kanoniers, welche vom Blutbade verschont geblieben, den Rükzug an. Es war nur noch ein kleiner Hause, da das ganze vierte Bataillon theils gefallen, theils verwundet, theils zu Gefangenen gemacht worden war. Die Artilleristen sammelten sich und schlossen ihre gelichteten Reihen wieder, und die Mutter Mathesen (so nannte sie jedermann) nahm ihren Posten zur Linken des Regiments wiederum ein, als sie den Obersten erblikte, der weinend sich vor den Kopf schlug. „Was fehlt denn unserm Obersten?“ sprach die Alte zum Adjutantmajor Maillet. „Ein französischer Offizier weint, pfui, er sollte sich schämen!... Während ich, die ich meinen armen Mathes verloren habe, keine Thräne vergieße; denn dazu wäre ich viel zu sehr aufgebracht; aber sie sollen dafür büßen. Mein armer lieber Mann!... O schaut doch einmal hin, Major, wie der Oberst weint! Er heult wie ein Rekrut, weil er sein Regiment verloren hat. Dadurch wekt er sie nicht wieder von den Todten auf, habe ich da nicht Recht, Major?“ „Du weißt es also nicht,“ erwiderte Herr Maillet, „daß wir unsern Adler verloren haben!“ „Dam', wenn die Kartätschen- und Flintenkugeln ihn fortgerissen haben, so ist doch das seine Schuld nicht.“ „Schweig, altes Thier, denn du verstehst nicht, daß ein Regiment, welches keinen Kukuk mehr hat, seinen Namen verliert.“ „Seinen Namen verliert!... Ich will nicht mehr zu einem Regimente ohne Namen gehören. Gehen Sie, Major, und sagen Sie dem Obersten, er solle sich trösten und hierher kommen, um mit der Mutter Mathesen einen Schnapps zu trinken, sie würde ihm auch seinen Kukuk wieder zur Stelle schaffen.“ „Wo wäre er denn?“ rief der Oberst, der diese lezten Worte vernommen hatte. „Unter meinem Roke habe ich ihn!... Da ist er, hier habt Ihr ihn, Oberst.... Ich habe den Kukuk gerettet, aber den Vater Mathes verloren!...“ „Wohlan, tröste dich,“ sprach der Oberst, sie umarmend, „und sei ruhig: ich will dir in meinem Regimente einen viel jüngern Gatten aussuchen.“ „Jüngern, das ist wohl möglich,“ erwiderte die Marketenderin, ihre Hand auf das Herz legend; „aber nimmermehr wird er mir meinen armen Mathes ersezen... Ich werde mich aber rächen, so viel ist gewiß.“ Da band der Oberst sein eigenes Kreuz der Ehrenlegion ab, und schmükte damit die Brust der braven Marketenderin mit den Worten: „Nimm mein Ehrenkreuz, du sollst es von nun an tragen, denn du hast es verdient, und der Kaiser wird es bestätigen.“ Später, im Jahre 1823 befand sich die Mutter Mathes zu Toulon; sie war die Mutter des Regiments. Bei allen

Revüen sah man sie mit ihrem Kreuze einherstolziren und zur Linken des Regiments mit aufmarschiren, so alt und schwach sie auch war.

Ein seltsamer Versuch zum Selbstmorde.

Selbstmord ist vielleicht nicht die rechte Bezeichnung für die That, welche wir berichten wollen, sie ist gewissermaßen ein Mittelding zwischen Selbstmord und Todtschlag. Die Szene ist der Kirchhof zu Arras. Man geleitete einen Verstorbenen zur lezten Ruhestätte, staunte aber sehr, als man an das Grab kam, und darin schon einen Menschen — einen lebendigen — liegen sah. Vergebens machten der Todte oder vielmehr dessen Freunde das Näherrecht auf das Grab geltend, der Lebende wollte durchaus zuerst begraben sein. Um denselben vielleicht auf andere Gedanken zu bringen, warf ihm der Todtengräber einige Schaufeln voll Erde auf den Leib, aber er bestand die Prüfung, blieb ruhig im Grabe liegen, und man mußte Gewalt brauchen, um den neuen Lazarus herauszubringen. Als er wieder auf der Erde stand, meinte er: „nun, wenn ihr mich nicht begraben wollt, so springe ich in das Wasser.“ Man bat ihn, bis den nächsten Tag zu warten, und an diesem willigte er ein, obgleich er so fest entschlossen gewesen war, zu sterben, die Bürde des Lebens noch länger zu tragen.

Der lezte Mann.

In Lincoln gibt es eine Gesellschaft, welche der „lezte Mann“ heißt. Ihr Zwek ist ziemlich seltsam. Bei der Bildung des Klubs legte man eine Flasche Wein in einen Keller, und alle Jahre wird der, welcher ihr Hüter sein soll, durch das Loos ernannt. Dieser Hüter gibt zu Weihnachten allen Mitgliedern des Klubs ein Mittags- oder Abendessen. Die Flasche soll aufbewahrt werden, bis von der Gesellschaft nur noch Einer übrig ist, und dieser, der lezte Mann, leerte sie zum Andenken an ihre Freunde.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Paris. Der Streit der Homöopathie und Allopathie scheint, seit die medizinische Akademie und das Journal des Debats sich ungünstig gegen erstere geäußert, auch in Frankreich Lärm machen zu wollen. Der homöopathische Arzt, Dr. Achille Hoffmann, erklärt heute in der Gazette, er sei jeden Tag bereit, vor so viel Zeugen als man wolle, die Wirksamkeit der Homöopathie zu beweisen, unter der Bedingung jedoch, daß der Fall nicht schon durch allopathische Behandlung zu sehr verschlimmert sei. Die Gazette erklärt weislich, sie verstehe nichts von der Sache, rathe aber Jedem, den Erfolg abzuwarten, ehe er vorschnell aburtheile. Uebrigens wird die Homöopathie in Frankreich bis jezt hauptsächlich an Pferden ausgeübt. B.

Paris. Außer der Manie des Selbstmordes, die in Frankreich noch immer zahlreiche Opfer hinrafft, be-

richten die neuesten Blätter mehrere unglükliche Duelle, die mit dem Tode eines, ja in einem Falle beider Gegner endigten. Zu Aix verweigerte der Pfarrer einem im Zweikampfe gefallenen Offizier die Beerdigung. B.

Paris. Ein achtjähriges Wunderkind, welches, Griechisch, Latein, Englisch und selbst Chinesisch fertig vom Blatte übersezt, macht hier großes Aufsehen und ist ein Sohn des berühmten Weltumseglers d'Urville. Der Knabe versteht nicht bloß das Gelesene, sondern weiß auch genauere grammatikalische Rechenschaft zu geben. Das äußerst schwierige Chinesische lernte er in einigen Monaten. B.

Koblenz. In der Nähe unserer Stadt wurde am 4. Febr. abermals eine Wölfin erlegt. Beim Aufbrechen derselben ergab es sich, daß sie mit sieben Jungen trächtig ging; man rechnet, daß in den lezten 2 Jahren über 200 Schafe in dieser Gegend von jenen Raubthieren zerrissen wurden. V.

Paris. In der Sizung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 26. Jan. kam die beachtungswerthe Bemerkung eines Dr. der Medizin, Namens Stark, zur Berathung, daß Kleider und überhaupt alle Gegenstände, (unter sonst gleichen Verhältnissen der Empfänglichkeit) üble Gerüche in dem Maaße anziehen und festhalten, als ihre Farbe dunkler ist. Dr. Stark bewies diese Ansicht umständlich und schließt, daß es wünschenswerth wäre, in allen Spitälern und Krankenhäusern die Wände zu weißen und nur weiße Kleider und Mobilien anzuschaffen. B.

New-York. Ein ausgezeichneter Advokat im Ohio-Staate schloß kürzlich eine pathetische Rede mit folgenden Worten: „Der Schatten der Nacht hatte die Erde in Dunkelheit gehüllt; die ganze Natur lag da, in tiefes Sinnen versunken; da stürzten gleich einem mächtigen Waldstrome von den Bergen herab, die Spizbuben, die Angeklagten, auf die Wohnung des Friedens und Glükes, erbrachen des Klägers Thüre, trennten die weinende Mutter von dem schreienden Kinde, und nahmen meines Klienten Büchsen mit, wofür wir, Gentlemen von der Jury, bloß 15 Dollars verlangen.“ T.

Paris. Fünfzehnhundert Bäkergesellen haben eine philanthropische Gesellschaft gebildet, welche zum Zweke hat, Diejenigen unter ihnen, die wegen Krankheit oder Schwäche nicht mehr arbeiten können, zu unterstüzen. B.

Paris. Die Einnahmen der Stadt Paris betrugen 1833 40,157,690 Fr. 60 Zent., 1834 43,622,117 Fr. 98 Zent., zusammen 83,779,808 Fr. 58 Zent.; die Ausgaben beliefen sich im Jahr 1833 auf 38,264,435 Fr. 21 Zent., 1834 auf 30,570,979 Fr. 62 Zent., zusammen 68,835,414 Fr. 83 Zent., wodurch sich am 26. Dez. v. J. in der Kasse ein Ueberschuß von 14,944,363 Fr. 75 Zent. ergab. B.

Paris. Abermaliger Versuch eines Selbstmordes aus Liebe. Der junge P...., 18 Jahr alt, liebte, ohne jedoch den Muth zu haben, seine Leidenschaft zu äußern, ein älteres Mädchen, Dlle Cäcilie B..., welche bereits 25 Jahre zählte, aber sehr schön und liebenswürdig war. Diese vermählte sich mit einem andern Bewerber, ohne eine Ahnung von der Gesinnung des Jünglings zu haben. Als die Heirath schon festgesezt war erfuhr es derselbe erst, und vorgestern hat er sich durch Kohlendampf zu erstiken versucht. Er wurde aber durch den seltsamsten Zufall (recht eigentlich Zufall) gerettet, denn eine Nachbarin, die das Stöhnen des Sterbenden hörte, wollte darnach gehen, stieß im finstern Korridor an eine

dritte Person, fiel, und zerschlug im Fallen die Glasscheiben in der Thür des Zimmers, wo sich der junge Mensch befand. So drang scharfe frische Luft ein, und der junge Mann wurde gerettet. Man fand einen offenen Brief vor seinem Lager, worin er der Geliebten seine Leidenschaft gesteht und Abschied von ihr nimmt. B.

London. Mehrere englische Journale sprechen von dem Tode eines Stärk-Fabrikanten, der jedem seiner zehn Kinder eine Million hinterlassen habe. Das Geheimniß, wodurch derselbe sein ungeheures Vermögen erwarb, bestand darin, daß er die Ueberbleibsel von seiner Fabrikation mit andern Substanzen vermischt, zur Mästung von Hausthieren benuzt zu haben scheint. Früher warf man diese Reste weg, und sie wurden sogar zuweilen die Ursache einer gefährlichen Anstekung in der Nachbarschaft. Diese Residuen bestehen vorzüglich in Gallerten, welches der nährendste Theil des Getreides ist. Der gedachte Fabrikant mästete damit allein 4000 Schweine jährlich. M.

Berlin. Das alte Jahr endete in Berlin mit einem tragischen Vorfall. Wiewohl die Zeitungsanzeige von einem Herzkrampf redet, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die 26-jährige, blühende, geistvolle Gattin eines dasigen jungen lyrischen Dichters sich durch einen Stich ins Herz selbst das Leben genommen hat. Das Werkzeug, der Dolch, befindet sich in den über den Selbstmord geführten Akten des Kammergerichts. Sie benuzte die Zeit, während der Mann im Konzerte war, in das sie ihn angetrieben, zu gehen, zu der unseligen That, welche mit einer seltenen Besonnenheit ausgeführt wurde. Nachdem sie das Dienstmädchen fortgeschikt, wusch sie sich von Kopf bis zu Fuß, kleidet sich rein und weiß, legte sich auf das Bett, und mit einem anatomisch-studierten Stoß bohrte sie den Dolch von unterhalb des Herzens hinauf in dessen Mitte. Ihr Schmerz kann nur von der kürzesten Dauer gewesen sein. Auf ein tiefes Todesstöhnen, welches die Nachbarn hörten, erbrach man die Thür, und fand sie in dem oben beschriebenen Zustande auf dem Bette liegend. Erst als der Arzt kam, entdekte man, daß es keine Kranke, sondern eine Todte war. Der Dolch, wenig blutig, lag im Bette. Ihre Wunde hielt die Todte mit der Hand und einem weißen Tuche zugedrükt, und so krampfhaft fest, daß selbst dies Tuch wenig Blutspuren enthielt. Ueber die Veranlassung dieses Selbstmords sind die verschiedenartigsten Entstellungen im Umlauf. Zu Tage liegt nur so viel, daß beide Gatten, welche die innigste Liebe verbunden, in einer dauernden Selbsttäuschung, oder, wenn man will, Betrug gelebt. Beide exzentrisch von dem Glük träumend, das in der reinen Liebe und dem Geweihtsein durch die höchsten Ideen der Kunst und Poesie ruhe, glaubten in ihrem kühnen Fluge Herren zu werden der irdischen Wirklichkeit mit ihren jämmerlichen Anforderungen. Es blieb eine kinderlose Ehe; die Ehe, die Verbindung zwischen der Idee und dem Leben fehlte. F.

Kopenhagen. Der Homöopathie ist in Dänemark ein Schimpf angethan worden. Der Homöopath Vabst soll wegen dreimal begangener Quakfalberei vom höchsten Gericht zu einjähriger Verbesserungsstrafe verurtheilt worden sein. M.

Münster. Am 23. Dez. kam im Kirchspiel Stadtlohn (Regierungsbezirk Münster) eine seltene Mißgeburt zur Welt; ein gehörig gestaltetes Mädchen mit Wasserkopf, einem einzigen großen Auge, welches die Gegend der Nasenwurzel einnimmt, einer mißge-

stalteten Nase über dem Auge und Rudimenten eines sechsten Fingers an jeder Hand. Diese merkwürdige Mißgeburt wird dem anatomischen Museum in Münster abgeliefert werden. S.

Berlin. Wer noch seinen Schlitten und Pelz verkaufen kann, thue es schnell; damit ist's aus. Eine neue Schrift: „Victoria, eine neue Welt!" v. F. v. Brandenburg in Memel thut klar dar, daß wir in den nächsten Jahrhunderten keinen kalten Winter mehr zu erwarten haben, sondern ein ganz anderes wärmeres Klima. Die Schrift, die auch viel Neues über Cholera, Kometen, Weinbau u. s. w. enthalte soll, wird von gelehrten Leuten empfohlen. T.

Der Modenkurier.

(Paris, 5. Febr. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!"

1. Lustige Zeit — rauschender Glanz — Feste der Nacht und der Intriguen — rollende Wagen, vom bescheidenen Fiaker an, bis zum mit Wappen bemalten Phaeton — und vorzüglich die frisch gepuzten jungen und schönen Damen in den Salons: so stellt sich jezt das reiche, daß prachtvolle Paris dar. — Die durch so viele Quellen des Vergnügens genährte Mode ist weit entfernt stationär zu bleiben. Auf allen Bällen wird eben so viel Reichthum und Geschmak als Neuheit sichtbar.

2. Auf dem Balle der Gräfin v. N. bemerkten wir eine Dame mit einem grapprothen Atlaskleide; um den Saum war eine hohe weiße Blondfalbe, an der ein Roleau von weißem und grapprothem Atlas befestigt war. Der gegen die Taille gespizte Leib war viereckig drappirt auf der Brust, und auf Rüken und Schultern stark ausgeschnitten. Um den Hals war ein reicher Rubinenschmuk. Die Aermel waren von Blonden und auf den Schultern mit von Atlas ausgeschnittenen Blättern bedekt.

3. Manchmal sieht man auch Kleider von Atlas mit Blonden-Drapperien, die einen sehr guten Effekt hervorbringen.

4. Die Mode der offenen Kleider erhält sich. Die Doppelröke werden mit reichen, dem Schmuke ähnlichen Aehren, geziert.

5. Die Haarfrisuren verbleiben in ihrer großen Einfachheit. Sie werden größtentheils mit einer einzigen Blume, oder mit einigen glatten, mehr oder weniger geschmakvoll ausgeschnittenen Bändern geziert.

6. Die Taillen einiger Kleider erscheinen jezt weniger lang; aber als Revanche läßt man sie auf einigen neuen Ballkleidern sehr gespizt hinabgehen, und man trägt keine Gürtel dazu. Die Kleider mit kurzer Taille sind leicht gefältelt auf dem Rüken und glatt auf der Brust; die Aermel sind bis zum Bindchen weit und mit einem gefalteten Bausche geziert.

7. Die Winterhüte haben zweierlei ausgezeichnete Formen: die einen haben einen breiten und offenen Schirmschnitt; die andern sind grade und schließen sich dem Gesichte an.

8. Der Sammet ist ein Stoff, der von unsern Marchande des Modes am Allgemeinsten verwendet wird. Auf Sammethüten hat man gleiche Bänder, welche auf der Form, die seit einigen Tagen viel weniger aufgerichtet ist, einfach gekreuzt werden. Federn werden ebenfalls zur Verzierung gebraucht, aber sie werden nicht verschwenderisch angebracht; eine ist hinreichend zur Verzierung eines Hutes.

9. Die Damenschuhe, die schon seit so lange keine Verzierung hatten, haben jezt eine sehr kleine Schleife, die blos durch ein übereinandergeschlagenes Band von der Farbe des Schuhes gebildet wird.

Modenbild. Nr. 8.

Pariser Anzüge vom 8. Feb. Koeffüren mit Blumen geziert. Caleche und Mantelet von Gros de Naples mit Atlas gefüttert von Mad. Larcher, Näherin der Königin. Kleid mit einer Blumenguirlande. (Wir glauben hier die Bemerkung machen zu müssen, daß wir dieses schöne Bild mit einer bisher noch nicht vorgekommenen Schnelligkeit von dreizehn Tagen, seit dessen Erscheinen in Paris, geliefert haben.)

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

16. Mittwoch, 25. Februar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Claude Gueux.

(Fortsezung.)

Eines Morgens, als die Gefangenen paarweise aus den Schlafsälen in die Werkstätten geführt wurden, ward Albin, der neben Claude ging, von einem der Stokknechte zu dem Aufseher abberufen. „Was will man von dir?“ fragte Claude. „Ich weiß es nicht,“ entgegnete Albin. Der Stokknecht führte Albin hinweg.

Der Morgen verstrich. Albin kam nicht in die Werkstätte. Als die Zeit des Essens herannahte, hoffte Claude den Freund im Hofe zu finden. Albin kam nicht in den Hof. Man kehrte in die Werkstätte zurük; Albin war nicht unter den Arbeitenden. So verstrich der Tag. Abends, als man die Gefangenen in den Schlafsaal zurükführte, suchte Claude den Freund mit den Augen, ohne ihn zu finden. Er schien in diesem Augenblike tief zu leiden, denn er richtete das Wort an einen der Stokknechte, was er sonst nie that. „Ist Albin krank?“ fragte er. „Nein, erwiderte der Stokknecht. „Wie kommt es denn, daß man ihn heute gar nicht sieht?“ fragte Claude. „Weil man ihm ein anderes Quartier angewiesen hat,“ antwortete jener gleichgiltig. — Zeugen, welche später über diese Thatsache abgehört wurden, bemerkten, daß auf diese Antwort Claude's Hand, welche ein Licht hielt, ein leichtes Zittern befiel. Ruhig fragte er noch einmal: „Wer hat denn diesen Befehl gegeben?“ — „Herr D...,“ war die Antwort; so hieß der Aufseher der Werkstätten.

Der folgende Tag verstrich, wie der verflossene, ohne Albin.

Abends, zur Zeit der Feierstunde, machte Herr D. seinen gewöhnlichen Gang durch die Werkstätte. Sobald ihn Claude von weitem erblikte, nahm

er seine grobe Müze ab, knöpfte sein graues Wamms, die traurige Livree von Clairvaux, zu — denn es ist Grundsaz in den Gefängnissen, daß ein ehrerbietigst zugeknöpftes Wamms die Vorgesezten günstig stimmt. Mit der Müze in der Hand stand er aufrecht am Eingange zu seiner Bank und wartete das Vorübergehen des Aufsehers ab. Als er vorüber war, sagte Claude: „Herr D.!“ — der Aufseher hielt an und drehte sich halb um. „Ist es wahr, Herr D.,“ sagte Claude, „daß man Albin eine andere Wohnung angewiesen hat?“ „Ja,“ antwortete der Aufseher. — „Herr D.,“ fuhr Claude fort, „ich bedarf Albin's, um zu leben. Sie wissen, daß die Portion des Hauses mich nicht satt macht, und daß Albin sein Brod mit mir theilte.“ — „Das ist seine Sache,“ entgegnete der Aufseher. — „Wäre es nicht möglich, Albin und mich in dieselbe Wohnung zu versezen?“ — „Unmöglich, die Verfügung ist bereits getroffen.“ — „Von wem?“ — „Von mir.“ — „Herr D..., Leben oder Tod hängt für mich davon ab, und bei Ihnen steht es, darüber zu entscheiden.“ — „Ich nehme eine einmal getroffene Verfügung nie zurük.“ — „Herr D., habe ich Sie je mit irgend etwas beleidigt?“ — „Niemals.“ — „Warum trennen Sie mich also von Albin?“ — „Weil es mir so gefällt.“

Nach dieser Erklärung sezte der Aufseher seinen Weg fort.

Claude senkte das Haupt und anwortete nichts mehr. Beklagenswerther Löwe im Käfig, dem man seinen Hund nahm!

Es verdient übrigens erwähnt zu werden, daß der Kummer über diese Trennung den gewissermaßen krankhaften Heißhunger des Gefangenen um nichts verminderte. Es schien überhaupt keine Aenderung in ihm vorzugehen. Mit keinem seiner Kameraden sprach er von Albin. In den Erholungsstunden ging er für sich im Hofe auf und ab — und hatte Hunger. Dabei bliebs.

Diejenigen, welche ihn genauer kannten, bemerkten auf seinem Gesichte etwas Unheimliches und Düsteres, das sich von Tag zu Tag vermehrte. Uebrigens war er sanfter als je.

Mehrere erboten sich, ihre Portion mit ihm zu theilen, aber er verweigerte es lächelnd.

Seit jener Erklärung, welche ihm der Aufseher gegeben hatte, that er jeden Abend etwas, das von Seite eines so ernsten Menschen in Erstaunen sezte. In dem Augenblike nämlich, in welchem der Aufseher auf seinem gewöhnlichen Gang vor seinem Plaze vorüberging, schlug Claude die Augen auf und sah ihn fest an. Hierauf richtete er mit einem Tone voll innerer Beklemmung und Grimm, der eben so viel mit der Bitte als mit der Drohung gemein hatte, nur die zwei Worte an ihn: „Und Albin?“ — Der Aufseher stellte sich, als habe er nichts gehört, oder er ging weiter, indem er die Achseln zukte.

Dieser Mensch hatte Unrecht, die Achseln zu zuken, denn allen Zuschauern dieser sonderbaren Szene war es klar, daß Claude Gueux innerlich zu irgend etwas entschlossen sei. Das ganze Gefängniß sah mit Bangigkeit dem Resultate dieses Kampfes zwischen Eigensinn und Entschluß entgegen.

Es ward durch Zeugen bestätigt, daß Claude unter Anderem einmal zu dem Aufseher sagte: „Herr D., ich birte darum, geben Sie mir meinen Gefährten zurük. Ich versichere Sie, Sie würden wohl daran thun. Merken Sie sich, daß ich es Ihnen sagte.“

Ein andermal, eines Sonntags, als er im Hofe auf einem Steine saß, die Ellbogen auf die Knie gestemmt und das Gesicht mit den Händen bedekt, und in dieser Stellung mehrere Stunden unbeweglich sizen blieb, näherte sich ihm der Gefangene Faillette und rief ihm lachend ins Ohr: „Was Teufel machst du denn da?" — Claude hob langsam sein ernstes Angesicht in die Höhe und sagte: „Ich richte Einen."

Eines Abends endlich, am 25. Oktober 1831, zertrat Claude in dem Augenblike, in welchem der Aufseher die Runde machte, ein Uhrenglas, das er Morgens gefunden hatte, mit großem Geräusche. Der Aufseher fragte nach der Ursache desselben. „Ich bins," sagte Claude; „Herr D., geben Sie mir meinen Gefährten zurük." — „Es kann nicht sein!" erwiderte dieser. — „Es muß sein," sagte Claude mit tiefer und fester Stimme; indem er den Aufseher scharf ansah, fügte er hinzu: „Ueberlegen Sie es; heute ist der 25. Oktober; ich lasse Ihnen Bedenkzeit bis zum 4. November."

Einer der Stokknechte bemerkte dem Aufseher, daß Claude ihm gedroht habe und daher Kerkerstrafe verdiene. „Nichts von Kerkerstrafe," erwiderte der Aufseher mit verächtlichem Lächeln, „man muß diese Leute gut behandeln."

Am folgenden Tage näherte sich der Gefangene Perrot dem Claude Gueux, der einsam und nachdenkend auf- und abging, mit den Worten: „An was denkst du, Claude? Du siehst traurig aus!" — „Ich fürchte, es möchte dem guten Herrn D. demnächst irgend ein Unglük zustoßen."

Vom 25. Oktober bis zum 4. November sind es volle neun Tage. Claude ließ nicht einen vorübergehen, ohne den Aufseher von dem täglich schmerzlicher werdenden Zustande in Kenntniß zu sezen, in welchen ihn Albin's Verschwinden versezte. Der Aufseher, darüber aufgebracht, verurtheilte ihn einmal zu 24 Stunden Kerkerstrafe, weil die Bitte allzusehr einer Aufforderung glich.

Der 4. November brach an. Claude stand mit einem heitern Gesicht auf, wie man es seit dem Tage, an welchem Herrn D...s Enschluß ihn von Albin trennte, nicht mehr an ihm bemerkt hatte. Sofort wühlte er unter seinen wenigen Effekten und zog endlich eine Scheere hervor, das einzige, was ihm geblieben war von dem Weibe, das er einst liebte, von der Mutter seines Kindes, von der glüklichen kleinen Haushaltung der frühern Zeit. In dem Augenblike, als er den alten Kreuzgang durchschritt, der Winters zu Erholung der Sträflinge diente, näherte er sich dem Gefangenen Ferrari, der eben die ungeheuren Gitter des Fensters aufmerksam betrachtete. Claude zeigt Ferrari die kleine Scheere mit den Worten: „Diesen Abend werde ich jenes Gitter mit dieser Scheere entzwei schneiden." Der ungläubige Ferrari lachte und Claude desgleichen.

An jenem Morgen arbeitete er mit mehr Eifer als sonst. Nie war es ihm so rasch von der Hand gegangen. Er schien besondern Werth darauf zu legen, diesen Vormittag noch einen Strohhut zu vollenden, den ihm ein Bürger von Troyes zum Voraus bezahlt hatte. Kurz vor der Mittagsstunde ging er unter irgend einem Vorwande in die Tischlerwerkstätte hinab, die sich zu ebener Erde unterhalb derjenigen befand, in welcher er arbeitete. Claude war hier wie anderwärts gern gesehen. Weil er jedoch nur selten hier erschien, so ward er sogleich von allen Seiten umringt und bewillkommt. — Claude durchlief den Saal mit einem raschen Blike. Keiner der Aufseher befand sich in dem-

selben. „Wer kann mir ein Beil leihen?“ fragte er. — Wozu? war die Antwort. — Um diesen Abend den Aufseher D. damit umzubringen, erwiderte er kurz. — Man bot ihm mehrere Beile zur Auswahl dar. Er nahm das kleinste, verbarg es in der Tasche seiner weiten Beinkleider und verließ den Saal. Sieben und zwanzig Sträflinge befanden sich in demselben. Keinem hatte er Stillschweigen auferlegt; alle beobachteten das tiefste Geheimniß. Selbst unter sich sprachen sie nichts davon. Jeder harrte dessen, was geschehen würde.

Eine Stunde später näherte sich der Sträfling Faillette dem Claude Gueux, und fragte ihn, was er denn in seinen Beinkleidern verstekt habe. Claude antwortete: ein Beil, um diesen Abend Herrn D. damit zu tödten; sieht man es denn? fügte er noch hinzu. Etwas, erwiderte Faillette.

Der Rest des Tages verfloß wie gewöhnlich. Um 7 Uhr Abends schloß man die Sträflinge je abtheilungsweise in ihre Werkstätten ein; die Vorgesezten ließen sie allein bis zur Zeit der Runde des Aufsehers, wie dies jeden Abend geschah.

Claude Gueux fand sich daher mit seinen Handwerksgenossen in Einem Saale eingesperrt.

Sofort ereignete sich hier eine außerordentliche Szene, die vielleicht einzig in ihrer Art ist.

Es befanden sich hier, wie es sich später aus der Untersuchung ergab, 82 Diebe, Claude Gueux mit inbegriffen. Sobald die Vorgesezten den Saal verlassen hatten, trat Claude auf seine Bank und erklärte seinen Genossen, daß er etwas zu sagen habe. Sogleich herrschte allgemeine Stille. Hierauf sprach Claude mit lauter Stimme: „Ihr Alle wißt, daß Albin mein Bruder war. Ich werde von dem, was man mir hier zu essen gibt, nicht satt. Selbst wenn ich das wenige, was ich verdiene, nur auf Brod verwenden wollte, würde es nicht hinreichen. Albin theilte seine Portion mit mir. Anfangs liebte ich ihn, weil er mich erhielt, später, weil er mich liebte. Herr D. hat uns getrennt. Ihm konnte wohl wenig daran liegen, ob wir beisammen blieben oder nicht. Allein der Aufseher ist ein böser Mensch, der in den Qualen Anderer seinen Genuß findet. Ich habe Albin von ihm zurükverlangt; ihr waret Zeugen, daß er nicht einwilligte; ich sezte ihm eine Frist bis zum 4 November; dafür hat er mich in den Kerker geworfen. Während dieser Zeit habe ich Gericht über ihn gehalten und ihn zum Tode verurtheilt. *) Heute ist der 4. November. In zwei Stunden wird er seine Runde machen. Ich benachrichtige euch, daß ich ihn tödten werde. Hat Einer etwas dagegen einzuwenden?

Alle beobachteten tiefes Schweigen.

(Fortsezung folgt.)

Berlin im Jahr 1835.

Folgendes sind einige, vielleicht nicht uninteressante, Data über Berlins Statistik im Jahre 1835. Es gibt hier nicht weniger als 24 Assekuranzen und Agenturen, die Aachener Gesellschaft hat deren allein 4. Hospitäler hat Berlin 16. Wenn man die allgemeinen Klagen hört, wegen Ueberfüllung

*) Wörtlich die Ausdrüke Claude's.

an Aerzten, so verwundert man sich, daß Berlin bei einer Bevölkerung von 252,000 Seelen deren nicht ganz 250 hat, in welcher Zahl aber freilich die sogenannten Chirurgi forenses, die Stadtwundärzte erster und zweiter Klasse, nicht mit eingeschlossen sind. Privilegirte Apotheker haben wir 30. Auf jeden Apotheker kommen ungefähr: 1 Branntweinbrenner, 4 Destillateurs, 3 Konditoren, eben so viele Weinhandlungen, an 9 Schenkwirthschaften und 4 Tabagien, welche alle jenen bestens in die Hände arbeiten. 18 Einwohner beschäftigen sich ausschließlich mit dem Blutegelverkauf. Für die Verbreitung der Wissenschaften sorgen 54 Buchhändler, 23 Antiquare und 1 Landkartenhandlung, für die Vertreibung der Langeweile 38 Leihbibliotheken. Privatlehrer gibt es über 300, wovon fast die Hälfte aus Musiklehrern besteht; die Fortepianofabriken stehen damit in Verhältniß, es gibt deren 56. Maler nennen sich über 200 hier, darunter 50 Porzellan- und 2 Glasmaler; Kupferstecher gibt es 64, und lithographische Drukereien 26, hierunter ist das kön. lithographische Institut mit einbegriffen. Bildhauer zählt Berlin 45, Maschinenbauer 36. Wie zahlreich die Patrimonialgerichte bei uns noch sind, davon zeigt die Anzahl derselben in der Hauptstadt allein, es sind deren 82. Eines derjenigen Gewerbe, welche am meisten darniederliegen, ist das der Juweliere und Goldarbeiter, was Wunder aber auch, es gibt ihrer nicht weniger als 240, während bei der Konkurrenz mit dem Auslande kaum für den dritten Theil Beschäftigung genug da ist. Drei Leute geben sich mit einem seltsamen Geschäfte ab, sie verleihen nämlich, nicht etwa Geld auf Pfänder, sondern Kleider für Geld! Man kann sie als Costümirer unserer Vorstadt-Bälle betrachten. Troz dem berüchtigten Sandboden unserer Mark ernähren sich doch hier an 300 Gärtner von den Erzeugnissen ihres Bodens. Am überfülltesten von allen Gewerben aber ist das der sogenannten Viktualienhändler. Es sind dies Leute, welche gewöhnlich eine Kellerwohnung inne haben, und Käse, Schinken, Branntwein, Weißbier im Kleinen verkaufen. Ueber 800 solcher Keller haben wir schon, und noch ist die Zahl immer im Steigen; denn jeder Hausknecht, der seiner Arbeit müde ist, bindet eine blaue Schürze um und wird Viktualienhändler. — Einen sehr unangenehmen Eindruk hat ein Artikel der Posener Zeitung gemacht, welcher von einem Juden erzählt, der einem Hirtenjungen mit einem Messer die Hand aufschlizte und dabei an den alten Aberglauben erinnert, daß die Juden das Blut von Christenkindern zu gewissen Zweken brauchten. Es ist dies um so auffallender, da dieser Artikel in dem Blatte einer Stadt steht, die eine so starke Anzahl von Juden hat, deren Gefühle bei einer solchen empörenden Hindeutung auf das Tiefste gekränkt werden mußten.

Die Apollo-Lyra.

Dieses in seiner Art originelle Instrument ist von dem Erfinder, Hrn. Ernst Leopold Schmidt aus Heiligenstadt in Preußen, vor etwa 2 bis 3 Jahren verfertigt und seitdem bedeutend vervollkommet worden. Ursprünglich liegt demselben die Idee des von Weinreich erfundenen Psalmelodicons zu Grunde; die darin angebrachten Verbesserungen berechtigen indessen Hrn. Schmidt,

seinem Instrumente den vollen Werth einer eigenen Erfindung beizumessen. Die Apollolyra ist ein Blasinstrument von 4 Oktaven mit 42 Klappen und 6 Löchern; die äußere Form ist geschmakvoll, und ganz der einer Leyer entsprechend. Sie vereinigt den Ton der Klarinette, der Oboe, des Fagotts und der Hörner in sich; besonders ansprechend sind die Töne des Horns, die auch durch eine besondere Vorrichtung, ohne angeblasen zu werden, bloß durch Griffe, wie im Echo erklingen. Hr. Schmidt hat mit seinem Instrumente mehrere Hauptstädte Europa's besucht, und von der Académie l'Industrie in Paris, so wie von dem Londoner Museum of national Manufactures and mechanical Arts anerkennende Diplome und Medaillen, auch von den ersten Komponisten und Tonkünstlern (Hummel, Cherubini, Paër, Rossini, Meyerbeer, Moscheles u. m. a.) sehr ehrenvolle Zeugnisse über seine Erfindung erhalten. Er ist in diesem Augenblik in Nürnberg.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Literatur.

Wien (20. Feb.) In der Mechitaristenbuchhandlung wird ein für die Monarchie, besonders für Ungarn und die mit demselben einverleibten Provinzen, höchst interessantes Werk erscheinen, welches sich bereits unter der Presse befindet. Es wird den Titel führen: Ethneographisches Gemälde der slavonischen Militärgrenze oder ausführliche Darstellung der Lage, Beschaffenheit und politischen Verfassung des Landes, dann der Lebensart, Sitten, Gebräuche, der geistigen Bildung und des Charakters den Bewohner (nebst Beiträgen aus der Volkspoesie der Serben) von Spiridion Jowitsch. Der Verfasser, welcher seinen literarischen Beruf bereits durch mehrere Aufsäze bekundet hat, ist in der Militärgrenze geboren, und es läßt sich daher ein glänzender Erfolg des ganzen Unternehmens billigerweise erwarten. — Franz Fitzinger, bereits in der literarischen Welt auf eine rühmliche Weise bekannt, ließ einen Band seiner Dichtungen in Leipzig bei Hartmann erscheinen, in welchem sich manche erfreuliche poetische Blüthe befindet. Eine gewisse Legerität in der Behandlung, welche jezt aber in einem noch viel ärgeren Grade, seit Heines liederlichen Gedichten erschienen sind, unter vielen unserer jungeren Poeten eingerissen ist, dürfte der einzige Vorwurf sein, welchen man den Verfasser zu machen veranlaßt wäre. Uebrigens liegt jedem seiner Gedichte eine poetische Tendenz zu Grunde, welche nicht selten neu genannt werden darf und Kompositeur wie Deklamator werden in dieser Sammlung nicht vergebens nach tauglichen Piecen suchen. — So eben erschien auch bei J. B. Walishauser in Wien: Balladen und Romanzen von Joh. N. Vogl. Zur Anempfehlung dieser Sammlung, welche mit einem trefflichen Kupferstich von Passini, gezeichnet von Steinrucker, geziert ist, dürfte eine vaterländische Ballade, welche auch in der „Huldigung der Frauen" von Castelli erschien und beifällig aufgenommen wurde genügend sein. (Wir werden diese Ballade nächstens im Spiegel mittheilen. R.) Ehestens werden auch bei Franz Lechner vier Bände

Novellen von unserem fleißigen Schuhmacher an das Licht treten. P.

Korrespondenz.

Wien (20. Febr.). Hier produziert sich bereits längere Zeit ein schwarzes Spizhündchen unter dem Namen: „Der gelehrte Mohr.“ Saphir hat seine Biographie geschrieben, aber in Hinsicht seines Herkommens nicht genügenden Aufschluß gegeben und ich beeile mich, der gelehrten Welt, wozu jedenfalls der gelehrte Mohr zu zählen ist, das nachzuholen, was der Biograph versäumte. Dieses Phänomen in der Thierwelt, dieser Kant aller Hunde heißt eigentlich Spizius Hoffmann, und ist ein Enkel des berühmten Spizes, der Jean Paul so wirksam unterstüzte, als er die Hundsposttage schrieb; wie aber die Gelehrten schon sind, und es manchmal vorziehen, unter fremden Namen zu erscheinen, so wählte sich auch Spizius Hoffmann einen anderen Namen und trat als Mohr in die Welt. Vielleicht wollte er damit auf die gewöhnliche Armuth der Gelehrten hindeuten, die auch immer schwarz sind *). Schade daß dieser Spiz kein Rezensent wurde, er hätte jedenfalls spizfindige Rezensionen geschrieben, und wenn es Bullenbeisser unter den Kritikern gibt, warum keine Spize? Spizius-Hoffmann-Mohr wäre ganz der Mann dazu, er könnte jedes Stük gehörig beschnüffeln, er röche schon von Weitem den Braten und obwohl er nicht zu schreiben versteht, wäre es ihm ein Leichtes, aus seinem Letternkasten die nettesten Rezensionen zusammenzusezen und dabei die ohnehin schon stereotyp gewordenen Formen und Epitheten schönstens zu benüzen. So verfehlt in dieser Welt manches Talent den Weg, den es zur Unsterblichkeit führen könnte. — Was des Hündchens Kunststüke anbelangt, so erregen sie wirklich gerechtes Erstaunen, und man weiß nicht, soll man mehr die Geduld des Lehrers oder die Kapazität des vierfüßigen Skolaren bewundern. Er rechnet, sezt Worte zusammen, spielt Domino u. dgl. m., kurz er ist ganz gewiß verständiger als mancher N. N. — Das herrliche Gebäude der priv. österr. Nationalbank ist seit dem glorreichen Geburtsfeste Se. Majestät des Kaisers mit laufendem Gase beleichtet. Das Imposante dieser Beleuchtung ist unbeschreiblich. Taghelles Licht übergießt alle Gänge und Gemächer des großartigen Pallastes, als wollte es den Tag sein Recht streitig machen. In Menge hatten sich die Schaulustigen versammelt und entzükt und zufrieden über den überraschenden Anblik verließen Alle den Ort, mit dem Wunsche, daß diese nüzliche und schöne Erfindung recht allgemein benüzt werden möchte. — Der Wiener-Tunnel, das sogenannte Elysium, ist nun in einen „Tempel der Nacht“ verwandelt worden. Eine Menge Selige (Wein-, Tanz- und Liebes-Selige) besuchen dieses Elysium noch immer, wo Herr Franz Schauer als Musikdirektor den Reigen anstimmt. Cyklopen und Najaden (Schlossergesellen und Wäscherinen) tragen zur Illusion manches bei und wenn nicht die drükende Hize eher an die Hölle und der manchmal unangenehm werdende Geruch an den Tartarus mit dem Styx mahnte, so könnte eine rege Phantasie vergessen, daß man in einem

*) Dem Wiener Korrespondenten wird mans verzeihen, daß er einen Wiener Lokalismus gebraucht. „Schwarz sein“ heißt nämlich: „nicht bei Kasse sein. A.

Weinkeller sich befinde und das Elysium sich so reizend und angenehm denken, als es in der Wirklichkeit wahrlich nicht ist! — Der Tempel der Nacht ist eigentlich ein düsteres Seitengemach dieser Weinkatakomben. Eine entsprechende Beleuchtnng — man könnte sie eine negative nennen, macht das Ding beinahe interessant, weil man eigentlich sehr viel sehen könnte, wenn was zu sehen wäre, und man immer denkt, die Nacht ist schuld, daß man von der Nacht nichts sieht. Auch hier bleibt der Phantasie ein großer Spielraum übrig und mit Hilfe des vielversprechenden Anschlagzettels, kann man sich die schönsten Dinge vorstellen.

Adiaphoros.

Miszellen.

Berlin. Hier ist neulich Einer, ders Pulver nicht erfunden hatte, wie ein Fürst mit 4 Pferden auf einem Wagen durch die Stadt gefahren, und hat sich das neugierige Volk, das ihm Beifall zurief, mit ruhiger Fassung besehen. Es war ein geborner Meklenburger, der größte Ochs, den's geben soll, und den ein Berliner Mezger für 370 Thaler gekauft und vor seinem lezten Stündlein öffentlich herumgefahren hat. S.

Lyon. Ein Messerschmied soll die Kunst, den Stahl zu härten, in so hohem Grade vervollkommnet haben, daß er mit einem so gehärteten Messer ein Kupferstük von 2 Sous durchschneiden kann, ohne daß die Schneide des Messers selbst im Geringsten dadurch leidet. S.

Bordeaux. Ein Polizeikommissär verkleidete sich vor Kurzem des Abends als Matrose, um eine Bande Diebe aufzuspüren. Unterwegs begegnete er aber der Patrouille der Nationalgarde, der er verdächtig vorkam, und die ihn troz aller seiner Versicherungen, daß er ja ein Polizeikommissär sei, und obgleich er die verstekten Zeichen seiner Amtswürde vorwies, ins Gefängniß brachte, aus dem er dann freilich bald wieder entlassen wurde. S.

München. Das Münchener Tagblatt berichtet: Am verflossenenen Sonntage haben die hiesigen herrschaftlichen Bedienten einen glänzenden Ball im königl. Odeon veranstaltet. Was wird noch alles mit dem königl. Odeon geschehen? S.

Stokholm. Der berühmte englische Jagdliebhaber Hr. Lloyd zu Gothenburg in Schweden hat das Unglük gehabt, einen seiner liebsten Jagdgefährten, Swenssen, statt eines Bären, aus Irrthum zu erschießen. Derselbe war in einem schwarzen Pelz, das Rauhe nach Außen gekehrt gekleidet. D.

Paris. Ein Kerl, der wegen Räubereien zu dreijähriger, und wegen Schmähung der Richter zu weiterer einmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt war, stand am 6. Februar, da er appellirt hatte, vor dem königl. Gerichtshofe zu Paris. Als der Präsident ihm angekündigt hatte, daß der Gerichtshof die Strafe bestätige, rief der Gefangene: „Warten Sie einen Augenblik, ich will Ihnen danken.“ In demselben Augenblik zog er seine zwei Holzschuhe aus, und schleuderte sie mit äußerster Gewalt dem Präsidenten nach dem Kopfe. Zum Glüke verfehlten sie ihr Ziel; doch wurde einer der Räthe am Halse getroffen. Der Gerichtshoff fügte der Strafe des Spizbuben noch weitere 5 Jahre hinzu. B.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 3.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

17. Sonnabend, 28. Februar. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Claude Gueux.

(Fortsezung.)

Hierauf nahm Claude wieder das Wort. Wie es scheint, sprach er mit besonderer Beredtsamkeit, die ihm übrigens angeboren war. Er erklärte, daß er wohl wisse, daß er im Begriff sei, eine Gewaltthat zu begehen, daß er jedoch nicht Unrecht zu haben glaube, und deshalb an das Gewissen jedes seiner Zuhörer appellire. Daß er sich in einem harten äußersten Falle befinde; daß man sich zuweilen in der Nothwendigkeit befinden könnte, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Daß er zwar dem Aufseher das Leben nicht nehmen könne, ohne sein eigenes dagegen aufzuopfern, daß er jedoch für eine gerechte Sache sein Leben gern hingebe; daß er seit zwei Monaten diese Sache reiflich überlegt habe. Er glaube zwar nicht, daß es Rache sei, die ihn zu diesem Schritte bringe, doch bäte er, wenn dies doch der Fall sein sollte, ihn darauf aufmerksam zu machen. Er unterwerfe seine Gründe ehrlich dem Urtheile seiner Zuhörer. Er werde daher den Aufseher tödten, wenn aber Jemand einen Einwurf zu machen habe, so sei er bereit, denselben anzuhören.

Nur Eine Stimme erhob sich und bemerkte, Claude solle, ehe er den Aufseher tödte, noch einmal den Versuch machen, ihn zu Gunsten seiner Bitte zu bewegen.

„Das ist billig," sagte Claude, „und ich will es thun."

Auf der großen Gloke schlug es 8 Uhr. Um 9 Uhr sollte der Aufseher seine Runde beginnen.

Sobald dieser sonderbare Kassationshof gewissermaßen den Spruch Claude's bekräftigt hatte, kehrte diesem die alte Heiterkeit wieder zurük. Er breitete seim armseliges Eigenthum auf einem Tische aus, rief diejenigen seiner

Gefährten, welche er nächst Albin am meisten liebte, hierbei und vertheilte es unter sie. Für sich behielt er nichts als die kleine Scheere. Hierauf nahm er Abschied von Allen; einige weinten, er aber lächelte.

In dieser lezten Stunde sprach er mit so viel Ruhe und sogar mit Frohsinn, daß mehrere seiner Gefährten, wie sie später angaben, die Hoffnung hegten, er werde seinen Entschluß aufgeben.

Unter den Sträflingen bemerkte er einen jungen Menschen, der, ohne Zweifel in Erwartung dessen, was geschehen sollte, bleich aussah, ihn mit starren Augen anblikte und zitterte. „Muth, junger Mensch," sagte Claude sanft zu ihm, „das Ganze wird nur einen Augenblik währen."

Nachdem er seine Effekten ausgetheilt und Allen noch einmal die Hand gedrükt hatte, hieß er seine Gefährten wieder an die Arbeit gehen. Alle gehorchten schweigend.

Die Werkstätte, in welcher sich all dieses zutrug, war ein langer Saal, auf dessen größern Seiten sich Fenster befanden. An den beiden kürzern Seiten standen sich Thüren gegenüber. Die Arbeitstische berührten die Fenster unter einem rechten Winkel. In der Mitte des Saales blieb zwischen den beiden Reihen der Tische ein Gang frei, der von einer Thüre zur andern führte. Diesen langen ziemlich engen Weg hatte der Aufseher bei seiner Runde zu hinterlegen. Zur südlichen Thüre mußte er eintreten und durch die nördliche den Saal wieder verlassen. In der Regel hinterlegte er diesen Weg ziemlich rasch und ohne sich aufzuhalten.

Claude hatte sich an seinen Tisch gestellt und fuhr fort zu arbeiten.

Alle standen in Erwartung. Der Augenblik nahte. Plözlich hörte man den Schlag einer Gloke. Claude sagte vor sich: „Jezt ist es Dreiviertel." Darauf erhob er sich, durchschritt den Saal und stellte sich links neben den ersten Tisch, dicht an dem Eingange. Sein Gesicht war ruhig und freundlich.

Es schlug 9 Uhr. Die Thüre öffnete sich; der Aufseher trat ein. In diesem Augenblike herrschte durch den ganzen Saal die tiefste Stille.

Der Aufseher war allein, wie gewöhnlich.

Mit dem ihm eigenen selbstgenügsamen, unerbittlichen Gesicht trat er ein, ohne Claude zu sehen, der noch immer links von der Thüre stand, die rechte Hand in seiner Tasche; er ging rasch an den ersten Tischen vorbei, ohne zu gewahren, daß alle Augen der ihn Umgebenden auf ein furchtbares Ereigniß hinstarrten.

Plözlich drehte er sich um, weil er Schritte hinter sich hörte. Claude war es, der ihm seit einigen Augenblikken leise folgte.

„Was machst du hier?" sagte der Aufseher; „warum bist du nicht auf deinem Plaze?"

Claude Gueux antwortete ehrerbietig: „Ich möchte gern mit Ihnen reden."

„Von was?"

„Von Albin."

„Schon wieder?" sagte der Aufseher.

„Immer!" entgegnete Claude.

„Also," fuhr der Aufseher fort, indem er weiter ging, „hast du noch nicht genug mit 24 Stunden Arrest?"

„Herr D.," sagte Claude, indem er ihm folgte, „geben Sie mir meinen Gefährten zurük."

Es kann nicht sein.

„Herr D.," nahm Claude mit einer Stimme, die selbst einen Teufel gerührt haben würde, das Wort, „ich flehe Sie an, geben Sie mir Albin zurük! Sie sollen sehen, wie ich arbeiten will. Sie sind frei, und wissen nicht, was es heißt, einen Freund zu haben. Ich aber habe nichts, als die vier Mauern des Gefängnisses. Sie können frei umhergehen; ich habe Niemand als Albin. Geben Sie mir ihn zurük. Albin ernährte mich, wie Sie wohl wissen. Es kostet Sie nichts weiter, als ja zu sagen. Was kann Ihnen daran liegen, ob sich zwei Menschen in Einem Saale befinden, von denen der eine Claude Gueux und der andere Albin heißt! Bester Herr D., im Namen des Himmels flehe ich darum!"

Claude hatte vielleicht noch nie so viel mit dem Kerkermeister gesprochen. Erschöpft von der Anstrengung stand er da und wartete. Mit einem Zeichen der Ungeduld erwiderte ihm der Aufseher: „Es kann nicht sein. Sprich nicht weiter davon. Du machst mich verdrießlich!" Und eiligen Schrittes ging er weiter. Claude folgte ihm. So hatten sich beide der Ausgangsthüre genähert. Die 80 Sträflinge lauschten mit zurükgehaltenem Athen. Claude berührte den Arm des Aufsehers leicht. „So lassen Sie mich wenigstens wissen, warum ich zum Tode verurtheilt bin. Sagen Sie mir, warum sie Albin von mir getrennt haben?"

„Ich sagte es dir schon einmal," erwiderte der Aufseher: „weil es mir so gefiel."

Indem er Claude den Rüken wandte, strekte er die Hand nach der Klinke des Thürschlosses aus.

Auf die lezte Antwort des Aufsehers war Claude um einen Schritt zurükgetreten. Die 80 Bildsäulen, welche zugegen waren, sahen, wie er die rechte Hand mit dem Beile aus der Tasche hervorzog. Die Hand erhob sich, und ehe der Aufseher einen Laut von sich geben konnte, hatten drei Streiche, alle drei in dieselbe Wunde, ihm die Hirnschale gespalten. Im Augenblike des Falles zerfleischte ihm ein vierter Hieb das Gesicht, und noch ein fünfter unnüzer Hieb drang ihm in den rechten Schenkel ein. Der Aufseher war todt.

Sofort schleuderte Claude das Beil hinweg mit den Worten: „Jezt kommt die Reihe an den andern!" Der Andere war er selbst. Man sah ihn die kleine Scheere aus seiner Weste ziehen, und ehe Jemand ihn daran zu hindern vermochte, stach er sich dieselbe in die Brust. Die Klinge war zu kurz, die Brust zu tief. Lange wühlte er in der Wunde, indem er ausrief: „Herz des Verdammten, soll ich dich nicht finden!" Endlich fiel er, gebadet in seinem Blute, ohnmächtig auf den Ermordeten.

Welcher von beiden war das Opfer des Andern? — Als Claude wieder zu sich kam, befand er sich, verbunden, in einem Bette. Zu seinem Haupte saßen einige barmherzige Schwestern und der Instruktionsrichter, der ihn mit vielem Interesse fragte, wie er sich befinde? — Zwar hatte er viel Blut verloren, allein die Scheere that ihre Pflicht nur schlecht; keiner der Stiche, die er sich beibrachte, war gefährlich.

Das Verhör begann. Man fragte ihn, ob er es sei, der den Aufseher des Gefängnisses von Clairvaux getödtet habe? Er antwortete: Ja. Man fragte ihn: Warum? Er antwortete: Weil es mir so gefiel.

Indessen verschlimmerte sich die Wunde plözlich; ein Fieber befiel ihn, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Die Monate November, Dezember und Januar verflossen abwechselnd unter Pflege und Vorbereitungen. Arzt und Richter bemühten sich mit gleichem Interesse um Claude. Die Einen heilten seine Wunde, die Andern bauten sein Blutgerüste auf.

(Beschluß folgt.)

Der Wunderknabe Pugliesi.

In einem Privatschreiben aus Venedig vom 16. Januar heißt es: „Gestern hatte ich Gelegenheit, den Wunderknaben Giuseppe Pugliesi, von dessen Talent als Kopfrechner so viele italienische Journale sprachen, hier bei dem Hrn. Professor, Ritter Campana zu hören. Dieser Knabe ist aus Palermo gebürtig, und, nach der Angabe seines Vaters, etwas über 9 Jahre alt. Er hat auf seiner Reise durch Unteritalien und durch das lombardisch-venetianische Königreich überall, wo er sein Talent zur Schau brachte, das höchste Erstaunen erregt. Ungeachtet er (nach der Angabe seines Vaters) nicht rechnen gelernt hat, löset er doch jede Rechnungsaufgabe, ohne Beihilfe der Feder oder des Bleistifts, in kurzer Zeit. Noch mehr Erstaunen erregt das Talent dieses Knaben, wenn man sieht, daß derselbe, während er mit der Lösung einer Aufgabe (im Zimmer auf- und abgehend) beschäftigt ist, von Zeit zu Zeit mit dem einen oder dem andern Anwesenden spricht und mit ihnen scherzt. Am 21. d. M. hatte Pugliesi in dem hiesigen Theater Apollo seine Rechnungsfähigkeiten dem Publikum gezeigt. Er hat ein angenehmes Aeußere, und zeigt in der Konversation einen seinem Alter weit voreilenden Verstand. Er ist von verschiedenen Kunstinstituten mit Medaillen beehrt worden, welche er auf seiner Brust trägt."

Die Wolfsjagd in Rußland.

In Rußland verfolgt man die Wölfe nicht mit einer Meute Hunde, weil dies der großen Zahl der Wölfe wegen zu gefährlich sein würde. Man verfährt auf folgende Weise: acht oder zehn Jäger vereinigen sich, wohl bewaffnet, in einem Schlitten und nehmen ein kleines Schwein mit, welches sie in einen Sak an einem langen Strike thun. Kommen sie in den Wald, so werfen sie den Sak mit dem Schweine aus dem Schlitten, lassen den ganzen Strik nach und ziehen es hinter sich drein. Die Wölfe, welche das Geschrei des Schweins hören, lassen nicht lange auf sich warten; sie kommen häufig in Schaaren, um ihr Opfer zu erhaschen, und die Jäger, die sich versteken, erschießen sie leicht. — Die Wölfin ist im Winter immer von vielen Liebhabern begleitet, und die Jäger müssen deshalb stets mehrere geladene Flinten vorräthig haben, um den wilden Bestien Stand halten zu können, die häufig ganz wüthend werden. Es ist nicht selten, daß bei solchen Gelegenheiten in vier bis fünf Stunden fünfzig bis sechzig Wölfe erlegt werden.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Preßburg. Wie alljährlich, so hat auch heuer Herr Joseph Patachich, Senator und Reichstagsdeputirte der k. Freistadt Pesth, seine Gefühle beim hohen Geburtsfest Se. M. des Kaisers und Königs durch ein äußerst kunstvolles lateinisches Gedicht eben so sinnig als entsprechend ausgedrükt. Das Gedicht ist Achrostikon und Chronostikon zugleich und hat zum Anfang der Verse die Worte: „VIVat FranCIsCVs, VIgeat LaUs gLorIa MUnDI!“ R.

Carlsburg. Das Geburtsfest S. M. des Kaisers und Königs wurde hier von Seite unsers Stadtmagistrats sehr solenn begangen. Unter anderem wurde in dem größern Rathssaale eine Tafel für 60 Personen veranstaltet, wobei der Obernotär dieser k. Freistadt, Hr. Aloys v. Büff, vor dem Bildniß S. M. den Haupttoast anstimmte und dabei eine in trefflichem Latein verfaßte Anrede hielt. L.

Wien. Saphir fährt fort die Theaterzeitung mit seinen geist- und und phantasievollen Beiträgen zu bereichern. So eben hat er mit Grillparzer, oder viemehr dieser mit ihm, einen kleinen Strauß angebunden. Das Corpus delicti ist ein Lustspieldichter, oder Lustspielmacher, dem Saphir mit vollem Recht die Mittelmäßigkeit zugesprochen, und den nun unser tragische Dichter in Schuz nimmt. Er möchte gerne aus ihm einen guten oder gar fehlerlosen Dichter machen! — Was erleben wir nicht Alles in unsern Zeiten, wenn sogar Männer wie Grillparzer dem Publikum weiß machen wollen, daß Werke, wie das „Liebesprotokoll“, „die Bekenntnisse“, „Ferd. Walter“ ꝛc., die hie und da blos wegen der guten Darstellung einige Theilnahme erregten, und für die das Epithet Mittelmäßigkeit fast noch zu hoch klingt, gut und fehlerlos wären! — Sind doch die „Ahnfrau“, „Sappho“, „König Ottokar“, „der Traum ein Leben“ nicht so ganz gut und fehlerlos und wie erhaben stehen sie über Produkte obengenannter Art! Das wird doch eingestanden werden! A—.

Paris. Am 9. d. M. früh brachte ein Arbeitsmann eine Anzahl von Kleidungsstüken zum Verkauf zu einem Trödler. Dieser drehte die Taschen einiger Kleider um, um sich von dem Zustande derselben zu unterrichten, und fand dabei ein Paket mit Adressen, die den Namen eines Hutmachers Babois in der Straße des Rosiers enthielten. Dies erregte Verdacht, daß die Kleider nicht auf rechtem Wege in die Hände des Arbeiters gekommen sein möchten, und da der Verkäufer sehr verwirrt antwortete, hielt der Trödler ihn an, und ließ die Polizei rufen. Ein Polizei-Kommissär begab sich sofort nach der Wohnung des Herrn Babois, wo er die Nachbarn sehr beunruhigt fand, daß derselbe sich schon seit mehreren Tagen nicht habe sehen lassen. Sein Zimmer wurde hierauf erbrochen, und man fand ihn mit einer Axt erschlagen auf dem Boden liegen. Der Verhaftete wurde als ein Mann des 22sten Füselier-Regiments erkannt, der auf Urlaub war, und von dem Ermordeten als Arbeiter angewendet worden war. Er läugnete zwar fest, den Mord begangen zu haben, wurde aber ins Gefängniß geführt, und mit ihm zugleich eine Frauensperson, mit der er lebt, und die der Theilnahme an der Mordthat verdächtig ist. B.

Havre. Hier ist die Ankunft einer Anzahl von Gelehrten und Künstlern angekündigt, welche sich zu einer Reise um die Welt vereinigt haben. Der Plan soll von einem unserer ersten dramatischen Schriftsteller herkommen, der dann drei große Kapitalisten dafür zu interessiren gewußt hatte. Zwei berühmte Schauspielerinnen sollen den Wunsch ausgedrükt haben, die Freuden und Gefahren dieser Reise zu theilen. T.

Leipzig. Statistik der Esel. Die Leipziger Zeitung macht bekannt, daß es am 1. März 1834, 416 (blos vierbeinige) Esel im Königreich Sachsen gegeben habe. T.

Burghausen. Dem sichern Vernehmen nach ist in Folge höherer Veranlassung der hiesige Orgelmacher und Mechaniker, Herr Unterholzer, vom kön. Landgerichte dahier über sein in öffentlichen Blättern besprochenes Vorhaben, zu fliegen, protokollarisch vernommen worden. M.

Berlin. Die Diebstähle nehmen hier jezt sehr zu. Selbst am Tage schleichen sich Diebe in die Wohnungen, und tragen Kleidungsstüke und andere Sachen, die sich nicht verbergen lassen, davon. Es sollen hier an 6000 Menschen, die schon zweimal als Sträflinge in dem Zuchthause waren, sich freien Fußes auf den Straßen Berlin's herumtreiben. M.

Darmstadt. Ein großherzoglich hessischer Arzt, Dr. Rh. in Gg., hat sehr glükliche und erfolgreiche Versuche damit gemacht, bereits früher mit Schuzblattern geimpfte Personen noch mit Variolidenlymphe zu impfen. Seine Versuche sind sämmtlich völlig gefahrlos abgelaufen, und haben nur den Ausbruch der Krankheit an der geimpften Stelle herbeigeführt. S.

München. In einem hiesigen Kaffehause führten zwei ältliche Herren ein sehr interessantes politisches Gespräch, welchem mehrere anwesende Gäste mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Ein junger Stuzer aber spazirte mit einer nobeln Frechheit mehreremale zwischen den beiden Herren hindurch, welche so weit auseinander saßen, daß dieses sich allenfalls thun ließ. „Ja, ja, wie ich ihnen sage, Hr. Doktor," fuhr der eine von den beiden ältlichen Herren fort, „wo Sie sizen, liegt Belgrad, wo ich size, liegt Semlin, und mitten durch läuft die Sau." — Ein allgemeines Gelächter erscholl, und der junge Naseweis stellte seine Spazirgänge ein. D.

Leipzig. Am Abend des 29. und 30. Januar v. J. wurden in einer von Leipzigs Vorstädten die ersten Versuche der Gasbeleuchtung gemacht. Man hätte dieselbe vielleicht schon längst in Leipzig eingeführt, wenn nicht die Herbeischaffung der zur Gaserzeugung gebräuchlichen Steinkohlen mit so vielen Kosten verbunden gewesen wäre. Man suchte daher ein wohlfeileres Surrogat, und fand dasselbe in den Thierknochen. Bei den erwähnten Versuchen hat die Erfahrung bewiesen, daß das aus denselben gewonnene Gas, rüksichtlich der weitleuchtenden Flamme, dem der Steinkohle weit vorzuziehen ist. S.

Paris. Ein Prozeß wegen Raub-Anfalls in den Straßen von Paris, der theils wegen der frühen Stunde, in der der Anfall geschehen, theils wegen des Alters der Thäter höchst merkwürdig ist, wurde am 8. Febr. vor den Assisen verhandelt. Am 9. Oktober des vorigen Jahres kehrte der Musiker Perez, der in dem Konzerte, von Musard beschäftigt gewesen, gleich nach Mitternacht nach Hause zurük. An der Ekе der Straße Dominique verrennen ihm plözlich vier Leute den Weg und rufen: „Geld her! Nur nicht lange

gezaudert, denn wir haben Eile!" Zu gleicher Zeit sieht der arme Musikus vier Messer blinken, und zieht daher erschroken seine Börse heraus, die die mäßige Summe von 5 Fr. 75 Centitimes enthält, von welcher die Räuber aus Versehen nur 4 Fr. 75 Cent. nahmen und einen Frank darin ließen. Während dessen wird der arme Teufel durchsucht, aufgeknöpft, muß alle Taschen umkehren. Man will seine Uhr; er hat keine. Darauf will man ihm ein Paket, welches er unter dem Arm hält, wegnehmen, allein er ruft: „Ach meine Herren! lassen Sie mir meine Instrumente, sonst muß ich mich erhängen!" Es waren drei Klarinetten in dem Paket. „Ja," ruft einer der Räuber, „laßt ihm die Instrumente; man muß Niemanden seinen Broderwerb nehmen, jeder gewinnt sein Leben wie er kann." — So ließen sie ihn laufen, aber einer von ihnen drohte ihm noch nach: „Keinen Lärm gemacht — oder!" — Der Beraubte versprach zu schweigen, als aber in diesem Augenblik Leute vorbei kamen, rief er zu Hilfe, und man ergriff den jüngsten der vier Räuber, der erst 14 Jahr alt war. Auf die Valizei gebracht, gestand er unter Bitten und Thränen, daß er Glintz heiße, und versprach seine Kameraden anzugeben, wenn man Nachsicht mit ihm haben wolle. So wurden die drei andern verhaftet, deren ältester erst 18 Jahr alt ist, die aber mit der größten Frechheit und Beharrlichkeit läugneten. Nichtsdestoweniger erklärte sie die Jury für schuldig, und sie wurden zu respektive 7 und 6 Jahr Gefängniß, und Glintz, angesehen seine Jugend und seine Bereitwilligkeit zum Geständniß, zu dreijähriger Einschließung in ein Besserungshaus verurtheilt. B.

Paris. Zu Aignesmortes hat man eine Entdekung gemacht, welche die Neugierde lebhaft erregen muß. Eine 72 Fuß lange und 9 Fuß breite Galeere war in einer Tiefe von 7 Fuß in einem Graben, den man zu Anlegung einer Chaussee auf dem Vidourle auswarf, gefunden. Die Bohlen sind sämmtlich vollkommen gut erhalten; man zählt deren 81 an jeder Seite. Diese Galeere gehörte unfehlbar zur Expedition des h. Ludwigs nach dem heiligen Lande; sie befindet sich an dem Orte, wo die Flotte der Kreuzfahrer vor Anker lag. Die Arbeiten sind gleich unterbrochen worden; dies ist eine Bürgschaft, daß die Autorität alle Sorgsalt anwenden werde, um die Galeere unversehrt auf die Oberfläche zu bringen. B.

Rennes. Ein seltsamer Fall der Falschmünzerei ist hier vorgekommen. Der Angeklagte ist ein Mann von über achtzig Jahren, gewandt und werkthätig, welcher schon alle Arten von Professionen getrieben hat, Stükgießer, Schreiner, Mechanikus gewesen ist. Vor langer Zeit schon hatte er eine Art von Flügel erfunden, mittelst deren er über das Thal St. Sulpices zu Fougères wo er wohnte wegflog. Indessen brach ihm einmal eine Springfeder dabei, so daß er einen sehr schlimmen Fall that. Da er 800 Fr. Renten hatte, dachte man nicht daran ihn für einen Falschmünzer zu halten, doch ein Zufall verrieth ihn. Er hatte immer nur 2 Sousstüke gemacht, die aber in der That vortrefflich geschlagen waren. Im Verhör sagte er aus, er habe dies nur selten und nur zu seinem eigenen Gebrauch gethan. Man hat bei ihm alle Instrumente die er zu seiner Fabrikation brauchte gefunden. S.

Danzig. Am frühen Morgen vor der ersten Aufführung des Alpenkönigs v. Raimund erhenkte sich ein Theaterarbeiter an einer Gallerietreppe des Schauspielhauses, und zwar in ei-

ner halb knieenden Lage. Dahin bringen es die modernen Theaterdichter, denn kurz vor der That hat Salomo (der Name des Erhenkten) zu seinen Kameraden, mit welchen er die ganze Nacht hindurch beim Arrangement der Bühne beschäftigt war, unmuthig geäußert: jezt, da selbst schon Wasserarbeiten auf der Bühne vorkämen, wäre es nicht mehr zum Aushalten. Dieser Unglükliche war, so lange dieses Schauspielhaus erbaut steht, in demselben beschäftigt. V.

Der Modenkurier.

(Paris, 15. Febr. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!"

1. Die Bälle vermehren sich von Tag zu Tage; es ist keine Nacht wo nicht mehrere glänzende Unterhaltungen dieser Art stattfinden; aber man findet fast überall, einige Variationen ausgenommen, dieselben Toiletten, viele Turbans à la juive, englische Turbans mit Atlas gefüttert, Turbans von weißer Gaze mit Gold gestikt, untermischt mit dunkelfarbiger Gaze, ebenfalls mit Gold besäet. Viele Sammethüte à l'espagnole, getragen von Damen, die nicht tanzen. Stets eine Menge durchbrochener Bonnets, mit farbigen Federn geziert, und Bonnets mit Bärten.

2. Bei Konzerten bemerkten wir neue, Farbe auf Farbe damaszirte Atlasse. Die Grundfarbe ist immer von einer hellern Schattirung.

3. Die ausgesuchtesten Kleider für Promenadenanzüge sind von Atlas mit neuen Dessins, nach Art jener der Mousseline. Die wiesengrüne, mit dunklen Dessins bedekt, scheint uns die vorgezogene Farbe zu sein.

4. In den Equipagen bemerkt man viele stroh- und zitronengelbe Atlaskapoten, mit Blumen oder Federn von gleicher Schattirung geziert.

5. Auf Promenaden sind schottisch-blaue, schwarze und smaragdgrüne Sammete vorherrschend für Hüte und Kapoten. Die ersten Mode-Magazine zieren sie mit einer einzigen Feder und bringen unter dem Schirm ein keines mit kirschrothem oder rosenrothem Band gemischtes Bonnet an.

6. Im Allgemeinen tragt man viele grüne Hüte; sie sind fast alle von Sammet; jene von Atlas sind weiß, rosenroth, violet, sehr wenige blau, und noch wenigere kirschroth.

7. Diese Woche hatten wir einen sehr schönen, warmen Tag, so daß man auf den Spazirplazen keine Mäntel mehr sah; sie wurden durch Boas und Pelz-Pelerinen ersezt. Eine sehr schön gekleidete Dame trug ein Kleid von violetem Atlas, das vorne eine Leiter von Posamenterie hatte. Das Kleid war ganz hinaufragend, flach rükwärs und vorne und endigte sich um den Hals mit einer diken Ruche von Tulle-Illussion. Ein Boa, keine Pelerine, ein Hut von jonquillengeldem Pou de Soie, mit drei Federn von derselben Farbe. Halbstiefelchen von schwarzem Sammet.

8. Die Damen haben die sogenannten Tartans-Shawls ganz verlassen und ersezen sie durch egyptische Shawls, die jezt sehr beliebt sind.

9. Die neuen Schürzen sind von gedrukkem Atlas. Die ausgesuchtesten sind von glattem lichtem Atlas, mit einer gedrukten Bordure umgeben, deren Zeichnung sich auf den Taschen und auf dem Gürtel wiederholt.

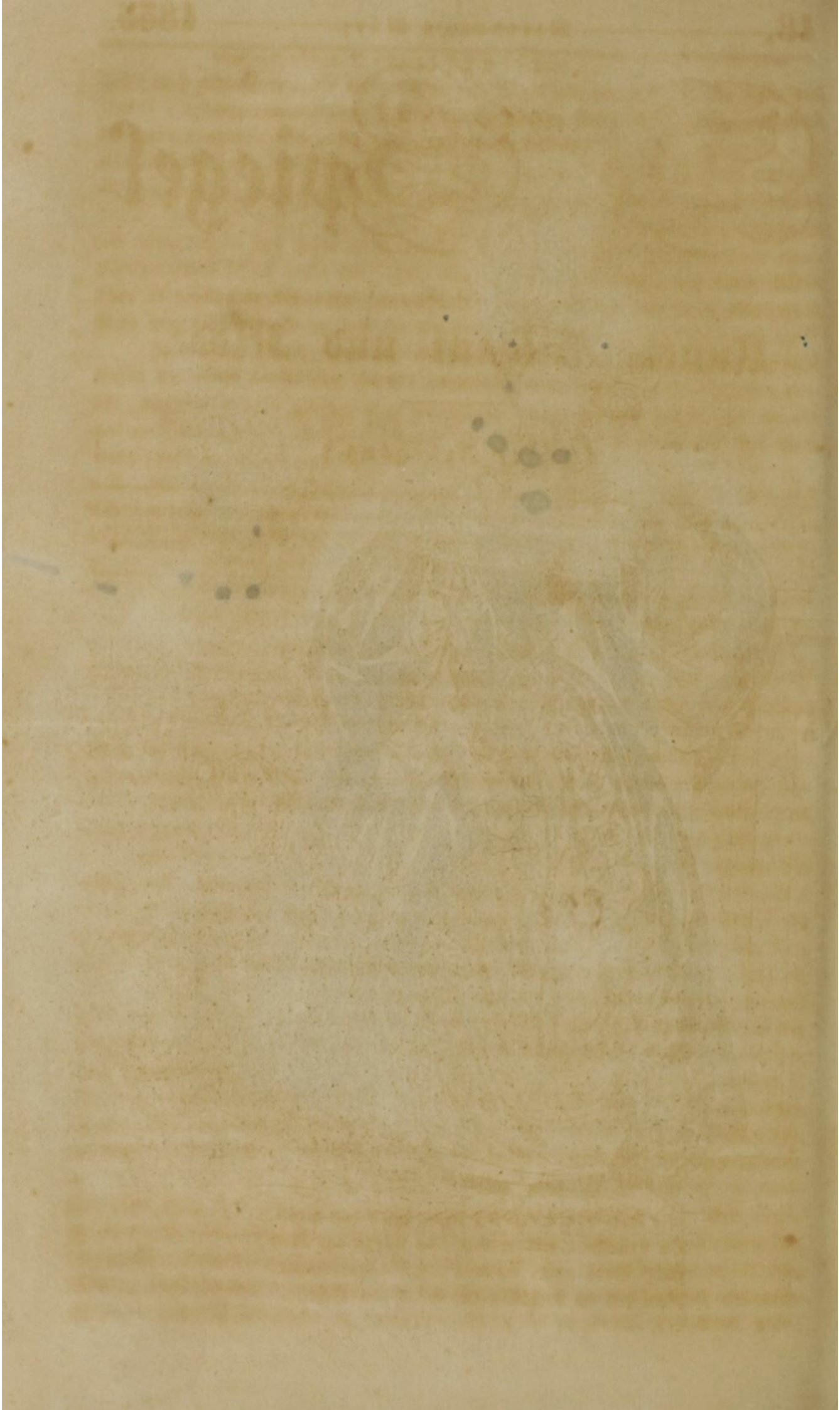
Modenbild. Nr. 9.

Pariser Ballanzüge vom 10. Febr. Koeffüre mit einem Paradiesvogel und zwei Bandschleifen geziert. (Würde Damen von mittlerem Wuchse und ovalem Gesichte sehr gut stehen.) Sammetkleid mit Atlas garnirt. Colerette (Halsgarnirung) von gothischen Blonden. (Da es noch eine geraume Zeit währen dürfte, bis wir Fruhlingsanzuge aus Paris erhalten, so machen wir vorläufig auf die geschmakvollen Arbeiten dieser Art des Hrn. Mindszenty (gr. Brükengasse, Nr. 634 in Pesth) aufmerksam, der bereits treffliche Frühlingskleider in Arbeit hat)

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.



18. Mittwoch, 4. März. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Magyarentod.

Historische Ballade.

Wer sprengt dort feldein auf dem windschnellen Roß,
Verfolgt von dem jauchzenden Türkentroß?
Dobozi ist es, der Ungarheld,
Zur Seite sein Weib, das sein Herz erwählt.

Eng' hält es geklammert um ihn den Arm,
Hinflatternden Haares, das Antliz voll Harm;
Den Sarras aber schwingt seine Hand,
Und hoch über sie wirft das Roß den Sand.

„Nur jezt noch halt' aus, du mein treues Pferd,
Und rette mir, die über Alles mir werth,
Nur jezt noch halt' aus in der höchsten Noth,
Sonst ist sie verfallen dem grausen Tod."

Hui! geht es dahin im gestrekten Lauf,
Die Eb'ne hinunter, die Hügel hinauf,
Als hab' er verstanden des Reiters Wort,
So jagt mit den Beiden der Rappe fort.

Wie weit doch dahinten schon blieb der Troß,
Da strauchelt mit einmal, da stürzt das Roß;
Helf' Gott nun, du wak'res Magyarenpaar,
Nun bist du verfallen der wüth'gen Schaar.

Umsonst ringt Dobozi sich rasch hervor,
Umsonst reißt das Roß er am Zügel empor,
Die Gattin nicht rettet dir mehr sein Huf,
Schon nahen die Würger mit Jubelruf.

Dobozi starrt ihnen entgegen voll Wuth,
Das Auge durchzukt der Verzweiflung Glut,
Allein voll Ergebung in ihr Geschik
Liegt dort die Gefährtin mit nassem Blik.

Seine Kniee umklammernd gar heftig wild,
Fleht nun zu dem Helden das bleiche Bild:
„Dobozi, jezt rasch deinen Säbel durchs Herz,
Von Liebeshand sterben hat wenig Schmerz."

„Nicht laß' mich zum Opfer der Roben sein,
Daß sie mich nicht höhnen in langer Pein,
Dobozi, wir sind aus magyarischen Blut,
Zeig was für die Ehre der Ungar thut!"

Und rasch hat zertheilt sie den Busenflor,
D'raus quellen zwei Lilienhügel hervor,
Dobozi starrt auf sein Weib, auf den Feind,
Er starret — als hätt' ihn der Schmerz versteint.

Und die Rotte schon sprengt heran die Haid —
„Dobozi! — Dobozi! — jezt ist es Zeit!" —
Da blizet sein Säbel — da springt ein Quell
Aus den Lilienhügeln rubinenhell.

Die Blutige küßt er noch einmal hierauf
Dann stürmt er hinein in der Feinde Hauf,
Nun thuts um das Retten nicht weiter Noth
Jezt gilts nur noch einen Magyarentod.

Wie ein Todesengel der Ungar mäht
Daß ein Blutbach über die Haide geht,
Zehn Leben schon haben das Blut bezahlt
Das den schönsten Busen mit Purpur bemalt.

Verwundet noch kämpft er auf seinen Knie'n,
Und sieht noch manch Leben von hinnen flieh'n,
Da sinkt er — und rufet im Blute roth:
„Es war doch ein edler Magyarentod!"

Johann N. Vogl.

Claude Gueux.

(Beschluß.)

Wir kürzen die Geschichte ab. — Am 16 März 1832 erschien Claude Gueux, vollkommen hergestellt, vor den Assisen von Troyes. Eine unermeß-

liche Volksmenge war zugegen. Claude zeigte eine würdige Haltung vor dem Gerichte. Seine Kleidung war die eines Sträflings von Clairvaux.

Der königliche Prokurator hatte den Saal mit allen Bayonnetten des Arrondissements angefüllt, „damit, wie er sich beim Anfange des Verhörs äußerte, alle die Bösewichter, deren Zeugniß vernommen werden müßte, in Respekt gehalten würden."

Als die Verhandlung beginnen sollte, stieß man auf eine sonderbare Schwierigkeit. Keiner der Zeugen jenes Ereignisses am 4. November wollte gegen Claude aussagen. Der Präsident bedrohte sie mit seiner ganzen Gewalt. Alles war vergebens. Hierauf befahl ihnen Claude, gegen ihn Zeugniß abzulegen, worauf sie aussagten, was sie gesehen hatten.

Claude hörte alle mit tiefer Aufmerksamkeit an. Wenn einer von ihnen, sei es aus Vergessenheit oder aus Zuneigung für ihn, eine Thatsache, die seine Angelegenheit verschlimmerte, ausließ, so berichtigte Claude die Angaben.

Es gab einen Augenblik, in welchem die anwesenden Frauen ihre Thränen nicht unterdrüken konnten. Der Sträfling Albin ward vorgerufen. Die Reihe, zu zeugen, war an ihm. Wankend und schluchzend trat er ein. Die Gensdarmen konnten nicht verhindern, daß er Claude in die Arme fiel. Lächelnd sagte Claude zu dem königlichen Prokurator: Sie sehen hier einen Bösewicht, der sein Brod mit denen theilt, welche hungern, dann küßte er Albin die Hände.

Nachdem der lezte der Zeugen erschöpft war, erhob sich der königliche Prokurator und nahm das Wort. Ihm folgte Claude's Sachwalter. Die Redner für und wider folgten dem gewöhnlichen Ritus, den man einen Kriminalprozeß nennt.

Claude hielt jedoch dafür, es sei noch nicht Alles gesagt. Er erhob sich und sprach mit solcher Kraft, daß manche Anwesende darüber von Staunen betroffen waren. Es scheint, daß in diesem armen Taglöhner eher die Seele eines Redners, als die eines Mörders ihren Wohnsiz hatte. Er sprach stehend, mit durchdringender Stimme, offenem Auge, ehrlich und entschlossen, mit einer beinahe immer gleichen Gebärde, die jedoch voll Kraft war. Er stellte die Thatsachen vor, wie sie waren, einfach, ernst, ohne weder zu vergrößern, noch zu verkleinern, und gestand Alles ein. Zuweilen hatte er Augenblike hoher Beredsamkeit, welche die Menge hinrissen, und wo man sich unter den Zuhörern das wiederholte, was er gesagt hatte. Dann verbreitete sich ein leises Gemurmel, während dessen Claude Athem schöpfte und einen stolzen Blik auf die Umstehenden warf. In andern Momenten war dieser Mensch, der nicht einmal lesen konnte, sanft, höflich, und sprach in gewählten Ausdrüken. Nur einmal ließ er sich von einem aufbrausenden Zorne hinreißen. Der Prokurator des Königs sagte nämlich in seiner Rede, Claude Gueux habe den Aufseher D. ermordet, ohne von dessen Seite, weder durch Worte, noch durch Handlungen dazu gereizt worden zu sein.

Wie, rief Claude aus, ich ward nicht gereizt? — Doch ganz recht, ich begreife. Ein Trunkener gibt mir einen Schlag, ich tödte ihn, ich ward gereizt. Sie begnadigen mich und schiken mich auf die Galeeren. Aber ein Mensch, der nicht betrunken und im vollen Besize seiner Vernunft ist, erniedrigt mich vier Jahre lang, preßt mir eben so lange das Herz zusammen,

sticht mich alle Tage, alle Stunden, alle Minuten mit einer Steknadel an irgend einer wunden Stelle. Ich hatte ein Weib, für das ich stahl; er quält mich mit diesem Weibe; ich hatte ein Kind, für das ich stahl; er quält mich mit diesem Kinde. Ich habe nicht Brod genug, ein Freund reicht mir welches, er raubt mir meinen Freund und mein Brod. Ich verlange meinen Freund zurük, er wirft mich in den Kerker. Ich sage ihm, daß ich leide, er antwortet mir, daß ich ihn verdrießlich mache. Was bleibt mir unter solchen Umständen übrig? Ich tödte ihn. Jezt bin ich ein Ungeheuer, das einen Menschen tödtete, der mich nicht gereizt hat. Sie lassen mir den Kopf abschlagen. Nur immer zu!

Nach einer viertelstündigen Berathung ward Claude Gueux von diesen 12 Geschwornen zum Tode verurtheilt. Als man ihm sein Urtheil vorlas, sagte er bloß: „Gut! aber warum hat dieser Mensch gestohlen, warum hat er gemordet? — Auf diese beiden Fragen sind die Geschwornen die Antwort schuldig geblieben!“

In das Gefängniß zurükgebracht, verschmähte er es, das Rechtsmittel der Kassation zu ergreifen, und gab in dieser Beziehung nur den dringenden Bitten einer der barmherzigen Schwestern nach, die ihn darum angegangen hatte. Während sein Urtheil der höchsten Behörde vorlag, hatte er mehreremal Gelegenheit zu entweichen. Es ward ihm durch das Luftloch ein Nagel, eine Feile und ein Stük von einer Säge zugeworfen. Jedes dieser drei Dinge wäre für einen so intelligenten Menschen, wie Claude, hinreichend gewesen, sich seiner Ketten zu entledigen. Er stellte Alles dem Kerkermeister zu.

Am 8. Junius 1832, 7 Monate und 4 Tage nach dem Morde, erschien der Tag der Hinrichtung. Morgens um 7 Uhr trat der Gerichtsschreiber in Claude's Kerker und kündigte ihm an, daß sein Gesuch verworfen worden sei, und er nur noch eine Stunde zu leben habe.

Wohlan denn, sagte Claude kalt, ich habe diese Nacht gut geschlafen, ohne daran zu denken, daß ich die nächste Nacht noch besser schlafen würde.

Es scheint, daß die Worte starker Menschen bei der Annäherung des Todes immer einen gewissen Ausdruk von Größe annehmen.

Sofort kam zuerst der Priester und nach diesem der Scharfrichter. Er war demüthig gegen den ersten, sanft gegen den lezten, und behauptete gegen beide seine volle Geistesgegenwart. Während man ihm die Haare abschnitt, sprach jemand in der Eke des Kerkers von der Cholera, welche damals Troyes bedrohte. „Ich für meinen Theil, sagte Claude, habe keine Angst vor der Cholera.“ Uebrigens hörte er dem Geistlichen mit großer Aufmerksamkeit zu, und bedauerte lebhaft, keinen Unterricht in der Religion erhalten zu haben.

Auf seine Bitte hatte man ihm die Scheere zurükgegeben, mit welcher er sich verwundet hatte. Er bat den Kerkermeister, sie in seinem Namen seinem Freunde Albin zu übergeben, dem er auch die Brodportion überschikte, die ihm an diesem lezten Tage gereicht wurde.

Diejenigen, welche ihm die Hände banden, bat er, ihm in die rechte Hand das Fünffrankenstük zu geben, welches er von einer der barmherzigen Schwestern erhalten hatte.

Um ¾ auf 8 Uhr verließ er das Gefängniß mit der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen düstern Begleitung. Er ging zu Fuße, sah blaß aus,

und hielt das Auge auf das Kreuz des Geistlichen gerichtet, hinterlegte übrigens den Weg mit festen Schritten.

Man hatte diesen Tag zur Hinrichtung gewählt, weil es ein Markttag war, damit so viele Blike als möglich sich auf ihn richten sollten.

Mit ernstem Blik auf das Kruzifix bestieg er das Blutgerüste, und nahm sowohl von dem Geistlichen als von dem Nachrichter Abschied. Als man ihn an der Guillotine festband, bat er den Geistlichen, das Fünffrankenstük aus seiner Hand zu nehmen, indem er sagte: Für die Armen! da es in diesem Augenblike 8 Uhr schlug, so übertönte der Klang der Gloke seine Stimme, der Geistliche erwiderte ihm daher, daß er ihn nicht verstehe. Claude wartete den Zwischenraum zweier Schläge ab, und wiederholte sanft: Für die Armen!

Der achte Schlag hatte noch nicht ausgetönt, als sein Kopf gefallen war.

Ein Einsturz.

Jean Queiron, ein Maurer, arbeitete in dem Brunnen der Gemeinde Fleurac. Die Maschine, welche den Schutt herausschaffen sollte, war voll; als er sie hinaufziehen ließ, wollte er sich erst einiger Steine versichern, die über ihm herabzustürzen drohten, er stieg deshalb an dem Seile hinauf, und hatte kaum das Drittel der Höhe erreicht, als eine große Masse Erde sich lostrennte und ihn verschüttete. Man hört schreien, man ruft um Hilfe. Der gewöhnlich fünfzig Fuß tiefe Brunnen ist ein schrecklicher Abgrund geworden. Selbst in dem Einbruche sind noch Risse von unergründlicher Tiefe — doch hörte man ein halb erstiktes Aechzen und gibt also die Hoffnung nicht ganz auf. Franz Chaumel, 19 Jahre alt, trozt allen Gefahren, um den Verunglükten zu Hilfe zu kommen. Er läßt sich an einem Seile hinunter, und steigt troz den Steinen und Erdmassen, welche jeden Augenblik nachzustürzen drohen, in den Brunnen hinab. Schon hat er zwei Stunden gearbeitet, schon hat man zwei Karren voll Schutt weggeschafft. Er ist nur unweit noch von dem Verschütteten entfernt, der seinen Eifer durch Bitten und Ermunterungen belebt. Plözlich löst sich oben ein Stein los, fällt herunter und verwundet Chaumel am Kopfe. Das Blut, die Ermüdung, die Furcht, ebenfalls lebendig verschüttet zu werden, alles dies bricht seinen Muth; er ruft, man solle ihn hinaufziehen. Sein mit Blut beflektes Gesicht macht die Umstehenden bestürzt, doch steigt ein junger Maurer, Bernard Laporte, nach ihm hinunter. Es gelingt ihm, den Kopf und einen Arm des Verschütteten frei zu machen, der immer mehr auflebt, je weiter er wieder an die Luft kommt. Aber auch Laporte erhält eine bedeutende Wunde am Kopfe, dann blikt er in die Höhe, und die ungeheuern, über ihm hängenden Massen sezen ihn in Furcht; ein eisiger Schauer verdrängt den frühern Eifer, er fühlt sich ganz geschwächt und läßt sich hinaufziehen. Bei seinem Anblike entsteht eine allgemeine Bestürzung; Niemand will sich erbitten lassen, hinunter zu steigen. Endlich entschließt sich Chaumel, der sich unterdeß wieder erholt hat, sich noch einmal hinunter zu lassen und sagt: „Ich will ihn retten oder selbst umkommen!“ Bald ist er wieder bei dem Verunglükten. Beide hören, was man oben spricht, sie glauben sogar die

Tritte zu hören, so aufgelokert und zerrissen ist der Boden über ihnen. Chaumel ruft deshalb hinauf, man möge nicht nahe an den Brunnen treten. Die Nationalgarde vertreibt die Menge, und stellt Wachen rund um den Brunnen. Chaumel muß die größten Steine umher zusammentragen, und eine Art Gewölbe über den Verschütteten und sich selbst bilden, um bei einem neuen ziemlich wahrscheinlichen Unglüke die herabfallende Erde abzuhalten. Nach zweistündiger Arbeit hat er nur noch ein Bein des Maurers freizumachen, aber dies liegt unter einer großen Masse, die nur mit großer Gefahr bewegt werden kann. Er gibt den Bitten des Verunglükten endlich nach, bindet ihm einen Strik um den Leib, und fordert die Obenstehenden auf zu ziehen, aber Alles vergebens. Der Fuß des Maurers zerbrach eher, als daß er herauszuziehen war. Da ergreift Chaumel einen verzweifelten Entschluß; er stekt unter jene Masse einen Eisenstab und hebt daran; die Spalten öffnen sich unter dumpfem Rollen weit, und die Steine ꝛc. fangen wieder an herabzufallen. Aber der Maurer kann den Fuß herausbringen und wird hinaufgezogen. Oben fiel er sogleich in Ohnmacht, und eine Stunde nachher stürzte ein Stük Boden von der Größe eines Hauses nach.

Schifffahrt von Kola nach Petersburg auf einer Ladia.

Wer in Rußland gewesen ist, kennt die schweren Barken, welche Ladias heißen, auf den großen Flüssen zum Transport der Erzeugnisse des Innern dienen, und vielleicht von allen Fahrzeugen am wenigsten für das Meer passen. Troz den vielen Schwierigkeiten, welche eine Fahrt mit einer Ladia schon auf einem Flusse gewährt, hatte ein Einwohner von Archangel, Namens Iwan Paschin, die Kühnheit, von Kola auf einer Ladia, der „heilige Nikolaus“ genannt, mit einer Ladung Fische nach St. Petersburg zu fahren, das Nordcap zu umschiffen, und sich den Herbststürmen in dem baltischen und Nordmeere auszusezen. Am 27. Oktober kam er in Petersburg an, nach eine 72tägigen Fahrt und vielfachen Gefahren, aber doch glüklich. Der „heilige Nikolaus“ liegt gegenwärtig vor dem Admiralitätsgebäude und erregt die allgemeine Neugierde, da es, so lange Petersburg steht, nicht vorgekommen ist, daß eine solche Reise auf einer solchen Nußschale gemacht wurde.

Die musikalische Blödsinnige.

In der Salpetrière (einem Narrenhause bei Paris) befindet sich seit ihrer frühesten Jugend eine ungefähr 60 Jahre alte Blödsinnige, die so sehr geistesschwach ist, daß sie sich nicht selbst anziehen, nicht reden lernte ꝛc., sondern nur grunzende Töne von sich gibt. Vor einiger Zeit bemerkte man indeß, daß Gesang und überhaupt Musik einen außerordentlichen Eindruk auf sie mache; sie singt jede Melodie nach, welche sie hört, ja führt eine nur angefangene, die sie zum ersten Male hört, passend zu Ende und geräth in eine Art von Entzüken, wenn man auf einer Flöte oder einem Piano vor ihr spielt. Der schnelle Uebergang von den tiefen zu den hohen Tönen wirkt auf sie wie ein elektrischer Schlag, und jedesmal, wenn man den Versuch auch zwanzig-

mal hinter einander wiederholt. Ihr Entzüken über Musik ist so groß, daß sie sogar das Essen stehen läßt, um ungestört zu hören.

Der versteinerte Wald.

Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in Morea gehört der versteinerte Wald. Viele Reisende haben den Wasserfall bei Navarin gesehen, aber wenige sich die Mühe genommen, den Berg zu ersteigen, von dem er herabstüzt, und jene riesigen versteinerten Baumstämme zu bewundern, welche durch ihre Stärke jede Vegetation unserer Zeit übertreffen, als Skelette eines vorsündfluthlichen Waldes über einander geschichtet liegen und die Seele des Schauers zwingen, an die unbekannten Zeiten der Urwelt zu denken.

Da wo der Bergbach sich in die Tiefe hinabstürzt, steht ein großer, außerordentlich alter Baum, den das einsame Feuer der Hirten aushöhlte, welche darin kek in den kalten Winternächten am Rand des Abgrundes schlafen. Ich kam auch an diesen schauerigen, imposanten Schauplaz und hielt mich an einem Aste fest, um einen Blik in den Abgrund thun zu können. Nach mehreren kleinern Fällen stürzt sich das Wasser 150 Fuß hoch senkrecht an den Felsen hinab, die es glättet und aushöhlt, und fließt dann durch ein Thal hin, um sich in das Meer zu ergießen. Man hört hier keinen Laut, als den Widerhall der Axtschläge der Holzhauer in dem Walde zu Kembe.

Durch den versteinerten Wald rauscht jener Bergbach. Das Wasser des Falles besizt allerdings versteinernde Eigenschaften, aber man begreift nicht, wie es sich auf einer so großen Fläche ausbreiten und zu so verschiedener Höhe reichen konnte. Das Wasser, das durch den Wald stürzt, erregt einen seltsamen Ton, gleich einer übernatürlichen Stimme, welche aus der Höhe herabzukommen scheint, und den einsamen Wanderer mit schauerigen Gedanken an die andere Welt erfüllt.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

London. Die beiden in London angekommenen türkischen Offiziere sind dem Herzoge von Wellington vorgestellt worden. Der Zwek ihrer Reise besteht darin, England zu sehen und seine Einrichtungen kennen zu lernen. Sie sind von der großherrlichen Garde. Der Eine, Asmi Bey, ist ein Sohn des vorigen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Der Herzog von Wellington, der sie mit großer Höflichkeit empfing, äußerte bei der Unterredung, die er mit ihnen hatte, sein Bedauern darüber, daß sie London zu so einer traurigen und finstern Jahreszeit besucht hätten, worauf der Eine erwiderte: „Seit wir in England sind, haben wir täglich neues Licht gesehen und haben keinen Grund, uns über die Dunkelheit Ihrer Atmosphäre zu beklagen.“ M.

Brüssel. Ganz Brüssel ist enthusiasmirt über den kostümirten Ball bei Hofe, der das Glänzendste überstrahlte, was man noch je dort gese-

hen. Die junge Königin trug das Kostüm der Margaretha von Oesterreich, Regentin der Niederlande unter Philipp II., Tochter des Kaisers Maximilian und der Maria von Burgund. Die Herzogin von Aremberg trug das alterthümliche Kostüme einer der erlauchtesten Prinzessinen ihres uralten Fürstenhauses, mit der Herzogskrone in Diamanten und dem Fürstenmantel von Drap d' Or mit Hermelin. Die Prinzessin von Stollberg erschien in ihrer Tracht als Aebtissin von Mons, mit dem großen blauen Ordensbande. Um Mitternacht erschien der König, der der Herzogin von Aremberg den Arm gab, und unterhielt sich auf's Freundlichste mit den Anwesenden. Der Ball soll 600,000 Fr. in Umlauf gebracht haben. T.

Edinburg. Ein Pächter im nördlichen Schottland, dessen treffliche Rübenfelder häufig geplündert wurden, besäete im verwichenen Jahre ein großes Stük Feld am Wege mit diesem Gemüse „zum Gebrauch des Publikums," und ließ bei demselben eine Tafel aufstellen mit der Inschrift: „Man wird ersucht, bloß von diesem Felde zu stehlen." — Ein anderer Pächter, der dasselbe Schikal hatte, bat das Publikum auf ähnlichem Wege, wenigstens mit der einen Reihe Rüben ganz aufzuräumen, ehe man mit der nächstfolgenden beginne. S.

London. Ein in London erschienenes Werk, „Publicus" betitelt, enthält eine Uebersicht des Einkommens der Geistlichkeit in allen christlichen Ländern, aus welcher hervorgeht, daß England jährlich der bischöflichen Geistlichkeit die ungeheure Summe von 8,896,000 Pf. Sterl. auf eine Bevölkerung von 6,400,000 Gläubigen bezahlt, während alle übrigen christlichen Länder zusammen, bei einer Bevölkerung von 195,678,000 Gläubigen, ihrer Geistlichkeit nur die Summe von 8,591,000 Pf. Sterl. entrichten. M.

Paris. Auf den Märkten und in den Hallen zu Paris wurden seit Kurzem den Köchinen sehr häufig ihre Einkaufsgelder aus den Taschen gestohlen. Am 11. Febr. versammelte sich eine Gruppe derselben auf dem Gemüsemarkt, und klagte laut über die an ihnen begangenen Plünderungen, als ein Polizeibeamter, der ihnen zuhörte, eine wohlgekleidete Dame in der Nähe stehen sah, von der er wußte, daß sie schon früher Uhren, Börsen u. dergl. an den Eingängen der Theater gestohlen hatte. Er lud sie ein, ihm in das Wachthaus zu folgen; hier wurde sie durchsucht, und man fand bei ihr eine Börse mit 60, einen Beutel mit 20, ein Saktuch mit 15 Franks, nebst zwei werthvollen Tabaksdosen. Die Dame wurde in das Gefängniß gebracht. B.

London. In den englischen Zeitungen, welche in Ostindien erscheinen, liest man eine seltsame Anzeige. Der König von Lucknow bringt nämlich durch die Zeitungsblätter seinen Wunsch zur Kenntniß des Publikums, eine Engländerin oder irgend eine andere Europäerin zu heirathen. Sie soll alle Vortheile und Rechte einer Königin genießen, muß aber dem Suchenden ein Vermögen von 50 Laks Rupien, d. h. etwas über 3 Mill. preuß. Thaler, zubringen. — M.

Modenbild. Nr. 10.

Pariser Frühlingsanzüge vom 15. Feb. Die Dame: Hut von Gros de Naples mit einer Feder geziert. Ueberrok von Gros de Naples mit hinausragendem Leibe. — Der Herr: Oberrok von Castorin.

Moderne Hänge-Loken, die nie aufgehen, sind in Melbers Friseur-Gewölbe, in Pesth, Dorothea-Gasse, Nr. 8, zu haben.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

19. Sonnabend, 7. März. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Wien, 2. März 1835.

Er ist nicht mehr! Der Allmächtige hat unsern Vater zu sich genommen und die Kinder stehen trauernd am Sarge des Allgeliebten. In der Nacht v. 1. auf d. 2. März um 12¾ Uhr verschied Se. Majestät der Kaiser u. König **Franz I.** nach einer achttägigen Krankheit. Er, dessen thatenreiche und segenvolle Regierung beispiellos in der Weltgeschichte da steht; Er, dem Aller Herzen in rührender Liebe und ewiger Treue sich anschloßen; Er, dessen alleiniges Streben es war, Alles um Sich zu beglüken; Er, der Großmüthige im Belohnen, der Milde und Menschenfreundliche im Strafen; Er hat Sein Haupt zur Ruhe gelegt und Thränen der innigsten und der ungeheucheltsten Wehmuth benezen Sein Grab und es sprießen Lorbeern und Immergrün über demselben, der Nachwelt kündend, daß Seines Volkes Treue und Liebe Sein schönstes Denkmal sei! Dort in der Ewigkeit lichten Räumen fand Er nun den Lohn Seines edlen Erdenwaltens, wo Er, vereint mit den Edlen aller Zeiten und Nationen, segnend und freundlich niederblikt auf seine trauernden Kinder. Doch Er hat uns Einen Trost zurükgelassen — **Seinen Erlauchten Sohn.**

Die zwei Becher.

(Novelle.)

1.

Im Oriente lebt eine unveränderliche Sitte — die Gastfreundschaft. In jenem Lande mit ungeheuern Einöden haben die Menschen das Bedürfniß, einander beizustehen, sich gegenseitig Schuz und gastliche Aufnahme zu gewähren, vollkommen begriffen; der Reisende, der Gast ist ein ehrwürdiges, heiliges Wesen geworden. Die Gastfreundschaft hat dort, wie Alles was Dogma und Glaube ist, seine Symbole und Formeln, welche unverlezlich sind, so wie seine äußern Zeichen. Der Becher, welchen man demjenigen reicht, der sich unter dem gastlichen Dache befindet, ist immer das Zeugniß eines Wohlwollens, worauf er mit völliger Sicherheit bauen kann.

Armenien, jenes schöne und reiche Land Asiens, das sich von dem östlichen Abhange des Kaukasus bis an die Ufer des Euphrat erstrekt, und an Kurdistan und Georgien sich hindehnt, steht noch unter den ersten Inspirationen des biblischen Drama; man könnte hier wohl die Familien der Patriarchen, die Kinder des alten Jakob, und jene Völker aufsuchen, welche später unter die Herrschaft der Pharaonen kamen, dann nach dem Kampfe mit manigfaltigen Gefahren jene israelitische Kolonie gründeten, welche Bossuet und andere für den Mittelpunkt des Menschengeschlechts ansahen. In Armenien lebt noch das Andenken an Joseph; Joseph und seine Brüder sind dort, was bei uns die Helden des Ritterwesens sind.

Jede armenische Familie besizt einen Becher. Der Reichthum und das Alter dieses Bechers, seine Einfachheit, seine Bescheidenheit oder seine Neuheit verrathen den Stand der Familie. Der Becher erscheint bei allen großen Familienfesten. Die Kinder trinken nach ihrer Geburt zum ersten Male daraus; die Gattin bei ihrer Vermählung, die Genesenden nach überstandener Krankheit, die Mütter nach ihrer Entbindung, die Fremden nach Beendigung des ersten Mahles, das sie im Hause ihres Wirthes genossen, die Häupter der Familien an allen denkwürdigen Tagen des Jahres bringen ihn an ihre Lippen. Bald enthält er ein berauschendes Getränk, bald einen stärkenden Trank, oft Milch und Honig, oder eine jener weichen und unschuldigen Zubereitungen, die für Frauen und Kinder sich eignen. Bei diesem Becher versprechen und schwören einander auch die Liebenden gegenseitige Liebe.

2.

Vor acht und dreißig Jahren ungefähr reichte ein junger Armenier aus einer Gegend, welche an Georgien grenzt, der Sprößling einer alten, reichen und angesehenen Familie, den Brautbecher der schönsten Jungfrau des Gebirgs, Nephthalie. Sie waren beide schön, und hofften in dem so ruhigen und fruchtbaren Vaterlande lange und glükliche Tage. Zahlreiche Heerden, tapfere Waffen, die Liebe ihrer Brüder, die Zärtlichkeit ihrer Familie schmükten ihre Gegenwart mit den lachendsten Farben, und Rustan und Nephthalie schwelgten in den Reizen der Zukunft und Hoffnung, welche fast eine Offenbarung des Glüks zu sein scheinen. Nach einer beschwerlichen Jagd in der Ferne aber erkrankte Rustan; er litt lange, und wäre vielleicht ohne

die sorgsame Pflege Nephthalies erlegen, deren Blik ihn bat, für sie zu leben, für sie, deren Geliebter er war, deren Gatte er werden sollte.

Die Krankheit wich nur langsam, und in den Stunden der langen Genesung unterhielten sich die Liebenden gern von den Entwürfen ihres Glüks, von ihren Einrichtungen und allen den tausend Kleinigkeiten, welche der Widerschein derselben Täuschung, die Bilder desselben Traumes, und deshalb so süß und wonnereich sind.

Der Kranke war endlich geheilt. Die Familie versammelte sich, und nachdem man dem Himmel dafür gedankt hatte, daß er die Hoffnung in den jungen Herzen erneut, sezte Rustan den Becher zuerst an seine Lippen, und sodann wurde er wohl hundertmal gefüllt und geleert. Nur Einer der Gäste war traurig und betrübt bei der allgemeinen Freude — Alib, der Jugendfreund, der Spielgenosse Rustans, der Sohn des reichsten Mannes im Lande; Alib, stolz auf seine Stärke und Gewandtheit, Alib, dem die Augen der jungen Mädchen mit so großem Wohlgefallen folgten, Alib, der aber nur eine liebte — Nephthalie, die Verlobte Rustans, seines Freundes.

Unter seinem Augenliede schien ein Unglük kündender Funke zu erglühen, als Rustan den Becher in die Hand nahm, Nephtalie auf die Stirn küßte und dann sprach: „Meine Geliebte, bei diesem Becher unserer Ahnen schwöre ich, nur Dir allein, Dir für das ganze Leben anzugehören. Dieser Becher, der uns heilig ist, möge das Pfand meiner Treue sein. Auf Dein Wohl, Nephthalie, und unser Glük, leere ich ihn aus!“

„Und ich,“ fuhr dann Nephthalie begeistert fort, „ich gehöre von diesem Augenblike an dem Becher Rustans, ihm allein und dem, welcher ihn besizt; ich schwöre es!“

Was ging in diesem Augenblike in der Seele Alibs vor? Das war ein Geheimniß zwischen ihm und den bösen Geistern der Wüste; aber ein kaltes, düsteres Lächeln glitt über seine dünnen, zusammengepreßten Lippen, so daß sein schmaler Schnauzbart zukte.

Wenige Tage nach dieser Szene suchte die wieder vereinigte Familie vergebens den Becher; er war entwendet. Nephthalie weinte, und Rustan entfernte sich, schäumend vor Zorn und Wuth. Er ging nach dem Gebirge zu, als jage er einer Beute nach, die er gewiß ereile.

Eine ganze Woche verging, und erst nach dieser Zeit sah die weinende und betende Mutter Rustans ihren Sohn zurükkommen, aber er war bleich, niedergeschlagen, ermüdet. Er umarmte schnell seine Mutter, erwähnte Nephthalie nicht, blikte aber sehnsüchtig nach der Wohnung des jungen Mädchens und entfernte sich von neuem.

Wahrscheinlich glaubte er bei seinem Aberglauben, mit dem Becher seiner Ahnen sei alles Glük für ihn und Nephthalie verloren.

3.

Aegypten hallte vom Waffengeräusche wieder. Zwei nebenbuhlerische Völker trafen hier wie in Turnierschranken auf einander; zwischen dem Meere und den Pyramiden kämpften die Franzosen und die Engländer an den Ufern des Nils um den Besiz des Ganges; in der Wüste stritten sie Mann gegen

Mann, um die reichen Faktoreien von Coromandel zu erobern oder zu vertheidigen, und der friedliche Aegypter rief, erstaunt über dieses Kriegsgetümmel, Mahomed und seine alten Götzen, die Horden der Araber, den Aufruhr der Völker und den Fanatismus der Dolche zu Hilfe. Alles war durch die Schlachten erschüttert; von der Bai von Abukir bis nach Heliopolis glich Aegypten einem bald französischen, bald englischen, bald arabischen Lager, und während dieser Zeit gab ein Mann, den der Himmel zur Beherrschung Europas bestimmt zu haben schien, an den Ufern von Suez Andeutungen von den großen Siegen, welche auf kurze Zeit die Reiche umgestalten sollten.

Die Aegypter merkten bald, daß ihre Nationalität dabei auf dem Spiele stehe. Umsonst kamen die Sieger in Begleitung der Wissenschaft, der Zivilisation und der Aufklärung, das alte Aegypten erbebte bis in seine Grundfesten; es war die Lehrerin des Abendlandes gewesen, und sollte nun selbst wieder mit den Waffen in der Hand Unterricht erhalten und Wohlthaten mittelst Kanonen empfangen? Aegypten sah in den Versuchen der Franzosen, den Boden der Pharaonen zu einer Kolonie zu machen, nur den Verlust seiner eigenen Individualität; es erzürnte sich darüber, und Cairo erhob zuerst den Ruf des Aufstandes, der einer ungeheuern Feuersbrunst glich und die ganze französische Armee zu vernichten drohte. Sie wurde gelöscht.

Da sah man die Häuptlinge, gedemüthigt und besiegt, das Haupt bis zur Erde neigen und um Verzeihung bitten. Eines Tages empfing Bonaparte, umgeben von seinem Stabe, den Besuch des Scheiks, welcher in Cairo befehligte, eines ehrgeizigen Mannes, dessen Leidenschaften die egyptische Sache mehr als einmal an den Rand des Verderbens gebracht hatten, und der sich jezt mit dem Sieger aussöhnen wollte, dessen Macht er sich gegen seine Mitbewerber zu bedienen gedachte. Der junge General war ganz heiter und trank mit seinen Offizieren auf das Wohl ihres schönen Vaterlandes. Der Scheik vergaß die Lehren des Propheten, nahm ein Glas Champagner an, das ihm Bonaparte reichte, trank es auf einen Zug aus, bat aber dabei den Propheten, ihm diese Uebertretung an dem Tage zu vergessen, wann er über die schmale Brüke über dem Fegfeuer gehe.

Zwei arabische Pferde wieherten in dem Hofe des Hauptquartiers. Beide waren prachtvoll aufgezäumt und vom größten Werthe — ein Geschenk des Scheiks an Bonaparte.

Dieser sah die edlen Thiere mit Vergnügen, noch mehr aber als sie zog seine Blike ein junger Mameluk an, der bei denselben stand. Er war etwa achtzehn Jahre alt; sein rundes Gesicht, sein zarter, aber doch etwas brauner Teint, seine schöne Haltung, der Glanz und der gute Geschmak seines Anzugs, sein kriegerisches und doch sanftes Aussehen, so wie ich weiß nicht welcher Charakter von Treue und Hingebung entzükten den General.

„Wem gehört der junge Mann?“ fragte er den Scheik.

— „Er gehört zu meinem Hause.“

— „Ich schäze mich glüklich, Ihnen denselben anbieten zu können.“

„Und du, willst du mit mir gehen?“

Der Mameluk verneigte sich; aus seinem ganzen Wesen sprach so viel Freude und Hingebung, daß man sehen konnte, ein höherer Wille habe ihn für immer an das Schikſal Napoleon Bonapartes gefesselt.

— „Wie heißt du?“

„Ich nenne mich Rustan.“

Ja, er war es, Rustan, der Bräutigam Nephtalies, dem der Becher gestohlen worden war, der, fern von seinem Vaterlande und seiner Familie, dem Zorne des Himmels entgehen wollte, welcher ihn und das Mädchen, das er zur Gattin wählen wollte, bedrohte, wie er glaubte.

— „Du sollst mein Mameluk sein.“

Von diesem Tage an gehörte Rustan Napoleon. Bonaparte schiffte nach Frankreich zurük, es vergingen einige Jahre und die Geschichte erzählt, was in denselben geschah.

(Beschluß folgt.)

Der Olivengarten.

Bove, der ehemalige Direktor der Gärten und Anpflanzungen Ibrahim Pascha's in Cairo, erzählte Nachstehendes: „Es gibt in der Provinz Fayum Olivenbäume, deren Stämme fast zehn Fuß im Umfange, und drei bis vier große Aeste getrieben haben, welche ebenfalls drei Fuß im Umfange messen. Um sie herum kommen Tausende von Wurzelschößlingen hervor, die man jezt sorgfältig verpflanzt. Diese Bäume scheinen vor der mahomedanischen Zeitrechnung gepflanzt worden zu sein, denn seitdem sind in Egypten nirgends Anpflanzungen gemacht worden. In Palästina und Syrien findet man die schönsten Oelbaumpflanzungen; östlich von der Stadt Gaza liegt ein bedeutender Oelbaumwald; die stärksten Bäume gibt es aber im Olivengarten bei Jerusalem. Ihr Stamm hat über zwölf Fuß im Umfange und sie werden von den Christen unterhalten, die gewöhnlich glauben, es seien dieselben Bäume, welche schon zu Jesus Zeiten standen, was Herr Bove nicht für unwahrscheinlich hält.

Verschiedenheit der Stimme.

Herr Dureau de la Malle theilt folgende Beobachtungen mit: „Ich war sehr erstaunt,“ sagt er, „auf meiner Reise (von Genua nach Carrara) bei einer wilden Schwarzamsel einen sehr melodiösen Gesang zu finden, der von jenem dieses Vogels bei uns ganz abweicht; ich verstekte mich, und sah zwanzig Schritt vor mir den Vogel mit dem gelben Schnabel, den schwarzen Beinen, dem flekenlosen schwarzen Gefieder, so daß kein Zweifel über die Identität der Art übrig war. Haben das Klima, das Wasser, die Luft, die Berge Einfluß auf die Stimme? Herr von Humboldt hat dieselbe Verschiedenheit, z. B. bei den Kanarienvögeln beobachtet.“ Derselbe Reisende wunderte sich auch über die Schönheit der Stimme bei den Bewohnern von Bergamo, welche sehr häufig Kröpfe haben. Die italienischen Gelehrten versicherten ihn, die Zahl der Kröpfe und schönen Stimmen sei sehr groß, und ganz außer Verhältniß mit den umliegenden Ortschaften. Dieselbe Erscheinung ist übrigens zu Zama in Numidien von Vitruvius und Plinius als Augen- und Ohrenzeugen beobachtet worden.

Die Höhle des Bären.

Ein reisender Fakir, der aus Kashemir kam, erzählte das nachstehende seltsame Abenteuer: „In Kashemir," sagte er, „gibt es eine sehr tiefe Höhle, welche ich besucht und in der ich eine fast nakte Frau gesehen habe. Ich zweifelte anfangs bei ihrem Anblike, ob es ein sterbliches Wesen oder ein bloßes Gaukelbild sei. Ich trat indeß näher und fragte sie, wer sie sei, worauf sie mir entgegnete, sie sei ein Weib. Aus ihren Antworten auf meine Fragen, woher und wie sie an diesen schreklichen Ort gekommen sei, erfuhr ich, daß eine Karavane sie krank und hilflos in der Nähe verlassen habe, daß dies bereits vor zehn Jahren geschehen sei, daß sie jezt mit einem Bären lebe und das ganze menschliche Geschlecht verabscheue. Ich fragte sie, wie sie sich den nothwendigen Lebensunterhalt verschaffe, und sie entgegnete, der Bär bringe ihr so köstliche Früchte, wie sie unter den Menschen nie gegessen habe. Ich versuchte sie zu überreden, den schreklichen Ort zu verlassen, aber sie weigerte sich und rieth mir, mich so schnell als möglich zu entfernen, weil der Bär jeden Augenblik zurükkommen könne, und er mich sicherlich umbringe, wenn er mich antreffe.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Korrespondenz.

Agram (17. Febr.). Geehrter Herr Redakteur! Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen als einen Berichterstatter unserer Novitäten anbiete, und zwar als einen solchen, der den Bestand der Sache unbefangen auffaßt, ohne das Seccirmesser der Kritik daran zu sezen. So wie sie ist — nicht wie sie sein soll, will ich dieselbe mittheilen.

Zuerst vom Schauspielwesen. — Das Theater wird immer zahlreicher besucht, woraus das gesteigerte Interesse des Publikums für diese Kunst zu entnehmen ist, dessen billigen Forderungen auch die Theater-Direktion zu entsprechen sich angelegen sein läßt. Die nöthigen Dekorationen werden immerfort nachgeschafft, welche der schon bekannte Herr Martinelli aus Grätz bestens auszuführen strebt. — Das Schauspiel-Personale ist brav, und mancher Charakter mehrfach besezt. So haben wir drei Liebhaberinen; die routinirte, gern gesehene Dem. Gläser für die ersten, für die zweiten Parthien Mad. Eichwald, und für naive Rollen Dem. Therese Novak. Für Anstands- und Mütterrollen Mad. Brose, für komische Alte Mad. Frank, für Nebenrollen mehrere weibliche Individuen, als: Fany Novak, Krix, ꝛc. Auch sind drei Liebhabertalente vorhanden. Herr Eichwald, ehemals Theater-Direktor in dem vom Unglüke heimgesuchten Wiener-Neustadt, als erster Liebhaber u. erster Held; Herr Julius für Konversationsstüke und Herr Goubau ebenfalls für diese. Herr Grau muß vorzüglich in Charakter-Rollen erwähnt werden, die er stets wirksam in Darstellung bringt, und auch immer ungetheilten Beifall erntet. Hr. Brose, Regisseur, brauchbar für komische Alte und Pedanten, Herr Schweigert für zärtliche Väter. Hr. Seufert, schon unter der vorigen Direktion ein beliebter Komiker, wirkt mit Glük auch in der Oper. Für Nebenrollen ist hin-

länglich Personale da, das sich mehr oder minder bemerkbar macht. Alle insgesammt befleißen sich, das Publikum möglichst zu vergnügen, und die gegebenen Stüke fallen zur Zufriedenheit aus. Eines, vor Kurzem mit großem Beifall aufgenommenen muß ich besonders erwähnen. Der bereits genannte Hr. Schweigert, stets bemüht, für abwechselndes Vergnügen des Publikums zu sorgen, indem er schon Uebersezungen Kotzebue'scher Werke in das Kroatische veranlaßte und in die Szene sezte, hat zu seiner diesjährigen Benefize die Erzählung einer Dame, Marie von ***, für die Bühne bearbeitet. Es ist die Begebenheit, wie unsere tapferen Krieger sich aus Glogau befreiten. Er hat mit Berüksichtigung des Theater-Effekts den Hochzeitseinzug und die Musikstüke nach National-Melodien, und ganz den inländischen Gebräuchen gemäß, besonders den Kolo-Tanz in Darstellung gebracht. Die Anklänge an vaterländische Tugend erwekten vielfältigen Applaus, und Hrn. Schweigert gelang es dadurch abermal, sich beim Publikum, in der von seinem Talente bisher immer gehegten guten Meinung, noch mehr zu befestigen. —

Nicht so gut ist die Oper bestellt, da es an einem Bassisten und einem geeigneten Tenore fehlt. Zwar ist Herr Leser ein guter Bariton, und Herr Ferd. Karlitzky ein angenehmer Tenor, aber es fehlt dem lezteren an Kraft. Hr. August Karlitzky und Hr. Kauer thun ihr Möglichstes. An Dem. Kunnert ist zwar eine Sopran-Sängerin gewonnen, und Mad. Karlitzky leistet in zweiten Parthien gute Dienste, dennoch ist der Mangel der noch nöthigen Mitglieder fühlbar. Die Direktion wird hoffentlich trachten, in der Folge auch hierin das Publikum zufrieden zu stellen. Bis nun wurden die Opern: „Zampa", „Aschenbrödel", der „Barbier", der „Freischüz" und „Agnes Sorel", jedoch mit ungleichem Erfolge gegeben.

Nun etwas vom Karneval. — Das Geburtsfest Sr. Majestät, unsers allgeliebten Monarchen, gab nebst den gewöhnlichen, an diesem freudenvollen Tage statthabenden Solennitäten, auch die Veranlassung, daß zu dem auf den Abend dieses Tages angekündigten Balle, der Redouten-Saal sich ungewöhnlich füllte. Aber auch schon Tags vorher wurde von dem städtischen Tanzmeister, Hr. Winterstein, in diesem Saale ein Kinderball veranstaltet, der sehr viel Anmuthiges darbot. Erwähnter Tanzmeister hatte seinen Eleven einen idealischen Tanz einstudirt, der in zwei Abtheilungen statt fand und zur Zufriedenheit Aller ausgeführt wurde. Es war wunderlieblich anzuschauen, wie die verschiedenen Gruppen, die nach dem Alter und den hiezu sehr passend gewählten Anzügen abgetheilt waren, gleich einer Genien-Welt, sich im Tanzmeere bewegten. Lebhaft erinnerte ich mich dabei an die Horschelt'schen Kinder-Ballet-Tänze in Wien. Die Gallerie faßte kaum die Zuschauer, und im Saale war es ebenfalls voll. —ich.

Miszellen.

New-York. Auch in Amerika ist eine Aufforderung zu Beiträgen für das Album Schillers und das dem großen Dichter bestimmte Denkmal erschienen. S.

Leipzig. Es ist doch auffallend, daß jezt, mitten im Frieden, die Räubereien und Diebereien so stark zunehmen. In Hannover und Holstein hat man erst jezt eine große Räuberbande zersprengt, welche die Wege unsicher machte und selbst die Posten beraubte.

Zwischen Koblenz und Frankfurt ist die Post wiederholt geplündert worden. In und bei Frankfurt selbst sind oft Diebereien und gewaltsame Angriffe vorgekommen. In Berlin, in Wien, in München, bei Augsburg und besonders im südlichen Baiern wird Raub und Diebstahl immer häufiger. In Speyer klagt man, daß mehrere Tage hinter einander Diebstähle, besonders in Kaufmannsläden, vorgekommen sind, und dort sagt man bestimmt, es seien wohl Schleichhändler, die jezt ihr gewöhnliches Handwerk nicht mehr treiben könnten. T.

London. Die Engländer bemerken, daß sie in einem Stük nicht Mode halten; in Deutschland, wie im andern Europa, nehme die Zahl der jährlich gedrukten Bücher fortwährend zu; in England dagegen werde die Zahl seit 1830 von Jahr zu Jahr geringer. Daran sei Schuld, daß die Bücher bei Vielen nnr noch Luxusartikel seien, und daß sie an innerem Werth verlören, je zahlreicher sie würden und je schneller eins aus dem andern abgeschrieben werde. M.

München. Bei der aus Griechenland zurükgekommenen Mannschaft vom 12ten Linienregimente befindet sich ein Weib, welches ihrem Manne in die Maina gefolgt ist, und bei den Gefechten mit den Mainoten 3 Verwundungen erhielt; auch ist dem armen Kinde, welches dasselbe auf den Rüken gepakt hatte, leider ein Füßchen abgeschossen worden. W.

London. Die Bibelgesellschaft zu Bedford in England bereitet jezt eine große Sendung von Bibeln nach den westindischen Kolonieen vor, wo man für die emanzipirten Sklaven wenigstens 120,000 Exemplare bedarf. Es werden zwei Ausgaben veranstaltet; die kleinere ist zum Gebrauche der Kinder bestimmt. Die Regierung, welche die Gesellschaft in ihren Bekehrungsplänen gern unterstüzt, hat den unentgeltlichen Transport von 40 Tonnen Bibeln nach Jamaika übernommen. M.

Paris. Viel Aufsehen erregen hier die vom General Wroniczki, einem Posener, neuerfundenen Schießgewehre. Das Kriegsministerium ist gesonnen, sie in der Armee einzuführen, da sie alle bis jezt angewendeten und vorgeschlagenen sowohl durch die Einfachheit ihres Mechanismus, als durch die Schnelligkeit, mit der sie geladen werden, weit übertreffen. B.

Paris. Meyer-Beer wird nächstens eine Oper unter dem Titel: „la Ste. Barthelemy“ herausgeben. Die „Jüdin“ von Halevi ist seit „Robert le Diable“ gewiß die merkwürdigste Erscheinung im Gebiete der dramatischen Musik. B.

Hamburg. Eine Gesellschaft in England geht mit dem Plane um, auf mehreren Hauptpunkten des Festlandes Professuren für die englische Sprache und Literatur zu gründen und zu dotiren. G.

Halifax. Ein Gastwirth, Hr. Aspinall, ging kürzlich mit zwei andern Personen über Land, als er einem Freunde begegnete, und ihm herzlich die Hand drükte, beide stürzten in demselben Augenblike todt zur Erde nieder. G.

Straßburg. Die Glasbläser in Frankreich behandeln ihre Kunst als ein Familiengeheimniß. Als kürzlich ein Fabrikherr in Anzin einen neuen Glasbläser annehmen wollte, welcher nicht aus „reinem Blute“ war, entstand darüber in seiner Fabrik ein Aufstand, der bis jezt noch nicht beigelegt ist. T.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

20. Mittwoch, 11. März. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die zwei Becher.

(Beschluß.)

4.

Rustan, der immer in der Nähe des Kaisers war, sah die Wunder der Siege desselben, sah ihn in einem Glanze strahlen, von dem ihm kaum die Mährchen des Orients eine Vorstellung hatten geben können, sah in ihm einen Gott, und seine Treue kannte keine Grenzen. Aber auch der Kaiser liebte seinen Mameluken wie einen ihm vom Himmel gesandten Diener, wollte, daß derselbe sich mit Glanz und Reichthum umgebe, spiegelte sich gewissermaßen gern in dem Luxus Rustans, verlangte für seinen Mameluken den prachtvollsten Anzug, die kostbarsten Waffen, die schönsten Pferde, und bei festlichen Gelegenheiten wies er ihm stets den Plaz neben sich an.

Aber mitten in den unsterblichen Feldzügen des Kaisers, mitten in dem Rausche der Eroberungen und der Größe in den Tuilerien dachte Rustan an sein Vaterland; er sehnte sich nicht gerade dahin zurük, denn nichts in der Welt würde ihn von Napoleon getrennt haben, aber er dachte an seine Mutter, an die Berge seiner Heimath, an die Ebene mit den Schafheerden, an die glüklichen Tage, die er sich für die Zukunft versprochen hatte, und an Nephthalie, welche die Gefährtin seines Lebens werden sollte.

Eines Morgens war der Kaiser sehr vergnügt, knipp Rustan in die Ohren und sagte zu ihm: „Rustan, Du wirst Deine Landsleute wiedersehen.“

„Wie, Sire?“ fragte Rustan erschroken.

— „Nein, nein, beruhige Dich,“ sezte der Kaiser hinzu, der die Gedanken des Mameluken sogleich errieth, „Du sollst nicht fort, sie werden zu uns kommen.“

„Ach!“

— „Ja. Ich werde in meiner Garde ein Regiment Mameluken haben; willst Du es kommandiren?“

„Sire, ich bin stets bereit, den Willen Ew. Majestät zu erfüllen, aber, wenn Sie mir einen Wunsch erlauben, so bitte ich, Sie nie verlassen zu dürfen.“

— „Gut, lieber Freund! Ja, Rustan, bleibe immer bei mir und verlange von mir, was Du brauchst.“

„Sire, ich bedarf nichts als die Gegenwart und das Wohlwollen Ew. Majestät.“

— „Sage mir, Rustan, wie wohnst Du?“

„Ich bewohne ein kleines Zimmer in dem Pavillon Flora.“

— „Hast du es nach türkischem Geschmake einrichten lassen?“

„Nein, Sire.“

— „Du bist dumm; laß es türkisch einrichten, mein Junge.“

Der Kaiser entfernte sich und Rustan ließ, nach dem Willen des Kaisers, seine Zimmer auf orientalische Art einrichten, einfach, aber ganz im Geschmake seines Vaterlandes.

Die Mameluken langten in Paris an und erregten allgemeines Erstaunen; es war eine lebendige Trophäe, welche Aegypten Napoleon sandte, und er nahm sie mit dem befriedigten Stolze eines Siegers, aber auch mit so viel Wohlwollen an, daß die Fremdlinge in seinem Dienste mehr eine Ehre, als eine Demüthigung finden mußten. Rustan beobachtete sie sehr aufmerksam: diese Gesichter waren für ihn eine lebendige Erinnerung. Als die Offiziere dem Kaiser vorgestellt wurden, blieb einer aus der Gruppe schüchtern zurük. Rustan ging auf ihn zu, redete ihn in der Muttersprache an und erkannte ihn; es war Alib; Alib, der am Verlobungstage mit ihm aus dem nun verlornen Becher getrunken hatte.

„Und Nephthalie?“ fragte Rustan fast unwillkührlich.

— „Sie ist todt!“

Und beide schwiegen einen Augenblik.

„Todt ohne Gatten?“ fuhr Rustan fort, indem er auf Alib einen funkelnden Blik warf, gleich der Klinge eines syrischen Dolches.

— „Nein!“

„Und wen hat sie geheirathet?“

— „Mich.“

„Dich?!“

Rustan ließ die Hand Alibs los; die Augen wurden ihm nicht naß; er sah ihn an, aber in seinem Blike lag jezt weder Zorn noch Unwille, sondern eine unbeschreibliche Mischung von Ueberraschung und Mitleid.

5.

Zwei ganze Wochen waren seitdem vergangen; der Kaiser hatte bereits die erste Musterung über das Regiment gehalten und wollte dann, daß Rustan und die Mameluken bei einem Festmahle beisammen seien; bei diesem Mahle gelobten sich Alib und Rustan von neuem Freundschaft und Vergessenheit des Vergangenen. Indeß beschäftigte den Mameluken des Kaisers fortwährend ein geheimer Plan. Er ging häufig zu dem geschikten Goldschmidt Odiot, brachte ganze Stunden lang in der Werkstatt desselben zu, und eines Tages sah man

ihn in das Schloß geheimnißvoll einen Becher bringen, den er sorgsam verbarg. Den andern Tag lud er den Lieutenant Alib zu sich ein.

Der Mamelukenoffizier stellte sich pünktlich ein, und ward freundschaftlichst von seinem Landsmanne empfangen. Sie hatten einander so viel zu sagen, wenn nur einmal angefangen war. Rustan begann zuerst von Armenien und allen seinen Erinnerungen; sie wünschten einander Glük zu ihrer Laufbahn; dann erzählten sie ihre Abenteuer. Alib hatte Armenien nach dem Tode Nephthalies verlassen, die einem Grame unterlag, den sie nie entdeken wollte. Warum sie eingewilligt hatte, Alib zu heirathen, war ein Geheimniß, das er nur durch die natürliche Unbeständigkeit der Frauen und die Abwesenheit Rustans zu erklären wußte, welche sie einer andern Liebe zuschrieb. Kein Wort von dem Becher! Auch Rustan sprach nicht davon, schien vielmehr absichtlich diesen Gegenstand zu vermeiden.

Die Stunden vergingen schnell bei den Gesprächen, welche die beiden Mameluken in die Heimath und die glükliche Jugendzeit zurükversezten. Die Einrichtung des Zimmers Rustans verstärkte die Täuschung noch, und die Gerichte, welche man auftrug, waren die vaterländischen.

Mit einemmale gab Rustan ein Zeichen; ein armenisch gekleideter Diener trat herein und überreichte mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten seinem Herrn einen Becher. Dieser stand auf, berührte ihn mit den Lippen und reichte ihn seinem Gaste. Bei dem Anblike desselben stürzte Alib, erstaunt, überrascht, wie vom Blize getroffen nieder, Rustan entfernte seine Leute und eilte ihm zu Hilfe.

Die Blike Alibs waren unstät, seine Worte ohne Zusammenhang. Was sagte er? Er spricht von der Entwendung eines Bechers, von einem Mädchen, das sich gegen die Gewalt sträubt, bittet und fleht, und zu dem Altare geschleppt wird, um einen falschen Schwur zu schwören. Warum diese Worte des Verbrechens und der Reue, die er hervorstammelt? Warum verlangt er, man solle den zarten weißen Körper von ihm entfernen, den der Tod, sagt er, kaum berührt zu haben scheine? Warum wiederholt er, er wolle ein Leben enden, das immer von der verflucht worden sei, welche er so sehr geliebt, daß er sich, um sie zu besizen, den schrecklichen Strafen ausgesezt habe, welche der Prophet für die bestimmte, die die heilige Gastfreundschaft verlezten? Und — was bedeutet die gräßliche Ruhe, welche plözlich auf diesen Wahnsinn folgt?

„Alib!“ sprach Rustan, „geh, ich verzeihe Dir; Du warst nur das blinde Werkzeug des Schiksals, welches mir den Plaz an der Seite Napoleons angewiesen hatte; komm wieder zu Dir. Die Prüfung war zu stark.“

Alib erlangte allmälig den Gebrauch seiner Sinne und seines Verstandes wieder; seine Blike richteten sich ängstlich auf die Tafel, und er sah den Becher wieder. Es war der, welchen er einst geraubt hatte, der Becher Rustans, mit welchem der Besiz Nephthalies verbunden war. Wie war dieser Becher nach Paris, in die Tuilerien gekommen, da er ihn doch selbst in den Euphrat geworfen, und nur seinen Schmerz und seine Reue behalten hatte, von denen er sich nicht befreien konnte? Alib erfuhr es nie.

Rustan sah troz der Zeit und der Entfernung jenen Becher noch immer vor seinen Augen, und hatte ihn Odiot so genau beschrieben, daß der Künstler ihn täuschend ähnlich nachzubilden vermochte.

6.

Viele Jahre nach dem Frühstüke in den Tuilerien, in der Schlacht bei Leipzig, kam ein Mameluk zu Rustan und forderte ihn auf, einen Sterbenden zu trösten, der ihn im Namen des Propheten darum beschwöre. Rustan folgte dem Boten. Bei der Garde, bei dem Scheine halb verlöschter Feuerbrände, sah er Alib liegen, der ihm die Hand entgegenhielt und Sprüche aus dem Koran betete. Kaum hatte Rustan diese Hand ergriffen, als sie erkaltete. Alib starb an einer Wunde, die er nicht hatte verbinden lassen.

Die vier Heinriche.

Die Geschichte zeigt manches seltsames Zusammentreffen, und es gibt Ereignisse, die eine so merkwürdige Aehnlichkeit darbieten, daß man fast glauben möchte, sie seien das unvermeidliche Geschik gewisser Familien. Ein solches sonderbares Zusammentreffen zeigt uns in höchst auffallender Weise das königliche Haus Capet jedesmal, wenn eine der Branchen desselben auf den Thron gelangte. So ist die Nachfolge dreier Brüder auf den Thron Frankreichs stets die Erlöschung oder Ausschließung des ältern Zweiges in dem Augenblike vorangegangenen, wo er einer neuern Linie Plaz machte. Philipp der Schöne stirbt; er hinterläßt 4 Söhne: drei dieser Söhne gelangen nach einander auf den Thron; zuerst Ludwig X. Hutin, hierauf Philipp der Lange und endlich Karl der Schöne. Die Branche der Capets erlischt, die der Valois ersezt sie. Als die Regierungszeit der Lezteren abgelaufen war, verliert sie den Szepter unter denselben Umständen wie die Branche, welche sie ersezte. Heinrich II. hinterläßt vier Erben; von denselben werden drei Könige von Frankreich; Franz II., Karl IX., Heinrich III. Die Valois enden, die Bourbons beginnen. Wir sahen die ältere Linie der Bourbons nach den Regierungen Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X. enden, welche drei auch Brüder waren, und alle den Thron bestiegen. Eine andere Sonderbarkeit finden wir in einer der zahlreichen Produktionen des sechzehnten Jahrhunderts, die in Haag gedrukt ist: und den Titel: „Finger Gottes“ trägt.

Eines Abends regnete es in Strömen; eine alte Frau, die im Lande als Hexe galt, und die eine elende Hütte im Walde von St. Germain bewohnte, hörte an ihrer Thüre klopfen; sie öffnete, und sah einen Kavalier, der sie um Gastfreundschaft bat, sie brachte sein Pferd in eine Scheune, und ließ ihn eintreten. Beim Schimmer einer rauchenden Lampe sah sie, daß es ein junger Edelmann war. Die Person verkündete die Jugend, die Kleidung den Stand. Die alte Frau machte Feuer an, und frug den Edelmann, ob er etwas zu essen wünsche. Ein sechzehnjähriger Magen ist wie ein sechzenjähriges Herz, sehr begehrlich und wenig spröde. Der junge Mann nahm das Anerbieten an. Ein Stük Käse und ein Schwarzbrod ward aus der Truhe geholt. Es war der ganze Vorrath der Alten. „Ich habe nicht mehr,“ sprach sie zu dem jungen Edelmann, „das ist Alles, was mir der Zehnte, die Steuer und die Nachsteuer übrig lassen, um armen Reisenden anzubieten; dazu kömmt noch, daß mich die Bauern der Umgegend als eine Hexe und eine dem Teufel Ge-

weihte ausschreien, um mit gutem Gewissen den Ertrag meines armseligen Feldes zu rauben."

„Pardieu"! sagte der Edelmann, „wenn ich jemals König von Frankreich werde, so will ich die Steuern aufheben und das Volk unterrichten lassen." — „Gott erhör euch," erwiderte die Alte. Hierauf näherte sich der Herr dem Tische, um zu essen; aber in demselben Augenblike hielt ihn ein neues Klopfen an der Thüre davon ab. Die Frau öffnete, und sah wiederum einen von Regen durchnäßten Kavalier, der sie um Gastfreundschaft bat. Sie ward ihm zugestanden, und als er eingetreten, fand es sich, daß es wieder ein junger Mann, und wiederum ein Edelmann war.

„Du bist es, Heinrich?" sagte der Eine.

„Ja, Heinrich," sagte der Andere.

Beide hießen Heinrich. Die Alte vernahm aus ihrer Unterhaltung, daß sie zu einer großen Jagdpartie gehörten, welche König Karl IX. hielt, und die das Ungewitter zerstreut hatte. „Alte," sagte der Neuangekommene, „kannst du uns nicht noch etwas geben?" — „Nichts," erwiderte sie. — „So müssen wir theilen," sagte er. Der erste Heinrich verzog das Gesicht; als er jedoch den entschlossenen Blik und die kräftige Haltung des zweiten Heinrich sah, sprach er verdrießlich: „Theilen wir denn!" — Er dachte, besser, daß ich mit ihm theile, als daß er Alles nimmt. Sie sezten sich hierauf einander gegenüber, und schon war der eine im Begriff, das Brod mit seinem Dolche zu zerschneiden, als zum Drittenmale an der Thüre geklopft ward. Seltsames Zusammentreffen! noch ein junger Mann, noch ein Heinrich. Die Alte betrachtete sie mit Verwundern. Der erste wollte den Käse und das Brod verbergen; der zweite stellte Alles wieder auf den Tisch und legte seinen Degen dabei. Der dritte Heinrich lächelte.

„Ihr wollt mir also nichts von eurem Abendessen geben?" sagte er, „ich kann warten, ich habe einen guten Magen." „Das Abendbrod", sagte der erste Heinrich, „gehört von Rechtswegen dem, der zuerst kam." — „Das Abendbrod," sagte der zweite, „gehört dem, der es am besten zu vertheidigen weiß." — Der dritte ward roth vor Zorn, und sagte stolz: „Vielleicht gehört es dem, der es zu erobern versteht." — Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der erste Heinrich seinen Dolch ergriff, und die beiden andern ihre Degen zogen. Schon wollten sie handgemeng werden, als zum Viertenmal geklopft wird, und ein vierter Edelmann, ein vierter junger Mann, ein vierter Heinrich hereintrat. Beim Anblik der bloßen Degen zog er den seinigen, stellte sich den schwächsten zur Seite, und griff ungestümer Weise an. Die Alte verbirgt sich voll Angst, und die Degen zertrümmern Alles, was sie erreichen. Die Lampe fällt um, erlischt, und jeder schlägt im Finstern um sich. Der Waffenlärm dauert eine Zeitlang, wird dann nach und nach schwächer, und endet zulezt ganz. Hierauf wagt es die Alte, ihren Schlupfwinkel zu verlassen; sie zündet die Lampe wieder an, und sieht, wie die vier jungen Leute auf der Erde hingestrekt, und alle verwundet waren. Doch mehr aus Ermüdung als durch Blutverlust waren sie hingesunken. Einer nach dem andern erhob sich wieder, und beschämt über ihr Benehmen, lachten sie und sprachen: „Wir wollen in Einigkeit und ohne Groll mit einander essen." Sie sahen sich nach dem Abendbrode um, aber es lag auf der Erde, zertreten

und mit Blut besudelt. So armselig auch es war, so sehr beklagte man es doch. Ueberdies war die Hütte zerstört, und die Alte starrte in einem Winkel sizend, mit fahlen Augen auf die vier jungen Leute hin.

„Warum betrachtest du uns so?“ sprach der erste Heinrich, dem dieser Blik mißfiel. „Ich lese euer Schiksal, das euch auf den Stirnen geschrieben steht, erwiderte die Alte. Der zweite Heinrich befahl ihr mit harten Worten, es ihm zu enthüllen; die beiden andern unterstüzten ihn lachend. Die Alte sprach: „Dasselbe Geschik wird euch alle vier vereinen, so wie ihr euch in dieser Hütte zusammen fandet. So wie ihr das Brod mit Füßen getreten und mit Blut beflekt habt, was euch die Gastfreundschaft bot, so werdet ihr die Macht mit Füßen treten und mit Blut befleken, die ihr theilen konntet; wie ihr diese Hütte verwüstet und zu Grunde gerichtet habt, so werdet ihr Frankreich verwüsten und zu Grunde richten; wie ihr alle vier im Finstern verwundet worden seid, so werdet ihr alle vier durch Verrath und eines gewaltthätigen Todes sterben.“

Die vier jungen Leute konnten nicht umhin, über die Weissagung der Alten zu lachen. Diese vier Edelleute waren die vier Helden der Ligue, zwei von ihnen deren Oberhaupt, die andern zwei als deren Feinde.

Heinrich von Conte ward zu Saint-Jean-d'Angely von seiner Frau vergiftet. — Heinrich v. Guise ward zu Blois von den Fünfundvierzig ermordet. — Heinrich von Valois (Heinrich III.) ward von Jakob Clement zu St. Cloud ermordet. — Heinrich von Bourbon (Heinrich IV.) ward zu Paris von Ravaillac ermordet.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

London. Nach Londoner Blättern liest man in dem Ladenfenster eines dortigen Haar-Kräuslers (Voter-Straße, New-York-Markt) folgende Anzeige: „Frauenzimmer-Häupter werden vermittelst Dampf frisirt, nach dem ersten Style von Eloquenz!“ M.

Paris. Bei dem Brande des Theaters de la Gaité sind vier Menschen umgekommen. Der Schaden ist sehr beträchtlich, da das Gebäude nur gering versichert war. B.

Hochstädt. Hier ward unlängst zur Herstellung einer größern Frequenz bei den Viehmärkten ein Ochsenrennen gehalten. Der Gedanke ist originell. Auf dem Plaze war ein blau und weiß angestrichener Pfahl aufgestekt, an welchem 3 neue Peitschen, als Preise für die Bewerber hingen. S.

New-York. Ein amerikanischer Luftschiffer, Hr. Rufur-Porter, hat der Regierung der Vereinigten Staaten den Vorschlag zu einem riesenhaften Dampf-Luftballon gemacht. Ein eiförmiger, querliegender Ballon von 500 Fuß Länge und 50 Fuß Durchmesser soll ein angehängtes Fahrzeug von 50 Fuß Länge und 20 Fuß Breite tragen, worauf ein Verdek mit Wohnungen für die Passagiere, eine Dampfmaschine von 10 Pferde Kraft, um ein Rad nach Art der Windmühlen-Fliegel zu treiben, und endlich ein Steuerruder nach Art der Schwänze der Fische, so daß man durch die Luft

HAHNEMANN.

schiffen können soll, wie ein Schiff durch das Wasser. T.

Paris. Das Bulletin der Polizei-Präfektur von Paris enthält folgende nicht uninteressante Raubgeschichte, ohne den Schauplaz derselben zu bezeichnen: „Eine junge artige Dame, seit einiger Zeit Wittwe, suchte sich über den Tod ihres unvergeßlichen Gatten durch den Besuch eines prächtigen Ballfestes einigermaßen zu trösten. Sie strahlte von Diamanten, und erntete allgemeine Bewunderung. Spät in der Nacht läßt sie ihren Wagen vorfahren, steigt ein, und fährt nach Hause. Kaum war sie im Wagen, als ein galanter Herr, der sich bis dahin inkognito in eine Eke geschmiegt hatte, ihr näher rükt, und sich fürs erste Glük wünscht, daß sie sich statt ihrer eigenen Equipage der seinigen habe bedienen wollen. Die Dame erschrikt, sie begreift nun, daß man ihre Bedienten hinterlistig entfernt, und ein Räuber einen besondern Wagen dem ihrigen substituirt habe. Ihr galanter Begleiter bemerkt ihre Furcht, und ersucht sie in den höflichsten Ausdrüken ganz ruhig zu sein, und weder für ihr Leben noch für andere ihr werthe Gegenstände besorgt zu sein, nur bitte er sich zum Andenken an dieses beglükte Zusammentreffen ihre sämmtlichen Diamenten aus, deren, wie er lächelnd beisezte, eine so reizende Wittwe gar nicht bedürfe. Sie mußte sich zu dem Opfer entschließen, und mit einem zärtlichen Handkusse beurlaubte sich ihr Gefährte. B.

Paris. Man spricht jezt in Paris viel von dem Unglüke einer jungen Dame. Sie hatte einen Geliebten, der dem Spiele sehr ergeben war, und legte ihm, als sie auf ein halbes Jahr zu ihrem Oheime und Vormunde in die Bretagne reisen mußte, eine Prüfung auf. Sie versprach ihm Herz und Hand und damit ihr großes Vermögen, wenn er während ihrer Abwesenheit durchaus nicht spiele, versicherte ihn zugleich, sie werde ihn genau beobachten lassen. Alfred, so hieß der junge Mann, versprach Alles, was sie wollte, widerstand allen Anerbietungen und Aufforderungen zum Spiele, und unterhielt sich in der Gesellschaft, welche er gewöhnlich besuchte, und das Spiel zu vergessen, mit einem jungen geistreichen Mädchen. Er vergaß dabei wirklich das Spiel, aber das Mädchen wurde ihm endlich unentbehrlich; er besuchte die Gesellschaft bald nur um ihretwillen, vergaß die frühere Geliebte, und kurz vor der Rükkehr derselben hatte er das Mädchen geheirathet. Die Verschmähte erfuhr ihr Unglük noch am Tage ihrer Ankunft und schon am zweiten verschloß sie sich für immer in einer klosterähnlichen Anstalt. B.

Bilder-Gallerie. Nr. 2.

Dr. Hahnemann.

Samuel Christian Friedr. Hahnemann, der berühmte Stifter des homöopathischen Heilsystems, ist zu Meißen im J. 1755 geboren und ist daher jezt ein achtzigjähriger Greis. Sein Vater war Maler in der dortigen Porzellan-Manufaktur. Im J. 1775 bezog Hahnemann die Leipziger Universität. Seine ganze Baarschaft bestand in 20 Thalern; mehr vermochte ihm sein Vater nicht zu geben, und er daher durch Sprachunterricht und Uebersezen englischer me-

dizinischer Werke ins Deutsche für seinen Unterhalt sorgen mußte. Da in Leipzig damals kein medizinisches Klinikum bestand, ging H., um sich auszubilden, nach Wien. Nachdem endlich seine Geldquellen ganz erschöpft waren, begab er sich, dazu aufgefordert und eingeladen, nach Hermannstadt zu dem Gouverneur von Siebenbürgen, von Bruckenthal, bei welchem er fast zwei Jahre lang die Stelle eines Hausarztes und Bibliothekars versah und nebstbei in der Stadt, also noch vor seiner Promotion, praktizirte. Er ging hierauf nach Erlangen, woselbst er am 10. August 1779 zum Doktor der Medizin kreirt wurde. Er praktizirte hierauf in verschiedenen Orten und erhielt dann das Physikat in Gommern bei Magdeburg, wo er sich mit der Tochter des dortigen Apothekers ehelich verband. Dann entsagte er aber meist der medizinischen Praxis und beschäftigte sich mit der Schriftstellerei. Es erschienen von ihm mehrere schäzbare, besonders chemische Werke, die größtentheils vielen Beifall erhielten. Im J. 1789 reifte bei ihm zuerst der Gedanke seines neu begründeten Systemes der Homöopathie, welchen er 1790 in einer Abhandlung im Hufeland'schen Journal: „Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen" zuerst aussprach. Er lebte von da an in verschiedenen Orten, stand eine Zeit lang einem Heil-Institute für Wahnsinnige in Georgenthal vor, wendete sich 1794 nach Braunschweig, dann nach Königslutter, Hamburg u. s. w., überzeugte sich immer mehr von seiner neuen Lehre und gab in ihrem Geiste mehrere wichtige Werke heraus, worunter wir vorzüglich seinen „Organon der Heilkunst" (der schon 5 Auflagen erlebte) und seine „Reine Arzneimittellehre" erwähnen. Doch machte sein System erst seit 1819 Sensation, zog ihm deshalb noch mehr Widersacher, als er schon früher erregte, zu, gewann aber auch auf der andern Seite eine starke unterstüzende Parthei. — 1812 ging H. nach Leipzig und praktizirte dort eilf Jahre. Da man ihm aber daselbst, eigene Medikamente zu bereiten und auszugeben nicht weiter gestatten wollte, begab er sich 1825, mit dem erhaltenen Titel eines herzogl. Anhalt-Köthen'schen Hofraths, nach Köthen, wo er seitdem zahlreich konsultirenden Kranken homöopathisch beisteht. Jezt, in einem Alter von 80 Jahren, lebt er in sehr großem Wohlstande und sein ganzes Thun verräth noch das Feuer eines jugendlichen Mannes, so daß er noch in diesem hohen Alter, am 18. Januar d. J., sich zum zweitenmale verehligte. Seinem Körper sähe man keine Spur des hohen Alters an, wenn nicht weiße Loken die Schläfen umwallten und die Zeit dem Schädel eine Platte auferlegt hätte. Klein und untersezt an Gestalt, ist H. rasch und lebendig, jede Bewegung ist Leben; die Augen verrathen den Forscher: aus ihnen spricht Jugendfeuer; die Gesichtszüge sind scharf belebt, und wie dem Körper das Alter fremd zu sein scheint, so ist es auch dem Geiste. Sein Gedächtniß ist bewunderungswerth und seine Sprache feurig. Er ist ein starker Tabakraucher und trinkt keinen Wein; Weißbier aber darf nie auf seinem Tische fehlen. Außerdem ist seine Lebensart einfach, nüchtern und patriarchalisch.

Wir enthalten uns übrigens jeder Meinungs-Aeußerung über die Haltbarkeit seines Systems und bemerken nur, daß der Kampf für und wider sehr leidenschaftlich geführt wird.

R.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

21. Sonnabend, 14. März. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die klug gewordene Dame.

Von Rodriguez de Lobo; deutsch von E. Karoli.

Vor manchen Jahren lebte in Oporto ein Kaufmann, welcher sich mit einer Wittwe verheirathete, die ihm außer unterschiedlichen liegenden Gründen und einem artigen Kapital, auch eine Tochter, Namens Spina, von ihrem ersten Manne zubrachte. Diese ward von der Mutter aufs zärtlichste geliebt, und obgleich die zweite Ehe der guten Frau keineswegs ohne Kinder blieb, hielt sie Spina doch höher, als ihre übrigen Töchter und Söhne zusammen. Keiner von ihnen durfte den Liebling der Mutter auch nur scheel ansehen, und wie sie selbst, gleich dem Hausgesinde, sich nach den Launen des Mädchens bequemen mußte, verlangte sie von ihrem Manne, daß er „dem allerliebsten kleinen Närrchen“ in allen Dingen zu Gefallen leben solle. Kam es dem Kaufmann einmal in den Sinn, irgend ein Gelüstchen der Senhora zu durchkreuzen, ihren Eigensinn zu brechen, oder einen andern Fehler als rechtschaffener Hausherr bestrafen zu wollen, so hieß er ein böser Stiefvater, der in dem Kinde die Mutter zu kränken beabsichtige, und was des thörichten, unter Thränen vorgebrachten Wehklagens mehr war. So ließ Jener, welcher sonst keinen Grund zur Klage über das Weib hatte, des lieben Friedens wegen es dabei bewenden, und sieben eine gute und gerade Zahl sein. Die Wahrheit zu gestehen mochte Senhor Gabriel, so hieß der Kaufmann, seiner Stieftochter schon von selbst nicht gern ein scharfes oder abschlagendes Wort sagen; denn wenn ihr anders nur der Wille geschah, war sie das anmuthigste Kreatürchen, was man wünschen konnte, voll einschmeichelnder Künste, und tausend allerliebster Possen; dabei das feinste Gesichtchen und die zierlichsten Körperformen, die man sehen konnte, verbunden mit einer gewissen Art, der Alles ließ, was

sie that oder vollbrachte, und was man Andern nicht selten als Unziemlichkeit verwiesen haben würde. Stellte die kleine Spina bei heiligen Festen nun gar einen Engel vor, erschien sie in so leuchtender Schönheit, und wußte dabei Fragen und Antworten vorzubringen, daß männiglich sich verwunderte, und ihre Mutter sie nicht blos einen Tag, sondern wenigstens vier Wochen für ein überirdisches Wesen hielt *).

Auf diese Weise näherte sich Spina dem jungfräulichen Alter und ihre Mutter hatte die Genugthuung, daß Alle, welche das Mädchen sahen, es fast eben so sehr als sie selbst bewunderten, die körperlichen sowohl als die geistigen Vollkommenheiten. Was dieses betrifft, so hatte Spina einigen Fleiß daran gewendet, diejenigen Künste zu lernen, wodurch man den Augen der Leute gefallen, und sich vor Andern auszeichnen kann. Tanzen, singen, unterhaltende Märchen erzählen und muntre wie schmachtende Lieder und Romanzen mit der Guitarre zu begleiten, verstand sie gar nicht übel, und dabei blieb sie Niemanden eine Antwort schuldig, so daß sie unter ihren Bekannten und Gespielinen in dem Rufe stand, sie könne gleich gut Räthsel aufgeben wie rathen.

Nun begab es sich aber, daß Spina's Mutter erkrankte. Als es immer schlimmer mit ihr ward, und sie daran gedachte, daß der Abschied aus dieser Zeitlichkeit gekommen sei, fiel ihr der Gedanke schwer aufs Herz, wie es dem verweichlichten Schooßtöchterchen, wenn sie nicht mehr Alles ausgleichen und zum Besten kehren könne, auf dieser Welt ergehen werde, und ob es der Stiefvater nicht etwa künftighin gleich den übrigen Kindern, oder wohl nicht einmal so gut halten werde. Sie rief daher Gabriel an ihr Siechbett und verlangte solche Versicherungen von ihm, welche ihr in Beziehung auf Spina das Scheiden vom Leben erleichtern könnten. Der gute Gabriel, welcher die Kranke herzlich liebte, gab ihr das feierliche Versprechen, seiner Stieftochter kein Leides zu thun, noch dieselbe am Mutter- oder Vatertheil zu verkürzen, auch sie nicht früher von sich zu thun, als bis sie selbst ihn und sein Haus zu verlassen begehre, dem künftigen Gatten zu folgen; diesen aber wolle er ihr, als sei sie sein leibliches Kind, verschaffen und auswählen. Damit war die Dame zufrieden, nur verlangte sie nur noch, und fast mit dem lezten Seufzer, daß er Spina zu keiner Heirath zwingen, noch ihrer selbsteigenen Wahl entgegen sein wolle. Da Gabriel seiner Frau das gelobt hatte, entschlief sie, nach zuvor schon abgelegter Beichte, ohne sonderlichen Kampf zu dem Geschik, was uns Allen nach dieser Zeitlichkeit bereitet ist: nämlich einem Jeglichen, seinen Lohn zu empfangen, je nachdem er bei Leibes Leben gehandelt, es sei gut oder böse.

Gabriel, als er sein Weib, ihrem Stande und ihren Tugenden gemäß begraben und beweint, auch keine geringe Anzahl Messen zum Heil ihrer armen Seele bestellt hatte, zeigte sich nicht minder bedacht, den der Sterbenden Hinsichts Spina gegebenen Versprechungen in allen Stüken nachzukommen. Wie das Mädchen nun von Tage zu Tage voller aufblühte, gedachte der Vater,

*) Den bei den geistlichen Prozessionen und Umgängen als Engel verkleideten Kindern wird von dem Volksglauben noch jezt für den Tag des Festes ein gewisser Grad von Heiligkeit zugeschrieben.

daß er mit der getreulichen Verwaltung ihres mütterlichen Erbgutes, und dem nichts in den Weg legen im Häuslichen, mit nichten getban sei, daß er vielmehr daran denken müsse, der Jungfrau einen passenden Ehemann zu verschaffen. In aller Stille sah der Kaufmann sich mit prüfenden Bliken sowohl unter seinen Bekannten, als auch sonst in der Stadt um, und ließ seine Augen endlich auf dem Sohn eines wohlhabenden Handelsfreundes, Benedikt mit Namen, ruhen. Je mehr er hierauf die Sache überlegte, ja von allen Seiten herumdrehte, desto annehmlicher erschien sie ihm. Nicht nur hatte der junge Benedikt von seinem Vater bereits ein eigenes Geschäft übernommen, sondern es mit Betriebsamkeit und Umsicht führend, war er durch dasselbe ein gemachter Mann, dabei von unbescholtenem, biegsamen Charakter, und nicht ungefälligem Aeußern.

Als Gabriel über alle diese Punkte bei sich einig war, wußte er es zu veranstalten, daß ein ehrbarer Christ und ihr beiderseitiger Bekannter den jungen Mann auf seine Stieftochter aufmerksam machte und ihm dieselbe in der Kirche zeigte. Wirklich war nichts weiter nöthig, um einen Feuerbrand in das Herz des so sittsamen, sonst nur seinem Gewerbe nachgehenden Jünglings zu werfen. Benedikt kannte keine Rube Tag und Nacht, die Zahlen im Haupt- und Kontobuche tanzten mit Spina's Trippeltritten vor seinen Augen; kurz er rastete nicht bis sein Vater, und kaum daß er dem ehrwürdigen Manne selbst dazu die gehörige Zeit gönnte, den Mantel über sein Sonntagskleid werfend als Freiwerber mit ihm zu Senhor Gabriel ging; dabei war er troz seiner besten Vorsäze immer viele Schritte voraus, daß der gesezte Begleiter ihm keuchend die bergaufsteigenden Straßen von Oporto nachfolgen mußte.

Als Gabriel Vater und Sohn daher kommen sah, und später ihren Antrag hörte, war er im Herzen und Benehmen gleich sehr erfreut, doch sprach er, zuförderst für die Ehre, welche jene seinem Hause zugedacht, höflich dankend, und den Eifer des jungen Benedikt's wahrnehmend, als ein redlicher und kluger Handelsmann, dem es allerdings darum zu thun, seine Waare vortheilhaft los zu werden, der aber doch den Käufer keineswegs betrügen und sich die Kundschaft verschlagen will. Was er in sorgfältigen und weitläufigen Worten darthat war kürzlich dieses: daß Spina, neben ihrer anmuthigen Person und kleinem Vermögen, auch noch ihr Köpfchen für sich habe, und wie es zugehe, daß er ihr nicht, wie einem rechtschaffenen Vater geziemlich, durch den Sinn fahren, noch sie selbst zu ihrem Glük zwingen dürfe.

Mit nicht minderen Worten oder Artigkeiten und einem gewissen listigen Schmunzeln entgegnete der alte Benedikt: daß die Mitgift ihn zufrieden stelle, und sein Sohn ja versuchen könne der Senhora zu gefallen; wenn es so weit wäre, sie als Hausfrau heimzuführen, möge er alsdann sehen, mit ihr zurecht zu kommen. Dagegen versicherte der verliebte Jüngling, wofern es ihm nur gelänge, den Beifall der Schönen zu erhalten, er ihr gewiß in allen Stüken zu Willen leben wolle — was ohnfehlbar das Beste und Seligste sei — daß sie niemals in Versuchung gerathen könne, über etwas mißgestimmt oder gar ungehalten zu werden, und der geehrte Handelsfreund ihm nur zu der Bekanntschaft dieser Liebenswerthesten ihres Geschlechts verhelfen möge.

Da Gabriel die Angelegenheit so weit gefördert sah, stand er nicht länger an, die Jungfrau mit seiner Absicht bekannt zu machen. Er sagte ihr

also, daß sie mit dem wohlhabenden, gefügsamen Benedikt ein behagliches Leben nach ihres Herzens Gelüsten führen werde, und daß diese Partie besser sei, als sie nach ihrer mittelmäßigen Aussteuer erwarten könne. Spina horchte mit beifälliger Aufmerksamkeit, und obgleich sie bei dem lezten Theil der väterlichen Rede die Lippen höhnisch aufwarf, gab sie doch ganz vergnüglich zur Antwort, Gabriel möchte den Freiersmann, daß sie ihn in Augenschein nehme, ehestens mitbringen.

So ward dem jungen Menschen Botschaft gesendet, daß er die Segel zur hoffnungsreichen Fahrt, welche ihn in den Hafen seiner Wünsche tragen sollte, frisch aufziehen möge, und es bedurfte nur des Hauchs dieser Worte, ihn auf das Ziel lossteuern zu lassen, mit einem innerlichen Ungestüm, wie nach langem Lauf der Douro sich lechzend ins Meer stürzt. Mit nicht mißfälligen Bliken ließ die unter züchtig niedergeschlagenen Wimpern neugierig hervorblinzelnde Spina Gestalt und Gesichtszüge des Liebhabers die Musterung passiren. Selbst sein blödes, unbeholfenes Wesen fand noch Gnade vor ihren Augen, da sie — freilich nicht mit Unrecht — annahm, ihre Schönheit seze ihn in solche Verwirrung.

(Fortsezung folgt.)

Der große antihomöopathische Reichstag zu Nürnberg.

Der weite Raum fast kaum die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Apothekerfeste.

Der 19. Febr. war angebrochen, der Tag, welcher die inhaltschwere Streitfrage über Alleopathie und Homöopathie entscheiden sollte, eine Frage, die seit 1½ Monaten in Nürnberg die Gemüther in eine Aufregung versezt, wie man sich seit dem Welt-Ereignisse der Julirevolution und ihren gewichtigen Folgen nicht erinnert, am wenigsten aber je in Bezug auf eine wissenschaftliche Angelegenheit im großen Publikum gesehen hat. Die Versammlung fand im Saale des Gasthauses zum rothen Hahn, Morgens 8 Uhr, statt. Die Bank der Bischöfe, d. h. der Apotheker, war zahlreich besezt; hinter ihr reiheten sich die Bänke der Gläubigen und Ungläubigen im bunten Gemische; die Neugierigen aber gruppirten sich in Ermangelung der Gallerie, im Hintergrunde. Die für jede gesezgebende Versammlung bekanntlich äußerst kizliche Wahl eines Sprechers, wurde dadurch glüklich beseitiget, daß der kön. Kreis- und Stadtgerichts-Physikus die Sizung mit einer Rede eröffnete, in welcher er, die Wichtigkeit des Gegenstandes hervorhebend, die Anwesenden ermahnte, allen Scherz zu beseitigen. Der Redner sezte ferner den Zwek und die Wichtigkeit der Versammlung auseinander, bemerkte, wie es sich davon handle, die Wirkung des decillionsten Theils eines Salzkorns auf den menschlichen Körper zu erproben, ein Versuch, der in solcher Ausdehnung noch nirgends in der Welt sei angestellt worden und lud denjenigen Theil der Versammlung, welcher sich zur Erprobung an seinem Körper bereits erklärt habe, ein, entweder am 12. März d. J. wiederum in diesem Lokale zu erscheinen oder bis zu diesem Zeitpunkt schriftlich das Resultat der an sich gemachten Wahrnehmungen einzusenden. Der Herr Kreis- und Stadtgerichts-Physikus verpflichtete hierauf die

beiden mit der Bereitung des Mittels beauftragten Apothekergehilfen auf Ehrenwort zu gewissenhafter Behandlung, und fügte noch einige Bemerkungen bei, mit welcher Sorgfalt alle Anstalten für die Potenzirung getroffen seien. Das destillirte Wasser nämlich sei in Wöhrd bereitet, das Salz aus keiner Apotheke genommen, die Gläser neu vom Glashändler, die Stopfen ebenso auch im warmen Wasser abgekocht, und sämmtliche Gegenstände seien nicht einmal an einer Apotheke vorbeigetragen worden; endlich aber seien die beiden Gehilfen seit 2 Tagen aus ihren respektiven Offizinen entfernt gehalten worden, hätten gestern Abend ein Bad genommen und im Gasthaus zum rothen Hahn übernachtet! Die Heiterkeit der Versammlung ließ sich hier, troz der früheren Ermahnung zu Ernst und Würde, nicht länger bezähmen und selbst der vortragende Hr. Stadtgerichtsphysikus schien einen Augenblik die Würde seines Amtes zu vergessen. — Sofort wurde dann zur Bereitung des geheimnißvollen Trankes mit möglichster Förmlichkeit geschritten und derselbe von den Betheiligten verschlukt, ohne daß gerade besonders saure Gesichter zu bemerken gewesen wären. Ob und welche Wirkung derselbe auf die verschiedenen Konstitutionen geäußert, kann begreiflicher Weise erst am 12. März sich offenbaren, wohl aber möchte der größere Theil der Versucher, der bekanntlich schon das Frühstük entbehren mußte, nicht mit gleicher Resignation auf Mittag- und Abendessen verzichten, und somit wird es denn sicherlich an Einsprüchen von der andern Seite nicht fehlen, um somehr als nirgend die Zeit angegeben wurde, wann die Wirkung der Decillion zu beginnen habe. Ob die Wissenschaft durch den heutigen Akt etwas gewonnen, mögen Andere entscheiden — wir begnügen uns hier mit der Berichterstattung. So viel aber ist gewiß, daß derjenige Theil der Versammlung, welcher nach Aufhebung der Sizung alleopathisch sich in dem Schoppenzimmer des Gasthauses restaurirte, den besten Theil für seinen Magen erwählt.

Seltsame Anweisung.

Leopold v. Buch erzählt in seiner Reise durch Skandinavien von einem sonderbaren, dort gebräuchlichen Certifikate: „Wenn der Bauer um Christiania, die Hauptstadt des Königreichs Norwegen, wo es sehr viele Sägemühlen gibt, seinen Bretterreichthum abliefert, läßt er sich die Bezahlung mit Kreide auf den Rüken schreiben; darauf gebt er ins Zahlamt, zeigt dem Kassier seinen Rüken, empfängt sein Geld, und läßt die Zeichen auf seinem Pelze wieder vertilgen.“

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Berlin. Am 6. Feb. zum ersten Male: „Fausta. Oper in zwei Akten, nach dem Italienischen; Musik von Donizetti. Die neuen Dekorationen sind von Hrn. Antonio Sachetti gemalt.“ — Zu dem Text diente der Stoff: daß Fausta, die zweite Gemahlin Constantin des Großen, dessen Sohn Crispus (aus erster Ehe) liebt und bei seinem

Widerstand eine Anklage gegen ihn erhebt, wie die der Phädra gegen Hyppolit, so daß Crispus als Opfer fällt. Die Geschichte überliefert uns dies als Thatsache, und wenn die Aehnlichkeit mit „Phädra" allerdings nicht zu beseitigen war, hätte der Verfasser doch mehr thun müssen, als eben sich an die Geschichte halten; für die Oper bedarf es der Steigerung geistiger und sinnlicher Zustände, doch nicht skizzirtes Aneinanderreihen der Angaben eines historischen Lexikons, nicht ein bloßes Verwandeln von dessen Prosa in metrische Trokenheit. Die Charaktere sind obenein aus der alten Zeit in das Neu-Italienische übertragen; sie sind hohl, verweichlicht und schwankend. So wurde also dem Komponisten nicht günstig vorgearbeitet, aber dennoch muß man ihm das Zeugniß geben, daß seine Musik in den meisten Einzelnheiten, und allenfalls ganz abgetrennt von dem Stoffe, rein für sich betrachtet, aus dem Talent hervorgegangen und von guter Wirkung ist. Das Meiste davon gehört der Konzert-Musik an und die Musik-Liebhaber thun am besten, die Piecen in solcher Ansicht zu hören; da wird ihnen Vieles sehr behagen und der Komponist sich in die Reihe der Würdigen gestellt sehen, wenn man ihn auch von dem Vorwurf, einen unfruchtbaren Text behandelt zu haben, nicht freisprechen kann; freilich ein Vorwurf, der viele Komponisten trifft. — Vorzüglich gelungen sind die Introduktion, die folgende Szene der „Fausta," vor Allem der Moment in der dritten Szene, wo Constantin hinzutritt; die Katastrophe in der Zusammenkunft der verbrecherischen Gattin mit „Crispus" und das sich anschließende Finale. Im zweiten Akt hebt sich die Klage des „Crispus" zu den Füßen des Vaters hervor, ferner die Arie der „Beroe" und die Zusammenkunft der „Fausta" mit „Crispus" vor dessen Tode. Die Ausführung der Oper war wohlstudirt und zeugte von vollem Eifer; doch glauben wir, daß es zu erhöhter Wirkung führen würde, wenn in den leidenschaftlichen Szenen durch etwas raschere Tempi die Gluth sich verdichtete. Daß von den Proben die Sänger und Sängerinen mitunter etwas angegriffen schienen, verbürgt uns eine noch bessere Ausführung in den folgenden Vorstellungen. Dlle. Hähnel („Fausta") sang so ausgezeichnet, wie wir es von dieser Künstlerin gewohnt sind; die rascheren Tempi würden aber besonders ihre Partie treffen, namentlich in ihrer lezten Szene, wo damit die Verkehrtheit des Verfassers, nach der entsezlichen Nachricht vom Tode des Crispus die „Fausta" zu einer (unmöglichen) Versöhnung mit sich selbst kommen zu lassen, zu verhüllen wäre. Hr. Holzmiller („Crispus") macht hier, nächst dem schwärmerischen Ausdruk, den deklamatorischen geltend; wir haben in dieser Richtung ihn nie besser gehört. Hr. Fischer („Constantin") hat doch einmal wieder eine Partie, in der sich sein Talent äußern kann (davon abgesehen, daß der Verfasser an seinem Charakter die meiste Sünde beging); eine Gelegenheit, die der Künstler sich auch nicht entgehen läßt. Dlle. Beckär („Beroe") und Hr. Greiner („Maximianus"), der durch die Stimmlage seiner Partie wieder zu großer Anstrengung gezwungen ist, verdienen ebenfalls rühmlich genannt zu werden. Die äußere Ausstattung macht der Bühne Ehre; imposant ist der erste bunte Zug, bis aufs Kleinste in neuem und schönem Kostüm; glänzend und geschmakvoll die Dekoration des Kapitols, einfach würdig der Senats-Saal. V.

London. Herr Laporte ist von Wien zurük, wo er eine talentvolle Prima Donna engagirt hat; unsre

Opernsaison wird nun am 28sten Febr. beginnen. — Am 21sten wurde in Kovent-Garden zum erstenmale Auber's Oper „Lestocq" mit großem Beifalle gegeben. T.

Miszellen.

Paris. Drei Dinge bilden jezt das Gespräch von Paris; der Ministerwechsel der sich aber schon wieder etwas überlebt hat, der Brand des Theaters Gaité, dessen Gluth schon wieder zu erkalten beginnt, und ein Wunder für welches Alles begeistert ist. Dieses Wunder ist eine Stute Namens Blanche, die sich seit einigen Tagen im Cirque Olympique hervorthut. Mlle. Blanche ist das Muster der Gelehrigkeit, Geduld und Geschiklichket. Sie ficht (?) mit ihrem Herrn auf den Degen, so daß man sie für einen Schüler Grisiers halten sollte, sie walzt (?) so graziös wie Dll. Fanny Elsler, und feuert eine Kanone so kaltblütig ab wie ein Artillerist der alten Garde. Das größte Meisterstük, aber was sie vollbringt, nnd von dem man es selbst bei dem Lehrtalent des Hrn. Laurent Franconi nicht für möglich gehalten hätte, daß es einem Pferde beizubringen sei, ist, daß sie eine sehr steile Treppe von 20 Stufen rükwärts auf und absteigt. Man denke sichs wohl, rükwärts, und zwar mitten unter dem Prasseln eines Feuerwerks. Man glaubt, daß diese Dame Blanche Herrn Franconi mehr eintragen wird, als Boieldieu die seinige, ja mehr als dieselbe der komischen Oper eingebracht hat. B.

Straßburg. In wenig Jahren kann die Stadt Straßburg sich schmeicheln, das schönste Arsenal in Europa zu besizen. Der ganze Theil zur Linken, des nach der Zitadelle führenden Weges ist zum Arsenal des Plazes bestimmt. Der Plaz zur Rechten wird das Bauarsenal bilden, welches aus 10 Gebäuden, die drei große geräumige Höfe einschließen, bestehen wird. Von diesen zehn Gebäuden ist das vierte vor Kurzem beendet; es vereinigt mit einer großen Schönheit Vollendung in der Ausführung, und es gibt wenig Gebäude von diesem Umfange; seine Länge übertrifft um 3 Metres jene des Münsterthurms, und beträgt also 145 Metres. Es ist auf der einen Seite mit einer in unsern frühern Kriegen eroberten Trophäe, die wir behielten, geschmükt; dies ist die Donaukette, die, wie man sagt, von den Türken, als sie Wien belagerten, um die Donau abzusperren, verfertigt worden ist. Im Jahre 1809 wollte sich Napoleon derselben zu dem nämlichen Zweke bedienen, um nämlich die in die Flußströmung gebrachten Schiffe, welche die von der französischen Armee, eine Stunde unterhalb der Stadt aufgeschlagenen Schiffbrüken zerstören sollten, damit aufzuhalten. Diese Kette mißt 139 Metres und hat 1178 Ringe. D.

Paris. Hr. Bougny, kön. Prokurator zu Verdun, an dem man seit dem vor einiger Zeit erfolgten Tode seiner Frau eine Art religiöser Verrüktheit wahrgenommen hatte, machte am 18. Febr. seinem erst 36-jährigen Leben auf furchtbare Weise ein Ende. Er hatte den Abend mit seiner Schwester zugebracht, und sich zur gewöhnlichen Zeit niedergelegt; um 1 Uhr stand er auf, zündete in der Küche ein großes Feuer an, legte sich quer über dasselbe, und verblieb so anderthalb Stunden. Die neben der Küche schlafende Magd wurde endlich durch den Dampfgeruch erwekt; sie öffnete die Küchenthür und erstikte fast von dem Rauche, der ihr entgegen schlug. Endlich erkannte sie in der hellen Flamme

ihren Herren, der quer über dem Feuer lag und mit lauter Stimme Gebete sprach. Ein Zetergeschrei rief seine Schwester herbei, die den Unglüklichen von den Füßen bis zum Leibe aufs Schreklichste und bis auf die Knochen verbrannt fand; die beiden Hände, auf die er sich gestüzt hatte, waren ebenfalls verbrannt. Der Unglükliche wurde jezt aus dem Feuer gezogen, und behielt bis zu seinem, eine halbe Stunde darauf erfolgenden Tode, den vollen Gebrauch seiner Geisteskräfte. B.

London. In London denkt man, nach englischen Blättern, seit einiger Zeit sehr ernstlich an die Errichtung eines gigantischen Denkmals zu Ehren des größten brittischen Dichters, William Shakspeare, dessen Kosten durch Subskription gedekt werden sollen. Nach dem Plane soll die kolossale Statue des Dichters auf eine Riesensäule gestellt werden, auf deren Piedestal die Hauptperson eines jeden seiner dramatischen Stüke bildlich dargestellt werden soll. Das Monument soll auf einem der höchsten Punkte unweit der Mündung der Themse aufgestellt werden, damit es sowohl von London aus, als von den Schiffen, welche in den Fluß einlaufen, gesehen werden kann. M.

London. Ein englisches Blatt erzählt: Ein Vieh in Menschengestalt, Namens Palmer, der 2 Stunden von Boston wohnt, führte kürzlich seine junge und schöne Frau, einen Zügel um den Hals, auf den Markt dieser Stadt. Ein Austernhändler bot 1 Shill. 8 Pence (einen Gulden) für sie; endlich wurde sie aber einem seiner Nachbarn um die Hälfte theurer zugeschlagen. Verkäufer, Käufer und die Frau begaben sich nun ins Wirthshaus, wo der Kaufpreis gegen eine Stempelquittung bezahlt, und die Frau, den Zügel eingerechnet, dem Käufer überliefert wurde. Mann und Frau verzehrten dann ein Beefsteak als Abschiedsmal, und ersterer gab überdies zwei Krüge gutes Bier zum Besten. M.

Wien. Den Haupttreffer der lezten Güterlotterie oder 270,000 fl. W. W. hat der Kunsthändler und Buchbinder in Pilsen, Herr Adalbert Haßler, gewonnen. Den Haupttreffer der Freilose, 1000 Dukaten, gewann das Komptoirpersonale des ausspielenden hiesigen Großhandlungshauses Zinner u. Comp. —A.

Modenbild. Nr. 11.

Pariser Herrenanzüge vom 1. März. Oberrok mit Pelz ausgeschlagen. Frühlingsrok mit Sammetkragen. Die Pantalons sind nach neuer Art.

Kunst-Nachricht.

Pesth. Wir machen auf die so eben aus Wien angekommenen herrlichen Kupfer- und Steindrüke aufmerksam, die eben sowohl wegen des höchst interessanten Gegenstandes, als des Kunstwerthes alle Beachtung verdienen. Es sind zwei von dem berühmten Professor Ender in Wien, auf Befehl J. M. der Kaiserin Mutter, meisterlich ausgeführten Portraits des höchstseligen Kaisers Franz I. Das eine (zwei Stunden nach dem Tode gemalt) stellt den hohen Verblichenen auf dem Sterbebette (Kupferstich von Stöber), das andere auf dem Paradebette (lithographirt von Clarot) dar. Beide Bilder athmen Aehnlichkeit, Wahrheit und Charakter, und dürfen als Zimmerverzierung und zugleich als ein entsprechendes Haus-Monument für den Unvergeßlichen dienen. — Diese beiden trefflichen Bilder sind in Tomalas Kunsthandlung in Pesth zu haben. —l.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

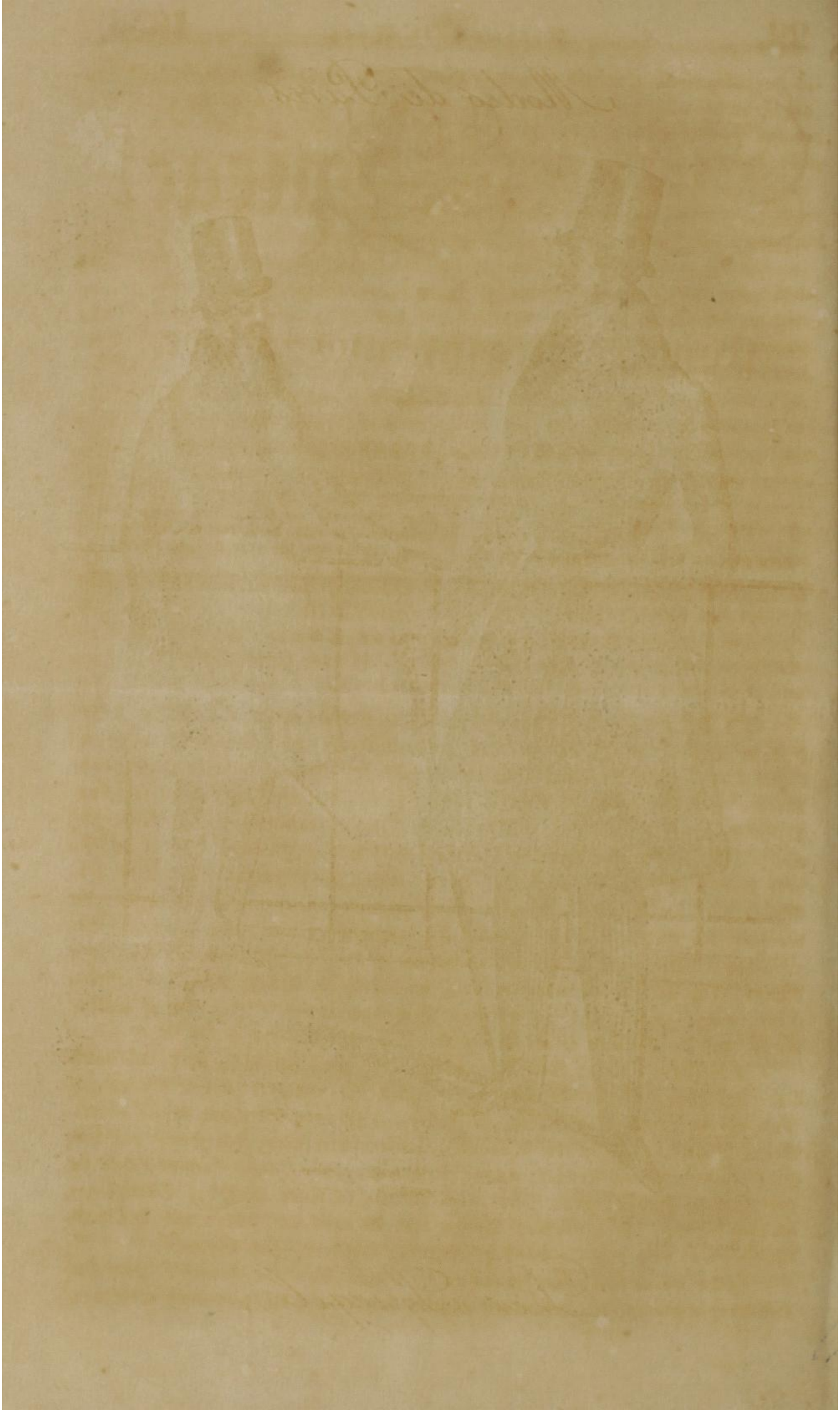
Modes de Paris.

J. Sürch sc.

F. Bouchoz del.

Der Spiegel.

1835. 11.



22. Mittwoch, 18. März. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die klug gewordene Dame.

(Fortsezung.)

Da es in Spina's Gesinnung lag, ihres Triumphes auf milde Weise froh zu werden, wie Jedem gefallen zu wollen, unterließ sie nicht, nachdem Gabriel die jungen Leutchen einander vorgestellt, Benedikt mit verbindlichen Worten zu grüßen, und in ein Gespräch zu verflechten. Dieser nun von so günstigem Empfang geschmeichelt und berauscht, flog, einmal in den Zug gekommen, gleich einem abgeschossenen Bolzen gerade seinem Ziele zu. Dabei begegnete ihm jedoch, ein Wörtchen von Papa Gabriel's Eröffnung, hinsichtlich der Gemüthsart der Schönen, summen zu lassen, und darauf anspielend versicherte der verliebte Gimpel: wenn Spina sich entschließen könne, jezt ihr Jawort zu geben, dieser Laut seinen Ohren voraus so süß, entzükend und nachhallend klänge, daß er sich bemühen werde, denselben zu Allem, was sie begehren möge, nachzusprechen und zu gleicher Zeit nach allen Kräften darauf halten werde, daß im Bereiche seiner Macht ihr Wille für Andere Gesez sei.

Der Inhalt dieser Rede behagte der Jungfrau gar nicht übel, wiewohl die etwas schwerfälligen Wendungen desselben ihr Allerlei zu kritteln gaben. Doch hütete sie sich dies merken zu lassen, und entgegnete mit ihrem anmuthigen Lächeln: „Für ein so leicht zusammenschrekendes Närrchen, wie das Herz eines sittsamen Frauenzimmers sein soll, habt Ihr, Senhor, eine zu vordringliche Zunge; wenn Ihr euern Antrag in einen zierlichen Strauß gewunden, hätt' ich mindestens Augen und Wangen in Blüten und Blättern kühlen, und euch zugleich durch die Blumen Bescheid geben können."

„Ach meine herzliebe Jungfrau," plazte Benedikt heraus, „daß sind Schnurrpfeifereien, mit denen ein angesessener Bürger die Zeit nicht verbringt.

Wenn euch aber," fuhr er, die Verfinsterung an Spina's Gesichtshimmel bemerkend, zu reden fort, „nach buntem und wohlriechendem Kraut verlangt, will ich meinen Lehrjungen aussenden oder auch selbst danach gehen, und bei dem besten Gärtner, für ein gut Stük Geld, den dikſten Strauß von allen nur möglichen Gewächsen zusammen binden lassen."

„Wie," rief Spina, den Kopf zurükwerfend, „eine Schnurrpfeiferei wagt Ihr die liebliche und sinnreiche Blumensprache zu nennen? Wahrlich kein Schatten eines Begriffs muß in euerm Geist davon aufgedämmert sein."

„Gewiß, nicht die Probe," sagte Benedikt unterwürfig. „wenn das aber in euern Augen eine Vollkommenheit ist, welche mir abgeht, so erwägt im gütigen Gemüth, daß Unsereins genug zu thun hat, die nöthigen Broken von den Zungen der vielen Nationen, mit welchen er im Handel und Wandel verkehrt, wie das Kauderwelsch und die verschiedenen Dialekte, in das Juden und Christen unsere wohltönende portugiesische Sprache verwandeln, aufzuhaschen und im Gedächtniß zu bewahren, wo ihm denn wahrlich keine Zeit bleibt, auf den zweifelsohne ganz artigen Schnikschnak von Baum und Kraut acht zu haben, mit dem er ohnehin nur selten zusammenkommt."

Spina rümpfte die Nase, doch ging kein spöttisches Wort über ihre Lippen, vielmehr entgegnete sie ganz verbindlich: „Wenn Ihr in die zarten Geheimnisse der holden Florakinder niemals eingedrungen seid, wird es euch desto geläufiger sein, Empfindungen und Wünsche durch Gesang und Saitenspiel auszusprechen?"

„Ich habe immer gefunden," sagte der Liebhaber kleinlaut, „daß man mit planen Worten doch rascher zum Ziele kommt; indessen will ich, wenn euch ein Gefallen damit geschieht, gern irgend ein Gassenhauerchen mit einer Stimme, so gut sie mir der liebe Gott gegeben hat, trillern. Zwar muß ich allerdings bekennen, daß über das viele Zahlenschreiben von Jugend auf die Noten einigermaßen vernachlässigt worden sind; was aber die Finger betrifft, werden sie, wenn man Tag für Tag unter Waarenballen und Tonnen handthieren muß, dadurch nicht sehr gelenkig, die Darm-Saiten zu kneipen; indessen denk' ich, wenn einer nur das Geld im Sake gehörig erklingen läßt, er sich, steht es ihm sonst an, so viel Musik vormachen lassen mag, daß ihm die Ohren gellen."

„Tanzen aber, welches man selbst den zottigen und brummenden Ungethümen des Waldes beibringen kann, werdet Ihr doch können?" kicherte die Schöne.

„Das will ich meinen," antwortete der Gefragte zuversichtlich, zwar bin ich hinter meinem Pulte vor der Zeit etwas Weniges steif geworden, doch kommt es nur auf die Uebung an, und gewiß, wenn ich euch beim Hochzeitstanze im Arm wiege, wird mir das Blut warm vom Herzen bis zu den Zehenspizen wühlen und kribbeln; ja gewiß, die Beine will ich schmeißen, daß Ihr eure Lust an mir haben sollt."

„Tröste mich unsere liebe Frau sammt Sankt Antonius! Bei euern vielfachen Berufsgeschäften habt Ihr euch sicherlich keine sonderliche Zeit genommen, Räthsel zu erſinnen und geschikt aufzulösen, oder artige Geschichtchen zu erfahren, und dieselben mit zierlichen und angemessenen Worten wieder zu erzählen?"

„Ganz gewiß nicht," erwiderte der junge Handelsherr, „dergleichen brodlose müßiggängerische Künste sind nicht für einen Mann, der in der Welt sein ehrenvolles Geschäft und Auskommen hat."

„Aber um aller Heiligen Willen, womit, wenn ich wirklich eure Frau werde, wollt Ihr mich denn unterhalten?"

„Was das anbetrifft," sprach Benedikt leicht auffahmend und sehr erfreut, „hoff' ich euern Herrn Vater, so wie euch selbst, allerholdeste Dame, vollkommen zufrieden zu stellen, indem ich nicht nur versprechen und verbürgen will: euch mit Nahrung, Kleidung, Wohnung und Dienerschaft euerm Stande und zarten Person gemäß lebenslang zu versehen, sondern auch sofortige Verschreibung eines angemessenen Witthums, so weit dies in der Macht eines Menschen steht, eure Zukunft zu sichern."

Spina fand doch für gut, das Gelächter, welches ihr im Halse kribbelte, hinunter zu zwingen, und entgegnete so ehrbar sie es nur vermochte: „Die Wahrheit zu gestehen, Senhor, begehrte meine Frage von euch zu wissen, womit Ihr in den angenommenen Fall mir die Zeit zu vertreiben gedächtet?"

Der Freiersmann stand einige Minuten betreten und nachsinnend, dann aber, und als ob sich ihm ein Stein von der Brust wälze, rief er aus: „Ach, Ihr allergütigste Senhora, wenn Ihr mit so wohlfeiler Unterhaltung vorlieb nehmen wollt, werde ich es meines Theils gewiß nicht daran fehlen lassen. Ich will euch von jedem Pfefferfak und Schlauche Wein in meinem Gewölbe weit und breit erzählen und euch nach nnd nach in all' die Heimlichkeiten und kleinen Kunstgriffe einweihen, wodurch ein kaufmännisches Geschäft gedeiht, ohne daß man deshalb vor der Welt zum Schelme werden, noch seine Kundschaft einbüßen müßte. Wenn ich Zeuge oder andere Waare zu Schiffe oder auf Eseln kommen oder verladen lasse, kurz irgend eine Handelsunternehmung beschließe, sollt Ihr im Rathe sizen, und bei jedem Gewinn soll noch für euch an Kleinodien und Zierrathen etwas Besonderes abfallen. Dagegen will ich es Euch nicht verbergen, wenn ein Handelsfreund mich betrüben, oder irgend ein andrer Unfall treffen und bedrohen sollte; dieses zusammengenommen aber wird einen reichlichen Stoff zu Gesprächen geben. Dann wird euch gleicherweise das in Ordnung halten eurer Dienerinen die Zeit vertreiben, und das Sorgen für die lieblichen Kleinen, womit der Himmel unsre Ehe nicht ungesegnet lassen wird, dürfte vollends zur süßen Kurzweil werden, daß Ihr bei so nüzlicher Beschäftiguug gar kein Verlangen nach Blumen, Räthseln und dergleichen Narreteidingen verspürt. Sollte aber doch dazu Muße und Neigung entstehen, so ist für Geld Alles herzustellen. Auch werd' ich, wenn Ihr an dem, was ich Neues aufzutischen vermag, nicht gesättigt seid, den und jenen von meinen gesezten Freunden bei euch einführen, die als Schiffer und Kaufleute weit umher gekommen, ja zu Wasser und zu Lande mancherlei, beinah unglaubliche Dinge gesehen haben. Nun kann ich freilich zu meinem Bedauern nicht in Abrede stellen, daß diese gereisten Leute nicht gerade die zierlichsten sind, vielmehr statt wohlgewählter Redensarten die gräulichsten Flüche und Zoten nicht selten im Munde haben, auch nach Theer, Thran und anderen Spezereien gemeinhin übel zu duften pflegen; auf jeden Fall aber sollen sie uns genug vorschwadroniren. Wie mir nun hiedurch jedes Bedenken, welches Ihr liebens-

wertheste Senhora, wegen des gesegneten Standes, welchem ich euch einzuverleiben beabsichtige, erledigt scheint, acht' ich, daß nichts mehr im Wege steht, uns unter Zustimmung unserer beiderseitigen Eltern mit Hand und Mund zu verloben."

Als Benedikt diese lange Rede gesprochen, zog er einen kostbaren Ring, welchen er zu diesem Behuf bereits zu sich gesteckt, unter seinem Mantel hervor, und wollte denselben mit süßer Miene der Schönen an den Finger schieben. Diese jedoch wußte, schlüpfrig gleich einem Aal, ihre Hand ihm zu entziehen, und den bestürzten Liebhaber mit ihren brennenden Augen anblizend, sprudelte sie höhnisch hervor:

„Wie kann ein solcher Spießbürger und jämmerlicher Philister die plumpe Hand nach einer Sache ausstreken, die er nicht zu behandeln weiß, und deshalb nur verderben würde. Denkt ihr etwa, Senhor, daß ich, eine Ehefrau werdend, gesonnen bin, den Garten meines Geistes brach liegen, und all' die schönen Talente verkümmern zu lassen, welche das Leben zieren, und den Menschen von dem unvernünftigen Vieh unterscheiden? Wisset denn, daß, weit entfernt davon, ich nur einen solchen Gemahl wählen werde, der sowohl Verdienste dieser Art gehörig zu würdigen, als auch durch Rath und That zu deren weiteren Anbau mir behilflich zu sein versteht. Euch aber geb' ich den Rath, nach einer feisten Bälerstochter auszusehen, welche euch die Pfeffer- und Geldsäke nähen, sich mit der Behaglichkeit einer guten Krämerin begnügen, und mühsam an den Fingern rechnend eure Zahlen-Gelehrsamkeit und Künste sattsam bewundern kann, nicht aber nach edlen und wohlgezogenen Frauenzimmern."

In dieser Art fuhr Spina, als sei ihr von dem jungen Kaufmann die größte Beleidigung zugefügt, fort zu eifern, daß dieser ganz verduzt, zu Boden geschmettelt und beschämt es zulezt selbst glaubte, und sich gleich einem Hund, den man begossen hat, und ohne nur ein einziges Wort hervor bringen zu können, schnurstraks empfahl. Desto besser aber flossen die Reden des Papa Gabriel. Wiewohl auch er Anfangs über die Wendung, welche diese von ihm mit so vielem Bedacht eingeleitete Sache nahm, ganz starr stand, lösete sich seine Zunge doch bald, und heftig wie noch nie begann er mit Spina zu hadern und ihr zu drohen. Diese, keineswegs eingeschüchtert, entgegnete ganz kek und schnippisch, daß sie nimmermehr einen Einfaltspinsel, wie Benedikt, heirathen werde, und ob Gabriel's jeziges Betragen mit in das Gelübde geschlossen sei, welches er einer Sterbenden in Betreff ihres Kindes gethan? Gabriel, ganz erbost, antwortete ihr, daß, wenn es so gemeint sei, die Senhora sich nur selbst nach einem passenden Gemahl umsehen könne; darauf ging er maulend seiner Wege.

Spina, trozig, durch das Vorgefallene wie durch den Streit aufgereizt, ließ sich sein leztes Wort nicht umsonst gesagt sein. Ueberhaupt war ihr das Heirathen einmal in die Gedanken gekommen, und so viel es sich mit Ehren ließ äugelte sie nach dem erträumten Vogel Phönix aller Orten umher, verschmähte auch nicht allerlei Redensarten gegen gewisse Weiber fliegen zu lassen, welche bald unter jenem Vorwand von Haus zu Haus Geschichtchen und Neuigkeiten zutragen, weswegen sie denn auch mehr noch als ihres unterschiedlichen Krames halber, von der thöricht neugierigen Jugend berufen werden. Auf der-

gleichen Aeußerungen aber pflegen jene Spinnen hin und her zu schlüpfen und ihre Neze auszuspannen.

Nun war Oporto schon damals der Ort nicht, wo man nach irgend einer Waare vergeblich auszusehen nöthig hatte. Unter den vielen Menschen, welche aus allen Weltgegenden da zusammen strömten, fehlte es am wenigsten an einer Musterkarte von jungen Gesellen und Glüksrittern, welche in den Künsten, wonach Spina fragte, zum Theil nicht ungeübt, und dabei von Wunder wie einschmeichelndem Wesen waren. Wer ihnen aber zumal den Rang ablief, war Alfonso, ein Italiener von Geburt, und der jüngere Sohn eines vornehmen Hauses. Dieser, da er sein Erbtheil daheim durchgebracht, war auf gut Glük in die weite Welt gegangen, und so auch nach Porto gekommen; übrigens mußte man eingestehen, daß Senhor Alfonso auf seine Jugend, auf Schönheit, feines, gewandtes Wesen und Anstelligkeit zu Allerlei sich schon verlassen durfte. Diesem nun ward, da man ihn von wegen seines stattlichen Auftretens und Müssiggehens für einen eben so reichen als vornehmen Herrn hielt, von einer Salbenkrämerin von Spina gesprochen, und wo dieselbe während des Hochamts bei den Franziskanern könne gesehen werden. Der Italiener, neugierig eine so gerühmte Schönheit zu schauen, versäumte eben so wenig seinen Standpunkt gut zu wählen, als Spina sich enthielt, diesen mit den Streiflichtern ihrer brennenden Augen, als wie von ungefähr aufzusuchen.

Von beiden Seiten fand man, daß die Beschreibung weit von dem Bilde selbst übertroffen werde; Spina noch überdies las aus den blizenden Augen, womit der fremde Jüngling nach ihr hinschmachtete, daß er sowohl Räthsel aufzugeben als zu rathen verstehe. Sein leichter schwebender Gang, womit er die stolze Gestalt bewegte, wie die edle Geberde, war schon an sich Tanz zu nennen; um die blühende Lippe schienen die Genien des Scherzes und Wizes zu spielen, und ein gereister Mann mußte viel erfahren haben. Als tief gelehrt in der Blumensprache gab sich der Fremde durch den so sinnvoll als zierlich geordneten Strauß kund, welchen er der Senhora durch eine Blumenhändlerin geschikt in die Hände zu spielen verstand, und die rührendste Serenade, welche in nächster Nacht unter ihrem Fenster erklang, ließ ihn als Tonkünstler und Meister in allen Proben bestehen, welche Spina über den Mann ihrer Wahl zu verhängen für nöthig fand.

Nach dem Allen gab es auf der Welt für sie keinen wünschenswertheren und würdigeren Gemahl, und da Alfonso seinerseits gehörig verliebt und, über das Heirathsgut der Schönen verblendet, entschlossen war, über ihre nicht adelige Geburt hinwegsehend, Ernst zu machen — denn diesen Punkt hielt Spina bei ihrem Unternehmen sorgsam und unverrükt im Auge — hatte der Liebeshandel durch alte Weiber und dergleichen Zwischenträger seinen guten Fortgang.

Da die Dame nunmehr das Schifflein ihrer Wünsche glüklich bis so weit bugsirt hatte, nahm sie weiter keinen Anstand, dem Senhor Gabriel zu erklären, daß sie nach seinem Willen gethan, und sich den für sie passenden Gatten ausgewählt habe. Der ehrliche Kaufmann fiel gleichsam aus den Wolken, doch war es ihm keineswegs zuwider; er sagte nur, daß er sich nach ihrem Geliebten erkundigen wolle. Was der Stiefvater erfuhr, war freilich ganz und gar nicht nach seinem Sinn, und er verhehlte es Spina keineswegs. Als die

jedoch ihren Kopf aufsezte, weinte und klagte und Jenen ins Angesicht einen bösen Stiefvater nannte, der mit blödem Sinn nur ihrem Glük im Wege stehe, oder gar eigennüzig die Mitgift nur noch länger einbehalten wolle, und dem sie nicht zu gehorchen brauche; desgleichen Senhor Alfonso mit hohen Worten und Geberden gewaltig gegen ihn anfocht; gab Gabriel, nachdem er als rechtschaffener Mann die Lage der Sache Beiden gründlich und der Wahrheit gemäß dargestellt, und froh, das widerspenstige Ding los zu werden, seine Einwilligung.

(Beschluß folgt.)

Ein neue sympathetische Uhr.

Der Oberinspektor Lohrmann macht im Dresdner Anzeiger bekannt: „Vor mehreren Jahren hatte der berühmte Uhrmacher Breguet eine von ihm sogenannte Pendule sympathique gefertigt, die auf der Kunstausstellung zu Paris ihres sinnreichen Mechanismus wegen allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Ihre Leistung war, daß sie mit dem Schlage 12 Uhr eine Taschenuhr, die mit geöffnetem Glase in einem Halbmonde über der Pendule eingeklemmt ward, genau stellte, dafern die Abweichung der Taschenuhr nicht über 5 Minuten vor oder zurük betrug. Der Preis dieses Kunstwerks wurde auf 15,000 Fr. gestellt. — Eine ähnliche Uhr hat jezt der beim königlichen mathematischen Salon als Mechanikus angestellte Chronometerverfertiger, Herr Fr. Gutkäs in Dresden, ohne daß er den Mechanismus der Breguet'schen Uhr kannte, nach eigener Idee vollendet. Dies wohlgelungene Werk ist so konstruirt, daß die in eine Lyra einzuhängende und für diese Pendule gefertigte und eingepaßte Taschenuhr von keiner Seite zu öffnen nöthig ist und dennoch beim Schlage 12 Uhr, wie die Breguet'sche Uhr, genau eingestellt wird. Dabei ist dies Werk, obgleich eben so fleißig als schön gearbeitet, ganz ungleich billiger, als die Pariser Pendule."

Entstehung der Pflanzen.

Ein englischer Botaniker, Dr. Gravies, macht nachstehende seltsame Bemerkung: „Nichts ist sonderbarer, als die unerklärliche Weise, wie Pflanzen unter gewissen Umständen aufkeimen. Nach dem großen Brande von London im Jahre 1666 war in kurzer Zeit die ganze Oberfläche der verheerten Stadt mit Sisymbrium irio in so wuchernder Menge überdekt, daß man berechnete, das ganze übrige Europa besize nicht so viel von diesen Pflanzen. Wo irgend eine Salzquelle, fern vom Meere, hervorbricht, gibt es in der ganzen Nachbarschaft Salzpflanzen in Menge, obgleich vorher keine da wuchsen. Werden Seen ausgetroknet, so entsteht eine neue Art von Vegetation. Als auf der dänischen Insel Seeland einige Seen troken gelegt wurden, bemerkte Vilny, daß alsbald Carex cyperoides hervorkam, obgleich diese Spezies sonst nicht in Dänemark, sondern nur im Norden von Deutschland vorkommt.

Ein neues Feuer.

Die amerikanische Zeitung, Taunton Whig, berichtet, ein Mann in Boston, der eine große Fabrik chemischer Produkte besize, habe eine neue Art Feuer erfunden, das die stärkste Hize gebe. Es werde von einer Mischung von Theer und Wasser hervorgebracht. Mit diesem Feuerungsmaterial könnte ein Dampfboot leicht über den atlantischen Ozean fahren. Der Erfinder behauptet, er könne ein Dampfboot von Providence nach New-York für 5 Dollars führen, wenn er jenes Material benuze. Diese Erfindung würde den Werth der Dampfmaschine verdoppeln und besonders wichtig für die Dampfwagen auf Eisenbahnen sein.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Leipzig. Der Vf. der Tutti Frutti hat auf seiner gegenwärtigen Reise ein neues Werk geschrieben, das unter dem Titel: „Nepenthes oder verlezter Weltgang" in zwei Bänden erscheinen wird. Er befindet sich gegenwärtig in Algier, und gedenkt von da aus über Alexandrien und Constantinopel in die Heimath zurükzukehren. — M.

Brügge. Vor Kurzem starb hier eine Frau, und sogleich verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, der Teufel habe sich in dem Hause des Wittwers eingefunden. Bald versammelt sich eine große Menschenmenge vor dem Trauerhause, die mit Gewalt hineindringen will, um den Gottseibeiuns zu sehen. Man wirft die Fenster ein, schreit und tobt, und ohne Einschreiten der Behörden wäre das Haus wahrscheinlich gänzlich zerstört worden. Und das geschieht im neunzehnten Jahrhunderte!

B.

London. Die englischen Zeitungen berichten den Tod eines gewissen Burke, über den das Todtenschaugericht den Ausspruch gab: „starb, weil er bei Gelegenheit des Wahlbankets zu viel gegessen und getrunken hatte." Der hat sich die Wahlen sehr zu Herzen oder vielmehr zu Magen genommen. — M.

Paris. Man weiß, daß die Damen von der Börse in Paris verwiesen wurden und sich darauf in einen Laden in der Nähe flüchteten, der bald darauf den Namen „Kaffeehaus Trognon" annahm. Dieses Kaffeehaus gnügt indessen den spekulirenden Damen nicht, sie gehen in der Straße auf und ab und warten auf die Meldungen der Boten, welche ihnen fortwährend Nachricht von den Schwankungen der Kourse bringen. Ja die eifrigsten legen sogar Herrenkleider an und begeben sich in diesen kek in den Börsensaal mitten in das Gewimmel hinein. B.

Bern. Ein französisches Schweizerblatt schreibt: Die Studierenden der Berner Universität haben einstimmig den Beschluß gefaßt, daß, bei strenger Ahndung, in ihrer Mitte keine Duelle Statt finden dürfen. Jenes Blatt fügt (leider wohl vorschnell) bei, die deutschen Universitäten zeigen sich geneigt, diesem Beispiele zu folgen. T.

Bonn. Ein kürzlich zu Bonn vorgefallenes Pistolenduell hat große Theilnahme erregt. Ein allgemein beliebter Student und Volontair im hiesigen 7ten Uhlanenregiment, v. A. aus

Berlin, schoß sich mit einem Studenten, der ihn öffentlich gröblich beleidigt und die Genugthuung auf Hiebwaffen verweigert hatte. Ersterer ward sehr gefährlich in die Seite verwundet und liegt noch auf der Insel Nonnenwerth schwer darnieder. Der andere ist mit seinem Sekundanten nach Belgien entflohen. Sollte es denn nicht möglich sein, der Duellwuth dieser jungen Leute Schranken zu sezen? S.

München. Zu Klamerhausen, Landgerichts Dachau, erhängte sich kürzlich ein junger Mann; derselbe wurde noch lebend angetroffen, man wollte ihn vom Strike losschneiden, schnitt aber unvorsichtiger Weise in die Kehle, so daß der Unglükliche nach wenigen Stunden den Geist aufgeben mußte. S.

Königsberg in Pr. Am 26sten Februar sah man einen Schwarm wilder Schwäne sich auf das Wasser der überschwemmten Wiesen vor dem Brandenburger Thore niederlassen. Die (etwa 100) Schwäne verweilten zwei Tage daselbst und zogen dann weiter. Vor April hat man sonst gewöhnlich die Schwäne nicht ziehen sehen. B.

Paris. Hier hat sich eine (bis jezt ungenannte) Gesellschaft gebildet, welche am 1. April eine (Nachdruks-) Bibliothek deutscher Klassiker herausgeben will, mit Kommentaren, Biographien und Kritiken, den Band in Lexikonformat auf Velinpapier, zu 50 Bogen, für 10 Franks; Goethes sämmtliche Werke in 5 Bänden und Jean Pauls Schriften in 6 Bänden sollen (dem Prospektus zufolge, der mit den süßesten Beschönigungsfloskeln aufgestuzt ist) den Anfang bilden. Das Verzeichniß nennt 59 Deutsche Schriftsteller der neuern und neuesten Zeit, deren Werke in französischen Nachdrüken nach Deutschland herübergesendet werden sollen. — (Der Vorsteher des Börsenvereins, Enslin in Berlin, hat bereits Schritte gethan, um innerhalb der deutschen Bundesstaaten ein allgemeines Verbot gegen diese Nachdrüke zu erwirken.)

Pesther Lokalzeitung.

Oeffentliche Produktion der Blinden. Eine der vortrefflichsten und wohlthätigsten Anstalten in unserm Vaterlande ist das seit gar nicht langer Zeit unter der hohen Aegide Se. k. k. Hoheit des Erzherzogs Palatins entstandene Blinden-Institut in Pesth, das seit der Anstellung des neuen sehr verdienstvollen und sachverständigen Direktors Herrn Ant. Dolezalek einen noch segenbringenderen Aufschwung erhalten hat. Am 22. März d. J., Vormittag um 10. Uhr, wird in der Theresienstädter Pfarrkirche, zur Feier des am 19. März einfallenden hohen Namensfestes S. k. k. Hoheit des Erherzogs Josephs Palatins — des Gründers und Protektors dieser Anstalt — von den dreizehn blinden Zöglingen eine Vokalmesse ausgeführt werden. Diese Messe ist von dem rühmlich bekannten Hrn. Andreas von Bartay, Kammeramts-Adjunkten der k. Freist. Pesth und Mitgliede der k. k. philharmonischen Gesellschaft, zu diesem Zweke eigends komponirt, und wurde von dem blinden Institutslehrer Herrn L. v. Füredy, ohne fremde Beihilfe, den Zöglingen, mittelst einer mit fühlbaren Noten geschriebenen Partitur (einer vom Herrn Direktor Dolezalek erfundenen wohlthätigen Methode, die unsers Wissens noch in keinem andern ähnlichen Institute angewendet wird) einstudirt. Nach der Messe wird das Bildniß S. k. k. Hoheit (von dem Maler Hrn. Warschag dem Institute gewidmet) in dem Institutsgebäude von zwei blinden Zöglingen aufgestellt werden, bei welcher Gelegenheit der Direktor eine Rede in deutscher Sprache, und der Lehrer Füredy, die Geschichte des Instituts in ungarischer Sprache vortragen werden. Zum Schlusse singen die Zöglinge ein Danklied an die Wohlthäter. — Wir halten es daher für unsere Pflicht, alle Menschenfreunde auf diese interessante Feierlichkeit aufmerksam zu machen und wir sind überzeugt, daß Niemand ohne Bewunderung und Rührung den Ort verlassen wird. —l.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 5.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

23. Sonnabend, 21. März. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die klug gewordene Dame.

(Beschluß.)

Alfonso zeigte sich keineswegs ungeschikt, von dem Gelde seiner jungen Gemahlin einen stattlichen Haushalt mit dem Gepränge vieler glänzend gekleideter Diener einzurichten, auch feine, vornehme Leute gut zu bewirthen und zu unterhalten. Dennoch fand sich Spina in diesen glänzenden Gesellschaften, in welchen sie den Himmel auf Erden anzutreffen vermeint, bald nichts weniger als behaglich. Weit entfernt mit Kunstfertigkeit und Wiz, wie sie gehofft, vor den Menschen schimmern und scheinen zu können, mußte sie gewahr werden, daß Alles, was sie von dergleichen Talenten besaß, durch ihren Mann verdunkelt, ja recht absichtlich in den Schatten gestellt war. So geschikt dieser die Unterhaltung seiner Gesellschaft verstand, ließ er doch nicht gern einen Andern neben sich aufkommen und hatte namentlich, wenn seine Frau diese Bahn aufsuchte, an ihrem Anstand und Benehmen, ja an ihrer ganzen Art viel zu meistern und zu mäkeln. Sie mochte vorbringen und thun was sie wollte, Alles hatte er anderwärts und von andern schon besser gesehen, und ihre bürgerliche Herkunft, ihre Sitten und Denkungsart mußten unausgesezt seinen Spöttereien herhalten. Zu dem Allen spielte er, wenn sie mit einander allein waren, ganz und gar nicht den anmuthigen Gesellschafter, sondern ließ sie, verstummt, einsilbig und grillig, nicht selten den launischen Herrn sehn.

Indessen ging, so lange Spina's Vermögen noch vorhielt, Alles so halbwege leidlich. Als aber in Beutel und Kasten eine betrübte Ebbe zu herrschen begann, und auf die verpfändeten Grundstüke Niemand mehr borgen wollte, vielmehr tagtäglich Juden und Christen als schlimme Mahner das Ihrige zurükverlangten, und mit dem Gerichtsdiener drohten, versank Spina

immer tiefer in den Sumpf ihres Jammers, in den sie, von einer lachenden Ueberkleidung angelokt, sich so muthwillig begeben hatte.

Alfonso, statt sich zu entschuldigen, oder darauf zu denken ihre Umstände durch Arbeit und Einschränkung zu verbessern, machte seiner Frau vielmehr Vorwürfe, daß er, in Hinsicht der Mitgift getäuscht, von ihren Bliken geangelt, ein besseres Glük verscherzt habe. Als die unbezahlte Dienerschaft nach und nach fortgelaufen war, verlangte der verwöhnte Kavalier von Spina jede niedre Aufwartung und Entbehrungen aller Art, sprechend, ihrem Stande und ihrer Geburt komme das zu, wie dem seinigen gehörige Bedienung und sich nichts abgehen zu lassen.

Wohl hatte die junge Frau zuerst versucht, sich, wie gegen Mutter und Vater, auch gegen Alfonso zu sezen; dieser aber verstand ihren Geist so zu beugen, und durch Spott, Kaltsinn und Härte hinunter zu halten, ja einen solchen Ton anzunehmen, daß Jene, das Aergste fürchtend, in seiner Gegenwart nicht einmal zu murren wagte. Zulezt ließ er sie meist zu Hause eingesperrt sizen, während er selbst sich in Spielhäusern und andern schlechten Orten umher trieb. Dabei ging es dem Senhor aber einstmals übel, indem ein Spanier die Kunst, mit der er sein Glük im Knöpeln zu verbessern strebte, mit einem nachdrüklich geführten Messerstich lohnte, so daß man ihn blutend und schon sterbend seiner Frau heimbrachte.

In Wahrheit geschah der Dame durch Alfonso's Tod das Beste was sie von ihm erwarten konnte, doch ließ, obgleich dieses richtig begreifend, Spina es nicht an jammervollen Ausrufungen, Thränen, Seufzern und allen erdenklichen Bezeugungen der Traurigkeit fehlen. Da sie nun aber gewahr ward, daß die salzigen Fluthen, womit sie das reizende Gesicht überströmte, weder ein Lebens- noch Schönheitswasser sei, beschloß sie dieselben einzustellen, und sich überhaupt des Kummers zu entschlagen.

Das war unter solchen Umständen freilich keine leichte Sache, da die Senhora theils von Gläubigern hart bedrängt, theils von früheren und späteren Bekannten und Tischfreunden über die Achsel angesehen, oder mit müssigem Bedauern abgefertigt ward. Zudem waren gute Worte geben und Bitten niemals Spina's Sache gewesen, sonst hätte sie sich wohl an ihren Stiefvater, den Senhor Gabriel wenden können, der wegen ihres störrischen Wesens erzürnt, noch überdies durch Alfonso's hochmüthiges Betragen beleidigt, ihre Schwelle mit keinem Fuß betreten hatte; aber deshalb angegangen, ihr gewiß mit Rath und That würde beigestanden haben.

Weil nun aber die junge Wittwe seine Vorwürfe fürchtete, beschloß sie viel eher alles Andre zu thun. In dieser Bedrängniß fiel ihr Senhor Benedikt ein, von dem sie wußte, daß er, emsig betriebsam, nach wie vor derselbe ehrsame Junggesell, seinen Wohlstand noch sehr vermehrt hatte. Des Sprichworts gedenkend, daß alte Liebe nicht rostet, beschloß die Wittwe sich an keinen Andern zu wenden.

Ersonnen und vollführt! Zwei jüdische Mäkler, welche dergleichen zarte Geschäfte seit einer Reihe von Jahren mit Einsicht und Glük betrieben, wurden beschikt, und ihnen die gehörige Belohnung zugesichert, wenn sie die Sache in Gang brächten.

Die Ebräer, welche, wie gesagt, Leute vom Fach waren, machten ihre Wege mit nichten vergeblich, vielmehr brachten sie Spina den Bescheid, daß Senhor Benedikt des Ehesten bei ihr erscheinen werde.

Dieser, sowohl von Spina's Angelegenheiten genau unterrichtet, als auch im Verkehr mit solchen Geschäftsleuten nicht ungewizigt, wußte sogleich, was die Bestellung zu der Wittwe zu bedeuten habe.

„Zulezt", rief er fröhlich seine Hände reibend aus, „zulezt schlägt doch jedem Dinge seine Stunde, wenn der Mensch nur Geduld hat, es abzuwarten. Endlich wird sich also der langgesparte Groll dieses meines so wohlmeinenden Herzens gegen die hochmüthige Spina Luft machen, und, meiner Treu! sie soll fühlen, daß er durch das Lagern und Aufspeichern nichts verloren hat. Ja recht bitterlich, in das tiefste Adernblut, will ich sie beschämen, und das keineswegs mit zornvollen und heftigen Reden; sondern vielmehr mit feinen und wohlgesezten werde ich mich sehr höflich erkundigen, was es mit ihren schönen Künsten und Zeitvertreiben für einen gesegneten Fortgang gewonnen? Ob sich für die an Geist so reiche Senhora aus den hinterlassenen Blumensträußen des seligen Gemahls, an dessen Hand sie durch das Leben getanzt, eine hübsche Erbschaftsmasse heraus buchstabiren lasse? Ich, werde ich dann gegen die vor Verlegenheit und Schaam Verstummende fortfahren, habe mich bis Dato noch immer weder auf Gesang noch Räthselkunst gelegt, weshalb ich denn auch nicht errathen kann, was ein stumpfsinniger Pfahlbürger und Philister mit einer so talentvollen erhabenen Dame zu verkehren haben sollte. So verhöhnt, ja ganz vernichtet werd' ich sie dann stehen lassen, und kein Mitleid und nichts soll mich daran verhindern, diese Strafe zu vollstreken."

Wie grimmig aber Senhor Benedikt auch den Gang antrat, und unterwegs seine Worte in Gedanken sezte: als er der Wittwe, der die Miene des Kummers einen schmachtenden Ausdruk gab, gegenüber stand, brach sich die Fluth seines Zorns, und war fast bis auf die Erinnerung daran rein weggespült. Spina hingegen, welche doch vielleicht den ersten Vorsaz auf seinem Gesicht lesen mochte, begann gleich damit sich bitter anzuklagen und zu schmähen, daß Benedikt, ganz erweicht, zahlreiche Entschuldigungen für sie wußte, wenn er schon als ein vorsorglicher Mann anstand, davon etwas auszusprechen, vielmehr mit einem vollständigen Novembergesicht darein sah, wo zwar die Sonne durch zerrissene Wolken hellglänzend hervorbricht, aber um Wasser zu ziehen, und wo man immer auf Regengüsse gefaßt sein muß.

Die Wittwe, sich stellend, als bemerke sie nichts von diesem Kampf der Elemente, fuhr in ihren Anklagen gegen sich selbst fort, zugleich aber auch ihn als anerkannten standhaften Freund zu preisen, den sie vertrauensvoll ausersehen, ihre weltlichen Geschäfte mit seinem Beistand zu ordnen. „Denn", sprach sie weiter, „nach den Erfahrungen, die mir geworden, und wie ich die Männer habe kennen lernen, steht mein Entschluß unerschütterlich fest, je eher je lieber eine Braut des Himmels zu werden, und mich dem Herrn durch Entsagung der Welt, und zur Büßung früherer Sünde, zum Opfer darzubringen."

Als Benedikt solche Worte hörte, trat sein Herz (die Sonne seiner Leidenschaft) ohne weiteres in das Zeichen des Löwen *), und er sah die Schöne

*) Nach dem Kalender der 21ste Juli.

zugleich im weißen und schwarzen Schleier *). Ganz und gar außer sich, beschwor er sie, solchen Vorsaz fahren zu lassen; vielmehr zu glauben, daß es noch rühmliche Ausnahmen gebe, wie denn er, Benedikt junior, wohlangesehener Kauf- und Handelsherr, in seiner ihr ergebenen Person eine solche darstelle, der ihr zu Gefallen sich in Gottesnamen einem Tanz- und Musikmeister zur Dressur hingeben wolle.

Spina dachte in ihrem Herzen, das soll euch erlassen sein, wenn Ihr nur gehörig nach meinem Pfeifchen tanzt. Da sie sich aber besann, daß leicht feuerfangender Stoff, wie Reisig und Stroh, auch schnell verlodert, und zugleich besorgte, daß wenn der verliebte Senhor Benedikt wegen dieser Sache näher mit sich, einem guten Freund oder Verwandten zu Rathe gehen sollte, sein Vorsaz ihn leicht gereuen könne; ließ sie sich nicht allzu lange bestürmen, den ihrigen, nur zum Schein gefaßten aufzugeben. Doch wußte die Schlaue es so einzurichten, daß der Liebhaber steif und fest glaubte, sie bringe ihm Wunder welch' großes Opfer, den Wittwenstuhl zu verrüken.

Bei dem Allen gerieth die Heirath besser als der Leser vielleicht denken wird. Anstatt ihren Mann zum Künstler und Virtuosen zu machen, hielt ihn Spina vielmehr an, sich erst recht in seinem Gewerbe zu rühren, und je länger er unter seinen Gebinden und Ballen handthierte, hinter den Rechenbüchern und Geldsäken saß, je lieber war es ihr. Wenn aber „das trauteste Benediktchen", gleich einem abgearbeiteten Hamster zum Vorschein kam, wußte die Senhora gar schön mit ihm zu thun, und mit den artigsten Worten und Geberden ihm Alles, was sie nur irgend wollte, abzuschwazen.

So zu Wohlstand und Lebensgenuß zurükkehrend, söhnte sich Spina auch wieder mit ihrem Stiefvater aus, indem sie nun wohl einsah, wie gut derselbe es mit ihr gemeint habe. Als aber Senhor Gabriel, da sie sich einstmals unter vier Augen befanden, nekend zu ihr sagte: „Wie nun, Spina, wolltest Du noch eher alles Andre thun, als Senhor Benedikt zum Mann haben?" entgegnete sie, mit dem keken spöttischen Blik, der dem kleinen Gesichtchen seinen eigenthümlichen Ausdruk von Schalkheit gab, ihn anblinzelnd: „Herr Vater, Verstand kommt mit den Jahren, und nachdem ich klug geworden, ist mir wahrhaftig der Esel, welcher mich trägt, lieber als das Pferd, welches mich abwirft." **) E. Karoli.

Die Kartenschlägerin zu Nancy.

Bei dem Assisengericht des Meurthedepartements kam dieser Tage folgender Kriminalfall vor. Barbe, Kutscher zu Nancy, hatte sich vorgenommen, seine Geliebte, die ihn nicht heirathen wollte, umzubringen und sich dann selbst den Tod zu geben. Am 31. Dez. kommt er in ein Wirthshaus und läßt sich Wein bringen. Während er trinkt, geht die Thüre auf und eine Alte tritt ein, die im ganzen Quartier als geschikte Kartenlegerin bekannt ist.

---

*) Das heißt als Novize und Nonne eingekleidet.

**) Portugiesisches Sprichwort: Mais quéro àsno que me léve, que cavàllo que me derrube.

Barbe, als er die runzlige Sybille sieht, fallt er auf den Gedanken, das Schiksal um Rath zu fragen; er, der nach wenig Stunden sich und der Freundin den Lebensfaden abschneiden will, ist noch neugierig zu wissen, was für ihn der Schooß der Zukunft birgt. Die Alte holt ihre Karten hervor und legt sie aus. „Was siehst du?“ — „Ich sehe zwei nahe Todesfälle.“ — „Trifft's Männer oder Frauen?“ — „Einen Mann und eine Frau.“ — „Siehst du sonst nichts?“ — „O ja, da steht, daß du vor Gericht gezogen wirst.“ — Da ruft Barbe aus: „Das Weib sagt die Wahrheit — so ist's mit mir.“ Und damit zog er zwei Pistolen hervor, und zeigte, wie sie geladen und gespannt seien. Ehe er wegging, diktirte er einem Schreiber folgendes originelle Billet an seine Jeanette: „Zitternd melde ich dir, daß du heute meines Unglüks Ursache. Ich weiß, ich habe Unrecht; aber unser Verhältniß hat mich belehrt, daß du eine Undankbare bist. Was ist nicht geschehen zwischen zwei Wesen, die sich zu lieben schienen! Dein Benehmen hat mir finstere Ideen gewekt; ich muß dein und mein Leben in einem Augenblik ans Ziel bringen. In diesem Entschluß grüße ich dich.“ Die Drohung ging an demselben Tage noch in Erfüllung. Barbe erschoß das arme Mädchen, ward aber verhaftet, ehe er den Selbstmord vollbringen konnte. Er wurde vor die Assissen gestellt, schuldig befunden und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Bei der Verhandlung des Prozesses erschien die Kartenschlägerin als Zeuge. Ihre Aussage ist anziehend: „Am 31. Dez. um 2 Uhr ging ich in Leonards Wirthshaus und fand da den Angeklagten, der allein an einem Tisch bei der Weinflasche saß. Da ich zuweilen, um mich zu unterhalten, die Karten lege, und Barbe dies wissen mochte, bat er mich um eine Probe meiner Kunst. Ich ließ mich bereden. Gleich beim Auflegen der ersten Reihe sah ich einen nahen Todesfall; — ich sagte: es muß Jemand von deinen Leuten gefährlich krank sein; er versicherte mich das Gegentheil; beim zweiten Legen wiederholte sich die Vorbedeutung; ich bemerkte: sonderbar, daß du von keinem Todtkranken wissen willst, denn jezt sehe ich gar zwei Sterbende und zwar ganz nahe. Er wollte eine dritte Probe. Auf seine Frage, was ich nun sehe, versezte ich: du wirst mit den Gerichten zu thun bekommen. Da ging er hinaus, kam aber gleich wieder zurük, und sagte zu den Anwesenden, in dem er 2 Pistolen hervorzog, „die Frau hat die Wahrheit gesagt — das ist ganz mein Fall.“ — Nach dieser Szene wurde er nachdenkend; ich fragte um die Ursache; er gestand mir, daß ihm sein Mädchen untreu geworden; da lachte ich ihm ins Gesicht und sagte: „Was ist dabei! du bist noch jung und die Mutter der Frauen ist nicht gestorben.“ Er versprach mir für den folgenden Tag ein Neujahr. Ich aber versezte: „Nimm dich nur heut in Acht — ich fürchte, du wirst mir morgen kein Neujahr geben können!“ — Der Präsident fragte den Angeklagten, ob er etwas zu bemerken habe? — Barbe antwortete ganz kurz: „Die Frau hat die Wahrheit gesagt.“

Der Vermittler.

Beim Montmartre sollte neulich durch das Pistol ein Ehrenhandel geschlichtet werden, die Zeugen standen in nöthiger Entfernung, die Pistolen wurden ausgeliefert, die Sekundanten und die Gegner warteten auf das Signal,

da stürzt ein kleiner Mann aus dem Gehölz und wirft sich zwischen die drohenden Mündungen. Sie dürfen sich nicht schießen! ruft er. — Warum nicht? — Ich leide es nicht. Sie haben keinen Grund dazu. — Machen Sie, daß Sie fortkommen. — Ich werde nicht, ich gehöre hieher, Sie müssen mich durchschießen, ehe ich zugebe, daß Sie sich einer Bagatelle wegen den Hals brechen. — Herr, sie sind unausstehlich — aber der Störenfried war so dezidirt, daß die Sekundanten sagten: Kommen Sie, meine Herren, gehen wir nach Vincennes. — In Vincennes angekommen, stehen die Kämpfer auf der Mensur; da stürzt von Neuem der Philantrop zwischen sie. Lachend ruft er: Hab ich nicht schon gesagt, daß Sie sich nicht schlagen dürfen; ich leid' es nicht; eher fall ich selbst. — Tod und Hölle! — schreien die Sekundanten — ist das zum Aushalten? Herr, respektiren sie die Charte, die uns die Freiheit der Personen zusichert. — Sagen Sie, was Sie wollen; erst über meine Leiche kommen Sie zum Duell. — Man konnte nichts Anderes thun, als nach Fontainebleau fahren — dort wiederholte sich dieselbe Szene. Der unberufene Vermittler warf sich wieder zwischen die Gegner, und benahm sich dabei so komisch, daß Alle lachen mußten, die Duellanten ihre Sache vergaßen, und sich bei einem Frühstüke entschlossen, künftig gute Freunde zu sein. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Philantrop, er halte sich heimlich an die Sekundanten, welche ein ordentliches Metier aus Duellen machten, und Büreaux führten, wo sich Streitende nur melden dürften, und Pulver, Blei, Kugeln, Gewehre jeder Art und abscheulich viel Menschenverachtung anträfen. Hier horche er jeden Ehrenhandel aus, und mache sich ein Geschäft daraus, ihn dann zu verhindern. Er sah nach der Uhr, rief: „Gott es ist Zeit! Schon steht wieder ein Leben in Gefahr," und war im Augenblik verschwunden.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Carlstadt, in Kroatien. Am 5. d. M. starb hier einer unserer edelsten und bemitteltsten Bürger, Hr. Ernest Reddi, Handelsmann und Wahlbürger dieser k. Freistadt, im 52. Jahre seines Alters. Wie sehr er beliebt und verehrt gewesen, bewies sein am 7. d. M. stattgefundener Leichenzug, wobei Alles, selbst die Generalität und der Stab des Szluiner Gränzregiments erschien. Unter vielen andern frommen Vermächtnissen legirte er jedem Rathsherrn hiesiger Stadt 100 und dem Obernotär 200 Gulden C. M. (Der Hr. Obernotär ist derselbe, der die in Nro 17 des Spiegels — wo es aus Versehen Carlsburg, statt: „Carlsstadt" hieß — erwähnte treffliche Rede in lateinischer Sprache hielt. Gestattete es der beschränkte Raum unsers Blattes, so würden mir gerne diese vor uns liegende Rede vollständig unsern Lesern mittheilen.) R.

Rom. In einem, zuerst in der Palermoer Zeitung la Cerere erschienenen, und aus dieser in sehr viele italienische und andere Blätter übergegangenen langen Artikel wurde erzählt, daß in der Stadt Marsala auf Sicilien, bei Gelegenheit eines Gewittersturmes, in der Nacht vom 16. Dez. v. J. eine

unzählige Menge Aerolithen gefallen sei. Jezt klagt ein Schreiben aus Marsala in der römischen Notizie del Giorno, daß von allen Seiten Briefe von Naturforschern eingingen, welche Exemplare von diesen Aerolithen begehrten. Es seien deren aber am 16. Dez. gar keine gefallen, sondern nur Hagelkörner von ungewöhnlicher Größe. Einige kleine Steine, die man am folgenden Morgen in den Straßen der Stadt gefunden, seien durch die Gewässer hingeschwemmt worden. B.

Dessau. In Roßlau bei Dessau verfertigt der Schmiedemeister Sachsenberg Kirchengeläute aus sogenanntem Dreibrandstahl. Ein solches Geläute hängt in Serno und besteht aus drei reingeschliffenen Stäben, wovon jeder Stab in einem Winkel von 68 Grad und ungleichen Schenkeln gebogen, am Ende des kleineren Schenkels aufgehängt ist. Zusammen wiegen die Stäbe 72 Pfund und ersezen bei diesem sehr geringen Gewichte in der Stärke des Klanges Gloken, die mehrere Zentner wiegen, und, wenn sie zum Läuten vorgerichtet und aufgehängt sind, über 3000 Thaler kosten, wogegen für die drei Stäbe, unter gleichen Umständen, dem Verfertiger nur 64 Thaler bezahlt wurden. P.

Paris. Die Kunstausstellung zu Paris zählt in diesem Jahre 2536 Kunstwerke (222 mehr als im vorigen Jahre), von 1227 Künstlern. Es sind darunter 2175 Gemälde, 155 Bildhauerwerke, 32 architektonische Zeichnungen, 96 Kupferstiche und 78 Steindrüke. B.

Baltimore. Hier starb kürzlich, im Alter von 105 Jahren, ein Veteran der nordamerikanischen Revolution, der Sergeant Andreas Wallace, welcher zu Inverneß in Schottland im Jahr 1730 geboren wurde. Zwei und zwanzig Jahre alt, kam er nach Amerika, und diente, vom Anfange der Revolution an, dreißig Jahre lang unter der Armee der Vereinigten Staaten. Als Lafayette bei Brandiwine verwundet wurde, trug ihn Wallace vom Schlachtfelde fort in das Haus eines Freundes, und rettete ihm dadurch wahrscheinlich das Leben. B.

Paris. Herr ***, Bankier zu Paris, hatte die Nacht ganz vergnügt auf dem Balle in der Oper zugebracht, als er bei seiner Heimkehr drei Dinge vermißt, nämlich, erstens seine Frau, dann seinen Kassier und seine Kasse. Wegen den ersten Artikel war er nicht sehr bekümmert, aber der dritte lag ihm wesentlich am Herzen. Einige in Hast aufgetriebene Anzeigen bringen ihn auf die Spur der Flüchtlinge; er nimmt Pferde und läßt sich eiligst nach Havre fahren, wo er gegen Mitternacht anlangt; er steigt in dem Hotel *** sur le grand Quai ab, ersucht den Herrn des Gasthofes um Auskunft über die Reisenden, die bei ihm logiren, und erfährt, daß durch ein glükliches Zusammmentreffen die beiden Personen, denen er nachforscht, neben dem Zimmer wohnen, das ihm der Zufall angewiesen, und daß sie morgen nach den Vereinigten Staaten abgehen werden. Hr. *** verliert keine Zeit; er erbittet den Beistand des Wirthes und eines Vertrauten, und läßt sich nach dem Schlafzimmer der beiden Schuldigen führen. Aufgewekt durch den Lärmen, welchen der nächtliche Besucher an der Thüre macht, weiß der Kassier nichts Besseres zu thun, als zu öffnen und sich zu den Füßen seines Patrons, dessen Stimme er erkannte, zu werfen, und ihn zu bitten, daß er doch derjenigen schonen möge, die in dem Alkove, den er so eben verlassen hat, ruhe. „Aber was denken Sie, mein lieber Friedrich; stehen Sie auf, nicht meine Frau suche ich hier, sondern

meine Kasse," sagte er ihm in's Ohr. Friedrich geht an seinen Sekretär, nimmt ein Portefeuille heraus, und stellte es dem Hrn. *** zu. Dieser nimmt und untersucht dasselbe, gibt dem Kassier 10,000 Fr. in Banko-Billets und sagt zu ihm: „Mein lieber Freund, da nehmen Sie für die Gefälligkeit, die Sie mir erweisen, indem Sie mich von meiner Frau befreien, die so leicht ihre Pflichten vergaß. Sie können morgen nach Newyork reisen, und ich mache Ihnen für diese Freiheit nur die einzige Bedingung, daß Sie sogleich ein Billet unterzeichnen, das folgendermassen abgefaßt ist: „Ich, u. s. w. bekenne, von dem Hrn. *** die Summe von 10,000 Fr. für die Kosten zu meiner Reise und der der Madame ***, nach den Vereinigten Staaten von Amerika empfangen zu haben." Friedrich unterzeichnete. Der Herr machte die Thüre zu, ließ anspannen und verweilte nicht länger als 15 Minuten in Havre. B.

Modenbild. Nr. 12.

Pariser Frühlings- und Visitenanzüge vom 8. März. Atlashut. Ueberrok von Frühlings-Gros (gros de printemps). — Bonnet von glatter Tulle. Kleid von Organdie mit Wolle gestikt. (Dieses schöne Bild haben wir abermals in nur dreizehn Tagen, seit seinem Erscheinen in Paris, geliefert.)

Kunstanzeige.

Pesth. (Orientalische Malerei.) Der durch öffentliche Blätter rühmlich bekannte Hr. D. Jaegermann, Lehrer der Bleistiftzeichnung, der orientalischen und chinesischen Malerei, befindet sich gegenwärtig in unserer Stadt und bietet sich an sowohl Herren und Damen als auch Kindern, welche weder vom Zeichnen noch Malen einen Begriff haben, seine schöne Kunst in nicht mehr als vier Stunden beizubringen. Wir haben mehrere Arbeiten des Hrn. Jaegermann vor Augen: Blumen, Obst, vierfüßige Thiere, Vögel, Schmetterlinge ꝛc., auf Papier, Holz, Atlas oder Sammt gemalt, zeichnen sich eben so wohl durch Wahrheit und Natürlichkeit als durch eine luxuriöse Farbenpracht aus, und es dürfte gewiß für Jedermann höchst erfreulich sein, sich diese sehr angenehme Kunst mit so leichter Mühe und so geringen Kosten anzueignen. Hr. Jaegermann hat in England, Frankreich, der Schweiz, in den bedeutendsten Städten Deutschlands und jüngst erst in Wien, Brünn und Preßburg die schönsten Proben seiner Unterrichtsmethode abgelegt, so daß fast allenthalben seine Schüler es bis zur Meisterschaft brachten. Zahlreiche, authentische und sehr gewichtige Zeugnisse liegen vor uns, auch ist er von Seite der k. k. österr. Regierung mit einem ausschließenden Privilegium für die ganze Monarchie zur Ausübung seines Unterrichts begabt. Hr. Jaegermann wohnt im Gasthofe „zum König von Ungarn", 3. Stok, Nro 7. — Das Honorar für die gänzliche Erlernung dieser Kunst ist für eine Person nur 6 fl. C. M., falls dieselbe sich zu dem Künstler bemühen wollte, außer dem Hause aber 20 fl. C. M.; an lezterem Unterrichte können jedoch 2 bis 3 Personen theilnehmen. Den Damen dürfte diese Art Malerei besonders äußerst willkommen sein, da sie dadurch alle Arten weiblicher Arbeiten von Atlas oder Sammt, dann auch Gegenstände von Holz z. B. Nähkästchen Fruchtkörbe, Toiletten ꝛc. ꝛc. damit aufs Brillanteste ausschmüken können.

—l.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.

24. Mittwoch, 25. März. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Antonio Gasperoni im Gefängnisse.

....Ich stand auf dem Punkte, Italien zu verlassen, ohne einen Räuber von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben; die Banditen waren mir ein ausgestorbenes Geschlecht, eine andere erloschene Mythologie auf dem Boden der Dichtung. Und doch sollte ich noch die lezten Banditen sehen, wie Cooper den lezten Mohikaner gesehen hat.

Wir saßen in Civita Vecchia bei Tische, und jeder sprach, um das Murren seines Magens nicht zu hören. Ich hatte zwanzigmal irgend ein Gericht in allen Dialekten des römischen Staates gefordert, ohne etwas zu bekommen; endlich verlangte ich die Rechnung und erhielt sie; sie nannte nur den Preis. Ich bezahlte sechs Paoli dafür, daß ich mit der Serviette auf den Knien auf das Essen gewartet hatte. Der Wirth im Gasthause sagte, alle seine Vorräthe seien ihm von fünfzehn englischen Familien weggenommen worden, welche sein Haus füllten. Ich bat ihn, mir ein Zimmer und ein Bett zu geben; das lezte Bett hatte er eben an einen Admiral und dessen Dienerschaft gegeben. „Nun, so will ich in der Stadt spaziren gehen," sagte ich zu dem Wirthe; „was gibt es in Civita Vecchia zu sehen?" — „Gar nichts, mein Herr, Sie müßten denn die Erlaubniß erhalten, die Citadelle zu besehen, wo Sie auch den berühmten Antonio Gasperoni, den Banditen von Terracina und den pontinischen Sümpfen finden werden." — „Warum sagten Sie mir dies nicht schon längst? An wen muß ich mich wenden, um diese Erlaubniß zu erhalten?"

„Gehen Sie zu Ihrem Konsul, der wird es schon machen." Ich ging.

Sogleich erhielt ich meine Eintrittskarten und einen päbstlichen Offizier zur Begleitung.

Die Citadelle von Civita Vecchia ist von Michel Angelo gebaut worden, der auch Kriegsbaumeister war, weil er Alles war. Sie vertheidigt sich durch sich selbst, hat weder Soldaten noch Kanonen, und sezt ihren Feinden nichts als das päbstliche Wappen an dem Thore entgegen; dies vertritt die Stelle der Batterien und der Garnison.

Auf dem Wege erzählte mir der Offizier von Antonio Gasperoni und seinen fünfundvierzig Morden. „Man muß schaudern, sagte er, wenn man sich vor diesem fürchterlichen Banditen befindet. Er hat siebzehn Jahre lang die römische Campagna verwüstet. Aber seine schrecklichste That ist folgende. Hören Sie:

„Auf der Straße von Neapel hielt er den Extrapostwagen eines mit seiner Tochter reisenden Engländers an, nahm dem Engländer alles Geld ab, that ihm nichts zu leide und ließ ihn reisen, behielt aber das Mädchen zurük, das ungewöhnlich schön war. Gasperoni nahm sie mit in das Gebirge. Der unglükliche Vater sezte, sobald er in Rom angekommen war, einen Preis auf den Kopf des Räubers, und der Stolz Gasperonis empörte sich gegen diese Anmaßung des Lords. Ein einfacher englischer Bürger einen Preis auf den Kopf eines berühmten Banditenhauptmanns sezen, der den Päbsten den Krieg erklärt und den Dragonern der päbstlichen Regierung zwanzig Schlachten geliefert hatte! Eines Morgens erhielt der Engländer in Rom ein Kästchen unter seiner Adresse; er öffnete es schnell, und der unglükliche Vater fand darin den Kopf seiner Tochter!“

Bei dieser Entwikelung wich ich zehn Schritte zurük, ja es that mir leid, in die Citadelle gegangen zu sein; das Bauwerk Michel Angelo's war jezt in meinen Augen nur eine Menagerie für Tiger.

Eine Mauer mit zwanzig Kerkern stand mir zur Linken, zur Rechten sah ich lange offenstehende und nach dem Hofe zu gehende Fenster; auf der Gallerie gingen zwanzig Räuber auf und ab, die bei meinem Eintritte sämmtlich stehen blieben. Ich mußte bei dem Gedanken lachen, die Bande Gasperoni zum Stehen gebracht zu haben. Sie grüßten mich höflich, was mich wieder beruhigte, denn, die Wahrheit zu sagen, es war mir unter diesen Mördern und Räubern nicht eben wohl zu Muthe. Ich fragte nach Antonio Gasperoni; alle Hände zeigten nach ihm; er stand an der Thür seines Gefängnisses. Er hielt es wahrscheinlich unter seiner Würde, mir entgegen zu kommen und grüßte mich blos. Es war schwer das Gespräch zu beginnen, und ich eröffnete es endlich mit einer unbedeutenden Frage, indem ich alle meine Kekheit in den Ton meiner Stimme legte: „Nun, Gasperoni,“ sagte ich, „befinden Sie sich wohl hier?“

„Man kann sich nie wohl befinden, wenn man seine Freiheit entbehren muß,“ antwortete er achselzukend, wie er es stets zu thun pflegte.

— „Sie haben sich also von den Dragonern fangen lassen?“

„Ich? Mich würde nie Jemand gefangen haben. Ich ergab mich mit meiner ganzen Truppe. Der heilige Vater hatte mir die Freiheit versprochen, aber er hat mir nur das Leben gelassen.“

Der Offizier, mein Begleiter, zog mich in eine Ekе und sagte: „Ich will Ihnen erklären, wie die Sache gekommen ist. Gasperoni war des Lebens überdrüssig, das er seit fünfzehn Jahren führte. Eines Tages beichtete er

einem Dorfpfarrer und theilte diesem seinen Wunsch mit, sein Handwerk aufzugeben. Der Pfarrer versprach ihm, an den heiligen Vater zu schreiben, damit er ihn begnadige und ihm erlaube, wieder in die Gesellschaft einzutreten. Gasperoni fügte als ausdrükliche Bedingung hinzu, daß alle seine Gefährten mit ihm begnadigt werden müßten. Die Unterhandlungen wurden also angeknüpft. Unserer Regierung lag die Befreiung der Straßen von diesen Banditen sehr am Herzen, welche die Straße nach Neapel unsicher machten, die Reisenden ermordeten, plünderten und tausend Exzesse begingen. Man schikte Soldaten gegen sie, aber die Soldaten tranken mit ihnen, statt sich mit ihnen zu schlagen. Die Bauern nahmen überdies Partei für die Banditen gegen die Soldaten, weil sie immer einen kleinen Theil von der den Reisenden abgenommenen Beute erhielten. Nur die päbstlichen Dragoner verstanden keinen Spaß, und wenn diese kamen, flüchteten sich die Räuber in die Gebirge. Man bedachte sich also nicht lange, durch die Vermittelung des Pfarrers mit Gasperoni in Unterhandlung zu treten, und der Pfarrer machte diesen endlich mit der Entscheidung bekannt: „Der heilige Vater schenkt Gasperoni das Leben; der Sünder möge schnell sich unterwerfen und es soll ihm Alles verziehen werden; aber zuerst muß er sich mit seiner Bande in die Citadelle als Gefangener einfinden.“ Der schlaue Gasperoni schwankte lange, der Pfarrer benuzte allen seinen Einfluß, er soll ihm sogar versprochen haben, noch kräftiger für ihn aufzutreten, um seine völlige Begnadigung zu erlangen, wenn er dem heiligen Vater gehorche, gewiß werde sich die Thüre des Gefängnisses für ihn sogleich wieder öffnen, wenn er als reuiger Sünder hineintrete. Gasperoni willigte endlich ein, sich zu überliefern. Seine Begleiter, die gewohnt waren, ihm zu gehorchen, folgten ihm auch in das Gefängniß. Seit einigen Jahren erwarten sie nun ihre Begnadigung, aber ich glaube, man wird sie nie begnadigen. Uebrigens hat der heilige Vater gegeben, was er versprach, und dabei wird es bleiben, denn diese Menschen sind zu gefährlich.“

(Beschluß folgt.)

Die Boxerkämpfe in England.

Schon lange haben einige Organe der öffentlichen Meinung in England die Schändlichkeit jener Kämpfe und aller damit verknüpften Umstände ans Licht gezogen, und die Zeit scheint endlich gekommen, wo ein Parlamentsbeschluß die strengsten Strafen gegen alle Theilhaber und Zeugen derselben aussprechen wird. Um die Strenge eines solchen Beschlusses zu begreifen, und gerecht zu finden, muß man sich einiger Maßen mit dem Abgrund von Verderbniß und Verbrechen vertraut machen, welcher dergleichen Kämpfe begleitet. Schon die Rohheit und Brutalität der gewöhnlichen Kämpfe übersteigt allen Glauben, und die englischen Zeitschriften erklären sie für die größte Schmach eines zivilisirten Landes. Die Richter sind durch die zahlreichen Tödtungen, die darin vorfallen, bereits zu dem Entschluß gekommen, die strengsten Strafen gegen alle Theilhaber in Anwendung zu bringen. Zu Bury hatte ein athletischer Boxer von 24 Jahren einen alten Mann von 60 Jahren getödtet, der mehrmals seine Absicht erklärt hatte, nachzugeben, von den Umstehenden

aber genöthigt worden war, fortzukämpfen, bis er erschlagen wurde. Der Assisenrichter erklärte: „Es ist nöthig, ein strenges Beispiel zu geben, um solchen brutalen Szenen ein Ende zu machen. Man muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß alle, die an solchen verbrecherischen Kämpfen Theil nehmen, als Kämpfer, Sekundanten oder auf andere Weise, gleich schuldig sind u. s. w.“ Zu Warrington boxten sich zwei Brüder: der, welcher den Kampf anordnete, war der Vater von beiden, und einer derselben ward getödtet. Die Frau dieses Getödteten legte Zeugniß für den Mörder ab, und wollte den Kampf als einen ehrlichen Zweikampf betrachtet wissen. Dies ist aus vielen schaudervollen Beispielen nur eines ausgewählt.

Bei weitem schlimmer sind indeß die Kämpfe, welche in der Nähe von London und andern großen Städten stattfinden. Zwar kommen hier verhältnißmäßig seltener Tödtungen vor, allein die Sache ist darum keineswegs besser, denn hier sind die Kämpfe fast immer nur Mittel zum Zwek, und dieser Zwek ist, alle Zuschauer möglichst auszuplündern. Darum werden hier die Bedingungen des Kampfes von den Kämpfern insgeheim sorgfältig vorher abgeredet, damit keinem ein sonderliches Leid widerfahre, obgleich es sich auch manchmal zutrug, daß der Eine, zu arg mitgenommen durch die Streiche des Gegners, die geheime Uebereinkunft bekannt machen wollte, und dafür noch einen ganz unverabredeten Schlag erhielt, der ihm alles Reden für immer verleidete. Um sich einen Begriff zu machen, zu was diese Kämpfe in der Nähe großer Städte benüzt werden, mag es hinreichen, den Schreken zu erwähnen, den ganze Orte empfinden, wenn ein solcher Kampf in ihrer Nähe statt finden soll.

In der Nähe von Dartford sollte am 21. Oktober vorigen Jahrs ein Kampf (a stage fight) ausgefochten werden, zwischen einem ehemals transportirten Verbrecher und einem notorischen Dieb. Der Sekundant des einen dieser Schurken war der bekannte Exboxer (Exchampion) Tom Oliver, dessen Sohn an demselben Tag in London wegen Taschendiebstahl bei einem Brande verurtheilt worden war. Es wurde durch Zeugenaussagen gegen ihn bewiesen, daß er, der Vater, ein notorischer smasher *) sei, und wiederholt wegen Verausgabung falschen Geldes im Gefängniß gewesen war. Eine ungeheure Menge Taschendiebe **) begab sich auf den Weg nach Dartford, und gab unterwegs eine unglaubliche Menge falsches Geld aus. Als die Bewohner von Gravesend dieses furchtbare Heer mit dem Dampfboot ankommen sahen, ließ sich eine tüchtige Anzahl derselben als Spezialkonstabels einschwören, und trieb das lose Gelichter mit Gewalt aus der Stadt. Dies ist eine Polizei, welche in England die Einwohnerschaft eines Ortes selbst ausüben kann, und es ist das einzige Mittel, sich gegen die Ueberfälle des Gesindels zu sichern, das namentlich die Wirthshäuser auf seinem Wege auf die frechste Weise zu plündern pflegt.

Mit Recht fragt man hier, aber thun denn die Magistrate einem solchen organisirten System keinen Einhalt? leider muß man darauf antworten, theils können sie nicht, theils sind sie zu nachlässig. Die Polizei ist in England,

*) So nennt man die ziemlich zahlreiche Klasse der Metallverfälscher.

**) Gewöhnlich Schwell mob genannt, weil sie ein großes Gedränge zu veranlassen pflegen, um bei dieser Gelegenheit zu plündern.

London ausgenommen, bekanntlich in den Händen des Magistrats, und wird wie gewöhnlich ziemlich lässig betrieben. Seit vollends die Polizei in London auf einen bessern, vielfach wirksamern Fuß gesezt ist, machen die zahlreichen Spizbuben Londons, — man rechnet zwischen 30 und 50,000, — namentlich die benachbarten Städte zum Schauplaz ihrer Thaten, und einer solchen Ueberschwemmung können sich diese Städte nicht erwehren, wenn nicht der Magistrat jede Verlegung eines Boxerkampfs in die Gränzen ihres Weichbilds durchaus verbietet. Dies that unter anderm der Magistrat des Flekens Andover, und eine Jury drükte ihm für dies entschlossene Benehmen ihren Dank aus; aber was geschah? die Boxer, gefolgt von dem ganzen Schwarme von Taschendieben und Räubern aus London, Birmingham, Coventry u. dgl., zogen alsbald bis an die Gränze des Weichbildes und der Kampf fand dennoch statt. Die Magistrate des Distrikts verlezten ihre Pflicht, indem sie den Kampf gestatteten, und so die Magistrate von Andover in der Meinung der Menge herabzusezen suchten. Das Schlimmste aber ist, daß man mit einem Leichtsinn und einer Nachlässigkeit ohne Gleichen den übelberüchtigsten Menschen die Errichtung von Wirthshäusern gestattet, in denen nun alles mögliche Gesindel sich sammelt, und seine Plane verabredet. Es ist charakteristisch, daß der Ehrgeiz der Boxer sich gewöhnlich dahin versteigt, in spätern Jahren ein Bordell oder ein Spielhaus und oft beides zu unterhalten, und es hat sich schon zugetragen, daß wenn solche Leute wegen irgend eines Verbrechens verurtheilt wurden, ein Haufe Boxer sie den Händen der Gerechtigkeit zu entreißen suchte.

Staines und seine Nachbarschaft waren der Schauplaz vieler, theils nur zum Schein begonnener, theils wirklicher Kämpfe, in denen viele mit Todtschlag endigten, alle aber waren von Einbrüchen, Diebereien, Straßenraub und andern Verbrechen jeder Art begleitet, so daß die ganze wohlhabende Einwohnerschaft von Staines ohne Unterschied der Parteien eine Petition ans Parlament richtete, damit diesen schändlichen Szenen ein für allemal ein Ende gemacht werde. Mehrere Mitglieder sprachen sich bei dieser Gelegenheit aufs schärfste gegen die Boxerkämpfe aus, O'Connell erklärte, daß nach dem Gesezе alle bei unglüklich ausgehenden Kämpfen Anwesenden des Mords schuldig seien, und H. Wilkes, Mitglied für Boston, kündigte an, daß er bald möglichst eine Bill einbringen wolle, um diese reichliche Quelle von Verbrechen ein für allemal zu verstopfen.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Korrespondenz.

Wien (18. März). Was ein Rezensent Alles beginnet, wenn ihm der Stoff zum Kritisiren ausgeht, das ist unglaublich. Die Hände nachlässig in die Roktaschen gestekt, saß ich am Pult und sann auf einen Gegenstand, den ich zerarbeiten könnte, allein mir ging es, wie manchen Rezensenten, es fiel mir nichts Vernünftiges ein. Zornig sprang ich auf und eilte vor die Stadt hinaus, aus dem reichen Born der Natur zu schöpfen; weil mir die Menschen kein Sujet zu einer Rezension liefern, wollte ich die Werke der Natur kritisiren. Der Zufall, der mit rezensirenden Schriftstellern spielt,

wie dramatische Schriftsteller mit ihm, führte mich auf einen Friedhof. Wer sollte es glauben, daß ein Friedhof der Ort sei, wo ein Humorist Gelegenheit fände, witzig zu sein; Späße von den Todten hergeholt sollten wenigstens zum Todtlachen sein! Die Stimmung, in die mich der Ort der Ruhe und des Friedens versezte, war auch Anfangs nicht geeignet, andre als ernste Gedanken zu erweken, die ich aber weislich bei mir behalte, und meinen Lesern nur jene mittheile, die in Folge eines längern Verweilens auf den Gräbern sich mir aufdrangen. Als ich eine ziemliche Weile mich jenen obbesagten Meditationen und Reflexionen hingegeben, nahm ich eine Prise Tabak, als Todtenopfer und Erinnerung an die vielen bittern Prisen, die so Mancher da unten im Leben verschnupfen mußte. Den Uebergang von Sentimentalen zum Jokosen fing ich folgendermaßen an. Ich dachte: Alle Dinge auf der Welt haben zwei Seiten, nur der Mond nicht, der uns stets nur eine Seite zuwendet, also auch ein Kirchhof. Sollte es denn so schwer sein, die komische Seite dieses ernsten Dinges aufzufinden. Auf dem Leben und Treiben des Menschen haftet eine Ironie, die ihn verfolgt bis zum Grabe, und die dem Munde des kalten Beobachters, oft in demselben Augenblike, wo eine edle That oder ein gemüthliches Wort seinem Auge eine Thräne der Bewunderung oder der Rührung entlokt, zugleich ein leises Lächeln abgewinnt über die seltsame Weise, mit der jene That vollbracht oder dieses Wort ausgesprochen wird. Auch über das Grab hinaus verfolgt oft den Todten die Ironie! und spricht sich laut aus in den baroken Inschriften, die so häufig die Grabsteine zieren. Ich meine hier nicht jene Ironie, die Lampe treffend mit „Schalksernst“ übersezt, und die wahrlich nirgend häufiger vorkommt, als in Grabschriften, wo ein Wucherer mild, eine Lais keusch, eine Verleumderin fromm genannt wird, nein, ich meine jenes unerklärliche non so chè, das unwillkührlich unser Zwergfell kizelt, jene naive Unbeholfenheit des Verfertigers der Grabschrift im Ausdruke und in der Wahl des Wortes, die gewöhnlich nur errathen läßt, was er sagen wollte, und wovon er nicht selten gerade das Gegentheil ausdrükt.

So glaubte ich gefunden zu haben, was ich suchte, und ich fing an, die oft unleserlich gekrizelten Epitaphien mühsam zu enträthseln. Durch das Lesen der Grabschriften, sagt der Volksaberglaube, schwächt der Mensch das Gedächtniß, und siehe da das willkommene Mittel für den Unglüklichen, seine Leiden, seinen Schmerz zu vergessen! Was ich nun da fand, will ich den Lesern mit gewissenhafter Genauigkeit wieder geben. Wem wird nicht ein Lächeln entschlüpfen, wenn er liest:

„Hier ruht der beste Vater von vier Kindern.“

Heißt das nicht: der beste der Väter dieser vier Kinder ist nun gestorben?

Auch war mir bisher unbekannt, daß Frauen militärische Chargen bekleiden dürfen, bis mich hier ein Grabstein belehrte:

„Maria N, Wachtmeisterin der k. k. Trabanten Leibgarde.“

Gleich daneben sagt eine trauernde Gattin:

„Edler Gatte, treue Selle
Ruhe sanft an dieser Stelle!“

und ein 15-jähriger Knabe läßt sich also verlauten:

„Hier lieg ich im Rosengarten
„Und thue auf
„Meine Eltern, meinen Onkel und meine Geschwister warten.“

Manche Leute legen selbst im Grabe ihren Herrschsinn und den befehlenden Ton nicht ab, denn ein Amtsrath ruft noch unter dem Leichenstein:

„Wanderer steh still! ich fordre ein Gebet von dir.“

Im Gegensaze zu diesem brutalen Todten lispelt Graf C—

„Wanderer bitte gütigst für meine Seele!“

das nenn ich mir einen Mann von Bonton — die Erziehung verläugnet sich im Grabe nicht!

Was sehe ich, unter jenem Hügel ruht:

„Die Asche einer guten Seele(!!)“

welch ein Tropus! in den neuesten Gedichten unsrer modernen Dichter findet sich kein so kühner Ausdruk!

Um die Geduld meiner Leser nicht zu ermüden, will ich schließen; und nur als Antitheſen noch 3 Aufschriften geben, die an Zartheit und Gemüth mit einander wetteifern.

1. Auf eine 16 jährige Jungfrau.

Eine Blüthe für das Leben,
Eine Blume für das Grab,
Gott mit Schmerz zurükgegeben,
Der sie uns zur Freude gab.

2. Auf eine 15 jährige dito.

Sie ging dahin in zarter Blüthe;
Wo ewig hell die Sonne scheint,
Der Mutter Stolz, das Bild der Güte,
Vermißt von Allen und beweint!

3. Auf ein 5 jähriges Kind.

Aeltern troknet Eure Thränen,
Fällt Euch der Verlust auch schwer;
Wird der Welt ein Kind entzogen,
Zählt Gott einen Engel mehr!

Adiaphoros.

Miszellen.

London. Daß sich in Arabien noch jüdische Stämme mehr oder weniger unabhängig von langen Zeiten her erhalten haben, ist bekannt; durch den englischen Kapitän Owen aber, welcher die südlichen Küsten zu untersuchen den Auftrag hatte, erfahren wir, daß ein Israelite dort eine neue Herrschaft begründet, und sich zum Sultan von Morbut und Dschoffar emporgeschwungen habe. Mohamet-Ben (Sohn) Akel, ein reicher Israelite, benuzte seinen Reichthum, um 1000 Nubier anzuwerben und einzuüben, und bemächtigte sich mit Hilfe derselben der ganzen Küste von Fortak an bis Garrew, und landeinwärts bis zur Stadt Hadramand. Ein Reich dieses Namens gebe es gar nicht, obwohl es in vielen unserer Karten und Kompendien noch prange. M.

Konstantinopel. Im Laufe des vorigen Jahres kamen durch Konstantinopel 508 Pilgrimme aus dem russischen Reiche, nämlich: 106 Christen (52 Männer und 54 Weiber) nach Jerusalem und dem Berge Athos; 351 Israeliten (154 Männer und 197 Weiber) nach Palästina, und 51 Muhamedaner, worunter 1 Weib, nach Mekka. G.

Paris. Mad. Malibran hat ihren Ehescheidungsprozeß gewonnen. Am 23. März 1826 ward sie zu New-York durch einen Civilakt vor dem französischen Konsul mit Herrn Malibran, der damals amerikanischer Bürger war und sich jezt zu Paris aufhält, verbunden. Von der kirchlichen Einsegnung der Ehe scheint die Rede nicht gewesen zu sein. Das Civil-Tribunal zu Paris hat das Bündniß für nichtig erklärt, weil der Konsul nicht kompetent gewesen, es zu legalisiren. B.

Dijon. Hierselbst hat sich am 25. Februar eine homöopathische Gesellschaft konstituirt; Doktor Hahnemann ward zum Ehrenpräsident ernannt. L.

Paris. Die Einwohner der Theaterstraße in St. Quentin wurden vor Kurzem des Nachts durch das Geschrei: „Diebe! Diebe! Es ist ein Dieb im Laden! Fanget ihn!“ in Bestürzung gesezt, welches von einer Stimme, wie die eines Mannes, der erdrosselt werden soll, ausgestoßen wurde. Beim Schein der herbeigeholten Laternen erblikte man einen Schlossergesellen auf dem Dache eines Hauses, der in der halsbrechendsten Stellung auf einer Dachrinne saß, und fortwährend obige Worte rief. Sogleich wurden alle Anstalten zur Ergreifung des Diebes getroffen, jeder Zugang besezt, und der Laden unten im Hause aufs Sorgfältigste durchsucht; umsonst, es war kein Dieb zu finden. Indessen war der Schreier vom Dache verschwunden; man ging in sein Zimmer, wo er im tiefsten Schlafe lag. Als man ihn aufwekte, und ihm erzählte, was er gethan, und in welcher gefährlichen Stellung er sich befunden habe, erschrak er heftig. Er war im Schlafe gewandelt, und dies, so viel er wenigstens wußte, sein erster Ausflug. B.

Straßburg. Im Departement der Dordogne fiel kürzlich zwischen zwei Brüdern ein Pistolenduell vor. Nachdem der jüngere den ältern gefehlt hatte, warf er ihn nieder und trat so lange mit den Absäzen auf ihm herum, bis er ihn für todt hielt. Nach langer Ohnmacht erhob sich dieser, und schleppte sich nach dem nächsten Dorfe, wo er alle mögliche Hilfe erhielt. Man schreibt diesen Mordversuch einer Geldsache zu. T.

Paris. Gall's Schädellehre hat eine neue Niederlage erlitten; man fand nämlich das Gehirn des berühmten Wundarztes Dupuytren nur mittelmäßig entwikelt. Bei dem Kopfe Napoleons war es eben so. Diese beiden Gegenbeweise gegen dies System sind indeß nicht die einzigen; dem Schädel, oder vielmehr der Schädellehre Galls nach gehörte der große Laplace zu den Blödsinnigen. An dem Schädel eines Schafes fand man dagegen die Erhabenheiten, welche den Wiz, einen metaphysischen Geist und die Liebe zu Gott andeuten sollen. B.

Paris. Ein französisches Blatt sagt: „Es gehen wichtige Veränderungen in den Gewohnheiten des Hofes vor sich. Die Stiefeln sind verschwunden, ob sie gleich der Kronprinz eine Zeit lang in Schuz nahm. Die Schuhe haben über die Stiefeln triumphirt. Jezt ist der Streit auf die kurzen und langen Beinkleider übergetragen worden; die leztern sollen zu demokratisch sein. Andere wesentliche Reformen werden vorbereitet, besonders beschäftigt man sich mit einer Angelegenheit, die die Deputirten trifft. Man möchte nämlich gern die eingerissene Gewohnheit abschaffen, welche viele Mitglieder der Kammer haben, die sich erlauben, ihre Einladungskarten zu Festen in den Tuilerien ihren Verwandten und Freunden abzutreten, als wären es Theaterbillets.“ — B.

Paris. Hier macht gegenwärtig ein Mädchen von 13 Jahren großes Aufsehen, das ein Lustspiel unter dem Titel: „die testamentarische Klausel“ geschrieben hat, welches von Kennern sehr gelobt wird. Am 19. März soll es von einer Privatgesellschaft aufgeführt werden, wobei die Verfasserin selbst eine Rolle übernehmen wird. B.

München. Vor einigen Tagen ist aus dem Rheinkreise ein Paket mit Adresse: „An Wohlhocht Sr. Wolgebohrn Hrn. Ludwig, Herrn Königliche Majestät, wohnhaft in München.“ eingelaufen. M.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

25. Sonnabend, 28. März. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Antonio Gasperoni im Gefängnisse.

(Beschluß.)

Ich trat von neuem zu Gasperoni, der seine Stellung nicht verändert hatte.

„Welcher ist Ihr eigentlicher Name?“ fragte ich ihn. „Man sagte mir, Sie hießen Barbone.“

— „Das war mein Beiname in den Bergen, ich heiße Antonio Gasperoni.“

„Sie haben Ihren Namen berühmt gemacht; man spricht von Ihnen in Italien wie von Catilina, von Spartacus und andern Ihrer berühmten Landsleute, welche Rom den Krieg erklärten..“

Er lächelte und verbeugte sich bescheiden.

„Was führte Sie in Ihre Laufbahn, Gasperoni?“

— „Ein Zank in Neapel.“

„Ein Zank! Das ist etwas sehr Geringes, ein sehr leichter Vorwand, um mit der ganzen Welt zu brechen.“

— „Ja, aber bei dem Zanke ermordete ich meinen Gegner.“

„Ah, das ist etwas anderes. Wie lange trieben Sie Ihr Handwerk?“

— „Siebenzehn Jahre.“

„Haben Sie Wunden?“

— „Ueberall.“

„Sie haben sich also oft geschlagen?“

— „Ach, sehr oft, ja sehr oft.“

„Mit den päbstlichen Soldaten?“

— „Mit den Soldaten? nein (er machte eine verächtliche Gebehrde); mit den Dragonern.“

„Ich habe von Ihrem Abenteuer in der Hütte der Kohlenbrenner gehört (ein Blik zukte in seinen Augen und sein Gesicht ward finster). Hätten Sie wohl die Güte, mir diese Geschichte zu erzählen? Ich werde nicht undankbar sein.“

Die ganze Bande umringte uns, um die schrekliche Geschichte aus dem Munde des Hauptmanns zu hören.

„Sie waren ihrer siebzehn,“ sagte Gasperoni, „und hatten mich an die Soldaten des Pabstes verkauft. Ich hielt sie für meine Freunde und wir aßen und tranken ruhig in ihrer Hütte. Ich hatte keine Wachen ausgestellt — ein großer Fehler! aber ich sagte mir immer: „Diese Kohlenbrenner sind ehrliche, brave Leute!“ Sie werden es gleich sehen. Mitten in der Nacht höre ich Soldaten marschiren; mein Ohr kannte den Schritt der Soldaten auf eine Stunde weit. „Verrathen, Kameraden, verrathen!“ Wir sprangen nach unsern Waffen. Die Päbstler waren noch zwanzig Schritte von der Hütte; wir waren unser nur zwölf, sie dagegen dreißig Mann. Wir bahnten uns einen Weg durch sie hindurch mit Flintenschüssen; ich selbst erschoß vier Mann und wurde am Arme verwundet — hier, sehen Sie diese Narbe. Die Päbstler ließen uns hindurch, ergriffen keinen einzigen von uns und tödteten auch keinen. Die Päbstler schießen sehr schlecht. Wenn es Dragoner gewesen, so waren wir verloren. Das war noch nichts; hören Sie nur. Drei Tage später, in der Nacht, stiegen wir vom Gebirge herab, und ich führte meine Leute in die Hütte; sie schliefen, die Elenden. Eine Stimme rief von innen: „wer klopft an die Thüre?“ — „Oeffnet, und wir werden antworten; öffnet euren Freunden, den Soldaten.“ Ein Kohlenbrenner sagte: „macht nicht auf, es ist Gasperoni!“ Ich schlug die Thür mit einem einzigen Stoße mit dem Flintenkolben ein; schäumend vor Wuth drangen wir in die Hütte und ermordeten — Alles. Das war gerecht, nicht wahr? Diese Banditen mußten wegen ihrer Verrätherei alle umgebracht werden. Als es geschehen war, zählte ich die Leichen; es lagen nur vierzehn da. Ich durchsuchte die Hütte und durchstöberte jeden Winkel; nichts da — drei waren entwischt. Halbe Rache! Ich weinte vor Wuth. „Ich werde sie wohl finden!“ rief ich meinen Kameraden zu. Ich hätte ganz Italien nach ihnen durchsuchen können. Zwei Jahre darnach traten wir Abends in ein kleines einzeln stehendes Häuschen nahe am Meere, um einmal zu trinken. Wir waren in der Gegend bekannt. Um einen Tisch herum saßen Bauern. Ich erkannte meine Feinde leicht und bemerkte auch bald unsere drei Kohlenbrenner in einem Winkel. Ah, wie wohl wurde mir da. „Endlich habe ich sie,“ sagte ich zu mir selbst. „Da seid Ihr ja; kommt her, daß man euch ins Gesicht sehe. Fürchtet ihr euch?“ Sie zitterten und sahen leichenblaß, die drei Banditen. — „Ich suche euch schon lange,“ sagte ich lachend zu ihnen. Sie fielen vor mir auf die Knie und baten um Gnade. Ich gab meinem Nachrichter ein Zeichen, er sezte jeden ein Pistol auf die Brust und erschoß sie; denn ich selbst vergieße nur im Kampfe Blut. Außer dem Kampfe habe ich niemand getödtet, nicht einmal die jämmerlichen Kohlenbrenner, die mich verkauft hatten.“

Alle Räuber bestätigten dies durch Zeichen mit Kopf und Hand; es war dies ein ihrem Anführer gegebenes Moralitätszeugniß.

„Man erzählt viele Dinge von Ihnen,“ fuhr ich fort.

— „Ja, ja, ich weiß, man wird Ihnen hundert Fabeln mittheilen . .“

„Die Tochter jenes Engländers, der einen Preis auf Ihren Kopf sezte . .“

— „Das ist nicht wahr,“ unterbrach er mich lebhaft; „ich habe nie Frauen tödten lassen.“

„Aber Sie haben einige in das Gebirg geführt?“

Diese Frage machte ihn lachen und er stand da wie ein Stuzer, der Glük bei den Frauen hat und den Bescheidenen spielt, damit man sein Schweigen zu seinem Vortheil deute.

„Sie müssen sich in jenes unabhängige Leben wieder zurük sehnen, dem Sie freiwillig entsagten. Wenn Sie der heilige Vater begnadigte, welchen Gebrauch würden Sie von Ihrer Freiheit machen?“

— „Ich würde ein ehrlicher Mann werden, nach Neapel gehen und arbeiten, denn das Leben in den Bergen langweilt mich. Ich habe es siebzehn Jahre lang geführt; damals war ich jung und die Anstrengung mir angenehm; aber ich werde alt, meine Wunden schmerzen, und ich bedarf der Ruhe.“

„Würden Sie für Ihre Kameraden stehen?“

— „Für alle.“

„Ist der da Ihr Nachrichter, der, welcher für Ihre Rechnung mordete?“

— „Ja, der ist es.“

Ich würde nicht so sehr erschroken sein, wenn ich plözlich eine Schlange in meiner Hand gefühlt hätte. Der schrekliche Henker stand so dicht neben mir, daß er mich berührte. Er verläßt seinen Gebieter nie; er wacht und schläft an seiner Seite wie in dem Gebirge, als ob er noch im Kerker einen Befehl zum Morde erhalten sollte. Nichts Schrekklichers unter diesen Männern; die viehische Roheit des Verbrechens spricht sich deutlich auf seinem langen, magern und bleichen Gesichte aus; sein Auge gleicht dem einer Blindschleiche; eine gewöhnliche Muskelzusammenziehung am Mundwinkel bildet eine Art Lächeln, aber sein Blik ist eiskalt und ernst. Während ich ihn betrachtete, zählte er die Knöpfe auf meinem Roke „Wie heißt du?“ fragte ich ihn. Er blieb gebükt stehen; sein Auge erhob sich zu den meinigen, seine Lippen öffneten sich nicht, und seine heisere Kehle antwortete: „Geronimo.“ — „Hast du viel umgebracht, Geronimo?“ — „Ja wohl, stets wenn man zu mir sagte: tödte (amazza)“ — „Du wirst wohl nicht begnadigt werden.“ Ein lautes allgemeines Gelächter folgte dieser meiner Bemerkung. „Ihr scheint euch im Gefängniß recht wohl zu befinden,“ sagte ich zu den Räubern.

Ein Bandit mit einem sehr diken Bauche antwortete: der heilige Vater füttere sie sehr gut und sie wären glüklicher als die Hälfte der Italiener, glüklicher als alle Bettler in den römischen Staaten. „Aber das geschieht aus Politik. Die Banditen werden erfahren, daß wir gutes Essen, gute Betten und auch Geld bekommen, was man im Gebirge nicht immer hat. Das verleitet wohl manchen, sich ebenfalls auszuliefern. Außerdem bekommen wir auch noch Trinkgelder von Reisenden.“

Ehe ich die Gesellschaft verließ, betrachtete ich sie noch einmal genau. Es war nicht ein einziges Gesicht zum Malen darunter, außer dem des Hauptmanns und des Henkers, alle hatten so spießbürgerliche, prosaische Gesichter, daß man sie wohl für ehrliche Leute halten könnte. Ich weiß nicht, ob sie jemals das pittoreske Kostüm getragen haben, das die Künstler den neapolita-

nischen Banditen geben; im Gefängnisse waren sie wie italienische Handwerker gekleidet: in graue Beinkleider, braune Westen und blaue Strümpfe. Sie schienen gegen Alles gleichgiltig zu sein, ohne Hoffnung oder Verzweiflung; sie rauchten, lachten, schlugen die Arme über einander und sahen ganz heiter aus. Das ist die Bande, welche fünfzehn Jahre lang die pontinischen Sümpfe in Schreken sezte, die Soldaten des Pabstes zittern machte, den Dragonern Schlachten lieferte und die reichen Engländer plünderte. Wahrscheinlich sterben sie in Erwartuug ihrer Begnadigung in der Citadelle, und mit ihnen wird die lezte Bande erlöschen. Einzelne Räuber wird man wohl noch finden, aber keine geordnete Gesellschaft mit einem Hauptmanne, mit Fahne und Uniform. Es ist ein Glük für die Reisewelt, aber ein Unglük für die Künstler. Die römische Kampagna ohne Banditen ist die Wüste Syriens ohne Karavanen. Ueberall stirbt die arme Poesie. Der Orient war uns noch geblieben, aber ach! die Türken ziehen blaue Röke an, die Baiern herrschen in Griechenland, und der Sultan trägt Reitstiefeln und einen feinen Pariser Kastorhut!

Amerikanische Sitten.

(Auszug aus den Anmerkungen des neuen, von Hrn. v. Beaumont erschienenen Werkes: „Maria, oder die Sklaverei in den vereinigten Staaten.")

Strenge der Puritaner von Neuengland.

Diese Strenge zeigt sich nicht nur in den Sitten, man sieht sie auch in den Gesezen durchschimmern; Trunkenheit, Glüksspiele, Sittenlosigkeit, Gotteslästerung, Nichtfeier oder Entweihung des Sonntags sind, in Massachusetts, Vergehungen, die mit Gefängniß oder einer Geldstrafe belegt werden. Der in Neu-England herrschende Puritanismus übt seinen Einfluß noch fast über alle Staaten der Union aus; so straft der Pönalkodex von Ohio mit Gefängniß die Verbindungen zwischen nicht verheiratheten Männern und Frauen. Ich habe zu Cincinnati Individuen gesehen, die für dieses Vergehen verurtheilt und in einem ungesunden Kerker eingesperrt worden sind, wohin die äußere Luft niemals dringen kann.

Zu Newyork sind alle Glüksspiele, selbst Karten-, Würfel-, Billardspiel, an allen öffentlichen Orten, in Gasthöfen, Schenken, auf Paketbooten ꝛc., bei Strafe von 10 Dollars (53 Fr.) für die Gastwirthe ꝛc. verboten. Jede Person, die irgend eine Summe in einem Hazardspiele gewinnt, zahlt die gewonnene Summe fünffach als Strafe; wer, im Spiele oder in Wette, eine Summe von 25 Dollars (132 Fr.) verliert oder gewinnt, wird eines Vergehens (misdemeanor) schuldig erklärt, und hat eine Strafe verwirkt, die eben nicht geringer als das Fünffache der gewonnenen oder verlornen Summe sein darf. Das Gesez desselben Staates straft nicht nur Blasphemieen, sondern auch Fluchen und Schwören; es verbietet den Verkauf starker Getränke in der Nachbarschaft einer religiösen Versammlung, mindestens auf eine Entfernung von zwei Meilen in der Runde. Die Gesezе von Pensylvanien enthalten analoge Verfügungen: sie verordnen bald Geld-, bald Gefängnißstrafe gegen die Trunkenheit, und machen die Wirthe ihrer Patente verlustig, die zu der Gesezverlezung Gelegenheit gegeben haben. Wenn ein Individuum als

Trinker, oder vielmehr als täglicher Trunkenbold, bekannt ist, so erkennt man für ihn einen Kurator oder gerichtlichen Rath, wie wenn er wahnwizig oder blödsinnig wäre, und wer ihm, sei es Gastwirth, Destillateur oder Weinschenk, Liqueur oder Wein verkauft, muß 10 Dollars Strafe bezahlen.

Die Feier des Sonntags beschränkt sich in Amerika nicht, wie bei uns, auf eine Zeremonie; sie dauert den ganzen Tag. Jeder geht, nach dem Gottesdienst, nach Hause, und bald sieht man auf den Straßen weder Wagen, noch Männer, noch Frauen, noch Kinder mehr. Damit keine Wagen passiren können, sind die den Kirchen benachbarten Straßen mit Ketten, zwei Fuß über dem Boden befestigt, gesperrt. Nach dem Schweigen, das überall herrscht, könnte man sich in einer verlassenen Stadt glauben, durch welche der Feind den Tag vorher gezogen wäre, und wo er nur Todte zurük gelassen hätte. Das Gesez des Staates von Newyork besagt, daß am Sonntage alle Vergnügungen, wie Jagd, Scheibenschießen, Spiel, Pferderennen ꝛc. verboten sind. Es ist jedem Gastwirth oder Destillateur untersagt, irgend ein geistiges Getränk zu verkaufen, und überhaupt jedem Kaufmann, irgend eine Waare zu veräußern. Es ist kaum zu bezweifeln, daß viele Amerikaner, am Sonntage in ihr Haus eingeschlossen, sich sehr wenig mit der Bibel beschäftigen, und den Schatten, der sie birgt, benuzen, um nicht eben fromme Werke zu vollbringen; die einen überlassen sich ohne Schranken der Leidenschaft des Spiels, das in Amerika um so unheilbringender ist, als die Spieler, da selbst die unschuldigsten Spiele öffentlich verboten sind, sich heimlich den gefährlichern und gefährlichsten preisgeben; andere berauschen sich in geistigen Getränken; viele von denen, die der arbeitenden Klasse angehören, legen sich gleich nach der Kirche zu Bette. Dasselbe findet man in England, Folge derselben Ursache. Der Protestantismus, der während des Sonntags Schweigen und Sammeln des Gemüths gebietet, und alle Arten von Vergnügungen ausschließt, hat dabei nur die Lage der höhern Klassen der Gesellschaft berüksichtigt. Diese ganz intellektuelle Feier des Sonntags paßt für gebildete Geister, und ist geeignet, die des Nachdenkens fähigen Seelen auf eine ausgezeichnete Weise zu erheben; aber sie sagt den niedern Ständen nicht zu. Man wird nie erlangen, daß der Mensch, dessen Körper allein die ganze Woche arbeitet, den ganzen Sonntag mit Denken hinbringe. Man verweigere ihm öffentliche Vergnügungen; in Verborgenheit zurükgezogen, überläßt er sich ohne Zügel den grobsinnlichsten Freuden.

Napoleon als Tänzer.

Napoleon gab sich mehr Mühe, Marie Louise zu gefallen, als er jemals für irgend eine Frau gethan hatte. — Einst, als er allein mit der Königin Hortensia und der Prinzessin Stephanie war, fragte ihn diese, schalkhaft lächelnd, ob er walzen könne. Se. Majestät erwiderte, daß er es nie über die erste Stunde hinausgebracht habe, da wenn er zwei bis dreimal herumgewalzt hätte, ihn ein Schwindel ergriffe, der ihn nöthige aufzuhören. Als ich noch auf der Militärschule war, fügte der Kaiser hinzu, habe ich, Gott wie oft, den vergeblichen Versuch gemacht, den Schwindel zu überwinden, welchen das Walzen mir verursachte, aber nie wollte es mir gelingen. — Unser Tanzlehrer

gab uns den Rath, beim Walzen einen Stuhl statt Dame zu nehmen, aber jedesmal fiel ich mit dem Stuhle, welchen ich verliebt in meine Arme drükte, an die Erde, und er zerbrach in tausend Stüke. Die Stühle meines Zimmers, so wie die von zwei bis drei meiner Kameraden mußten einer nach dem andern daran glauben.

Die rauchenden Zöglinge.

In einer Erziehungsanstalt war das Tabakrauchen der Zöglinge mit aller Strenge verboten. Durch dieses Verbot ließen sich einige doch nicht irre machen und der Direktor des Instituts erhielt die Anzeige, daß mehrere Zöglinge in einem Schlafzimmer versammelt wären, um dort zu rauchen. Der Direktor, über diesen Ungehorsam aufgebracht, überraschte die Rauchenden und fragte, wie sie sich hätten unterstehen können, auf so freche Weise die Gesetze des Hauses zu verletzen und sich das für junge Leute höchst schädliche Tabakrauchen zu erlauben. „Herr Direktor!“ sagte der Aelteste, „ich rauche weil ich Zahnschmerzen habe.“ „Und ich,“ nahm der Andere das Wort, „ich rauche wegen eines Flusses, der mir in den Gliedern liegt.“ „Ich,“ sagte der Dritte, „ich habe Kolik, und dafür soll es gut sein.“ „Mir ist so beklommen auf der Brust,“ sagte der Vierte. Endlich wandte sich der Direktor zu dem Jüngsten und fragte, wie ein so junger Laffe sich unterstehen könne, ein Pfeife in den Mund zu nehmen. „Ach,“ sagte der Gefragte, „ich habe Hühneraugen, und der Doktor hat mir gesagt, daß das Tabakrauchen gut gegen die Hühneraugen sei.“ „Welche Abgeschmaktheit!“ rief der Direktor; „wie kann ein vernünftiger Mensch, der nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, sich einfallen lassen, daß ich einer so albernen Entschuldigung Glauben beimessen werde?“ „Ach, lieber Herr Direktor!“ versezte der Jüngste, „meine Kameraden haben mir schon die besten Entschuldigungen weggenommen, da blieb mir keine andere mehr übrig.“

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Marseille. Hier verliebte sich M. S.*, Sohn eines spanischen Generals in ein Mädchen, welches einige Jahre älter war, als er. Dieser Umstand bestimmte die Eltern der beiden jungen Leute, ihnen die Einwilligung zu ihrer von Beiden heiß ersehnten Verbindung zu verweigern. Dies bestimmte den feurigen Liebhaber zu dem verzweifelten Entschlusse, sich mit Opium zu vergiften. Allein die Dosis, die er zu sich nahm, war für seine jugendlich kräftige Natur zu klein und ein heftiges Erbrechen war die alleinige Folge des selbstmörderischen Attentates. Die Eltern waren nun, wie leicht zu begreifen ist, seinen Wünschen nicht mehr entgegen und man machte dem Jüngling den Entschluß der besorgten und erschrokenen Eltern kund. Aber wer beschreibt das Erstaunen der lezteren, als Derjenige, der vor einer Stunde für seine Geliebte freudig in den Tod gehen wollte, sich nun standhaft weigerte, eine Verbindung mit ihr einzu-

geben, welchen sich nun kein Hinderniß mehr in den Weg legte. — In der Ehe hätte er vielleicht viele Jahre (?) gebraucht, von seiner Liebe geheilt zu werden, und eine Dosis Opium bewirkte dasselbe in einer Stunde. Ich fürchte der Preis des Opiums wird sehr steigen, wenn dieses Remedium allgemeiner bekannt sein wird. Rrrr.

Baltimore. In Natchez, in den Vereinigten Staaten, wurde am 4. Januar ein reicher Pflanzer, Namens Forster, der seine Frau mit einer Negerpeitsche erschlagen hatte, freigesprochen. Statt der Justiz übte jedoch nun das Volk Vergeltung an ihm, und zwar auf eine empörende grausame Weise, denn so wie er sich auf der Straße blikken ließ, ergriffen ihn mehrere von den angesehensten Bürgern von Natchez und der Umgegend, führten ihn aus der Stadt hinaus, zogen ihn aus und schlugen ihn mit Peitschen so lange, bis sein Rüken ganz zerfleischt war. Hierauf bestrichen sie ihn mit erwärmtem Theer, bestreuten ihn dicht mit Federn und führten ihn dann, begleitet von einem großen Volkshaufen und unter dem beständigen Geschrei: „Peitscht ihn noch einmal! schlagt ihn todt!" durch alle Straßen der Stadt. Während er ausgepeitscht wurde, baten einige um Gnade für ihn, allein sie erhielten zur Antwort: „Als er seine Frau todtschlug, bat sie ihn auch um Gnade, aber er hörte sie nicht." Das Volk wollte ihn in ein Boot ohne Ruder sezen und mitten auf dem Mississippi sich selbst überlassen. Dies unterblieb jedoch, weil es hieß, daß einige ihn erschießen wollten. C.

München. Vergangenen Freitag Morgens wurde von einem unbekannten Manne ein verruchtes Verbrechen begangen. Derselbe nahm nämlich den 11jährigen Sohn des Oberappellationsgerichts-Rathes, Ritter von Scherer, von dem Schulwege unter allerlei Versprechungen mit sich in den englischen Garten, und als er mit dem Knaben an den Wasserfall gekommen war, warf er denselben in das Wasser, aus welchem das ersehene Opfer jedoch noch glüklicher Weise von einem in der Nähe befindlichen Pater Franziskaner und einem Invaliden gerettet wurde. Man ist dem schändlichen Kindermörder, der sich nach der That sogleich entfernte, leider noch nicht auf der Spur. T.

München. Ein hiesiges Blatt enthält Folgendes: Der hohe Reisende, der in diesem Jahre bei uns erwartet wird, ist nach den neuesten Reiseberichten am 2. März nur noch 77 Mill. 144,000 Meilen von der Erde entfernt gewesen. Nach der vorgeschriebenen Reiseroute wird er während des Augusts im Stier übernachten und dann mit Kurierpost jeden Tag $\frac{5}{4}$ Mill. Meilen zurüklegen, im September wird er noch in den Gasthäusern zu den Zwillingen und zum Bär Nachtquartier halten; dann aber nirgends mehr übernachten, sondern direkt auf die Sonne zureisen, so daß er nicht mehr zu sehen ist. Gute Fernröhre machen sich Hoffnung, daß sie den Reisenden, nämlich den Halley'schen Kometen, schon im Monat März ausfindig machen können. Im August wird sein Kern so groß erscheinen, als der Jupiter und im September den höchsten Glanz erreichen. Doch von dem Schweife verspricht man sich nicht gar viel, wenigstens keinen Elfer. W.

Der Modenkurier.

(Paris, 15. März. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!"

1. Das Schwarze ist entschieden in der Mode. Man bemerkt diese Farbe bei den elegantesten Damen in der Oper. Unter andern Anzügen dieser Art führen wir mehrere Kleider von schwarzem Atlas an, die kurze Aermel und einen drapirten und ausgeschnittenen

Leib hatten; die Einen waren mit schwarzen, die Andern mit farbigen Bandschleifen geziert. Eine sehr schöne, lezten Freitag in der Oper gesehene Toilette bestand aus einem schwarzen Atlaskleide mit einem gespizten und drapirten Leibe. Die Draperien waren in der Mitte der Brust durch eine große, sehr künstlich gefaßte Diamanten-Schließe gehalten, woran eine Diamantenkette hing, die am Ende der Falten der Draperien, in der Mitte des Leibes, eine zweite Diamanten-Schließe aufnahm, von welcher abermals eine Diamantenkette ausging und sich durch eine lezte Schließe endigte, die auf der Binde angebracht und woran Diamanten-Eicheln hingen. Kein anderes Geschmeide mischte sich unter diese reiche Einfachheit, wenn man etwa die Koeffüre ausnimmt, die aus einer Toque von schwarzem Sammet bestand, und seitwärts mit einem weißen Reiger geziert war, an dessen Fuße sich ein prächtiges Diamantenbouquet befand, deren Zweige, Blätter und Blumen mit einer majestätischen Grazie geordnet waren.

2. Die Turbans theilen ihre Beliebtheit mit den kleinen Hüten, die uns schon so viel zu sprechen gaben, und die man gewiß nicht ohne Bedauern aufgeben wird, da sie so vortheilhaft zum Gesichte stehen. Die lezten, welche wir bemerkten, waren von grünem oder blauem Sammet, mit einem Paradiesvogel geziert.

3. Eine Sonderbarkeit, die gewissen Gesichtern sehr gut steht, ist die Mode der schwarzen Turbans, mit Gold und Edelsteinen untermischt. Man sah mehrere diese Woche.

4. Die Negligee zeigt sich nur in den Familien-Reunions. Die allereinfachste Negligee sind die Kleider von lilafarbigem oder malvengelbem Reps oder Atlas, schwarz oder weiß brochirt. Man kann diesen Stoff eben so zu Kleidern als zu Ueberröken verwenden.

5. Die neuesten Stoffe zu Frühlingkleidern sind Atlasse, farbig brochirt auf weißem Grunde, die eben so neu als schön sind. Die Frühlingsschärpen sind von gedrucktem Batist oder gedrukter Wolle mit den verschiedenartigsten und elegantesten Dessins. Auch verfertigt man heuer Kleiderstoffe mit weißem, lichtblauem und chamoisfarbigem Grunde, worauf türkische Dessins den schönsten Effekt hervorbringen.

6. „Die orientallische Malerei", sagt das Journal des Dames et des Modes vom 10. März, „ist jezt entschieden im Schwange. Unsere Elegants haben sie in die Mode gebracht, und es gibt fast keine Dame mehr, die ihr nicht zwei Stunden des Morgens widmete, um sich diese Kunst in einigen Lektionen eigen zu machen. Eine junge Dame, Mad. Clement, ist im Besize des Geheimnisses, diese Malerei selbst Personen, denen die Malerkunst ganz fremd ist, dergestalt beizubringen, daß sie in kurzer Zeit die Schöpfungen der geschiktesten Koloristen und vollendetsten Zeichner mit aller Zartheit der Formen, Glanz der Farben, Leichtigkeit der Umrisse, Durchsichtigkeit und Schönheit des Tons, täuschend nachzuahmen im Stande sind. Zehn Lektionen sind hinreichend, um eine Person, die nie einen Pinsel nie einen Crayon in der Hand hatte, zum Künstler zu machen." — (Bei dieser Gelegenheit machen wir auf den seit Kurzem in Pesth anwesenden Hrn. Jägermann aufmerksam, von dem im „Spiegel" vom 21. d. M. ausfuhrliche Erwähnung geschah. Herr Jägermann lehrt die orientalische Malerei in nur vier Stunden, und hat bereits auch in Pesth, so wie überall, mit dem besten Erfolge Schüler zu Meistern geschaffen. Er wohnt im „König von Ungarn", 3. Stok, Nr. 7.)

Modenbild. Nr. 13.

Pariser Promenaden- oder Visitenanzüge vom 10. März. Einer der Hüte ist von maisgelbem geköpertem Sammet, mit Bändern und blauen Glokenblumen geziert. Der andere Hut ist von weißem Gros de Naples mit Gaze-Bändern und einem weißen Schleier geziert. Ueberröke von Gros de Naples mit Schnürchen eingefaßt und mit Bandschleifen geschlossen, die mit dem Kleide eine verschiedene Farbe haben: Blau auf Bois, Gelb auf Violet. Die Pelerinen sind rükwärts rund, gehen sehr tief auf den Schultern hinab und haben vorne Spizen, die die Binde aufnimmt. Die Ueberröke sind zwar ziemlich lang, lassen aber dennoch die schönen Halbstiefelchen sehen, die mit dem Kleide einen gleichen Stoff haben.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel

26. Mittwoch, 1. April. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Der kalte Empfang.

(Nach dem Englischen.)

Frank Furrowfield, einer von den sechs Söhnen eines wohlhabenden Landbesizers in der Grafschaft Kent, war ein Genie, glüklicherweise jedoch das einzige seiner Familie. Schon frühzeitig gab er Zeugnisse seines überlegenen Geistes durch die eigenthümliche Art, mit der er die Geschäfte abmachte, für welche er geboren schien. Da sein Vater seiner Hülfe auf dem Pachthofe benöthigt war, verließ er schon frühzeitig die Schule, wo er, die Wahrheit zu sagen, seine Zeit auf das Beste nuzte; denn schon vor seinem zwölften Jahre hatte er „Robinson Krusoë", „die sieben Kämpfer" und „des Pachters Sohn" gelesen, und wußte Chevy Chase *), Robin Hood **) und andere endlose Balladen auswendig.

Seine erste Beschäftigung war eine Heerde Vieh zu hüten und ihr Ausbrechen aus der Umzäunung zu verhindern; eine Aufgabe, deren er sich in einer Art entledigte, welche seinem Vater viele Anforderungen an seinen Geldbeutel zuzog, für die Auslösung seiner Heerde aus einer gewissen engen Einhägung, wohin irgend ein gutherziger Nachbar sie verbannt hatte.

Im Laufe der Zeit wurde er bald zur Führung des Pflugs befördert. Hier nun suchte er jene Verbindung des utile et dulce, für welche ihm das Landleben besonders geeignet schien, in Ausführung zu bringen, indem er

*) Chevy Chase, Name der Schlacht von Alterbur im Jahre 1388 unter Richard II. von England und Robert II. von Schottland.

**) Robin Hood, eigentlich Robin Fitzooth, der Anführer einer Räuberbande, unter der Regierung Heinrichs II. im Jahr 1160 geboren.

dem Holzwerke des Pfluges noch eine Art Lesepult hinzufügte, und so die Kultur seines Geistes mit der des Bodens vereinigte. — Dieses System war bewundernswürdig, hatte jedoch, wie jedes andere menschliche, seine Mängel, zu deren Erklärung es dienen möge, daß Frank eines Tages über seine literarischen gänzlich seine landwirthschaftlichen Bestrebungen vergaß; während auch der Knabe, der die Pferde antrieb, die Geistezerstreutheit seines jungen Herrn benuzend, nach Nestern suchte. Unwillkührlich dem Pfluge durch eine Oeffnung in der Heke folgend, gelang es Frank, ehe er sein Versehen einsah, einen halben Morgen junge Saat des Nachbars in Sturz-Aker zu verwandeln. Der Nachbar aber ließ am andern Morgen seine Forderung an Frank durch seinen Sachwalter anerkennen.

Der alte Furrowfield trug diese Ausbrüche des Genies seines Sohnes mit beispielloser Geduld, bis zulezt Frank's Herz durch einen „milchernährten" Cupido verwundet wurde; mit einem Worte er verliebte sich in ein Milchmädchen.

Die Jünger Apollo's haben nichts am Altare Hymen's zu schaffen; so dachte wahrscheinlich auch der alte Pächter, welcher, fest entschlossen seinen Sohn von dem Pachthofe zu entfernen, das Unternehmen Frank's nach London zu reisen und sein Glük durch ein Gedicht zu machen, dessen Fertigung ihm sechs Monate Arbeit, und seinem Vater noch ein Paar Prozesse gekostet hatte, unterstüzte.

Zufällig hatte Frank in London einen Onkel mütterlicher Seits, der dort durch Handel zu einem großen Vermögen gelangt war. Da nun der Held unserer Erzählung zu jeder Zeit erfreut gewesen wäre, seine Verwandten zu sehen, so schloß er daraus natürlich, daß die Freude seines Verwandten, ihn zu sehen, ganz der seinigen gleich kommen würde. Frank bekam demnach von seiner Mutter ein recht künstlich verfaßtes Empfehlungsschreiben, machte sich nach London auf, und, daselbst angekommen, präsentirte er sich wohlgelaunt und in ledernen Kamaschen an der Thüre seines Onkels.

Mister Doublepenny, so hieß der ehrenwerthe Kaufmann, war sehr glüklich in seinem Trachten nach bürgerlicher Auszeichnung gewesen, denn er gelangte noch vor seinem vierzigsten Jahre zur Sicht und zur Würde eines Stadtrathes. Auffallend war seine Abneigung gegen französische Weine und seine Vorliebe für Alles was Englisch war, ausgenommen Halbbier und Wasser. — Man sagt zwar, daß der allgemeine Widerwillen der Londoner Bürger gegen das klare Wasser ganz den Charakter der Wasserscheu trägt und daß, wenn es ihr Loos gewesen wäre, auf vier Füßen anstatt auf zweien zu gehen, nicht ein Einziger den Gefahren in den Hundstagen entgangen wäre. Jedoch ist dies eine große Uebertreibung, denn ich weiß gewiß, daß sie jedes Jahr, an einem ihrer größten Festtage, Wasser in Blakfriar *) trinken.

„Ist Mister Doublepenny zu Hause?", fragt Frank das Hausmädchen, das ihm die Thür aufmachte.

„Den Deputirten meinen Sie?" antwortete das Mädchen mit einem zurechtweisenden Ton; „der Deputirte ist zu Hause, aber er kann Niemand vor sich lassen."

*) Blakfriar, Stadtviertel von London.

„O, ich bedaure es", sagte unser Held ganz betroffen. „Ist er denn so krank?"

„Krank? Nein!" antwortete das Mädchen; „er befindet sich im Gegentheil recht wohl, aber ich wiederhole es Ihnen: Sie können ihn jezt nicht sehen, denn er sizt bei Tische."

„Ist er denn im Finstern?" fragte Frank mit großer Naivität. „Im Finstern? — Nein!" entgegnete die Dirne; „aber der Herr sieht es nicht gern, daß man ihn beim Essen stört, und will Niemand sehen."

„Niemand ist so blind als Diejenigen, die nicht sehen wollen", rief unser Halsstarriger; „aber sagen Sie ihm, daß sein Neffe Frank Furrowfield so eben vom Lande hereingekommen ist und erfreut sein würde, wenn er ihn sprechen könnte."

Das Mädchen kehrte zu ihrem Herrn zurük, von Frank auf dem Fuße gefolgt, der ihre Weisung: in dem Vorsaale einen Stuhl zu nehmen und zu warten, bis sie zurükkommen würde, mißverstanden, und so das Vergnügen hatte, seinen Auftrag pünktlich ausgerichtet zu hören. Das plözliche Zurüktreten seiner Führerin, als sie sein Versehen gewahrte, schlug ziemlich seine Erwartungen eines guten Empfanges von Seiten des ehrenwerthen Deputirten nieder, dem er sich gegenüber sah.

Mister Doublepenny war die lezten sechs Wochen von der Gicht geplagt gewesen, während welcher Zeit seine Füße eben so viel als sein Kopf auf Kissen gelegen hatten. Nachdem er endlich dieses antiphlogistische System verlassen konnte, war er eben, als Frank an die Thür klopfte, im Begriff sich zu einem seiner Lieblingsgerichte niederzusezen und hatte grade den ersten Bissen auf der Gabel, den dieser unerwartete Besuch unterweges aufhielt.

Das stolzeste und edelste der Thiere will nicht bei seiner Mahlzeit gestört werden, und unser Deputirter ertrug Störungen bei solcher Gelegenheit mit noch weniger Geduld als irgend ein Thier. — Wenn ein Geist oder sein Hausarzt plözlich erschienen wäre und ihm befohlen hätte, von dem noch nicht gekosteten Mahle abzustehen, sie hätten keinem „kälteren Empfange" begegnen können, als unser Held.

Der Deputirte beobachtete den Zudringlichen während einiger Zeit mit einem Blike, worin sich Erstaunen und Unzufriedenheit malten. Endlich, die Sprache wiederfindend, rief er aus: „Nun, junger Herr, von welcher dringenden Nothwendigkeit kann denn Ihr Geschäft mit mir sein, daß es nicht bis Morgen Zeit gehabt hätte?"

Frank erklärte mit wenigen Worten den Zwek seiner Anwesenheit in London; sein Onkel aber unterbrach ihn mit den Worten: „Und ist dies Alles? ich glaubte nichts weniger, als daß das ganze Pachthaus, Scheune und Ställe in Flammen aufgegangen, oder durch einen Sturmwind zerstört wären; ich bitte, erlauben Sie mir, junger Mann, das erste Mittagessen, welches ich seit sechs Wochen gesehen habe, in Ruhe einzunehmen, und da, wie Sie bemerken, die Suppe kalt wird, so sein Sie so gut und schreiben Sie Ihre Adresse im Nebenzimmer auf; ich werde Sie wissen lassen, wann es mir genehm sein wird, Sie zu sehen. Und nun Gott befohlen, Sir!"

(Beschluß folgt.)

Weib — Frau — Gemahlin.

Wenn man aus Liebe heirathet, wird man: Mann und Weib, wenn man aus Bequemlichkeit heirathet: Herr und Frau, und wenn man aus Verhältnissen heirathet: Gemahl und Gemahlin! — Man wird geliebt von seinem Weibe, geschont von seiner Frau und geduldet von seiner Gemahlin. — Man hat für sich allein ein Weib, für seine Hausfreunde eine Frau und für die Welt eine Gemahlin. — Man findet sich in Alles mit dem Weibe, man bequemt sich mit der Frau, und man arrangirt sich mit der Gemahlin. — Wenn man krank ist, wird man gepflegt von dem Weibe, besucht von der Frau, und nach dem Befinden erkundigt sich die Gemahlin. — Man geht spaziren mit seinem Weibe, man fährt aus mit seiner Frau, und macht Parthien mit seiner Gemahlin. — Unsern Kummer theilt das Weib, unser Geld die Frau, und unsere Schulden die Gemahlin. — Mutter unserer Kinder ist unser Weib, ihre Bekannte unsere Frau, und ihre Gebieterin unsere Gemahlin. — Sind wir todt, so beweint uns unser Weib, beklagt uns unsere Frau, und geht in Trauer wegen uns unsere Gemahlin. — In einem Jahre heirathet wieder unser Weib, in sechs Monaten unsere Frau, und nach der Kondolenzzeit (in sechs Wochen) unsere Gemahlin.

Lächerliches Mißverständniß.

Der Uebersezer eines franzöſ. Romans erzählt von der Vorsteherin eines Mädchenpensionates, die durch den Muthwillen ihrer Eleven sehr geplagt wird. Einmal reißt nun der Geduldsfaden der guten Frau und sie bestraft die schönen Kinder mit allgemeiner Fasten (avec un jeûne générale). Der Uebersezer gibt diese Phrase ganz unschuldig mit den Worten: „Und sie strafte die Mädchen mit einem jungen General.“

Ein Karnevalsduell.

Auf einem der lezten Maskenbälle in dem Theater des variétés in Paris machte ein kleiner, schwarzer, niedlicher, schlanker Domino Aufsehen, der ohne einen Begleiter im Saale herumging; nichts konnte graziöser sein. Ein großer Pierrot machte sich an das Mädchen und eine flötende Mädchenstimme antwortete ihm. Der Pierrot war entzükt, und bot dem Domino den Arm an; der Domino nahm den Arm, nahm auch Erfrischungen an und schlug auch das angetragene Abendessen nicht aus. Der Pierrot rieb sich schon die Hände, als ein diker Fuhrmann dem kleinen Domino eine Grobheit sagte; der Pierrot antwortete ihm mit einer Ohrfeige. Diese war nur durch einen Zweikampf gut zu machen, der auf die Forderung des Pierrots sogleich stattfand. Nach drei Stunden kam der Pierrot mit einer Wunde am Arme zurük, und fand statt des kleinen Dominos ein Billet, worin er benachrichtigt wurde, er möge sich, da aus dem Abendessen nichts geworden, in dem café Anglais zum Fruhstüke einfinden. Darunter stand: „Bernhard Lopez.“ Der kleine Domino war ein — Herr gewesen.

Sonderbares Testament.

Eines der sonderbarsten Testamente, ist wohl dasjenige, welches Luigi Cartucio, Richter von Padua, vor seinem Tode aufsezte. Die vornehmsten Klauseln desselben waren folgende: „1) Ich will nicht, daß man nach meinem Tode mein Haus mit schwarzen Tüchern behänge; ich will, daß alle diejenigen, die meiner Leiche folgen, grüne Kleider anziehen. — 2) Ich will, daß alle Violinen, Flöten, Pauken und andere musikalischen Instrumente, die man in der Stadt auftreiben kann, zu meinem lezten Asyl mich geleiten. — 3) Ich will, daß Derjenige, welcher bei meiner Beerdigung am herzlichsten lachen kann, mein alleiniger und universaler Erbe werde.“

Brasilianische Hyperbeln.

Nach einem Gefechte zwischen der Armee von Buenos Ayres und den Brasilianern, wobei die leztere zehn Todte verloren und die erstere nur drei Verwundete hatte, wurde in Buenos Ayres ein großes Siegesfest gefeiert und ein Altar des Vaterlands errichtet, auf welchem man folgende Aufschrift las: „Sinkt in die Vergessenheit, ihr Schlachten von Marengo und Austerlitz; ein einziger Tag der Söhne der Freiheit hat den Glanz eurer Namen verpichtet!“ Auf der andern Seite stand: „Europa, du bist stolz auf deine Jahrhunderte der Civilisation und nennst dich die Königin der Welt; aber, o Amerika, du übertrifft Europa eben so weit, wie die ewigen Gipfel der Anden die niedern Spizen der Hügel der Schweiz überragen.“

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Berlin. Am 18. März gab man in königstädtischen Theater zum ersten Mal: „Der Glökner von Notre-Dame, romantisches Drama in sechs Tableaux, nach dem Roman des Viktor Hugo, frei bearbeitet von Charlotte Birch-Pfeifer.“ — Ein überfülltes Haus bewies hinlänglich, daß man von der bühnenkundigen Verfasserin voraussezte, sie werde aus dem buntschauerlichen Stoff ein effektreiches Drama geordnet haben, und das Publikum fand sich nicht getäuscht. Man hat oft über Mangel an Handlung zu klagen, hier ist davon die größeste Fülle und demnach vorweg begreiflich, daß eine feste Verbindung alles Einzelnen zum Ganzen nicht zu erreichen war, weshalb die Bezeichnung „Tableaux“ ganz geeignet erscheint. Hinsichtlich der Theaterwirkung verdienten diese dramatischen Bilder die Auszeichnung, welche ihnen von der höchst befriedigten Versammlung zu Theil wurde; fast jede Szene hatte den beabsichtigten Erfolg, weil jede die Spannung erhöhte. So wird unzweifelhaft „der Glökner von Notre-Dame“ ein Kassenstük; denn wie eine erste Menge sich angeregt fühlte und durch alle Stationen des Unglüks, Mitleids, Schauders und Entsezens sich wieder hindurch arbeitete bis zum Entzüken, so wird es auch eine zweite,

dritte und zehnte Menge wollen, was wir keiner verargen; denn dies neue Drama hat eben nur durch das Theater sein eigentliches Leben und will keinem andern Boden angehören, keinem andern Urtheil sich unterwerfen als dem, welches von dem Mitanschauen ausgeht. Die sehr schwierige Darstellung zeugte von tüchtiger Sachkenntniß und macht dem Theater Ehre. Besonders sind die Szenen, welche auf der Gallerie des Thurms von Notre-Dame spielen, in der Anordnung der Dekoration u. s. w. eine bedeutende Aufgabe, deren geschikte und gefällige Lösung ebenfalls durch lauten Beifall anerkannt wurde. Mad. Birch-Pfeiffer spielte selbst die „Gervaise" mit voller Empfindung, die zumal bei dem Wiederfinden ihres Kindes mit allen Zügen der Wahrheit sich äußerte. Olle. Siebert („Esmeralda") zeigt ihr Talent umfangreicher als wir es bisher wahrnehmen konnten, und wir hätten nur zu bemerken, daß ihr mehrmaliges: „Ich will nicht!" in der Szene, wo „Claude-Frollo" sie fortzerrt, einen etwas edlern Ausdruk haben konnte. Dieser ihr Verfolger wurde von Hrn. Laddey in seinem Maaß gehalten, was um so mehr Anerkennung verdient, da ein Zuviel sehr nahe liegt. Gleiches Lob verdient Herr Genée als „Quasimodo", eine noch gefährlichere Aufgabe, da er mit allem Aeußeren und in jeder That am Nonplusultra steht. Herr Beckmann ist in dem eigenthümlichen Charakter des Gaunerkönigs Clopin-Trouillefou voll gesunden Humors und Herr Schwanfelder („Phöbus de Chanteaupers") findet den rechten Ausdruk in seiner schwärmerischen Neigung zu „Esmeralda". Dem oft wiederholten Beifall schloß sich ein Hervorruf der genannten Schauspieler und Schauspielerinnen an. — Am 19. d. M. wurde im Hoftheater zum ersten Male Raupach's historische Tragödie: „Kaiser Friedrich I.", erster Theil, oder: „Friedrich und Mailand", gegeben, und zwar mit einer Sorgfalt und Ausstattung, wie sie einem Dichter gebühren, der so viel für die Bühne gethan. Raupach erscheint in diesem Drama ganz wie in seinen andern historischen Stüken des Hohenstaufen-Cyclus; es ist nicht die Fülle von Poesie, welche wir zu bewundern finden, sondern das Großartige der Auffassung, die wirksame Stellung der Figuren und die glänzenden Gedanken, welche vor dem Geiste ausgebreitet werden. Das Drama beginnt mit der Beschwörung der ronkalischen Geseze und endet mit Mailands Untergang; Mailand, als die Heldin des Trauerspiels, wird durch „Martino della Torre" repräsentirt, sein Schiksal ist auch das ihrige. Friedrich dagegen ist der Vertreter Gottes, der die durch den Bruch der Geseze verlezte Majestät desselben rächt. Die erste Hälfte des Drama spielt zu sehr mit Phrasen, Form und Pomp, als daß sie sonderlich anziehen könnte; die lezte Hälfte dagegen ist wahrhaft groß und der Glanzpunkt die allgemeine Noth der Stadt während der Belagerung. Das Publikum wurde sichtbar durch die vorgeführten gräßlichen Bilder ergriffen und festgehalten. Hr. Rott, der den „Martino" herrlich durchführte, gewann reichen Beifall und wurde gerufen. Hr. Lemm gab seinen „Friedrich" ganz dem Dichter gemäß, mit Kraft, Nachdruk und deutscher Biederkeit; auch er wurde gerufen. Bisweilen schien bei ihm die physische Kraft nicht zuzureichen. Hr. Krüger, als „Otto Visconte", sprach und spielte gut. Olle. Bertha Stich, als „Agnola", gnügte und das war hinlänglich in der kleinen Rolle. Ausgezeichnet war Madame Crelinger als „Ursina" vom Anfang bis zu Ende. V. Z.

Korrespondenz.

St. Petersburg (11. März). Der diesjährige Petersburger Karneval. Während seiner ganzen Dauer wurden wir durch das mißgünstigste Wetter heimgesucht. Bei einer größtentheils milden Temperatur wechselte es stets unter Schneegestöber, heftigen Winden und Regenschauern ab, diese Unannehmlichkeiten hielten jedoch die Volksklassen keineswegs ab, an den Nachmittagen dem Admiralitäts-Plaze in gedrängten Scharen zuzusprechen, um dort ihren gewohnten National-Ergezungen auf den Eisbergen und Schaukeln nach Herzenslust zu fröhnen. Die so unfreundliche Witterung verhinderte aber einen zahlreichen Besuch von Seiten unserer höheren Gesellschafts-Stände; diese Bemerkung mußten wir vornämlich an den drei Schlußtagen dieses Karnevals machen, an denen sich derselbe sonst bei uns am gewühlvollsten und lebhaftesten zu zeigen pflegt. Wir bemerkten an ihnen keine mehrfachen glänzenden Equipagenreihen — die bestimmt das anziehendste Schauspiel des Karnevals bilden — ihre stundenlangen Touren, um den Tummelplaz der Volks-Vergnügungen machen, darum fehlten auch die nur durch sie angezogenen Gruppen von eleganten Spazirgängern, die sonst um diesen Zeitpunkt den Boulevard überfüllen. Der Baraken und Gaukler-Buden auf besagtem Plaze zählten wir insgesammt zehn. Sie waren sämmtlich in der Form echt russischer Bauerhütten aufgeführt, wie sie uns das platte Land der innern Provinzen darbietet. Ihr Ensemble, von der Mitte des sie beherrschenden Boulevards aus übersehen, gewährte das frappante Tableau eines artigen russischen Dörfchens in den schönsten Zentral-Punkt der prachtvollen nordischen Kaiserstadt versezt. Am liebsten und häufigsten besuchte die Menge die Nobbasche Kunstreiter-Gesellschaft und die gymnastischen Darstellungen der jungen Engländer Croft und Aterbury. In mehreren Privat-Zirkeln unserer höheren Gesellschafts-Stände gab es im Laufe des Karnevals glänzende Assembleen und Bälle, auf welchen man unsere Beaumonde versammelt sah. — Eine besondere Aufmerksamkeit erregt ein hiesiger Augenarzt, der Kaufmann W. Aréschnikow. Durch sehr einfache, niemals schädlich einwirkende immer in irgend einer Art erfolgreiche Mittel heilt er die hartnäkigsten Augenkrankheiten, und stellt selbst bei völlig Erblindeten die Sehkraft wieder her. Mit Augenwassern, die keine Säuren enthalten, und mit schmerzstillenden Salben heilt er sicher die Augenübel in kürzerer oder längerer Zeit nach Maaßgabe der Dauer derselben. Seit Kurzem haben über 450 Personen aller Stände Hilfe bei ihm gesucht und gefunden. V.

Miszellen.

Paris. Pariser Blätter erzählen unter mehreren Selbstmorden auch folgenden sonderbaren: Ein junger Mensch von 22 Jahren hat sich, in einem der volkreichsten Quartiere von Paris, mit einem Dekokt von Höllenstein getödtet, und nachstehenden Brief hinterlassen: „Ich sterbe in der katholischen Religion. Ich vermache meinem Vater und meiner Mutter meine irdische Hülle, indem ich beklage, daß sie ein Geschöpf von so unangenehmer Gesichtsbildung, wie ihr Sohn, groß werden und sich entwikeln ließen. Obgleich ich mit den umfassendsten und zärtlichsten Fähigkeiten begabt war, hat mein Gesicht den Frauenzimmern

doch immer Schreken gemacht. Ich will jezt im Himmel eine Gesellschaft suchen, die sich über meinen Anblik nicht entsezt, denn ich glaube, daß meine Seele, ihres fleischlichen Gewandes entkleidet, die Bewohner der andern Welt nicht erschreken werde. Gez. J. F." B.

Paris. Der französische Propagateur erzählt folgendes Beispiel von Schwesterliebe: „Zwei Schwestern aus der Gegend von Saint-Pol (Pas-de Calais) hatten vor der Revolution den Schleier genommen. Als sie das Kloster verlassen mußten, lebten sie auch dann immer vereinigt und hatten nur die eine Furcht, daß eine vor der andern sterben möchte. So waren sie beide über 80 Jahre alt geworden, als sie beide an einem und demselben Tag erkrankten. Sie empfingen in einer und derselben Stunde die Sterbsakramente, und kurze Zeit darauf schlummerten sie zusammen in die Ewigkeit. Ein Grab umfaßt den Staub der beiden Schwestern." B.

Kischenew. Man meldet, daß nun auch die Geliebte des Räuberhauptmanns Tobultok gefangen genommen ist. Sie war in Mannstracht und zu Pferde; in dieser Kleidung hatte sie ihn auf allen seinen Fahrten begleitet. Sie ist eine Koloniſtin aus Bessarabien und spricht 5 verschiedene Sprachen. Tobultok selbst ist einer der stärksten Menschen, die es gibt, es hielt schwer, ihm Handschellen anzulegen, da seine Handgelenke so breit sind, wie seine offene Hand. W.

Straßburg. Am 2. März sollte in Furnes eine Hochzeit gefeiert werden. Schon war die Trauung verrichtet, das Hochzeitsmal angerichtet und die Gäste versammelt, als während dieser Zeit, der Bräutigam in einem Nebenzimmer sich erhängte. G.

Lyon. Hier treiben die Piqueurs (Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, Damen mit spizigen Instrumenten zu verwunden), seit einiger Zeit wieder ihr Unwesen, das zum Theil ernstliche Folgen hat, indem eine Dame an einer erhaltenen Wunde kürzlich gestorben ist, eine andere von den Aerzten aufgegeben wurde. Z.

Wien. In der k. k. Reichskanzlei ist seit wenigen Tagen ein Statue des höchstseeligen Kaisers, Franz I. zur allgemeinen Besichtigung aufgestellt. Sie soll als Modell zu dem von Se. Majestät dem jezt regierenden Kaiser allhier angeordneten Denkmale gewidmet sein, zu welchem Zweke selbe jedoch nach unser Ansicht nicht leicht passen dürfte, da die Statue in sizender Stellung verfertiget ist. Der Künstler heißt Manfrendoni, aus Mailand gebürtig, und hat, abgesehen von dem Gebrauch, der von seinem Produkte gemacht werden wird, sich als tüchtigen Meister bewährt. A.

Wien. Der Musik-Direktor Strauß hat für die, Ihrer königl. Hoheit, der Frau Prinzessin Wilhelm v. Preußen gewidmeten Walzer: „Erinnerung an Berlin" eine kostbare goldene Tabaksdose, begleitet von einem sehr verbindlichen Schreiben, zum Geschenke erhalten. A.

Leipzig. Die Leipziger Zeitung berichtet aus Oschaz in Sachsen ausführlich über die Verurtheilung eines Brandstifters, Namens Kuhn, gegen den von dem Schöppenstuhl in Leipzig noch förmlich auf die gesezliche Strafe des Feuertodes erkannt worden war; welche Strafe jedoch zuerst in Hinrichtung durch das Schwert, und diese dann weiter in lebenslängliche Zuchthausarbeit verwandelt wurde. G.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 6.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

27. Sonnabend, 4. April. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Der kalte Empfang.

(Beschluß.)

Frank, der in der Verwirrung des Augenblikes gänzlich das Empfehlungsschreiben seiner Mutter vergessen hatte, zog es aus der Tasche und, nachdem er es auf den Tisch gelegt, entfernte er sich eiligst. — Ehe er jedoch das Haus verließ, wurde er auf Befehl des Deputirten prächtig mit Brod, Käse und Halbbier bewirthet, welcher leztere Luxus einem guten Rathe verglichen werden kann, in sofern er oft sehr reichlich Andern von Denjenigen gereicht wird, welche in keinem Betrachte zu bewegen sind, sich seiner selbst zu bedienen.

Nachdem Frank seine Mahlzeit beendigt hatte, verließ er das Haus, ungeachtet des wässrigen Getränkes mit der innern Ueberzeugung, auch gegen dieses Getränk den Kürzeren gezogen zu haben; denn, wie der Schreiber dieses Aufsazes, war er ein mäßiger Mann, und trank nie ein Sturzglas Taselbier, ohne zu fühlen, daß er ein Glas zu viel getrunken hatte.

Am andern Morgen beschloß unser Held, der gerade keine ermuthigende Erfahrung von Londoner Verwandschaft gemacht hatte, sich in die Arme der Buchhändler zu werfen. Diesem Vorsaze zufolge machte er, sein Manuskript in der Hand, die große Runde, bei welcher Gelegenheit man ihm alle mögliche Höflichkeit erzeigte; denn die Herren Verleger sind die höflichsten Leute von der Welt, besonders wenn es auf abschlägige Antworten ankommt. Da es aber nichts destoweniger sehr schwierig ist, Jemand zu finden, der einen Artikel kauft, ohne die geringste Aussicht zu haben, ihn wieder zu verkaufen, so mußte der arme Frank nach dem Smithfieldhotel zurükkehren, sein Manuskript in der Hand und mit der lebhaften Ahnung, daß er, wie jenes andere große

Genie, welches nach Moskau marschirte und das Klima dort heißer fand, als es erwartet, ein Versehen gemacht hatte.

Als er nun über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen brütete, benachrichtigte ihn sein Onkel durch ein Billet, daß er ihn denselben Nachmittag zu einer gewissen Stunde zu sprechen wünsche. Obgleich er wenig Dankbarkeit für den gestrigen Empfang des Deputirten fühlte, so konnte Frank es doch nicht über sich gewinnen, diese Hoffnung auf Unterstüzung von sich zu weisen; er folgte daher der Einladung.

Bei dem Eintritt in das Haus seines Onkels wurde seine Nase durch einen bezaubernden Rostbeaf-Geruch erquikt. — Man wies ihn zum Deputirten, den er am Feuer sizend fand, und dessen leidende Füße, eines halben Duzends flanellener Umschläge entledigt, in ein Paar Pantoffeln eingedrungen waren, die ungefähr die doppelte Größe seiner Schuhe hatten. Die Sachen standen augenscheinlich besser, denn Mister Doublepenny, mit der Hülfe seiner Krüke wieder auf die Füße kommend, und seinem Neffen die Hand schüttelnd, lobte ihn wegen seiner Pünktlichkeit und fügte hinzu, daß er mit ihm zu sprechen habe, was er aber, da das Essen eben aufgetragen würde, verschieben wolle, bis sie mit dem Rindfleisch ins Reine gekommen wären.

Nachdem das Tischtuch fortgenommen worden war, fragte der Deputirte mit dem größten Ernste, welche Kost Frank vorzöge: Brod, Käse und Halbbier, womit er gestern bewirthet worden wäre, oder das Rostbeaf und den Plum-Pudding, welche so eben die Tafel geziert hätten?

Frank antwortete, daß er unbedingt dem Rostbeaf den Vorzug gebe.

„Nun", sagte der Deputirte, „wollen wir Ihre — Epopee, so nennen Sie ja wohl das Ding? — sehen;" und als sein Neffe das Manuskript aufwikeln wollte, fuhr er fort: „Bemühen Sie sich nicht, es zu öffnen, ich habe an der ersten Seite genug. Meiner Treu, eine sehr hübsche geläufige Hand!"

Während unser Held darauf sann, was des Stadtraths nächste Bemerkung sein würde, sezte dieser die Unterredung folgendermaßen fort:

„Wie ich sehe, so sezt Ihre Mutter Vertrauen in meine Dienste für Sie, und wahrlich, sie hat ein Recht dazu; denn als ich das väterliche Haus verließ, um in der Fremde mein Glük zu versuchen, verdoppelte sie mein Kapital, indem sie mir eine halbe Krone in die Hand stekte, während ihre Schwestern mich in die Sklaverei verkauft haben würden, hätten sie durch diesen Handel ein neues Kleid oder ein neues Band erlangen können. Nun habe ich zufällig meinen Kommis verloren und wenn es Ihnen recht ist, seine Stelle einzunehmen, so glaube ich werden Sie diese Beschäftigung vortheilhafter finden, als epische Gedichte zu schreiben."

Frank drükte seinen Dank für dies gütige Anerbieten aus, gab jedoch bescheiden einige Zweifel an seiner Brauchbarkeit zu diesem Posten zu verstehen.

„Was das anbetrifft", sagte Mister Doublepenny, „So seien Sie außer Sorge. Ich sehe, Sie schreiben eine ziemlich gute Hand, und nach dem Briefe Ihrer Mutter haben Sie auch einige Kenntniß von Zahlen. In Allem, was Sie sonst zu wissen nöthig haben, kann ich Sie gewiß selbst unterrichten."

Da er bemerkte, daß Frank einen Blik auf seine etwas unmodische Kleidung warf, sezte er hinzu: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ihre Kleidung ist allerdings etwas aus der Mode gekommen, aber wenn Sie sich entschließen;

die Dichterlaufbahn zu verlassen, so will ich den Gegenstand Ihres Verkaufs für fünfzig Pfund Sterling an mich bringen, und ich fürchte, Sie werden keinen bessern Handel für ihr episches Gedicht weder am Nord- noch am West-Ende finden; also, junger Mann, entschließen Sie sich, und wählen Sie zwischen einer Brodrinde in einer Dachstube und einer gebratenen Kalbskeule in meinem Wohnzimmer!"

Ach! mit Erröthen zeichne ich den Verfolg auf: Plutus siegte über Apollo! Der unwürdige Barde willigte niedrigerweise in das Opfer seiner schriftstellerischen Erstgeburt, welche demnach vom Deputirten gekauft und verbrannt wurde, und so war die Aussicht auf den Tempel des Ruhms durch eine gebratene Kalbskeule verdunkelt! —

Wie ich gehört habe, so hat seitdem der Deputirte seinen Neffen in die Handlung aufgenommen und rühmt sich sehr, aus einem schlechten Dichter einen guten Kaufmann gemacht zu haben.

Charakterzüge von Kaiser Franz I.

(Aus der Braunschweiger Zeitung.)

Bei seinem jüngsten Aufenthalt in Prag (im Jahr 1833) erschien eines Tages vor dem Kaiser, der gewohntermaßen auch in Prag seine Audienzstunden für Jedermann ertheilte, eine arme alte Frau. Auf des Kaisers Befragen ergab sich, daß sie ihren Lebensunterhalt durch ihren Leierkasten erwarb, der eben jezt durch einen unglüklichen Zufall schadhaft geworden war. Die Frau klagte, sie sei nicht im Stande, die Kosten der Reparatur, welche fünf Gulden betrügen, zu erschwingen, und daß ihr dadurch die Gelegenheit benommen sei, das Nothdürftige zu verdienen. Der Kaiser händigte ihr zehn Gulden ein, und dankend wollte sich die Frau entfernen; doch in der Thür kehrte sie, das Geld betrachtend, wieder um, indem sie nur fünf Gulden für die Reparatur brauchte und daher die Hälfte zurükgeben wolle. „Behalte nur immer auch die andere Hälfte," sagte der Kaiser lächelnd, „denn sieh, dein Leierkasten könnte ja wieder Schaden nehmen, und ich möchte dann vielleicht nicht so schnell wieder zur Hand sein können, um dir die Reperatur zu zahlen." — Auch ein alter ausgedienter Soldat erschien in Prag vor seinem Kaiser. Er hatte nichts weiter vorzubringen, als daß die ihm gewordene Pension von täglich vier Kreuzern ihn nur unmittelbar vor dem Hunger schüzen könne, und er sich wenigstens einmal einen guten Tag zu machen wünsche. Der Kaiser griff in die Tasche und reichte ihm einen Zwanzigkreuzer hin, mit welchem der alte Soldat — freilich ein wenig überrascht, aber doch nicht unzufrieden — sich entfernte. In der Thür aber rief ihn der Kaiser zurük und fragte ihn, ob er daran genug habe? Der Alte meinte, daß ein armer Kerl, wie er, sich gern mit Allem begnüge. „Ich wollte aber damit sagen," sezte der Kaiser hinzu, „daß du fortan täglich einen Zwanzigkreuzer haben sollst." — Das Entzüken des alten Soldaten kann sich wohl ein Jeder denken. — Als der Kaiser im Jahre 1815 zum ersten Male Tyrol besuchte, griff seine heitere Leitseligkeit auf das Innigste mit der treuherzigen Biederkeit der dortigen Einwohner zusammen. In Innsbruck hatte er am Tage nach seiner Ankunft

vom Morgen bis zur Nachtzeit Allen, die sich ihm nahten, Audienz gegeben, und, erschöpft vom vielen Sprechen, zog er sich Nachts um 10 Uhr aus dem Audienzzimmer in die inneren Gemächer zurück, um das Nachtmahl einzunehmen. Aber selbst hier sollte ihm noch nicht Ruhe werden, denn man meldete ihm, daß noch drei Bauern im Vorsaale säßen und vorgelassen zu werden bäten. Ohne seine Erschöpfung zu berücksichtigen, stand der Kaiser auf, und mit der Bemerkung: „Ja, wenn die draußen sizen, so muß ich wohl aufstehen," ging er und gab den Bauern Gehör. — Bei einer steilen Bergpartie, welche der Kaiser in Tyrol unternahm, wollte ihm einer aus seinem Gefolge hilfreiche Hand leisten. Der Kaiser aber sah sich nach seinen Tyrolern um und sagte: „Ich verlasse mich auf euch. Ihr habt mich nie sizen lassen!" Ein greiser Tyroler drängte sich mit derbem Eifer an den Kaiser, welcher ihn fragte: was er den wolle? — „Di anschaun, lieba Koasa!" erwiderte der Alte. „Nun, so schaue mich an!" sagte der Kaiser und ließ dem Tyroler Zeit, sich ihn anzusehen. — Auch äußerte er, von der Liebe der Tyroler tief ergriffen: „Es ist gut, daß ich früher nie in Tyrol war. Hätte ich gewußt, wie man mich hier liebt, so würde ich den Verlust dieses Landes noch weniger haben verschmerzen können." — Einst legte ein besonders geübter Kalligraph dem Kaiser einen, aus lauter winzigen Schriftzügen außerordentlich gebildeten Doppeladler vor; jede einzelne Feder in den Schwingen des Vogels enthielt eine Sentenz, natürlich so fein geschrieben, daß man sie mit bloßen Augen gar nicht lesen konnte. Dem Kaiser gefiel das kleine Kunstwerk und er wünschte endlich auch den Inhalt der in den Federn des Adlers versteckten Sprüche zu erfahren. Diese enthielten lauter Komplimente, deren Zweck es war, die ausgezeichneten Regententugenden des Kaisers zu preisen. Dieser ward ernster, er mochte in diesen Sentenzen nicht die warme Begeisterung der Liebe, sondern den hohlen Schall der Schmeichelei erkennen. Ungeduldig unterbrach er den Kalligraphen im Vorlesen und reichte ihm ein Geschenk mit den Worten: „Nehmen Sie; Sie sind ein tüchtiger Künstler. Wären Sie kein Schmeichler, so würde ich Sie weit besser belohnt haben." — Ein junger Mann aus guter Familie und von vortheilhaftem Aeußern stellte sich ihm eines Tages vor und eröffnete ihm sein Anliegen, nämlich, daß er sich schon seit längerer Zeit zu einer diplomatischen Laufbahn vorbereitet habe, daher die meisten todten und lebenden Sprachen spreche und verstehe, und sich überhaupt mit den nöthigen Kenntnissen zu dem erwähnten Berufe ausgestattet glaube, daß ihn aber Parteilichkeit und persönlicher Haß seiner Vorgesezten bisher immer unterdrükt und auch für die Zukunft beinahe jede Aussicht versperrt hätten. Der Kaiser redete sofort den Bittsteller zuerst in lateinischer, hierauf in italienischer und zulezt in französischer Sprache an; aber der junge ausgebildete Diplomatiker wußte mit keinem Wort darauf zu erwidern. „Es ist möglich," sagte der Kaiser nach ziemlich langem Warten mit gütigem Tone, „daß Sie in diesem Augenblike nicht die nöthige Fassung besizen. Sammeln Sie sich und tragen Sie mir dann Ihre Bitte in einer der Sprachen vor, in welchen ich eben mit Ihnen redete." — Darauf wendete sich der Kaiser zu anderen Bittstellern, und nach einer geraumen Weile trat er wieder zu dem Diplomatiker, welcher jedoch durch sein noch immer fortgesezteS Schweigen nicht mehr seine Blödigkeit, sondern seine Unwissenheit bekundete. Streng blikte der Kaiser den

Ignoranten an. „Sie haben nicht nur geprahlt, sondern auch verleumdet," sagte er mit strafendem Tone, „gehen Sie und meiden Sie hinfort mein Angesicht!" — Während seines Sommeraufenthalts in Baden begegnete er eines Tages einem Leichenzuge. Der Todte, den sie da zur Ruhe trugen, war so arm, aber auch so einsam und verlassen gewesen, daß auch nicht ein einziger Mensch, nicht ein liebendes Wesen dem ärmlichen Sarge folgte. Dieses trostleere Bild menschlicher Verlassenheit ergriff den Kaiser tief. „War der Mann, den sie da begraben, so arm und aufgegeben, daß auch nicht eine Seele ihn zur Gruft begleiten mag," sagte er, „so wollen wir den Armen hinbegleiten." Und ohne Weiteres ging er hinter dem Sarge her; seine Begleiter folgten seinem Beispiele, und da der Kaiser es nicht verschmähte, so schlossen sich alle Vorübergehenden dem Zuge an. Der lezte Tag des verblichenen Armen ward für ihn zum Triumphzuge. Sein langes düsteres Leben wäre gewiß im voraus versöhnt und gelichtet gewesen, hätte er gewußt, daß ihm ein solches Leichenbegängniß werden sollte. Und am Grabe angekommen, entblößte der kaiserl. Herr das ehrwürdige Haupt und betete für die Ruhe des — Bettlers. Fürwahr, ein menschlichgroßer Moment, echter, als mancher aus der alten Heldenzeit, mit welchen die Weltgeschichte seit Jahrhunderten her, gleichsam aus Angewohnheit, zu prunken pflegt! — Daß Wiener Bürgerfamilien sich in rein persönlichen Angelegenheiten (in einem bestimmten Falle fragten z. B. die Eltern an: ob sie die Heirath ihrer Tochter mit einem jungen Handwerker zugeben sollten oder nicht?) ohne alle Nebenabsicht bloß um guten Rath an den Kaiser gewendet, und solchen wirklich wie von einem Beichtvater oder alten Hausfreunde empfangen haben, ist Thatsache, und war weder in den Augen des Monarchen noch der Unterthanen etwas Außerordentliches.

Die Kazen in Rom.

Die Stadt Rom wimmelt von Kazen; alle Tage zu gewissen Stunden sieht man dort Fleischer die Runde durch die Straßen machen. Bei ihrem Ausrufe, den sie genau kennen, kommen die Kazen aus den Häusern, um etwas zu erhalten. — Alle Theile der Kaze werden in Italien als die kräftigsten Heilmittel angesehen; am Halse trägt man etwas, das wir nicht nennen, um ein gutes Gesicht zu bekommen, das Blut wird gegen die Epilepsie getrunken, das Fell heilt die Erkältigungen des Magens, und andere Dinge die Taubheit und die Gicht. Die zu Pulver gebrannte Leber wird gegen den Stein empfohlen und die Wärme der Ohren hält man für das beste Heilmittel der Nagelgeschwüre.

Die gestohlenen Beine.

Ein junger Rechtsgelehrter in Wien trat einst bei einem Balle einem Sekretär, der sehr dünne Beine hatte, auf eines seiner Fußgestelle. Der Sekretär wurde wüthend, und fragte: „Na, Sö! glaubens etwa, daß i meine Bein gestohlen hab?" „„Gott bewahr'!"" war die Antwort, „„hätten's sich doch g'wiß da a Paar beßre ausg'sucht!"

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Emden. Harm Janssen Schröder, 16 Jahre alt einziger Sohn des Windmüllers an der hiesigen Weizenmühle, befand sich am 12ten d. auf der Gallerie der Mühle, als dieselbe stand, die Segel der Mühlenruthen einzuziehen. Der Vater, nicht ahnend, daß sein Sohn draußen an den Mühlenruthen sich Beschäftigung gemacht haben konnte, sezte die Mühle in Bewegung. Der Sohn auf der Mitte einer der Mühlenruthen stehend, sah bald die Unmöglichkeit ein, herabspringen zu können, da dieselben im heftigen Schwunge sich drehten, klammerte sich daher mit seinem rechten Beine in die Sprossen der Mühlenruthen und verflocht sich gleichsam darin, während er das andere, woran er einen Schaden, nicht gebrauchen konnte; mit den Händen hielt er sich kreuzweis fest. In diesem Zustande etwa 40 Mal herumgeschleudert, war ihm, troz der außergewöhnlichen Schnelligkeit der Winddurchschneidung, die Besinnung geblieben; als nun aber der Schwindel einzutreten begann, schloß er die Augen fest zu, immer noch in seiner beschriebenen Stellung sich haltend, und so mit Vertrauen den Augenblik abwartend, wo Gott ihm Hülfe senden würde; von seiner außerordentlichen Geistesgegenwart verdient noch bemerkt zu werden, daß er inmitten dieser höchstgefährlichen Lage sich seiner Kopfbedekung zu entledigen suchte, um so ein Zeichen von seinem Unfalle zu geben. Nachdem er nun etwa hundert Mal war herumgeschleudert worden, wurde dem Vater von Vorübergehenden zugerufen, sofort die Mühle festzustellen. Dieser, vermuthend, es habe sich vielleicht oben an der Achse ein Unglük zugetragen, eilte nun an die Stelle der Mühlenflügel, wo sich seinen Augen der schrekliche und herzzerreißende Anblik bot, weit oben seinen Sohn in der augenscheinlichsten Lebensgefahr zu sehen, während unten seine Frau händeringend und verzweifelnd, dem schrecklichen Ausgange harrend, stand. Der Vater, wohl erwägend, daß, wenn er die Mühle sofort, wo der Sohn 86 Fuß hoch über der Erde schwebte, einhalten würde, jener unrettbar verloren wäre, indem durch den dadurch herbeigeführten Stoß derselbe weit hätte weggeschleudert werden müssen, suchte den Zeitpunkt abzupassen, wo der Flügel, auf welcher sein Sohn sich befand, der Erde am nächsten sein würde; um aber dieses zu bewerkstelligen, war er gezwungen, den Sohn noch einige Male herumschleudern zu lassen, und erreichte nun den glüklichen Moment, die Mühle einhalten und seinen Sohn in die Arme schließen zu können, der sich nach Umständen wohl befand, und den ein sofortiger Aderlaß von weiterer Gefahr befreit hat. — Wenn man nun annimmt, daß Harm Janssen Schröder auf einer 52 Fuß langen Mühlenruthe ungefähr in der Mitte derselben gestanden, und dabei den Durchschnitt der Axe mitrechnet, so hatte er jedesmal einen Zirkel von 141¼ Fuß und bei 100maligem Umdrehen mithin 14,175 Fuß des heftigsten Windes im Kreise, bald mit dem Kopfe nach oben, bald nach unten, zu durchschneiden. T.

Lyon. Die Piqueurs sezen ihr abscheuliches Handwerk fort. Eine junge Person die vor einigen Tagen gestochen worden, ist gestern gestorben. Eine andre Dame ist ebenfalls das Opfer dieser Abscheulichkeit geworden, und wird jezt ärztlich behandelt. —

Und noch andres zufälliges Unheil zieht dieses Unwesen nach sich. So rief z. B. gestern ein trunkener Mann einer vorübergehenden Frau nach: „Die sticht auch! (elle est piquense!) Packt die Hexe! Schleppt sie in die Rhone!“ Auf der Stelle versammelte sich der Pöbel, umringte die arme Alte, packte sie wüthend und schleppte sie nach der Rhone. Nur durch Zufall wurde sie von einer begegnenden Wachtpatrouille gerettet. B.

London. In den Jahrhunderten der Unwissenheit sind manche Privilegien (Charters) von Personen höchsten Ranges verliehen worden, die ihre Namen nicht schreiben konnten. Man hat deren noch verschiedene, unter welche Könige und sehr hoch stehende Personen Signum crucis manu propria pro ignoratione literarum gesezt haben. Daher bis auf jezt der Gebrauch bei geringen Leuten, ein Kreuz statt ihres Namens zu sezen; aber längst hat das Unterhaus Petitionen, worunter sich auch nur wenige solche Kreuze unter noch so vielen Unterschriften befanden, abgewiesen, nur lezthin nicht, wo zwei Personen über gesezwidrige Festnehmung und Gefangensezung zu Carlow in Irland während der Wahlhandlung Beschwerde führten. Hier waren aber auch die Kreuze wohl certifizirt. M.

Genf. Im hiesigen Theater machte kürzlich eine Vorstellung des „Bruderzwists“ von Kotzebue einen solchen Eindruk auf zwei bejahrte Geschwister, welche seit 10 Jahren mit einander in Prozeß lagen, daß die Schwester sich von ihrem Siz erhob, zu dem Bruder ging, und sich mit demselben in einer herzlichen Umarmung, in Gegenwart des Publikums, aussöhnte. D.

Dublin. Das größte Schwein — schreibt ein irländisches Journal — das wir je gesehen haben, ist dermalen im Besize des Hrn. P. Mechan. Es ist 11 Fuß lang, 5 hoch, und wiegt 1232 Pfund! Es ist auffallend gut geformt, im Verhältniß zu seiner Größe. Es scheint vollkommen gesund, und mag wohl noch ungleich schwerer werden, da es noch nicht 3 Jahre alt ist. Der Umfang des Nakens ist so groß, daß er von einem Manne nicht mit den Armen umfaßt werden kann. Es wuchs in der Grafschaft Antrim auf, und ward vor einigen Tagen um 15 Guineen (etwa 150 Gulden) verkauft. D.

Hanau. Bei dem neulichen Brande in Hanau war gerade Maskenball, worauf sich auch der Eigenthümer des Bierhauses, in welchem das Feuer ausbrach, befand. Es eilten nun die Ritter, Knappen, Harlequins, Schweizermädchen, Tyrolerinen und Charaktermasken nach der Brandstätte, und bildeten in ihren romantischen Anzügen eine tragikomische Gruppirung bei der schnell um sich greifenden Feuersbrunst. S.

Köthen. Einsichtsvolle Leute wollen wissen, die Reise des Herrn Dr. Hahnemann nach Paris sei blos eine homöopathische Kur. Die junge Französin nämlich, die der Greis geheirathet habe, sei bald nach der Hochzeit nach Paris geeilt. Um nun das Eheübel zu heilen, habe der erfahrene Homöopath nach dem Grundsaze seiner Schule similia similibus angewendet und sei ebenfalls nach Paris geeilt. G.

Der Modenkurier.

(Paris, 22. März. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!“

1. Bereits ersezen Hüte von Reps oder Atlas jene von Sammet. Die Schirme fahren fort sehr niedrig auf der Seite der

Wangen zu fein. Die Formen sind zum Theil hoch, weniger zugespizt, die Bavolets weniger lang. Man fängt an die Strohfarbe mit lilasfarbigen Bouquets zu verwenden. Das Kohlgrün ist für Atlaskapoten sehr in der Mode: man garnirt sie mit einem Halbschleier von Blonden. Das Innere der Schirme garnirt man immer mit Blonden, Schleifen und Bouquets kleiner Blumen. Einige Repshüte von Rußfarbe, mit rosenrothem Atlas gefüttert und mit einem rosenrothen Bouquet geziert, sind sehr schön; andere von grauem Atlas, mit einer grauen und rosenroth gestreiften Feder geziert, sind eleganter.

2. In den glänzenden Equipagen gewahrt man Damen, die zum Kopfpuze offene Hüte mit kleinen Schirmen haben, worauf sich ein enormer Paradiesvogel befindet. Diese Hüte sind von weißem Atlas mit gleichen Bändern.

3. Die Art die kleinen Häubchen zu garniren hat eine Veränderung angenommen. Man sieht weniger Ruchen, aber mehr Garnituren, die auf jeder Seite der Wangen einen Schmetterling bilden. Diese Schmetterlinge verlängern sich sehr tief hinab und mischen sich mit Bändern, die das Gesicht umgeben. Die Mitte des Bonnets ist sehr hintennach der Stirne geworfen, der Boden stets etwas kegelformig aufgerichtet, mit Atlasbändern umgeben und auf der Seite mit einer Bandschleife geziert, deren Enden sehr tief hinabfallen.

4. Man sieht jezt sehr viele Bonnets, deren Boden und Garnirung von griechischer Tulle (tulle grec) sind. Die Leichtigkeit dieses Gewebes bringt, gemischt mit blauen oder rosenrothen Gazebändern, einen trefflichen Effekt hervor. (Siehe unser heutiges Modenbild.)

5. Auf Promenaden gewahrt man viele Sammetkleider. Als schöne Toilette gilt: Ein Kleid von schwarzem Sammet, mit einer großen gleichen Pelerine mit Blonden garnirt, dazu ein Hut von rosenrothem Atlas, mit Verzierungen von schwarzem Sammet und einem großen Halbschleier von schwarzer Blonde.

6. Ein anderer sehr eleganter Anzug, den eine schöne Dame in einem Wagen trug, bestand aus einem Ueberrok von perlengrauem Reps, einer gleichen Polonaise mit Schwanenfedern garnirt und einem Hut von weißem Atlas mit drei weißen Federn.

7. Eine sehr schöne und zwekmäßige Mode für das Theater ist der catalonische Hut (chapeau catalan). Sie sind sehr klein und hindern die rükwärts stehenden Herren in den Logen nicht im Sehen. Gewöhnlich sind sie von Sammet, indessen sah man auch welche von Atlas. Sie haben eine runde Form und sind auf einer Seite mit einer Feder aufgerichtet; auf der andern Seite befindet sich eine Blume. Diese Hüte werden sehr hintennach aufgesezt.

8. Die Bänder sind mehr als je im Schwange, besonders jene à la jaive genannt. Sie werden von sehr lichter Gaze verfertigt; was dem Gesichte viel vortheilhafter als das Dunkle der dichten Stoffe steht. Die weißen sind unstreitig die ausgezeichnetsten.

9. Der Wollmousselin erhaltet sich in der Mode. Wir haben in dem Modenmagazin des Herrn Delisle mehrere neue Kleider gesehen, deren Farbendruk von einem bewunderungswürdigen Gemische war.

Modenbild. Nr. 11.

Pariser Anzüge vom 22. März (Mit außerordentlicher Schnelligkeit). Negligee-Anzug. Bonnet von griechischer Tulle. Hauskleid von Wollmousselin. Das Kind ist nach neuester Art gekleidet. (Hr. Freund, bürg. Damenkleidermacher in Pesth, Windgasse Nro 213, arbeitet nach diesen und andern Pariser Mustern die neuesten Frühlings- und Negligee-Kleider, und hat sich bereits die Zufriedenheit mehrerer eleganten Damen erworben, wie dies uns von vielen Seiten bestätigt wird.)

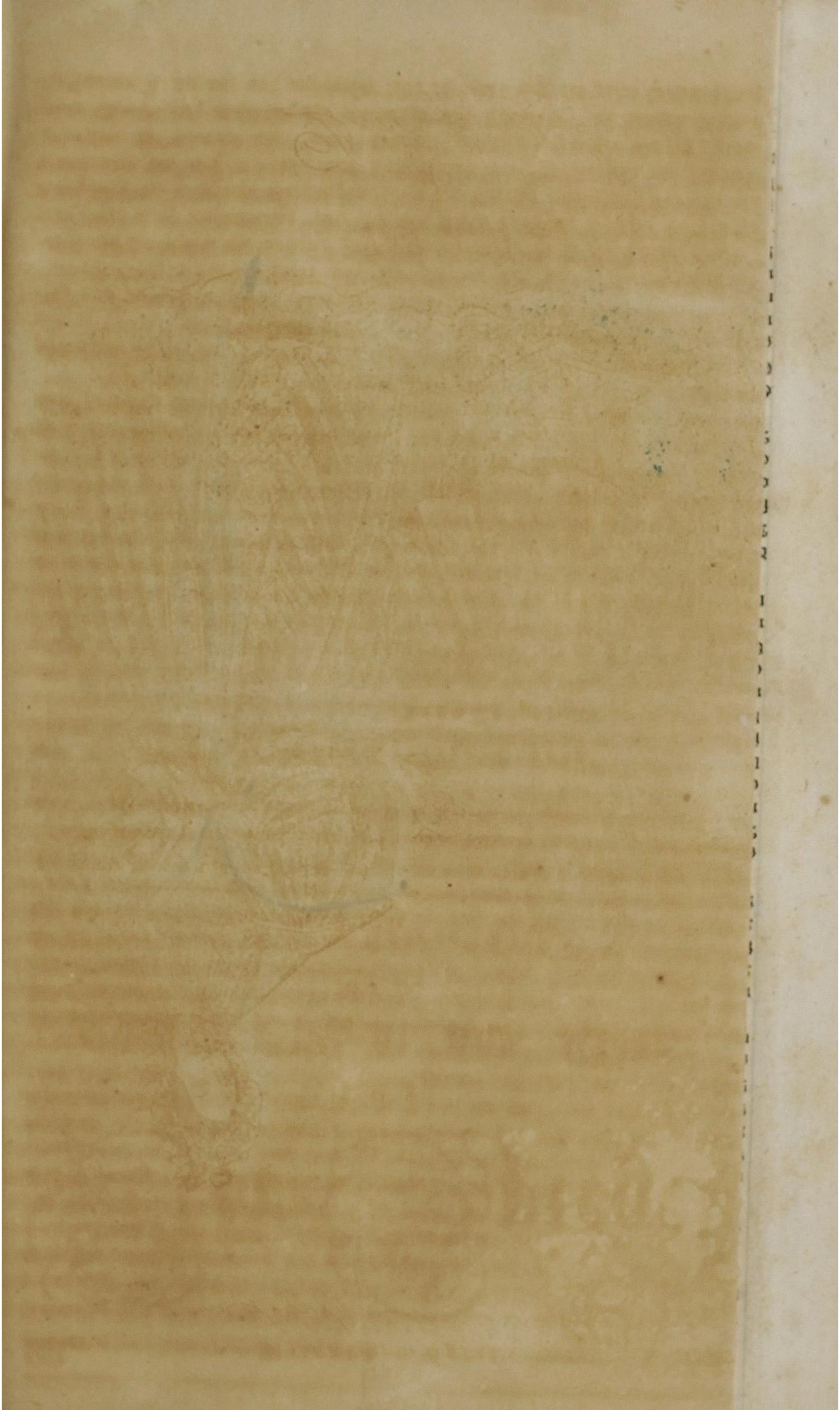
Musik.

Pesth. Das Konzert des Hrn. Szerwaczinsky wird, eingetretener Hindernisse wegen, erst Dienstag, den 7. April, im Redoutensaale stattfinden. Der rühmlich bekannte Konzertgeber und die andern mitwirkenden Künstler versprechen einen sehr interessanten Genuß.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.



28. Mittwoch, 8. April. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die verhängnißvolle Stunde.

Erzählung von Johann Langer.

„Wie werden Sie heute den angenehmen Nachmittag hinbringen?“ fragte der Graf von Gulden den Marquis d' Oiseau, als sie sich im Café des Aveugles beim Frühstüke trafen. — „Sie fragen noch?“ antwortete der Freund, „wären Sie ein Pariser, würden Sie nicht fragen; heute kann man durchaus nichts Anderes vorhaben, als eine Partie nach den Champs Elysées. Es ist großes Konzert daselbst, und Alles, was Paris Schönes und Vornehmes besizt, die Aristokratie der Geburt, der Anmuth und des Talentes wird sich versammeln, und es ist wahrlich interessant für den Fremden, das elegante Paris in einen Zauberkreis von geringem Umfange gebannt zu schauen, und die Revue der Augen passiren zu lassen, was sonst bei den besten Empfehlungen kaum in einem Jahre zu Stand gebracht würde. — Sie kommen doch hinaus? —“

„Ich wollte vielmehr, Herr Marquis, Sie ersuchen, von Ihrer Gesellschaft sein zu dürfen, insofern Sie kein anderes Engagement für diesen Nachmittag haben.“ — „Durchaus nicht, mein werther Graf!“ sagte d' Oiseau, „ich will die Stelle Ihres Ciceronen übernehmen.“

Sie gaben sich das Wort und die Stunde und waren übereingekommen die Tour zu Pferde zu machen. Zeitig sprengten sie durch die Ludwigsstraße, dem Orte ihrer Bestimmung zu, sich mit Mühe durch die gepuzte Volksmasse drängend, die nach dem Vergnügungsorte der Pariser wanderte, und aus den Bewohnern von St. Antoin, den Taglöhnern von Marais und den Fabriksarbeitern der Vorstadt St. Marcel bestand. Bald folgten die Wagen, glänzende Equipagen, wechselnd mit Tilburys und Omnibus, in langen Reihen die schönen Alleen auf und abziehend. Der Marquis war ein guter Gesellschafter

und dem Grafen konnte es nur angenehm sein, ihn an seiner Seite zu wissen. Keine Equipage fuhr vorüber, die er nicht kannte, er wußte alle Sterne des aristokratischen Himmels und alle Schönheiten des poetischen mit ihren Namen zu nennen, und nebenher konnte er auch von jeder Dame eine kleine Anekdote erzählen, denn er war als ein reicher Erbe und als ein liebenswürdiger Gesellschafter in allen Zirkeln eingeführt und in jedem Hause willkommen. Frauen suchten ihn an ihren Triumphwagen zu spannen, Mütter heirathsfähiger Töchter trachteten ihn auszuzeichnen, und so kam es, daß er in alle Verhältnisse eingeweiht war, und um jede Neuigkeit wußte, die sich in der umfangsreichen Hauptstadt der Mode zutrug.

„Kennen Sie dort diese Dame nicht, die in ihrem altväterischen vergoldeten Wagen, der wie ihre Toilette an das Siecle Louis quinze erinnert, und ein Erbstük aus dem Budoir der Madame Maintenon zu sein scheint?“ —

„Es ist die Baronin von Bavont, die Enkelin der berühmten Gräfin von Houdetot, welche von Jean Jaques so ausgezeichnet wurde, daher sich die Nachgekommene von Zeit zu Zeit in dieser Pracht gefällt, glaubend mit dem Kleide den Geist ihrer Großmutter geerbt zu haben. Ein interessantes Gegenstük ist die folgende Komtesse de l'Aigle, die hier wie der Sommer auf den Winter folgt; wie jene eine Antiquität, ist diese der Typus der neuesten Moden, denn was sie trägt wird hundertfältig beobachtet und zur Norm aller eleganten Damen von Paris; sie ist diejenige, die jüngst die häßliche Calibansfarbe in Aufnahme brachte. Abstechend von dieser Jugendgöttin ist die Vicomtesse d'Agoult im nächsten Wagen, ihre Roxelannase, die wie der berüchtigte Temple in Mitte des breiten, schminkbedekten Gesichtes sich erhebt, war einst die Bewunderung, jezt der Spott der Salonwelt. — Jene umfangsreiche Schöne, deren Mai, wie Ihr Schiller singt, abgeblüht hat, ist als der Nachlaß eines historischen Namens allerdings merkwürdig, es ist die Herzogin Mazaria, noch enfant, und wird es auch im Herbste ihres Lebens bleiben, da ihr Frühling ohne Freier vergangen, mit ihr wird also der berühmte Name zu Grabe getragen werden. — Diese magere, donquixottliche Gestalt, die uns unwillkürlich an das Symbol der magern Jahre des Pharao erinnert, ist Frau von Gallard, und dieser Grenadier, der ihr zur Rechten sizt, ist — die Ducheſſe Belluno; außer ihrem Namen und ihrer Toilette ist nichts Weibliches an ihr. Sehr homogen mit diesen frauenzimmerlichen Titanen ist dieses kleine Figürchen, eine geistvolle Dame, die Herzogin von Broglio, eines der besten Werke der berühmten Verfasserin der Corinna.“ —

In diesem Tone ging es fort. Halb Paris passirte an ihnen vorüber, und von Jedem wußte der Marquis Pikantes zu erzählen.

Mit Einemmale unterbrach der Graf den Strom seiner Rede, indem er ihn heftig am Arm pakte und hastig fragte: „Kennen Sie auch diese Dame? — o ja, ganz gewiß — Sie kannten ja bisher alle — sagen Sie mir geschwinde, wie heißt — wer ist dieser Engel in Mädchengestalt?“ —

Der Graf hatte die Dame, die eben an der Seite einer ältern Begleiterin langsam vorüber fuhr, in der That richtig bezeichnet; es war eine herrliche Gestalt, das sanfte, blaue Auge, das wunderliebliche Gesicht, und die Elfenbeinstirne, umwallt von blonden Loken, gaben ein Bild, das ohne Bewunderung kein männliches Auge zu schauen vermochte.

Der Marquis starrte sie nicht weniger an als Gulden. — „Nun, Herr Marquis, sind Sie stumm? — wer ist die Dame?“ —

„Ich weiß nicht!“ stammelte der Marquis, „ein schöneres Wesen sah ich noch nie!“ —

„Wie! Sie kennen sie nicht,“ rief der Graf etwas ärgerlich, „Sie, der Sie mir die ganze Pariserwelt vorstellten! — Nehmen sie alle ihre Anekdotenkrämmerei zurük, und sagen Sie mir, wer ist dieser Engel?“ —

„Ganz gewiß eine Fremde, und wenn ich nicht irre, von deutscher Abkunft; doch will ich meine Ehre verwetten, daß sie noch nicht drei Tage in Paris sich befindet, und noch keinen Fuß in ein hiesiges Palais gesezt hat, denn sonst wüßte ich auf jede Ihrer ungestümmen Fragen eine genügende Antwort.“ —

„Nun wohlan!“ sagte der Graf, „so muß ich mir selbst nähere Auskunft zu verschaffen suchen, ich lasse wahrhaftig diesen Engel nicht mehr aus den Augen.“

In dem Augenblik kam der Wagen der Königin, die mit den Prinzessinen Marie und Clementine den Zug verherrlichte, zur Seite ritt der Herzog von Nemour. Alles drängte sich herzu, die Handwerker aus der Vorstadt St. Marcel hatten sich mit ihren Fäusten Plaz gemacht, und zeigten die königliche Familie ihren Weibern und Kindern. Gulden verwünschte diesen Zufall, aber es war ihm unmöglich ohne ein Aufsehen zu erregen oder gar ein Unglük anzurichten, durch den immer dichter werdenden Haufen der Neugierigen zu dringen, der wie eine fallende Lavine sich immer vergrößerte. Er war gezwungen dem Gewühle langsam nachzufolgen, und als sich die Menge endlich in den Kaffezelten und Gastbuden zerstreute, hatte er den Wagen der schönen Unbekannten zugleich aus dem Gesichte verloren. Der Marquis machte ihm den Vorschlag an die Barierre du trone zurükzureiten und die heimkehrende schöne Welt passiren zu sehen, aber auch dieses blieb ohne Erfolg, die liebenswürdige Gesuchte war nicht unter den Rükkehrenden, obgleich die beiden Kavaliere bis in die einbrechende Nacht ritterlich auf ihrem Posten ausharrten, und gleich den Zöllnern, wenn sie Kontrebande wittern, jede Equipage mit scharfen Bliken musterten.

Den Pfeil im Herzen kehrte der Graf in seine Wohnung zurük; ihn verfolgte das Bild der schönen Deutschen in Traum und Wachen, in der Einsamkeit und im Kreise der lärmenden Freude. Er las täglich in den Journalen die Liste der Vergnügungen, die in diesem schau- und lustsüchtigen Paris statt fanden, besuchte diese Orte alle, rannte aus der Oper ins Theatre-francais, in die Variétés, und in den Circus, Franconis musterte alle Logen, besuchte Vormittags die Kirchen und umkreiste die Boulevards, durchstreifte das Palais-royale und die Tuilerien, sah nach allen Fenstern und in jeden Wagen, ging in jede Kaufmannsbude, wohin er eine reizende Käuferin gehen sah. — Doch alles vergebens! Mit jedem Tage kam er mißmuthiger und trostloser nach Hause, denn jeder Hoffnungsstrahl, der ihm leuchtete, verlosch und endlich sah er sich gänzlich nur von der Finsterniß der peinigenden Ungewißheit umnachtet. Schon glaubte er die Dame habe Paris längst wieder verlassen, und war im Begriffe gleich einem abenteuerlichen Ritter, die Welt zu durchstreifen, um ihre Spur aufzufinden, da trat eines Morgens der Marquis in sein Zimmer, eine Karte in der Hand haltend. „Ich bin heute ein Bote des

Vergnügens," sagte er, „am Thore nahm ich diese Einladungskarte dem Laufer der Komtesse de Noailles ab, um Ihnen die angenehme Nachricht selbst zu bringen, daß die liebenswürdigste Frau von Paris sich die Ehre gibt, Sie zur heutigen großen Fete einzuladen." —

„Mir ist leid, verehrter Marquis, daß Sie sich die Mühe geben," sagte Gulden, „aber Sie sehen mich zur Hälfte bereits reisefertig, und wenn Sie sich auf dem Balle der schönen Gräfin amüsiren, habe ich schon der schönsten Stadt der Erde Lebewohl gesagt."

„Sie werden doch nicht" fiel ihm d' Oiseau ganz verwundert in die Rede.

„Ich werde, lieber Marquis," antwortete dieser kalt lachend, „seit jenem Abend in den Champs-elysees blüht mir keine Blume der Freude mehr in diesem lärmenden Babel."

„Ah voila, mon ami! Sie spielen auf die schöne Deutsche an, die wie eine zauberische Erscheinung aus dem Gewühle der Equipagen auftauchte, und dann nicht wider gesehen wurde. In der That, ich hatte sie schon wieder rein vergessen! — Damals hielt ich, Ihnen zu Liebe, noch einige Nachforschungen, that mehrere Nachfragen, aber Alles ohne Erfolg. Ich glaubte nicht, daß dieser Liebeshandel, aus der Luft gegriffen, Ihnen so viele Leiden verursachen könnte, und im Stande wäre, Sie der herrlichsten Stadt zu entführen. Sie werden ihr doch nicht nachreisen, ohne die geringste Spur zu haben, ohne Namen, Stand und sonstige Verhältnisse zu wissen? En effet! ein köstliches Roman-Sujet, hüten Sie sich, daß nicht die Salons Ihre abenteuerlichen Pläne erfahren; Scribe würde Sie sicher auf die Bühne bringen!"

„Ihre Wize machen meinen festen Entschluß keineswegs wankend — die Postpferde sind bestellt."

„Ein Gang Ihres Lohnbedienten nach dem Posthause, macht dieses ungeheure Hinderniß verschwinden," sagte d' Oiseau lächelnd. „Hören Sie mich, Freund, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Als Columbus auf seiner Entdekungsreise bereits Monden lang auf dem Meere schwamm, und sich nirgends die neue Welt zeigen wollte, da zwang er dem empörten Schiffsvolke noch die Henkersfrist von drei Tagen ab, und siehe nach deren Verlauf tauchte ein neuer Welttheil aus dem Ozean empor. Ich, mon ami, bin weit billiger, auch handelt sich's hier auch nur um die Entdekung eines Weibes. Meine Bedingung, die Sie meiner Freundschaft für Sie bewilligen müssen, heißt: Besuchen Sie heute noch die Abendgesellschaft von Noailles, ihre Zirkel sind die gewähltesten. Jedermann beeilt sich der liebenswürdigen Nichte Talleyrands, des größten Diplomatikers unsrer Zeit, die Hochachtung zu bezeugen, und was Paris Vornehmes, Geistreiches und Schönes aufzuweisen hat, die Elite der Geburt, des Talents und der Grazie, versammelt sich in ihren Sälen. Wenn sich Ihre räthselhafte Unbekannte noch in Paris befindet, so zieht dieser Magnet sie an. Ihre Postchaise mag vor dem Thore der Gräfin stehen, und finden Sie heute und dort nicht, was Sie so sehnlich suchen, dann helfe ich Ihnen selbst in die Chaise, und rufe Ihnen ein Vale zur abenteuerlichen Reise um die Welt zu."

(Fortsezung folgt.)

Die Zwillinge in Nordkarolina.

Einen rührenden Anblik gewähren jene Zwillinge, welche neulich in einem Krappenneze bei der Mündung des Cope-Fear in Nordkarolina gefangen wurden; dies waren zwei artige Fische, welche die Natur (wie jene vielbesprochenen Brüder aus Siam) durch ein physisches Band vereinigte. Ein einfacher Streif — eine Faser — hielt Beide auf der Brust zusammen, und so waren diese armen Inseparables vom Geschike verurtheilt, Einer vom Andern zu leben. Muthmaßlich waren diese Thiere beim Entstehen ihres Lebens an Stärke und Größe einander gleich, aber die Natur, dem Einen günstiger, als dem Andern, gönnte dem Ersten weit größeres Wachsthum, als dem Zweiten; daraus ergab sich zwischen diesen beiden Wesen ein Mißbrauch der Gewalt, ein Uebergreifen der Selbstsucht, unserer Landwelt vollkommen ähnlich und würdig: denn, da der Größere natürlicher Weise den Andern mit dem Kopfe überragte, so bemächtigte sich dieser aller Nahrungsmittel, die ihnen vorkamen, mästete und stärkte sich ungebührlich im Angesichte seines Bruders, welcher — genöthigt zu warten, bis der Zufall ihm diene, oder bis jener gesättigt war — an seiner Seite verkümmerte und hinschwand, hundertmal beklagenswerther als der unglükselige Tantalus. Dies ist der Bericht, welchen uns das Amerikan-Journal von diesem erst kürzlich entdekten Phänomen gibt; wir übergeben die nähere Beschreibung dieses Doppelfisches, welchen der naturkundige Einsender „cat" (Kaze) nennt.

Virtuosen in der Eßkunst.

Der berühmte Koch Carême soll „Memoiren" hinterlassen haben, wenigstens werden dergleichen unter seinem Namen angekündigt. Darin sagt der große Mann: „Die Personen, welche zu essen verstehen, sind eben so selten wie große Kochkünstler. Der Kaiser war weder ein Esser noch ein Kenner; weder Cambacérès noch Savary verstanden zu essen; die echten Esser meiner Zeit waren: der Fürst von Talleyrand, Junot, Fontanes, der Kaiser Alexander, Georg IV. und der Marquis von Cussy."

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Wien (3. April). Am 28. und 30. März trat Dlle Francilla Pixis im k. k. Hofoperntheater als Romeo in Vaccai's „Romeo e Giulietta" und als Rosina im „Barb. von Sevilla" als Gast auf. Sie entwikelte schönes Talent, gute Schule, einen sonoren Contra-Alt, und errang troz sichtlicher Befangenheit allgemeinen Beifall. Von der ersten Oper ward nur der dritte Akt (in italienischer Sprache) gegeben und die leztere ward in einen Akt zusammgezogen, und schloß mit dem famosen Quintett. — Im Theater an der Wien hat der federfertige, stükeausströmende Lokaldichter Schikh abermals eine Posse in 3 Akten vom Stappel laufen lassen, die im 1. Akte so ziemlich flott ging,

im 2. Akte einen Lek bekam, und im 3. an den Klippen Langeweile gänzlich scheiterte. Uebrigens bleibt es bewundernswerth, wie die Direktion dieser Bühne solche Machwerke zu poussiren versteht. Das Publikum spricht sein Mißfallen darüber aus, die Rezensenten beweisen per longum et latum das Werthlose des Ganzen und die Direktion lacht in's Fäustchen, haspelt das Stük zwanzigmal in einem Monate ab, die Langeweile peitscht die Zuseher in's Theater, die Langeweile peitscht sie aber gleich wieder aus dem Theater, aber die Zuseher haben beim Kassatische bereits kontribuirt, und das ist eigentlich der edle Zwek, den die Direktion vor Augen hatte. „C'est tout comme chez nous", werden Sie, geehrter Hr. Redakteur, sagen: ich habe nichts dagegen. Mundus vult decipi, ergo decipiatur! Im selben Theater erschien vorige Woche (28.) ein neues Schauspiel in 5 Akten von H. Neidinger, diesem an Fruchtbarkeit und Gehaltlosigkeit gleich großen Dichter, benamset. „Die Belagerung von Antwerpen." Die schöne Erzählung von Tromlitz ist hier bearbeitet, verarbeitet, zerarbeitet, umgearbeitet, mißhandelt, dialogisirt, kurz so gestaltet, daß man sie kaum mehr erkennt. Das Publikum verließ zufrieden das Haus und erfreut — daß das Stük aus war! — Im Theater in der Leopoldstadt erschien Sonnabends am 28. ein neues Zauberspiel von J. C. Gulden, unter dem Titel: „der Traum auf dem Tannenbühl" (?) oder „drei Jahre in einer Nacht." Dieses neueste Produkt des tüchtigen Verfassers beurkundete neuerdings das entschiedene Talent und den Beruf desselben zum Lokaldichter im edlern Sinne des Wortes. Raimund ist unstreitig der Leitstern, dem er auf der Bahn der Volksdramatik nachsteuert; Gemüth, Wiz, Lauterkeit der Tendenz und Bühnenkenntniß machen ihn zum würdigen Schüler eines so genialen Meisters. Nidezki's Musik ist voll lieblicher Motive, und die Instrumentirung sämmtlicher Nummern mit einer Meisterschaft ausgearbeitet, die bei der Oberflächlichkeit jeziger Lirum-Larum-Musik recht wohlthuend und erfreulich erscheint. Der Dekorateur Mayr bewährte sich auch diesesmal als echter Künstler. Seine Dekorationen athmen Poesie und Phantasie, und sind mit einer Wärme und Wahrheit ausgeführt, welche ihm einen Plaz unter den ersten Meistern dieser Kunst sichern. — Die Tableaux von der Erfindung des Pantomimenmeisters Shadezky sind allerliebst ausgedacht. Was die Darstellenden betrifft, können wir nur unbedingtes Lob aussprechen. Die Damen Rohrbeck, Jäger und Schmidt und die Hrn. Lang (Benefiziant), Ludolph, Landner und Sartory wetteiferten in verständiger Auffassung und regelrechter Darstellung ihrer Partien. Die Krone des Abends gehört aber unstreitig Herrn Hausmann, der, in einer äußerst dankbaren Partie beschäftigt, mit einer hinreißenden Komik das ganze Publikum enthusiasmirte. Wir können mit gutem Gewissen diese Piece allen Bühnendirektionen als gutes Kassastük empfehlen, zumal die Anpassung an jede Lokalität eine geringe Mühe verursachen wird. Adiaphoros.

Miszellen.

London. Vor kurzem glatteisete es in London, und einige Hausbesizer streuten, um Unfälle zu verhüten, Asche auf die Trottoirs. Diese wohlwollende Vorsorge brachte sie aber in einen unangenehmen Prozeß. Man

forderte sie vor das Polizeiamt, weil sie einer neuern Parliamentsakte zuwidergehandelt hätten, welche es verbietet, irgend etwas auf die Straßen zu werfen. Der Polizeibeamte, der die Leute zu 40 Schill. (20 Guld.) Strafe verurtheilte, rieth ihnen, in Zukunft lieber Salz auf die Trottoirs zu streuen, aber einer der verklagten Hausbesizer meinte: „ist denn das Salz nicht auch irgend etwas? — M.

Paris. Kürzlich trat ein junger feiner Herr in eine Restauration in der Rue du Mail zu Paris, speiste vortrefflich, ließ sich seine Rechnung bringen, hatte aber unglüklicher Weise seine Börse vergessen. Als die Wirthin Bedenken trug, ihn nach Haus gehen zu lassen, um sie zu holen, zog er ein zusammengewikeltes kleines Papier aus der Tasche, mit dem Bemerken, es enthalte einen Artikel, der hundertmal mehr werth sei, als seine Zeche, und legte es als Pfand nieder. Da der feine Herr sich lange vergebens erwarten ließ, öffnete die gute Frau ihr kostbares Faustpfand, und fand einen hübschen — falschen Schnurrbart. B.

London. Der König von England hat die Errichtung einer Statue Shakespeares genehmigt. Die Säule, auf der sie steht, wird 140 Fuß hoch sein. M.

Warschau. Unlängst stand ein anständig gekleideter Reisender vor dem Bilderladen einer der Hauptstraßen Warschau's, um die dort ausgehängten wunderlieblichen Frauenköpfe zu beschauen. Plözlich fühlte er eine Bewegung in seiner Oberrokstasche, und beim schnellen Umwenden erblikte er einen Knaben, der, zurükspringend, eben seine Hand herausgezogen hatte. „Noch so jung" — ruft er ihm zu — „und schon ein Dieb. Du gehst den Weg zum Galgen; schäme dich." — „Sie" — war die Antwort — „müssen sich schämen, daß Sie nach der Hauptstadt kamen und nichts in der Tasche haben." K.

Straßburg. Ein Schmied in Averon bei Blois, der einigen Groll gegen seine Frau hegte, riß sie kürzlich in ein Zimmer, und versuchte, ihr mit seinen Fingern die Zunge aus dem Munde zu reißen. Da dies nicht gelingen wollte, so ergriff er ein Rasiermesser, um sie ihr auszuschneiden. Es gelang jedoch der armen Fau, ihrem wüthenden Angreifer das Messer zu entwinden, und es durch das Fenster zu werfen. Ihr Hilfsgeschrei hatte indessen die Nachbarn herbeigelokt, die den Schmied in den Keller einschloßen; er entwischte jedoch, ehe die Gend'armen kamen. Die Frau ist gefährlich erkrankt. T.

Pesther Lokalzeitung.

Vom Blinden-Institut. Die in diesen Blättern schon erwähnte Feierlichkeit und Produktion der blinden Zöglinge fanden am 29. März bei einer großen Anzahl von Anwesenden, worunter viele hohe Personen, mit dem glänzendsten Erfolge statt. Um 10 Uhr ward in der Theresienstädter Pfarrkirche von den 13 blinden Zöglingen eine Vokalmesse — eine höchst gelungene Komposition des Hrn. Andreas v. Bartay — mit solcher Fertigkeit und Präzision vorgetragen, daß die Bewunderung aller Zuhörer aufs Höchste stieg. Diese Ausführung bleibt in jeder Hinsicht höchst merkwürdig, und um so mehr, da noch kein anderes Blindeninstitut, selbst bei einer weit größern Anzahl von Zöglingen (wie z. B. Prag mit 25, Wien mit 53, Berlin mit 70, Paris mit mehrern Hunderten) etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Die eigene Einrichtung der Partitur dieser Messe, mit fühlbaren Noten, ist von der Erfindung und Ausführung des Direktors dieser Anstalt, Hr. Dolezalek, der aus wahrer Menschenfreundlichkeit gesonnen ist, diese seine Vorrichtung allen andern ihm bekannten Blinden-Instituten, selbst jenen zu Philadelphia und Bo-

ston in Amerika, mitzutheilen — Nach der Messe begann die Feierlichkeit in dem Institute. Das Portrait S. k. k. Hoheit des Erzherzogs Josephs Palatin — vortrefflich ausgeführet und dem Institute unentgeltlich gewidmet von dem Maler Hrn. Warschag — ward von zwei Zöglingen unter Trompeten- und Paukenschlag aufgestellt. Der Hr. Direktor hielt dann eine sehr gediegene Rede in deutscher Sprache: „Ueber das eigenthümliche Verhältniß des Blinden zu der ihn umgebenden Welt." Die Zöglinge trugen nach dieser Rede einen vierstimmigen Chorargesang (in Musik gesezt von Lad. v. Furedy) vor, der alle Gemüther rührte; worauf Hr. v. Furedy, der gesichtslose Professor des Instituts, die Geschichte dieser Anstalt, von ihrer Entstehung bis zum gegenwärtigen Zeitpunkte, in ungarischer Sprache erzählte, und zum Beschluß sangen die Zöglinge das ungarische Danklied: „Nagy Isten! ki világtalan."

Alles dies machte die höchste Zufriedenheit aller Anwesenden rege. Mehrere hohe Herrschaften besichtigten hierauf das neue vortrefflich eingerichtete Lokale des Instituts und konnten die zweckmäßige und sachverständige Leitung des Ganzen nicht genug loben und preisen. Sie wohnten auch dem Mittagmale der Zöglinge, die heute besonders bewirthet wurden, bei, und die anwesenden Damen vermochten ihr Erstaunen nicht zu unterdrüken, als das blinde Völkchen sich so behend und geschikt bei der Tafel servirte; sie schnitten sich Brot und Fleisch, schenkten sich die Gläser voll ꝛc. Zum Schlusse tranken die Zöglinge voll Begeisterung auf das Wohl S. k. k. Hoheit des Erzherzogs Reichspalatins (des huldreichen Protektors des Instituts), höchstdessen durchlauchtigsten Gemahlin, des ganzen Kaiserhauses und aller edeln Wohlthäter des Instituts.

Die Leistungen des wakern Direktors dieser Anstalt Hrn. Dolezalek haben sich bereits nuzbringend gezeigt und das Gute derselben ist von allen Sachverständigen anerkannt worden. Hr. D. ist noch nicht lange in Pesth (er war früher erster Professor und Verwalter des Blindeninstituts zu Prag) und bereits sind die Folgen seines Wirkens unverkennbar. Möge sein lobenswerther Eifer und sein unermüdlicher Fleiß zum Wohle Unglüklicher nicht erkalten. Mögen auch edle Menschenfreunde ein Institut nach Kräften unterstüzen, daß so wohlthätige Successe verspricht. Was ließe sich nicht Alles vollführen, wenn die Zahl der Zöglinge auf 100 gebracht würde, welche einem Lande wie Ungarn angemessen wäre! —l.

Gelegenheitsgedicht. So eben erschien: „Trauerruf; und Hoffnung nach der Verklärung S. M. des Kaisers und Königs Franz I. Zum Besten der Armen herausgegeben von Philipp Wnil. Pesth, gedrukt bei Jos. Beimel." Der erhabene Gegenstand, der wohlthätige Zwek und der innere Werth dieses Produktes verdienen allgemeine Beachtung. In 25 Ottaverime-Strophen wird von den unsterblichen Verdiensten des höchstseligen Monarchen gesprochen, worin einige wirklich poetische Stellen vorkommen. Wie wir hören, soll dasselbe Werk auch in ungarischer und hebräischer Sprache erscheinen. Druk und Papier sind elegant. —l.

Bilder-Gallerie. Nr. 3.

Lord Stanley.

Mitglied des englischen Unterhauses. Lord Stanley, geboren in den 90-ger Jahren, folglich noch ein junger Mann, ist einer der ersten jezt lebenden englischen Staatsmänner. Er bekennt sich zu der politischen Partei, die man konservative Whigs nennt und ist das Haupt derselben. Ja man hält seinen Einfluß jezt für so wichtig, daß von ihm der Bestand des Peel-Wellingtonischen Ministeriums abhängen soll. Unter dem Ministerium Grey war er Minister, nahm aber, da er wegen der Kirchen-Angelegenheiten anderer Meinung war, seine Entlassung. —l.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

LORD STANLEY.

29. Sonnabend, 11. April. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die verhängnißvolle Stunde.

(Fortsezung.)

Graf Gulden fand diese Gründe seines Freundes sehr einleuchtend, und er gab ihnen nach, mit der Bedingung, daß dies die lezte Stunde wäre, die er in Paris zubrächte. Unter den Anordnungen zu seiner Abreise verschwand schnell die Zeit, und als er sich in die Ballkleider geworfen hatte, war fast die eilfte Stunde herangekommen, um so sicherer hoffte er nun alle geladenen Gäste zu finden, und beschloß Zimmer und Säle aufmerksam zu durcheilen, und fände er in der Versammlung seine unbekannte Schöne nicht, noch in derselben Nacht Paris zu verlassen.

Als er in den Vorsaal trat, hatten so eben zwei Damen sich von der Gesellschaft verabschiedet und tief in Schleier und Mäntel verhüllt eilten sie an ihm vorüber. Kaum hatten sich die Thüren hinter ihnen geschlossen, fiel es ihm ein — schon mit seinen Gedanken im Gewühle der Gesellschaft — daß er sie ungeprüft vorüber gehen ließ. Da war es ihm mit Einemmale, als sollte er umkehren und ihnen nacheilen; ihm sagte das laute Pochen seines Herzens, daß die längst Gesuchte eine von den Beiden wäre, und schnell eilte er zurük. Eine hehre jugendliche Gestalt schritt die lezten Stufen hinunter dem Eingange zu. Von Neugierde und seiner innern Stimme getrieben, beflügelte er seine Schritte.

Als er unten ankam, waren die Damen bereits in dem Wagen, die Jüngere schlägt den Schleier zurük, ein paar freundliche Sterne blinken ihn an, und beim Schein der Laternen erkennt er das geliebte, theure Bild! — Er schreit laut auf vor Freude, aber in demselben Augenblike rollt von schnaubenden Rossen gezogen der Wagen wie der Sturmwind von dannen. Wie ra-

send rannte der Graf im Ballanzuge und ohne Hut, zur nicht geringen Belustigung der vor dem Hause versammelten Gaffer, hinterdrein, aber vergebens! Die Schnelligkeit des Gespannes und eine Quergasse entzogen in kurzem dem Verfolger die Spur des Wagens. Indeß war ihm die Besinnung wieder gekommen, und er belächelte sich selbst. Thor, der du bist! schalt er heimlich, wird die Gräfin Jemand geladen haben, dessen Name und Aufenthaltsort ihr unbekannt ist? — und in Eile rannte er zurük zur Gesellschaft der Gräfin Noailles. Der Marquis, der ihn am Eingange erwartet hatte, trat ihm entgegen: „Mais, mon Dieu! — wie sehen Sie aus? — Ihre Frisur, Ihr Aeußeres so — wie soll ich sagen? — so nachlässig deutsch? — Ihre Frisur hält nicht, Sie müssen sich künftig bei Carnot frisiren lassen, Carnot ist der erste Haarkräusler der Welt — er macht die wohlriechendste Extrait de Troubadour" —

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich, und tasten Sie die Ehre meines Kammerdieners nicht an", sagte Gulden, „ich bin eine halbe Stunde barhäuptig in freier Luft herumgelaufen." — „Eine halbe Stunde? barhäuptig? in freier Luft? — Le comte s'amuse!" —

„Ach, führen sie mich zur Gräfin, ich muß nothwendig sogleich mit ihr sprechen!" —

Der gefällige Franzose führte seinen Freund in das Zimmer, wo die Hausfrau sich in einem Kreis von Damen und in gewählter Gesellschaft befand, die aus vertrauten Freunden des Hauses bestand; sie trat den Eintretenden mit freundlichem Lächeln entgegen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungskomplimenten, erbat sich der deutsche Graf einige Worte. Die gefällige Hausfrau trat sogleich mit ihm in ein Fenster. Mit fieberhafter Heftigkeit ergriff der Graf ihre Hand und sprach die geflügelten Worte: „Um des Himmels Willen, verehrte Gräfin, ich bitte, ich beschwöre Sie, geben Sie mir Auskunft über die beiden Damen, die so eben hinwegfuhren."

Die Gräfin machte ihre Hand aus der seinen los, und besah ihre Finger, die er roth gedrükt hatte. „Hu, wie das sprudelt und kocht," sagte sie lächelnd, „kaum hätte ich Euch phlegmatischen Deutschen solche glühende Empfindungen zugetraut! — Was ich von diesen Damen weiß, ist wenig. Man nennt sie die Baronesse von Odenau mit ihrer schönen Nichte Amalie, sie sind auf einer Reise begriffen, berührten bei dieser Gelegenheit Paris und wurden mir durch eine Badebekanntschaft aus Ems freundlich empfohlen. Das ist Alles, was ich erfuhr, als eigene Bemerkung füge ich noch hinzu, daß die ausgezeichnete Schönheit des Mädchens allgemeine Bewunderung erregt, eine Beobachtung, die Sie, Herr Graf, wie es scheint, bereits selbst gemacht haben — dennoch dürfte ein Zug von Schwermuth in ihrem Gesichte, und ihr stilles, melancholisches Hinbrüten, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, andeuten, daß sie nicht glüklich ist. Sie lebt zurükgezogen, sieht Niemand in ihrem Hause, besucht selten öffentliche Vergnügungsorte und noch seltener Gesellschaftszirkel. Eine ihrer Sonderbarkeiten ist, daß sie vor Mitternacht jede Unterhaltung verläßt, was um so mehr in höhern Kreisen auffällt, da man hier gewohnt ist, sich erst spät zu versammeln. Vielfältig hierüber befragt und aufgezogen, weicht sie jeder Antwort aus, und einer meiner Freunde, der mit ihr in einer Stadt auf dem Festlande zusammentraf, erzählte mir, daß man

einmal in einer Gesellschaft sich ernstlich bemühte sie zurükzuhalten, und ihr Hindernisse in den Weg legte. Ihr Wagen war nicht zu finden, ihr Bedienter nicht im Vorzimmer, dessenungeachtet rieß sie sich los und eilte ängstlich fort. — Des andern Tages, mit dem Frühsten hatte sie die Stadt verlassen.“ — „In jedem Falle waltet hier ein Geheimniß ob“, sagte Gulden, „und es ist keine Grille sondern sicher eiserne Nothwendigkeit, die dieses schönste der Mädchen zwingt sich jener Sonderbarkeit zu fügen.“

„In ihrem Hause waltet hierüber das strengste Stillschweigen,“ fuhr die Gräfin fort, „ihre Umgebung beantwortet jede Nachforschung mit Achselzuken, und versichert Nichts zu wissen, die Neugierde muß unbefriedigt abziehen, und sieht mit Verdruß, daß selbst das gewöhnliche Lösungsmittel der Zunge, eine gefüllte Börse, ohne Wirkung bleibt.“

Gedankenvoll über das Betragen der jungen Deutschen, hatte sich der Graf bald von der Gesellschaft verabschiedet und war nach Hause geeilt. Sein Diener mußte die bereitstehenden Postpferde abschaffen, denn nun, da er wußte daß er mit der Angebeteten innerhalb derselben Mauern sich befand, war von Reisen weiter keine Rede. Er hoffte doch Gelegenheit zu erhalten, mit ihr näher bekannt zu werden. Am folgenden Morgen ging er an dem Louvre vorüber, es fiel ihm bei, daß er die königliche Gallerie noch nicht gesehen, und da er Muße hatte, trat er ein in die Säle der Kunst geweiht. Eine ihm unerklärbare Gewalt trieb ihn vorwärts, er hatte die Kunstschäze der beiden ersten Säle nur halb geschaut und nahte dem dritten, als er daselbst zwei Damen erblikte, die vor einem Bilde standen und es aufmerksam betrachteten. Es war ein Werk aus Rubens schöpferischem Pinsel hervorgegangen, die Mythe von Hero und Leander darstellend. Lautlos stand der Graf hinter ihnen, ihn hatte in diesem Momente die Geschichte der unglüklich Liebenden tief ergriffen, da sagte eine wunderliebliche Stimme mit unterdrüktem Seufzer: „Ach, Eugenie, es muß ein süßer Tod sein, so wie die unglükliche Hero, dem Heißgeliebten nachzueilen in das unbekannte Wunderland, ihn dort zugleich mit der ewigen Morgenröthe zu empfangen, an der Schwelle eines neuen, unvergänglichen Lebens.“

„Schwärmerin!“ sagte die ältere Begleiterin, im verweisenden Tone, „schon wieder diese trüben Gedanken? — Ungleich der klugen und emsigen Biene saugest du nur das Gift aus jeder Blume des Lebens und der Lust, statt dich zu erfreuen an den Schönheiten der Natur und den Wundern der Kunst und Dichtung.“

„Eugenie, hast du nie erzählen hören von jener versunkenen Stadt, von welcher die Sage gebt, daß sie in den Tiefen des Meeres, bei glattem Spiegel desselben zu schauen ist, also spiegelt in jedem meiner Gedanken und Worte sich unwillkürlich wieder, was tief mir in der Seele lebt, und wie der Wurm des Gewissens nimmer ruht und stirbt.“

„Meine Amalie, du gefällst dir in deiner Trostlosigkeit! — Selbsterhaltung ist eine Pflicht, die uns die Natur auflegt; wer selbst sich zu zerstören sucht, ist ein Selbstmörder! — Du hast genug gebüßt, reiß dich los von diesen Schrekensbildern, die gewaltsam deine Seele erfüllten, gib nicht jenen Gedanken ferner Raum, die wie der Geier des Prometheus unaufhörlich an

deinem Herzen nagen, selbst die gerichteten Schatten trinken aus Lethes Fluthen Vergessenheit!" —

„Sieh," fuhr die Schwärmerin fort, die wohlmeinden Worte ihrer Freundin nicht beachtend, „was muß es für eine unnennbare Wonne sein, so mit dem Geliebten zu sterben! — Eugenie, er ist für mich gestorben, und ich! — —"

„Amalie, es ist Zeit, daß wir diesen Ort verlassen, deine Stimmung ist fürchterlich — komm ehe die ungebetenen Zeugen deine Schmerzen schauen," — und schnelle zog sie das Mädchen, das sich ungern von dem Bilde trennte mit fort. Als die Damen an dem Grafen vorüber eilten, erkannte er augenbliklich in der Einen die schöne Unbekannte wieder. Sein feuriger Blik traf das Auge der jungen Deutschen, er sah, daß eine Thräne an ihrer Wimper zitterte. Sie ist nicht glüklich! seufzte er, welche Schuld mag wohl auf solch' einem jungen Herzen lasten? — sezte er verwundert hinzu und verließ die Gallerie. Als er an die Pforte kam war jede Spur der räthselhaften Damen verschwunden.

Nach einigen Tagen traf ihn der Marquis auf dem Boulevard; er ging in einer großen Gesellschaft. Als er Gulden erblikte, kam er eilig auf ihm zu. „Graf," sagte er, „Sie haben doch eine Karte zum Balle des **schen Gesandten erhalten?" —

„Heute früh." —

„Ich hoffe, Sie werden nicht fehlen, Ihre geheimnißvolle Schöne konnte die dringende Einladung nicht ausschlagen und wird sicher erscheinen."

„Das freut mich, vielleicht —"

„Ganz gewiß wird dann das Räthsel sich lösen, worüber sich die ganze schöne Pariserwelt den Kopf zerbricht, die nicht begreifen kann, wie eine junge, geistreiche, anmuthige Dame, mit solcher Hartnäkigkeit an der alten spießbürgerlichen Sitte hängt, um Mitternacht, wo das eigentliche Leben der schönen Welt erst recht beginnt, Einsamkeit und Ruhe aufzusuchen. Veranstaltungen sind getroffen" —

„Wie, Herr Marquis, man wird doch nicht —"

„Nichts, mein werther Gulden, wird man, was sich nicht mit dem guten Tone vereinen, und mit dem Titel einer kleinen, unschuldigen Nekerei entschuldigen läßt, leben Sie wohl!" Er eilte der Gesellschaft nach und ließ Gulden seinen Gedanken über.

Die Vorbereitungen zu dem glänzenden Feste im Hause des **schen Gesandten beschäftigten ganz Paris. Alle Kleidermacher und Modehändlerinen, Juweliers und Kaufleute hatten die Hände voll zu thun, die halbe Stadt hatte Bestellungen zu machen, und die andere Hälfte sie zu befriedigen.

(Beschluß folgt.)

Ein Mann, den die Würmer zernagen.

Verschiedene Fliegenarten, wie z. B. die Cäsarfliege, die Schmeiß- und Fleischfliege, legen auf thierische Körper, auf denen sie verweilen, bald Eier, die unter begünstigenden Umständen, nämlich bei Wärme und Feuchtigkeit u. dgl., sehr schnell, ja schon nach einigen Stunden ausgebrütet werden. Es

kommen aus ihnen Maden oder Larven hervor, die nichts anderes als neue Insekten in ihrer ersten Gestalt und vor ihrer Verwandlung sind. Kennt man einmal die Entwiklung der weißen Maden, so wird es leicht begreiflich, wie ein Mensch der eingeschlafen war, wenn sich Fliegen an den Stellen niederließen, wo die Schleimhäutchen ihren Anfang nehmen, und wenn sein Schlaf lange dauerte, von diesen Maden gequält, aufwachen konnte. Ein solches Beispiel ist von J. Cloquet im Spital Saint-Louis zu Paris wirklich beobachtet worden. Ein überaus schmuziger Lumpenhändler, 65 bis 66 Jahre alt, schleppt sich in völlig trunkenem Zustande bis zu dem Montmartre, und schläft nicht weit von einem Graben ein, wohin gewöhnlich die todten Thiere des Viertels geworfen wurden. Durch die Ausdünstung seines Körpers herbeigelokt, umschwärmen ihn eine Menge Fliegen, lassen sich, ohne daß er etwas davon fühlt, an seinen Augenliedrändern nieder, kriechen in die Nase, in die Gehörgänge u. s. w., und sezen da ihre Eier ab. Bei seinem Erwachen (sein Schlaf hatte 36 Stunden gedauert) fühlt dieser Unglükliche, wie ihn die Würmer zernagen, die man für Larven der Fleischfliege erkennt, und er wird in einem jammervollen Zustande in das Spital St. Louis gebracht. Er hat Geschwüre unter der behaarten Haut des Kopfes, in den Nasen-, Augen- und Stirnhöhlen, woraus eine übelriechende Jauche hervorkommt. Bald waren die Kopfhaut, die Ohren, die Augenlieder durchlöchert, und aus diesen Löchern kamen Maden, wie aus einem Ameisenhaufen die Ameisen hervor, was dem Kranken das Ansehen eines faulenden Leichnams gab. J. Cloquet zog mehrere Teller voll solcher Würmer heraus; aber da er nicht überall hingelangen konnte, wo deren waren (selbst die Höhle des Augapfels war davon angefüllt) so ließ er Einreibungen von Merkurialsalbe machen. Dieses Mittel war von auffallendem Erfolg, alle Würmer starben, und der Kranke, dessen Wunden anfingen zu heilen, sollte der medizinischen Akademie vorgestellt werden, als die Entzündung der äußern Kopfhaut sich auf das Innere fortpflanzte, und er einer Gehirnentzündung unterlag. Bei der Sektion fand man an der äußern Fläche des Schädels, außer den schon beschriebenen Verlezungen, die Knochenhaut (das Periostrum) zum Theil zerstört und fast in ihrem ganzen Umfange vom Knochen getrennt. Innerhalb des Schädels fand man die drei Hüllen des Gehirns entzündet, und aus der Weichheit und Auflokerung der Rindensubstanz derselben ging hervor, daß dieses Organ an der Entzündung der pia mater Theil genommen hatte. Unter andern merkwürdigen Erscheinungen, die diese Thatsache darbietet, verdient noch besonders erwähnt zu werden, das diese ganze Zerstörung statt fand, ohne daß ein Tropfen Blut dabei zu sehen gewesen wäre.

Die Eitelkeit Knellers.

Der berühmte Portraitmaler Sir G. Kneller verband mit seiner Kunst einen so hohen Grad von Eitelkeit, daß er zur Zielscheibe des Wizes aller seiner Freunde und Bekannten ward. Er war ein Deutscher von Geburt, aus Lübeck, und troz seines langen Aufenthalts in England, brachte er es doch nicht dahin, das Englische rein und ohne fremdartigen Accent auszusprechen. Wie der jüngere Richardson berichtet, las Gay eines Tages unserm Sir Godfrey

Kneller Verse vor, in denen der Dichter die Schmeichelei so auf die Spize getrieben, daß er jeden Augenblik fürchtete, Jener könnte es übel nehmen. Allein Kneller hörte Alles bis zu Ende aufmerksam an, und sagte endlich in seinem ausländischen Style: „Ah! Mr. Gay, was Sie mir da sagen, ist Alles sehr schön und wahr; aber Sie haben noch etwas vergessen, mein lieber Freund: bei Gott! ich hätte auch sehr gut zum Generale einer großen Armee gepaßt; als ich in Venedig war, fand daselbst einmal ein Feuerwerk statt, in Folge dessen der ganze St. Markusplaz in einem Pulverrauche stand, und diesen Geruch, mein lieber Gay, vertrug ich damals mit wahrer Tapferkeit —; wahrhaftig, ich hätte ein großer General werden können, mein guter Gay!“ In gleicher Weise erzählt Pope von unserem Maler, der sich seiner Eitelkeit so ziemlich selbst bewußt war, Folgendes: „Ich saß eines Tages bei Sir Kneller, als er eben an einem Portrait beschäftigt war, da stand er mit Einemmale auf, und sagte zu mir: „Ich kann gar nicht so gut arbeiten, wenn ich nicht dabei ein wenig geschmeichelt werde! Sie wissen es, lieber Pope, ich habe es gern, wenn man mir schmeichelt.“ Da, erzählt Pope, nahm ich mir vor, zu sehen, wie weit es denn mit seiner Eitelkeit gehe; zu dem Zweke richtete ich mein Auge auf ein Portrait, das er eben vollendet hatte, und betrachtete es eine gute Weile mit großer Aufmerksamkeit; hierauf wandte ich mich an Kneller, und sagte zu ihm auf Französisch (denn dies war seine Konversationssprache während der ersten Zeit seines Aufenthalts in England) „Es heißt in der Bibel, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen, ich glaube aber, daß er, wenn er etwa jezt ein neues Menschengeschlecht hervorbringen wollte, dasselbe nach diesem Muster hier machen würde.“ Darauf wandte sich Sir G. Kneller um, und sagte in einem sehr ernsten Tone: „Sie haben recht, lieber Pope, bei Gott, ich glaube es auch.“

Gestalt der Erde.

Ein Lehrer zeigte den Kindern die runde Gestalt der Erde an seiner runden Dose. Da er aber des Sonntags eine viereligte Dose trug, so antworteten die Kinder, als ein Dritter sie fragte, wie die Erde geformt sei? sie sei am Werktage rund, am Sonntage aber vierkantig.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Baltimore. Wer unser Pflaster zu theuer findet, der siedle sich in Neworleans an. Die Zimmermiethe kostet dort für einen Monat blos 90 Franks; der Lohn für ein Dienstmädchen (und noch dazu für eine Negerin, deren Race bekanntlich doch eigentlich schlechter und billiger ist!) beträgt nicht mehr als 100 Fr. für den Monat; natürlich muß man sie dafür aber auch in Kost und Logis frei halten. Für Besorgung einer Kommission verlangt der Ekensteher nur 25 Sous. Uebrigens gibt es in Neworleans keine Spur von einer Polizei, und man ge-

nießt daselbst die vollkommenste Freiheit, mit Degenstößen, Dolchen und Pistolen auszugehen, sich in 24 Stunden zwölfmal zu duelliren, und nach Belieben auch todtschlagen zu lassen. — Auf, in's Eldorado! V.

New-York. New-Yorker Blätter melden, daß Paganini vor einiger Zeit der Miß Watson, die bekanntlich im vorigen Jahre von London aus mit ihm davon ging, von ihrem Vater aber zurükgebracht wurde, und jezt mit ihrer Familie in New-York lebt, durch seinen eigends deshalb nach Amerika geschikten Vertrauten Albany, einen abermaligen sehr vortheilhaften Heirathsantrag gemacht, und zugleich dem Vater eine große Summe geboten habe, wenn er ihm die Tochter überlassen wolle. Herr Watson verweigerte aber hartnäkig seine Zustimmung, und Paganinis Freiwerber schiffte sich unverrichteter Sache nach Liverpool ein. S.

London. Einer ausgezeichneten englischen Sängerin oder Schauspielerin soll kürzlich ein jährliches Engagement von 4000 Pf. Sterl. (48,000 fl.) angeboten worden sein, um sie von einer Londoner Bühne für die andere zu gewinnen. M.

Paris. Hier haben die Schuhe über die Stiefeln einen Sieg davon getragen, nämlich bei Hof, wo wieder Alles in Schuhen geht. Jezt ist man darüber, die langen Beinkleider in kurze und enge zu verwandeln, was bekanntlich eher geht, als umgekehrt. B.

Paris. Es ist fast unglaublich wie sich die unnatürlichsten Verbrechen in Frankreich vermehren, und wie mit der abnehmenden Scheu vor der Unantastbarkeit des eignen Lebens auch die vor der Unantastbarkeit des fremden verschwindet. Zu Tulle, einer kleinen Stadt in einem südlichen Departement, hat ein gewisser Mazin, Gastwirth zum goldenen Löwen, seinen Stiefsohn, einen jungen Menschen von 21 Jahren, auf die roheste Weise ermordet. Er that zwei Pistolenschüsse auf ihn und schlug ihn hierauf mit dem Schaft des Pistols vollends todt. Der junge Mensch war von ausgezeichnetem Charakter und allgemein beliebt, und der ganze Grimm des Vaters der, daß er der Erbe eines bedeutenden Theils des Vermögens seiner rechten Mutter war. Uebrigens stand Mazin stets in einem schlechten Ruf, und als das Volk von der Unthat hörte, war die Erbitterung so groß, das man ins Haus eindringen und ihn zerreißen wollte. B.

London. In England geht man mit einer Auswanderung im Großen um. Jeder Arme, der sich nicht täglich in Fleisch satt essen kann, soll auf Kosten des Staats nach dem englischen Nordamerika übersiedelt werden und dort gebratene Tauben bekommen. M.

Venedig. Mad. Malibran ist im Theater alla Fenice als Desdemona erschienen, und hat sich ihres außerordentlichen Rufes werth bewiesen. Man hat Recht sie als unerreichbar zu preisen, denn mit ihr kann keine Sängerin und Schauspielerin Italiens verglichen werden. Sie steht einzig da. Mad. Malibran ward während und nach der Vorstellung siebenundzwanzigmal gerufen. (Echo.)

Lyon. Ein gewisser H..., welcher einer ganzen gräßlichen Reihe von Vergiftungen, darunter seiner Frau, seiner beiden Schwiegereltern, seines Schwagers u. s. w. angeklagt war, hat sich dieser Tage, als er sah, daß es mit seinem Prozeß schlecht stand, in seinem Gefängniß erhängt. Z.

Dresden. Hier gibt jezt die Tourniaire'sche Kunstreiter-Gesellschaft Wettrennen mit Preisen im großen Garten, woran jeder gute Reiter Theil nehmen kann. — Die spanischen Tänzer haben sich auf der Dresdener Bühne mit Beifall produzirt. G.

Der Modenkurier.

(Paris, 29. März. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!“

1. Wir sind nicht mehr im Winter, aber auch der Frühling ist noch nicht so recht da. Der Uebergang der Saison der Bälle und des brillanten Puzes zur artigen Promenaden-Negligee hat noch etwas Unbestimmtes an sich, das Verwunderung und Ergözlichkeit zugleich erregt. — Haltet Euch von zwei bis vier Uhr in den Tuilerien auf, oder begibt Euch vielmehr bis zum Boulogner Wald und Ihr werdet da Alles, was Paris an schönen Damen zählt, versammelt finden, die wohl in sechs Wochen ihr Gesicht sorgfältig mit einem Schleier vor Staub und Sonne verwahren werden, jezt aber im Gegentheil die Sonnenstrahlen, wie die Rosen das Zephirlüftchen, aufsuchen.

2. Bis jezt haben die Hüte noch keine bemerkenswerthe Veränderung angenommen. Man hat sie von Atlas, mit Atlas- oder satinirten Gazebändern und Frühlingsblumen geziert. Die Farben sind zartblau, blaßgrün, häufig strohgelb, und immer auch viel weiß.

3. Die Marchandes des Moden haben noch nichts Neues hervorgebracht, aber die Novitäten-Magazine haben schon eine Menge Frühlingsstoffe ausgesezt: Seide, Mousselin oder Jakonnet, Alles gestreift oder quadrillirt. Man bemerkt auch brochirten Poult-de-soie, zweifarbig gestreift: ein kaffebrauner Grund mit breiten satinirten weißen Streifen, welche wieder unvermerkbar mit der Grundfarbe gestreift sind. Auch haben einige einen kastanienbraunen Grund mit apfelgrünen Streifen.

4. Die gothischen Gros de Naples sind gleich brochirt und erinnern ganz an die Stoffe aus dem Jahrhundert Ludwig XIV. Ein nußbrauner Grund mit dunklem Astwerk und ein rohfarbiger Grund mit granatbraunem Astwerk scheinen uns vor allen Andern den Vorzug zu verdienen.

5. Die Blondespizen sind jezt vor allen die Anständigsten. Die ersten Modemagazinen verarbeiten sie zu allen Gesellschafts- und Theater-Bonnets.

6. Nichts Neues in Bändern, außer den deliziösen Bändern von Taffet mit ausgefranzten Zaken; Gold in Weiß glacirt, Grün glacirt, Blau mit Silber glacirt, Ecru und Kirschroth.

Modenbild. Nr. 15.

Pariser Negligee- und Visiten-Anzüge vom 25. März. Bonnet und Halskragen von gestiktem Mousselin. Hauskleid von gestiktem Wollmousselin. — Atlashut. Ueberrok von Pou-de-Soie. Französischer Cachemir-Shawl.

Berichtigung.

Suum cuique!

Der Spenglermeister auf dem Thomasberge zu Gran, Hr. Karl Richter, forderte mich auf, die Nachricht im Spiegel 1834, Nr. 93, „daß die in der königl. Freistadt Gran für die nächtliche Beleuchtung angeschafften Reverbere-Laternen von einem Spenglermeister in Pesth verfertigt wurden“, dahin zu berichtigen: daß dieselben sämmtlich von ihm (Karl Richter) verfertigt wurden, so wie auch 2 Reverbere-Laternen unter dem neuen Thor, 5 auf dem Thomasberge und eine in der Wasserstadt, und bat mich dringend, die verehrliche Redaktion um die Aufnahme dieser Berichtigung zu bitten, da jene unrichtige Nachricht ihm in seinem Gewerbe schaden kann, indem sich manche Hauseigenthümer in Gran und der Umgegend nach Pesth wegen Reverbere-Laternen wenden würden, die sie eben so gut von ihm beziehen könnten. — Hr. Richter hat vollkommen Recht, um diese Berichtigung zu bitten, da jene Reverbere-Laternen wirklich von ihm, und nicht von einem Spenglermeister in Pesth verfertigt wurden, wie ich jezt ganz überzeugt bin.

R—y.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Jos: Franz Sürch sculpt.

Der Spiegel.

30. Mittwoch, 15. April. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die verhängnißvolle Stunde.

(Beschluß.)

Als der bestimmte Abend herankam, rollten der Chaussé d'Antin Hunderte von Equipagen entlang, und ein im Feuermeere prangender Pallast zeigte schon von Ferne den Versammlungsort an. In den prachtvollen Sälen bewegte sich ein bunter, glänzender Strom von Gästen auf und ab. Ein Heer von Damen hatte sich im Sizsaale um den Divan der Hausfrau versammelt, unter ihnen Amalie und ihre Begleiterin. Der Graf hatte sie bald aufgefunden, sich den Damen als ein Landsmann vorgestellt, und sie bald in ein interressantes Gespräch verwikelt. Plözlich, und mitten im Flusse der Rede brach Amalie ab, sich zur mütterlichen Freundin wendend: „Mir dünkt es Zeit zu sein, und wir müssen Gelegenheit suchen uns unbemerkt zu entfernen," sagte sie leise zu ihr. Jene, nach einer Mignonuhr sehend, die sie aus dem Busen zog, erwiderte: „Wahrhaftig, es ist halb zwölf Uhr!" — Fast erschrekt fuhr die junge Fremde empor. „Ich werde nach dem Wagen senden," sagte sie. Der Marquis, der in der Nähe war, und, wie es schien, ein aufmerksames Auge auf die beiden Damen hatte, bemerkte den Aufbruch und eilte hinzu: „Was ist Ihr Wunsch, Mesdames! ich bin bereit Ihre Befehle zu vollziehen."

„Wollen Sie so gefällig sein," sagte in ängstlicher Eile Amalie, „meinen Bedienten schnell nach dem Wagen zu senden?" —

„Was fällt Ihnen ein, so zeitig die Gesellschaft zu verlassen wäre nicht artig, der Gesandte würde es Ihnen übel nehmen."

„Der Baron von A** weiß unsere Gewohnheit und ehrt sie —"

„Die ist doch nicht um halb eilf Uhr schon wieder nach Hause zu fahren? —"

„Sie irren, Herr Marquis, unsere Uhr —“

„Sie irren, Madame, — die Uhr ist pünktlich —“

„Die Uhr ist halb eilf. —“

„Es ist unmöglich! —“

Lächelnd wies der Marquis nach der Uhr über dem Kamine, der Zeiger stand fünf Minuten über halb eilf. Mehrere Herren, die den Streit hörten, traten hinzu und wiesen voll Gefälligkeit ihre Zifferblätter; jede Uhr zeigte halb eilf vorüber.

„Was ist das, Eugenie?“ fragte bestürzt die junge Dame.

„Sie werden doch zugeben,“ fiel der Marquis ein, „daß es wahrscheinlicher ist, Ihre Uhr ward unrichtig gestellt, als sämmtliche Uhren der anwesenden Herren fehlerhaft sein sollen?“ —

Auf Eugeniens Zureden beruhigte sich Amalie endlich, auch der Graf hatte auf seine Uhr gesehen — sie zeigte bald dreiviertel auf zwölf Uhr. Jezt erinnerte er sich dessen, was ihm der Marquis auf dem Boulevard vertraute, dieser stand ihm gegenüber und legte mit bedeutungsvoller Miene den Finger auf den Mund, ihn gleichsam stillschweigend aufzufordern, Nichts zu verrathen, von dem was im Werke war.

Das Gespräch um den Sopha der Hausfrau kam bald wieder in den Gang, als plözlich ein rauschendes Musikstük aus dem Saale herüber tönte, und die Tanzlustigen mit schmetternden Tönen dringend aufforderte, sich in die Reihen des Kontretanzes zu begeben. Graf Gulden war so glüklich, die Zusage seiner reizenden Landsmännin zu erhalten, und selig wie ein Gott eilte er mit ihr nach dem Tanzorte. Hier hatte sich bereits eine glänzende Reihe geordnet und der schöne Tanz begann. Die malerisch'sten Figuren wurden gebildet und die Arrangeurs erhielten den lautesten Beifall von den versammelten Zuschauern, die aus den Konversationszimmern und von den Spieltischen herbeigeeilt waren. Die schöne Amalie schwebte, eine anmuthige Grazie, am Arm des Grafen dahin, Gulden war auf dem Gipfel des Glükes, dennoch konnte er sich einer gewissen Aengstlichkeit nicht erwehren, wenn er der von Minute zu Minute näher rükenden, verhängnißvollen Stunde gedachte, die Amalie noch fern glaubte — da — mitten im rauschenden Wirbel, unter Schmettern der Trompeten, flog, von der Heftigkeit des Sturmwindes — der, indeß hier ein ewiger Frühling zu herrschen schien, von außen wüthete — einer der großen, wahrscheinlich schlecht verwahrten Fensterflügel auf, und ein kalter Luftstrom drohte die zahlreichen Lichter des Saales zu verlöschen. Die Schwingen des Windes trugen den dumpfen Glokenschlag der zwölften Stunde vom Thurme der nahen Domkirche herüber und in demselben Augenblike erschütterte ein heftiger Knall das Gebäude. Gewaltsam reißt sich Amalie aus den Armen ihres erschroknen Tänzers, und wendet ihren Blik nach dem offenen Fenster — „Julius! Julius! du rufest mich — ich komme!“ — ruft sie mit verzweifelnder Stimme und sinkt dann ohnmächtig zu Boden. Der Tanz ist unterbrochen, die Musik schweigt, die Gesellschaft rennt bestürzt durcheinander, die Ohnmächtige wird schnell in ein Nebengemach gebracht und eilig um einen Arzt gesendet.

Ein Kreis von Neugierigen umstellte Eugenien, die, um ihre Nichte bei der Frau des Hauses wegen des unangenehmen Vorfalls zu entschuldigen, aus

dem Gemach zurük gekommen war. Kaum von ihrer Bestürzung erholt, bestürmten sie die Gäste mit tausend Fragen, um Aufschluß über diese sonderbare Begebenheit zu erhalten, und da sie in den Augen der Gattin des Gesandten las, daß die Gesellschaft nur ihren Wünschen Worte gegeben hatte, begann Eugenie dem Verlangen entsprechend folgende Erzählung: „Meine Nichte Amalie ist die einzige Tochter eines reichen Landedelmannes, dessen Besizungen an den Ufern des Mains gelegen, und der bereits in den Jahren ihrer Kindheit aus dem Leben schied. Ihre Mutter war bemüht, ihr eine sorgfältige Erziehung zu geben, und ihre mit jedem Jahre sich mehr entfaltende Schönheit, verbunden mit einem edlen Gemüthe, hatte ihr bald alle Herzen gewonnen, und die junge Männerwelt in der Residenz überbot sich, ihr alle Huldigung darzubringen. Den schädlichen Eindrüken vorzukommen, welche diese Galanterien auf das unbewachte unerfahrne Herz des Mädchens hervorbringen könnten, zog sich die Mutter nun auf ein entferntes Landgut, weit vom Geräusche des Stadtlebens, in fast klösterliche Einsamkeit zurük; allein es war zu spät, die weibliche Eitelkeit war bereits aus dem Schlummer erwacht, der plözliche Wechsel der Umgebung, die trostlose Einförmigkeit, die sie im schneidenden Kontraste mit der lärmenden Vergangenheit umgab, berührte Amalien höchst unangenehm. Mit jedem Tage sehnte sie sich mehr nach der geräuschvollen Hauptstadt und in die glänzenden Gesellschaften zurük, die sie verließ, und zu den Schmeichlern, die Ohr belagerten. Außer dem Verwalter und dem Pfarrer des Ortes sah sie niemand, und auch diese, zu sehr mit den Obliegenheiten ihres Standes beschäftiget, konnten weder über Theater noch über Bälle, Moden und Tagsbegebenheiten berichten, da sie mit den Bedürfnissen der Stadtwelt gänzlich unbekannt waren. Ihre Bücher, ihre Staffelei und ihr Klavier, früher manche freundliche Abwechslung bietend, genügten ihr nun nicht mehr, denn von wem sollte sie sich vorlesen lassen, wer bewunderte ihren Pinsel, und wer applaudirte und starb vor Entzüken zu ihren Füßen, wenn sie eine große Bellinische Arie sang? —

Endlich brachte der Besuch des angränzenden Nachbars eine kleine Abwechslung in ihr Stillleben. Der alte Obrist von Au kam mit seinem Sohne Julius eine Standesvisite zu machen. Julius erschien mit klopfendem Herzen, denn das Gerücht von den Reizen seiner jungen Nachbarin war ihm bereits zu Ohren gekommen, und er wünschte sehnlich, daß die Wirklichkeit die Sage nicht Lügen strafen möchte. Er sah sie und ward angenehm überrascht, denn Amalie übertraf weit das Bild seiner Phantasie. Er war sehr vergnügt über die neue Bekanntschaft, desto weniger war es Amalie; ihr war der junge, offne, gutherzige, unverdorbene Mensch zu unbeholfen, zu stille, zu läppisch; seine Bescheidenheit nahm sie für Beschränktheit des Geistes, sein stilles Entzüken, das nicht wie die Galanterie der Städter in lauten Wortschwall ausbrach, für Gefühllosigkeit; kurz, beide waren hinsichtlich ihres Charakters und Gemüthes den Polen des Magnets vergleichbar, und während der junge Baron ihr Bild tief im Herzen trug, beschloß das eitle Mädchen ihn zum Spielball ihrer Laune zu machen, um auf dem einsamen Lande doch irgend einen Zeitvertreib zu haben. Anfangs ging die Sache so ziemlich gut, der Betrogene sah, vor Freude in Amaliens Nähe gelitten zu sein, nicht welche Rolle er spielte; seine Gutmüthigkeit ließ ihn nicht vermuthen, daß jenes engelgleiche

Wesen, die Göttin seines Herzens, der Inbegriff aller Tugend und Vollkommenheit, seines Strebens und seiner Wünsche höchstes und einziges Ziel, so herzlos sein sollte, ihn zum Lükenbüsser ihrer Langeweile, zur Zielscheibe ihres Spottes zu machen; er hielt es für kleine Launen, für liebenswürdige Kaprizen, wenn sie ihn oft unzart behandelte. Die Warnungen seines scharfsehenden Vaters nahm er zwar dankbar an, glaubte aber ihren Grund blos in einer übertriebenen Aengstlichkeit und Sorgfalt des Alters und seiner übergroßen Zärtlichkeit für den einzigen Sohn zu finden. Er versicherte, wenn hievon die Rede war, daß jede Sache ihre Schattenseite haben müsse, da hiedurch die schönen Vorzüge nur desto erfreulicher hervorträten, und selbst die wohlthätige, segensreiche Sonne ihre Fleken habe. Diese kleinen Makel machen sie nur um desto reizender, und die Liebe sei ein blindes, muthwilliges, fröhliches Kind, wie es schon von den Alten richtig charakterisirt und abgebildet wurde. Nach solchen Vertheidigungen zog sich Jedermann zurük und überließ den jungen verblendeten Mann seinem Schiksale. Er selbst erlaubte sich gegen ihre Launen nur manchmal eine leise Andeutung, die gewöhnlich mit einer spöttischen Miene und einem car tel est notre plaisir erwidert wurde, worauf er seine Anstrengungen, sich Amalien gefälliger zu machen, verdoppelte. Daß sein fühlendes Herz bei solcher Behandlung sehr litt, zeigte sein Aussehen, und seine wankende Gesundheit. Er mochte wohl zulezt fühlen, daß er seine heiße Liebe an einen Gegenstand verschwende, der unfähig war mit gleichen Gefühlen zu erwidern, und die Größe seines Opfers zu würdigen, daher er sichtlich dem Grabe zuschritt, zum großen Bedauern seiner Bekannten, die ihn als einen wakern Jüngling kannten und schäzten, und seines trostlosen Vaters, der den einzigen Sohn, die gehoffte Freude seines Alters, unrettbar dem Verderben zueilen sah.

Eines Tages hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft, zum Geburtsfeste Amaliens, aus der Stadt zusammen gefunden; einige Tanten hatten einen Zug junger Herren in ihrem Gefolge, die noch immer nicht die Königin ihrer Feste vergessen hatten, und die Gelegenheit benüzten, derselben jene bekannten Huldigungen darzubringen, die ihnen um so geläufiger waren, da sie dieselben ununterbrochen jeden Abend allen Mädchen des Zirkels, den sie eben besuchten, wiederhohlten. Amalie schwamm in einem Meere von Entzüken; so viel Schönes, Schmeichelhaftes und Angenehmes hatte sie lange nicht gehört, und obgleich Julius sich nie ihrer besondern Gunst rühmen konnte, sank doch seine Wagschale im Vergleiche mit den honigsüßen Schmeichlern um desto tiefer. In seinem prunklosen Kleide vom eben nicht modernsten Schnitte, nahm er sich neben den Zierpuppen, die dem lezten Modenkupfer aus dem Rahmen gesprungen schienen, sonderbar genug aus, und das unhöfliche Wispern und Deuten der jungen Herrchen jagte das Blut ins Gesicht des eitlen Mädchens, das insgeheim beschloß, um jeden Preis, und auf immer den verhaßten, beharrlichen, unbeholfenen Liebhaber von sich zu entfernen, und zugleich den feinen und galanten Städtern hierdurch zu zeigen, daß man ihr keinen solchen schlechten Geschmak zutrauen dürfe. Hatte sie sich bereits über sein Aeußeres in Wizworten erschöpft, so brachte er sie durch seinen Glükwunsch — den er in einem einfachen Gedichte, das aus seiner Feder floß, und zwar der überspannten Metaphern einer überbildeten oder eigentlich verbildeten Poesie ent-

behrte, doch schlicht und gut gemeint seine Wünsche, seine Gefühle und seine Liebe kund gab — aufs Aeußerste. Sie wagte es vor allen Anwesenden seiner Treuherzigkeit und seiner Gefühle zu spotten, und als er sie von innern Kämpfen erzitternd, bat, ihren Ton zu ändern, da fuhr sie erst fort in lieblosen Worten sich zu überbieten. Eine männliche Thräne im Auge zerdrükend, sagte er, mit kaltem entsezlichem Tone: „Mein Fräulein, wären Sie ein Mann, ich müßte Sie ersuchen, einen Gang mit mir zu machen!“ — Den Blumenstrauß, den er ihr zu überreichen gedachte, aus Blumen gewunden, die er selbst gepflanzet und gewartet hatte, zerriß er und stürmte hinaus in die dunkle Nacht. — Eben begann die Musik, und sie gab sich gerne dem Gewühle dieser rauschenden Lust dahin, die Vorwürfe ihres erwachenden Gewissens zu übertäuben; doch kaum war alles in froher Bewegung, als vom Schloßthurm die Mitternachtsstunde schlug, und mit dem lezten Geigerschlage, ein Schuß fiel, der das ganze Gebäude erschütterte. Die Musik schwieg, Alles rannte an die Fenster und auf den Balkon, die Dienerschaft eilte schnell mit Lichtern herbei, und ein furchtbarer Schrei des Entsezens durchzukte die Versammlung, als man Julius leblos hingestrekt, und in seinem Blute schwimmend, auf der Gartenterasse fand.“

Eine Pause trat ein, alle Zuhörer waren tief erschüttert. Als sich Eugenie gesammelt hatte, fuhr sie fort: „Erlassen Sie mir die Schilderung des zügellosen Schmerzes, der sich des alten, trostlosen Vaters bemächtigte, der Gewissensbisse, die das unglükliche Mädchen unaufhörlich quälten, und sie antrieben jene entsezliche Stelle zu fliehen, wo der treue Liebende gleichsam zu ihren Füßen sein Leben aushauchte, und seine treue Liebe mit dem Tode besiegelte. Ihre Mutter verstieß sie, Alles wendete sich mit Abscheu von ihr, nur ich fühlte Mitleid für ein Wesen, das durch falsche Ansichten, Leichtsinn und Eitelkeit an den Rand des Verderbens gebracht ward, und die Mörderin des edelsten Mannes geworden. Ich nahm mich ihrer an, und an meiner Seite durcheilte sie den größten Theil Europas, da ich eben eine solche Vergnügungsreise beabsichtigte. Vergebens hatte sich für sie die Natur mit ihren unendlichen Reizen geschmükt, die Kunst ihre Tempel geöffnet, ein finstrer Geist machte sie theilnahmlos, trieb sie rastlos von Ort zu Ort, die Ruhe suchend, die sie nirgend fand. Jederzeit um Mitternacht hörte sie den verhängnißvollen Schuß, und wiederhohlte sich in ihrer Phantasie die schrekliche Szene jenes Ballabends, daher sie sich von jeder Gesellschaft zurük zog, und jedes späte Zusammensein mit anderen Menschen sorgfältig vermied; nur heute — —“

Amaliens Tante wurde hier von einem Diener unterbrochen, der sie schnell an das Lager ihrer unglüklichen Nichte berief, und dessen verstörte Miene Unheil verkündete. — Jede ärztliche Hülfe war vergebens, und noch in derselben Stunde verschied Amalie, mit dem Namen Julius auf den ersterbenden Lippen, in den Armen ihrer trostlosen Freundin. —

Als Gulden nach Hause kam, ließ er eilig Postpferde bestellen, von wehmüthigen Gefühlen durchströmt warf er sich in die Chaise, und eilte nach Marseille. Ein segelfertiges Schiff trug ihn und seinen Schmerz in die neue Welt hinüber.

Joh. Langer.

Die türkischen Frauen.

Der Sklavenmarkt in Konstantinopel ist der einzige, den es in Europa gibt. Wer ihn besucht, wird von einem schmerzlichen Gefühle ergriffen, das man indeß nicht laut werden lassen darf. Wollte man Mitleid in Gegenwart von Männern zeigen, die es nicht begreifen, so würde man dieselben so beleidigen, daß man auf fühlbare Gegengründe gefaßt sein müßte. Das Herz muß man draußen lassen, wenn man den Sklavenbazar besucht. Indessen darf man sich nicht vorstellen, dieser Bazar sei ein häßlicher Kerker, oder eine Schlachtbank, wo man nichts als den Schmerzensruf der unglüklichen Opfer höre. Nein, es liegt im Interesse der Eigenthümer, bei diesem Handel eine Art Milde vorherrschen zu lassen, woran sie sich mit der Zeit gewöhnen. Der Türke weist im Allgemeinen den Armen nicht mit Härte, den Fremden nicht mit Mißtrauen von sich; er unterstüzt den erstern gern und nimmt den andern freundlich auf. Die Tochter einer Sklavin wird seine rechtmäßige Gattin, ein Sklave durch Adoption sein Sohn. Der Weg zum Glük ist weder der einen noch dem andern verschlossen. Selbst der Großherr ist der Sohn einer Sklavin, die türkischen Frauen sind größtentheils gekaufte Sklavinen. Der Luxus eines Türken besteht in seinem Harem. Die Zahl seiner Frauen bestimmt das Ansehen, in dem er steht, und ein hoher Staatsbeamter muß, wenn er nicht in Mißkredit kommen will, viel Aufwand für seine Frauen machen — dies ersezt unsere Diners, Bälle, Soiréen und Logen im Theater.

Der Coroner.

Diesen Namen gibt man in England einem unter den Freisassen einer Grafschaft gewählten Beamten, der über das Recht der Krone zu wachen hat. Es liegt ihm vorzüglich ob, die Ursachen plözlicher Todesfälle zu ermitteln, und im Falle eines vorsäzlichen Todtschlags, nach Berathschlagung mit den Geschworenen, das gerichtliche Verfahren einzuleiten. Im Falle eines Selbstmordes untersucht er, ob derselbe einer Geisteszerrüttung zuzuschreiben oder als ein Vergehen anzusehen sei (felonia de se ipso). Ist das Leztere ohne Zweifel, so wird das Besizthum des Selbstmörders eingezogen und ihm das ehrliche Begräbniß versagt. Ist eine Gemeinde wegen Mangel an polizeilicher Aufsicht ꝛc. Ursache an dem Tode eines Menschen, so legt ihr der Coroner eine Strafe auf, und konfiszirt zum Vortheil der Krone die Gegenstände, welche Unglük veranlaßt haben, wie Pferde, Wagen ꝛc.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Literatur.

Leipzig. Gegen den Plan eines Pariser Etablissements, von allen deutschen Klassikern einen Nachdruk zu veranstalten, befindet sich im neuesten Buchhändler-Börsenblatt folgender geistreicher, und sehr ausführbar und zeitgemäß erscheinender Plan-Entwurf: Sämmtliche Verleger deutscher Klassiker vereinigen sich in eine

Gesellschaft zu Herausgabe einer vollständigen und kritischen Ausgabe der deutschen Klassiker auf gemeinschaftliche Rechnung. Jedem Verleger wird sein Verlagsrecht an Gesammtausgaben von den in diese Kategorie gehörenden Schriftstellern, nach billiger und möglichst gleichmäßiger Schäzung, als Kapitalantheil in Rechnung gebracht. Um auch die übrigen Buchhändler des deutschen Buchhändlervereins an diesem Unternehmen Theil nehmen zu lassen, werden Aktien gebildet. Ueber das Verhältniß der Aktionaire zu den ursprünglichen Verlegern, Größe und Dividende der Aktien ꝛc. entscheidet die General-Versammlung sämmtlicher Theilnehmer. Zu Veranstaltung einer planmäßigen und kritisch gesichteten, aber möglichst vollständigen Ausgabe der deutschen Klassiker bestellt die General-Versammlung oder ein von ihr zu erwählender Ausschuß einen Verein sachkundiger Männer (deutscher Gelehrter), der angemessen zu honoriren ist, und dessen Beschlüsse für die Gesellschaft maaßgebend sind. Zu Besorgung des Merkantilischen und Technischen des Unternehmens wird in Leipzig (dem Zentralpunkt des deutschen Buchhandels) ein „Büreau der deutschen Klassiker" errichtet, welches unter der Aufsicht eines von der Verlegergesellschaft zu ernennenden Geschäfts-Komités und unter der speziellen Leitung eines Buchhalters steht, dem das nöthige Hülfspersonal beizuordnen ist. Um wo möglich allen Wünschen des Publikums in Absicht auf das Format zu entsprechen, werden drei verschiedene Ausgaben veranstaltet: 1) in Lexikonformat (resp. 4.) wie die Ausgaben von Schillers, Körners ꝛc. Werken in 1 Bande; 2) in Mitteloktavformat, etwa wie die neuangekündigte Ausgabe von Schillers Werken in 8.; 3) in Taschenformat. Da geschmakvoller Druk eine Hauptbedingung ist, und an dem Nationalwerke alle deutsche Pressen sollen Antheil nehmen können, so wird der Druk unter diejenigen deutschen Offizinen möglichst gleichmäßig vertheilt werden, welche die schönste und nach Verhältniß billigste Arbeit liefern. Zur nähern Verabredung und Ausführung dieses Planes werden in der nächsten Leipziger Ostermesse diejenigen Verleger, welche darauf einzugehen geneigt sind, zusammentreten und nach gepflogener Vorberathung die Angelegenheit vor die allgemeine Buchhändlerversammlung bringen. V.

Musik.

Pesth. Am 12. d. M. fand ein interessantes Konzert, zum Vortheil des hiesigen Musik-Institutes, im kleinen Redoutensaale Statt. Zum Eingange hörten wir Cherubinis großartige Ouverture zu seiner neuesten Oper „Ali Baba" mit ziemlicher Präzision ausgeführt. Herr Merkel spielte dann ein Hummel'sches Konzertstük für das Fortepiano mit vieler Eleganz und Fertigkeit. — Saphirs humoristisches Zweigespräch: „Weiblich und Männlich" wurde darauf von Dem. Leynsitt und Hrn. Grohmann gesprochen — aber durchaus etwas zu Ernst gehalten, um den gehörigen Effekt hervorzubringen. — Hr. Amtmann, ein bereits sehr vortheilhaft bekannter Flötist, ließ sich nun in selbst komponirten Variationen für die Flöte hören und erhielt vielen Beifall, was mehr seinem geläufigen und gefühlvollen Spiele, als der Komposition galt. Hierauf sang Herr Stampfl eine Arie von Kreutzer und überraschte höchst angenehm durch eine äußerst sonore, sehr biegsame und ausdrucksvolle Stimme. Der Applaus

war enthusiastisch und das artige Lied wurde da capo verlangt u. gesungen. — Hr. Katzianer deklamirte dann die Erzählung aus „Wilhelm Tell“ nach seiner bekannten Manier. — Hr. Erl trug darauf ein Gesangstük vor und bewies, daß sich seine Stimme im Saale vortheilhafter als auf der Bühne ausnimmt. — Zum Schlusse kam das Interessanteste. Herr Szerwaczinsky spielte das große Violinkonzert von Guhr: „le souvenir de Paganini.“ So große und manigfaltige halsbrecherische Schwierigkeiten diese Komposition in sich faßt, so war es doch Hrn. Sz. eine Leichtigkeit, sie alle siegreich zu bekämpfen, und sein Spiel bot von Anfang bis zu Ende einen wahren Triumph seines außerordentlichen Mechanismusses und seines seltenen Kunstvortrages dar. Das ungewöhnlich zahlreich versammelte Publikum gab seine Bewunderung durch stürmischen Beifall zu erkennen. F. v. H.

Miszellen.

Berlin. Oeffentliche Blätter enthalten folgende Anzeige: Die Erfindung des lenksamen Aërostaten scheint nunmehr in einer solchen Art, daß nichts zu wünschen mehr übrig bleibt, gemacht zu sein. Nach den, einer Kommission vorgelegten Grundrissen der Erfindung muß der Aërostat mit reißender Geschwindigkeit, selbst den Wind schneidend, und ohne alle Anstrengung des Luftschiffers dahin eilen. Dieser kann sich in jeder beliebigen Höhe von wenigen bis zu 20,000 Fuß befinden, er kann herabkommen, wann und wo er will, jede Veränderung der Richtung einschlagen, sich Tage und Nächte dem Elemente überlassen und darf keiner andern Lebensgefahr ausgesezt sein, als die der Seefahrer mit ihm theilt. Der Unterzeichnete wünscht mit einem Unternehmer in Verbindung zu treten, um seine Ansichten zu realisiren. Der Kostenaufwand ist äußerst gering, und wird 50 bis 100 Thlr. nicht übersteigen. Die Kraft, welche zum horizontalen Triebe angewendet werden soll, ist nicht der einseitig aufgehobene Druk einer expansibeln Flüssigkeit, wie Hr. Dr. Weinholz in Braunschweig vorgeschlagen hat, welches eines Versuches nicht unwerth sein möchte, sondern es ist der Stoß einer abgeschossenen Kugel gegen eine an die Gondel in einiger Entfernung festgemachte Fläche, welche die Kugel aufhält und ihre Geschwindigkeit annimmt.

Der Konrektor Gäbel.“

V.

Wien. Hier ist in diesem Winter von Vornehmen so viel getanzt worden, aus reiner Menschenliebe, nämlich um Holz für die Armen zusammen zu tanzen, daß, wenn überall so eifrig und barmherzig getanzt würde, bald kein Holz mehr zu wachsen brauchte, wenigstens für die Armen und die Tanzenden. A.

Mexiko. Hr. Eugen Robertson, der Sohn des ältesten aller Aëronauten, wird der Stadt Mexiko das dort nie gesehene Schauspiel einer Luftschifffahrt bieten. Es ist dies die 25ste seiner Fahrten, und der General Don Manuel Barrera hat ihm dafür eine Belohnung von 50,000 Fr. geboten. G.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 7.

Zweite Beilage: „Programm des Huldigungszuges in Wien.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

31. Sonnabend, 18. April. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Zum Geburtsfest

unsers allergnädigsten Monarchen

FERDINAND I.

Am 19. April 1835.

Heil dir, Franzens erhabenster Sohn, Theresiens, Habsburgs
Edelster Enkel, dich preiset die Lyra! Und Austrien, Heil dir!
Er, den Franz, als für himmlische Tugend, ihm Kronen des Himmels
Ein Unsterblicher reichte, den theuren geliebtesten Völkern
Zum Beherrscher ließ; er, den nicht sein Recht bloß zum Thron rief,
Den auch durch jede Herrschertugend der Lenker der Welten,
Würdig des edelsten Vaters, zum Glük der Völker geschaffen,
Er ist, Austrien Heil dir, auch liebender Vater der Völker!

Längst hat er tief durchdacht, wie er einst, wenn der Wille der Vorsicht
Austriens Wohl in die Hände ihm legt, nach dem Sinn und dem Herzen
Des geliebtesten Vaters das Glük der Völker befördre.
Seinem weise forschenden Geist' und durchdringenden Scharfblik
Sind auch längst die Mittel zum schönen Ziel nicht verborgen;
Und mit jeder Kraft der Seel' und des edelsten Herzens
Weiht er nun sich dem heiligsten Zwek. Wenn der fleißige Bürger,
Wenn sich Alles schon längst der erquikenden Ruh' hingegeben,
Ist noch der theuren Staaten Wohl, und des Einzelnen Recht noch
Seine Sorge, sein rastloses Müh'n. Hochherzigkeit, Milde,

Weisheit, heiliger Sinn für Recht, auch Streng' wo sie sein muß,
Leiten seine erhabenen Schritte. Er findet sein Glük nur
In dem hohen Beruf, den die weltenlenkende Allmacht,
Austriens Völker, zu eurem Wohl und Heil ihm vertraute!

Jubelt denn Austriens glükliche Völker zum Schöpfer der Welten
Euren heißen Dank empor, daß er lang schon durch edle Beherrscher,
Durch Thereſiens Söhne und Enkel euch liebend beglükte,
Daß einst am heutigen festlichen Tag er euch Ferdinand schenkte,
Der sich nur glüklich fühlt im Wohl der edelsten Völker!
Jubelt heißen, wonnigen Dank, und fleht auch zur Vorsicht,
Daß sie sein Mühen für euer Glük, und jegliche Sorge,
Daß sie sein schweres Herrscheramt mit Segen begleite,
Und daß lang sie euch Ferdinand schenke, den edelsten, besten,
Eurem Glüke mit Weisheit und Liebe sich weihenden Vater!

Anekdoten aus dem Leben des Verfassers der „Tutti Frutti."

Bei dem Aufsehen, welches die Schriften des Fürsten Pückler-Muskau zu machen bemüht sind, und auch in der That machen, dürfte es gewiß nicht uninteressant sein, aus seinem frühern Leben einige Anekdoten mitzutheilen, welche beweisen, daß der Fürst Pückler schon lange ehe er Schriftsteller wurde, ein Original war, oder wenigstens als solches zu erscheinen strebte.

In den Jahren 1819 oder 1820 brachte der Fürst den Winter in Berlin zu, und gab dort der vornehmen Gesellschaft, in der er natürlich ausschließlich lebte, häufig Stoff, über einzelne Züge zu lachen. Sichtbar wollte er Aufsehen erregen, von sich sprechen machen, und diesen Zwek erreichte er oft hinlänglich. Wie hätte man auch in der That sich enthalten können, ihm nachzusehen und nach seinem Namen zu fragen, wenn er in einem leichten Phaeton mit vier gezähmten Hirschen bespannt, durch die Straßen Berlins fuhr? Auf diese Weise Aufsehen zu erregen, war ihm jedoch nicht lange vergönnt, denn mochten seine geweihten Zugthiere auch wirklich noch so gut gezähmt sein, so konnten doch manche, vielleicht minder gezähmte Rosse deren Anblik nicht wohl ertragen, und als die Hirsche des Fürsten Pückler mehrere Equipagen anderer Herrschaften zum Durchgehen bewogen hatten, wurde er von der Polizei höflichst ersucht, sich ihrer nicht mehr zu bedienen.

An die Stelle der vier Hirsche traten nun vier Pferde, und selbst so bot die Equipage noch einen auffallenden Anblik dar, denn man konnte sich eines Lächeln nicht wohl enthalten, das leichte Wägelchen, welches für ein Pferd ein Spielwerk gewesen wäre, mit vieren bespannt zu sehen.

Um diese Zeit wurde in Berlin, zwischen dem Zeughause und dem Universitätsgebäude, da wo jezt die neue Hauptwache steht, ein Kanal, über den bisher nur eine unansehnliche hölzerne Brüke geführt hatte, in der ganzen beträchtlichen Breite der Straße überwölbt, und sollte mit dieser genau gleich hoch gelegt werden, so daß die Straße von der Promenade der Linden bis zum Wasser hinter dem Zeughause in einem Niveau fortlaufen sollte; allein durch

ein Versehen des Baumeisters (welches später beseitigt wurde) blieb in der Mitte der Wölbung eine Erhöhung sichtbar, die jedoch im Ganzen nicht über einen Fuß betragen mochte, und dadurch, daß sie sich nach beiden Seiten sehr allmälig abflachte, in der That kaum sichtbar war. Dennoch wurde viel darüber gesprochen, und dies brachte wahrscheinlich den Fürsten Pückler auf folgenden Einfall:

Er kam in seinem Phaeton rasch die Linden heruntergefahren, doch je mehr er sich jener Wölbung näherte, desto mehr mußte der Kutscher die muthigen Pferde anhalten, und am Fuße der beträchtlichen Höhe angelangt, hielt der Wagen ganz still; der Vorreiter sprengte zur Post, holte vier Pferde Extrapost, diese wurden vor die vier Pferde des Fürsten gelegt, und dann der Wagen sehr langsam die Höhe hinangezogen. Oben angelangt, wurde die Vorspann wieder abgenommen, und dahin brausten die Pferde des Fürsten mit dem leichten Phaeton. Dem Könige soll jedoch dieser Spaß nicht gefallen haben.

Unter den Häusern, welche der Fürst am häufigsten besuchte, war namentlich das der Gräfin von Pappenheim. Einst fuhr er um 12½ Uhr in der Nacht bei der Gräfin vor, und verlangte zur Visite gemeldet zu werden. Als der aus dem Schlafe erwachte Portier ihm die Versicherung gab, die Frau Gräfin wären längst zu Bett gegangen, wollte der Fürst es anfangs gar nicht glauben und fuhr erst nach einigem Zögern wieder fort, indem er laut äußerte, er begreife nicht, wie man so früh zu Bett gehen könne.

Auf seiner Herrschaft Muskau führte er später eigenes Papiergeld ein, von Sechs-Groschen-Scheinen an aufwärts. Mit diesem Gelde wurden seine Beamten, seine Dienstboten, selbst die Taglöhner, bezahlt, und mußten das Papier dann erst wieder bei dem Rentmeister gegen baar umsezen.

Geographische Kenntnisse der Perser.

In der Universalgeschichte des Persers Raschid Eddin (angefangen 1314) liest man folgende Stelle: Irlanda (Irland) ist eine Insel mitten im Ozean. Sie hat einen so trefflichen Boden, daß es da weder Ratten noch giftiges Gewürm gibt. Die Bewohner erreichen ein hohes Alter; sie sind rothhaarig, stark und tapfer. Auf dieser Insel gibt es eine Quelle, die ein hineingeworfenes Stük Holz binnen einer Woche in Stein verwandelt. Neben Irland liegt eine größere Insel, Namens Inglitara (England). Auf derselben befindet sich ein Berg mit zahlreichen Gold-, Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisengruben. Fruchtbäume gibt es im Ueberfluß. Zu den Wundern dieses Landes gehört ein Baum, welcher Vögel erzeugt. Dies geschieht in folgender Art: In der Blüthezeit sieht man eine Art von Säkchen an dem Baume, und in diesem Säkchen stekt der Vogel mit dem Schnabel. Ist die Frucht reif, so pikt der Vogel selbst sie auf und kommt heraus. Man füttert ihn 2 Jahre, binnen welcher Zeit er die Größe einer Gans oder Ente erreicht. Es ist die gewöhnliche Speise der Bewohner jenes Landes. Auf beiden Inseln gibt es Schafe, aus deren Wolle man Flor und Scharlachtücher bereitet. Der König beider Inseln heißt Schottland!“

Eine erwünschte Lebensversicherung.

Bei einer Lebensversicherungsanstalt meldete sich neulich ein zwar geld- aber nicht besonders sinnreicher Erbpachter, 62 Jahre alt, mit dem Anliegen, er möchte sein Leben bis auf 80, und, wenn es sein könnte, bis auf 90 Jahre versichert haben, wobei er dann in den ihm zustehenden Zahlungen nicht knikern wolle. „Ei, guter Mann, wenn das ginge, da hätten die Lebensversicherungsanstalten in Kurzem ein Vermögen bis zu unaussprechbaren Zahlen!" Als man ihm dies begreiflich auseinander gesezt, und über den eigentlichen Zwek ihn unterrichtet hatte, antwortete er: „Ew. Wohlgeborn bitte, sich hierin nicht weiter zu belästigen; für meine Erben hab' ich genug gethan, und wenn mir die Lebensversicherung nicht selber zu Gute kommen kann, wüßte ich nicht Gebrauch davon zu machen."

Mißverstand.

„Fabriken sind wohl nicht hier?" fragte Friedrich der Große bei dem Umspannen in einem Kleinstädtchen den Bürgermeister. — „Halten Ew. Majestät zu Gnaden, erwiderte der leztere, es sind drei hier, eine runde weiße, und zwei schwarze mit Zöpfen!" — Friedrich sah den Mann verwundernd an, und dieser fand darin eine Aufforderung, sich deutlicher zu erklären. — „Die erste weiße runde trägt der Herr Pastor, die beiden schwarzen der Herr Accise-Inspektor, und meine Wenigkeit." — „Sag' er, was er eigentlich meint!" — „Ich denke Eure Majestät haben nach „Perüken" gefragt," antwortete der etwas schwer hörende Bürgermeister.

Mittel, Theaterbrände zu verhüten.

Es ist vielleicht schon einmal das phosphorsaure Ammoniak, dessen Eigenschaft, die brennbarsten Zeuge unverbrennlich zu machen, zuerst von Gay Lussac angegeben wurde, den Theaterdirektoren vorgeschlagen worden. Der Brand eines Pariser Theaters deutet wiederum auf den großen Nuzen jenes Salzes hin, denn man behauptet, das Feuer sei durch brennendes Werg veranlaßt worden, welches auf einen Vorhang gefallen. Wäre dieser Vorhang mit flüssigem phosphorsaurem Ammoniak in irgend einem Klebstoffe überzogen gewesen, so würde er nicht Feuer gefangen haben. Taucht man Muslin in eine Auflösung dieses Salzes, läßt das Zeug wieder troken werden und hält es dann an die Flamme eines Lichts, so brennt es nicht, sondern wird nur schwarz. Die meisten Mineralsaze haben diese Eigenschaft, keines aber in dem Grade wie das genannte. Dieses Salz ist wohlfeil, und man kann für 3 Thlr. davon eine große Menge Zeuge tränken, und thäte man es bei den Theatervorhängen, Koulissen ꝛc., so würde die Gefahr, in welcher Theater immer schweben, um vieles vermindert werden.

Voltaire und sein Nachbar.

Voltaire hatte in Ferney einen zänkischen Nachbar, mit dem er häufig prozessiren mußte, und er ärgerte sich deshalb sehr, daß er nicht an das Fenster

geben konnte, ohne die Wohnung jenes Streitsüchtigen zu sehen, welcher Anblik ihm die Freude über die schönste Aussicht verdarb. Er ließ deshalb Bäume pflanzen, um das Haus vor denselben nicht zu sehen, aber die Bäume wuchsen langsam und das Haus war hoch. Da las er einst in einem alten Philosophen und stieß auf die Stelle: „Bringe einen Berg zwischen dir und den Bösen.“ Voltaire bedachte sich nicht lange und ließ zwischen den beiden Häusern einen Hügel aufwerfen, welcher so hoch war, daß er ihm sogar die Schornsteine des Nachbarhauses verbarg. — Der jezige Besizer der beiden Häuser läßt in diesem Augenblike jenen Hügel wieder abtragen.

Haare und Nägel der Todten.

Es geschieht manchmal, daß die Haare und Nägel nach dem Tode, trotz der Zersezung des Körpers, noch fortwachsen. Das Journal des Savans erwähnt eines Frauenzimmers, bei der man 43 Jahre nach der Beerdigung fand, daß sich ihr Haar durch die Spalten des Sarges hindurchgezwängt hatte, und daß es beim Anrühren zerbrökelte. Während des Mittelalters wurde auf solche Erscheinungen hin ein Todter als Hexenmeister betrachtet.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Berlin. Königliches Theater. Am 4. d. M. spielte Hr. Seydelmann in v. Auffenberg's Schauspiel: „Ludwig XI.. in Peronne“ die Rolle dieses Königs und erntete abermals den gebührenden Beifall. Er geht nie auf Pointiren und Hervorheben einzelner Momente zum Nachtheil des Zusammenhanges aus, noch läßt er sich verleiten, eine ruhige Szene um des Effekts willen, wie sonst wohl Schauspieler thun, zu beschleunigen. Solche kleinliche Rükſichten für das Publikum kennt Hr Seydelmann nicht, die objektive Rolle zu befriedigen, gilt ihm als Gesez. Seine Darstellung ist bis in das kleinste Detail ausgearbeitet, und er bleibt in der ganzen Rolle der Besonnene, sein berechnende Künstler, der sich nie vergißt, nie sich gehen läßt. In dieser Weise gab Hr. Seydelmann „Ludwig XI.“, und bewies, daß er es versteht, was ihm die Beobachtung und das Studium einzeln geliefert, in einem ununterbrochenem Gusse als Meisterwerk hinzustellen. Das betrachtet Ref. eben als die große Kunst, an dem geehrten Gaste, daß er ein Ganzes zu schaffen versteht und man selten sagen kann: dies ist gelungen oder: jenes ist schön! „Ludwig XI.“ mußte ihm besonders zusagen, da es bei ihm auf feine Zergliederung der Seele ankam, nicht auf tiefes Gefühl: Alles ist bei Ludwig dem Ganzen der Berechnung unterthan, selbst seine heuchlerische Verehrung des heil. Julian und sein ganzes Benehmen mit dem Himmel; sein Erschreken ist nur ein Umstürzen oder Rütteln an dem Gedanken, der gleich wieder seine vorige Stellung gewinnt. Nur über einen Punkt möchte Ref. an dem Spiel des Künstlers eine Bemerkung machen. Herr Seydelmann stellt den „Ludwig“ durchaus als phan-

tastelos dar; diese Strenge und Folgerichtigkeit ist bei einem solchen Charakter nur zu loben. Allein sollte in der Szene, wo der König das Bild seines Vaters für dessen Geist ansieht und vor ihm niedersinkt, zu Gunsten des Dichters und der Geschichte keine Ausnahme zu machen sein? Da zeigt „Ludwig" Phantasie, die, sonst beherrscht durch die „Königin Vernunft", hier durch das böse Gewissen angestekt und aufgestört wird. Der Künstler mag indeß seinen Grund haben zu der Beschränkung, die sichtbar aus dem Streben hervorgeht, ein ideales, schönes Bild auszuarbeiten; auf der andern Seite beweist sich, daß die hohe Kunst des Gastes kein unmittelbares Geschenk der Natur ist, sondern mit scheidendem und richtendem scharfen Bewußtsein, durch Fleiß und Studium, zu der Höhe geführt wurde, wo wir sie bewundern müssen. Denn bewundern muß man einen Künstler, der mit überwiegenden Verstandeskräften, welche an sich vereinzelnd wirken, einen Charakter zu komponiren versteht, der täuschend und, so zu sagen, sprechend dem ähnlich sieht, was das Genie durch Takt und angebornen glüklichen Wurf ohne solche absichtliche Anstrengung zu schaffen pflegt. — Am Freitag zeigten die spanischen Nationaltänzer ihre originelle Kunst zum ersten Male in der „Stummen von Portici", einer Oper, die durch ihre Beziehung zu spanischen Verhältnissen sehr wohl dazu geeignet war, und uns daher auch schon immer spanische Tänze gezeigt hatte. Freilich aber nicht so eigenthümliche, durch ganz besonderen Charakter ausgezeichnete, als diese. Die Tänzer stellen nichts von unsrer gewöhnlichen Balletkunst dar, woran indessen nicht viel verloren geht, da dieselbe ungefähr so mit der wahren Kunst zusammenhängt, wie die altfranzösische Gartenkunst mit der Naturschönheit. Dagegen gaben sie uns durchaus charakteristische, aus lebendiger Nationalität entspringende Bewegungen, Gesten und Gruppen, die sich, obgleich weniger, fein doch durch natürliche Grazie auszeichneten. Die kleinen, behenden Gestalten besitzen eine außerordentliche Gewandtheit. Das Kostüm war prächtig und nationellgeschmakvoll. Die Tänzerinen darf man, namentlich die eine, sehr hübsch nennen; welche? dies wäre unhöflich zu bestimmen. Der Beifall des Publikums war äußerst lebhaft, wie denn auch das Haus, troz des schönen Frühlingstages, der fast einen Sommertag antizipirte, sehr gefüllt war. — Mit dem Uebrigen der Opernvorstellung haben wir, da sie von den gewöhnlichen nicht abwich, nichts zu thun, und würde dieselbe auch überhaupt nicht unseres vikarirenden Amtes sein. — Königsstädtisches Theater. Am 4. April trat Dlle. Vial (vom Hoftheater zu Turin) als Rosine, in Rossini's „Barbier von Sevilla", zum ersten Male auf. Die junge Künstlerin ist uns von ihrem Ruf empfohlen und zeigte sich dieser Empfehlung so würdig, daß unser Publikum gleich bei dieser ersten Gastrolle der Virtuosität der Künstlerin hohe Achtung zollte, indem sie nach dem lebhaftesten Beifall schon am Schluß des ersten Akts gerufen wurde. Die Stimme ist von seltenem Umfang, glokenrein in der Höhe, klangvoll in den mittleren und tiefen Tönen. Der Vortrag hat volle Kraft, die selbst in den Ensemble's vordringt, eine Milde, die auch in den einfachsten Tönen wirkt, und eine so leichte Biegsamkeit, daß alle Schwierigkeiten der Schule überwunden sind, als ob es keine wären. Im Spiel zeigt die Künstlerin italienische Beweglichkeit und eine sehr markirte Geberdensprache.

Wir freuen uns auf die ferneren, noch bedeutenderen Gastpartien der Künstlerin, die diesmal am Schluß der Oper zum zweiten Mal gerufen wurde. Zunächst wird sie in Bellini's „Capuleti und Montecchi" auftreten und was wir voraus davon hörten, läßt uns eine der bedeutendsten Aufführungen dieser Oper hoffen. — Den „Barbier von Sevilla" hatten die darin beschäftigten Mitglieder mit manchem neuen Spaß ausgestattet, und die Herren Fischer (Figaro), Genée (Doktor Bartolo) und Greiner (Graf Almaviva) sahen ihre Bemühung mit Beifall anerkannt. Aus der Darstellung sprach die Freude der Sänger, durch Dlle. Vial's Mitwirkung die Oper wieder in frischem Leben zu sehen; und wenn nun Dlle. Hähnel zugleich mit der geschäzten Fremden auftritt, werden die Musikfreunde Festtage haben. V.

Korrespondenz.

München (2. April). Die meisten unserer öffentlichen Arbeiten schreiten rasch vorwärts; nur bei einer, und wahrlich nicht der geringsten, wird gezögert, nämlich der Ludwigskirche, vielleicht dem großartigsten Bau unter allen, die wir seit einem Jahrzehend so zauberisch dem öden Boden entsteigen sehen. Plan und Leitung der Arbeiten gehört dem Professor Gärtner an, dessen fruchtbarem und originellem Talente wir auch die Bibliothek, das Blindeninstitut und die Restauration des Isarthors verdanken. — In der neuen Residenz herrscht das rüstigste, ja eiligste Leben. Die Maler müssen bis zu bestimmten Terminen fertig sein, wenn sie nicht bedeutende Abzüge an ihren Honoraren sich gefallen lassen wollen, und Tischler und Schlosser gesellen ihr Handwerk nun schon der Kunst bei: es wird oben so viel gehämmert, als Farben gerieben und gemalt. — Professor Schnorr, dem es Anfangs bestimmt war, in einem Zuge die Säle der Nibelungen zu vollenden, hat den Auftrag erhalten, drei Säle in dem zweiten neuen Flügel der Residenz zu malen, und damit auch die Erlaubniß, auf Jahre die Fertigung der Niebelungen hinauszuschieben. — Daß die Preisaussezung für das beste dramatische Gedicht, welches am Oktoberfeste präsentirt würde, mißlich und unstatthaft gefunden wurde, ist bekannt geworden, so wie, daß 9, sage neun Münchener Dichter, bereits an die Aufgabe sich gemacht hatten. Wer hätte geahnet, daß wir 9, und ohne Zweifel sämmtl. preiswürdige Poeten beherbergen. N.

Miszellen.

Pesth. Der bekannte Hr. Honigburger, ein Siebenbürger, der sich durch seine merkwürdigen Reisen im Oriente berühmt gemacht hat, ist hier angekommen. Er wird sich einige Zeit hier aufhalten und dann seine Reise nach Wien fortsezen. Das türkische Kostüm, in welchem er seine Wanderung durch Mittelasien machte, hat er auch hier beibehalten. —l.

Berlin. Ein neues Beispiel, wie nöthig Leichenhäuser sind, ist in diesen Tagen vorgekommen. Ein Dienstmädchen erstikte durch Kohlendampf, und schon wollte man die Unglükliche beerdigen, als bei dem Nahen ihres Bruders an den Sarg plözlich ihre blassen Wangen sich rötheten. Man brachte sie hierauf in ein Bett, und unter fortgesezten geringen Lebensmerkmalen lag sie zehn Tage. Endlich erfolgte ein Blutbrechen und der Tod, worauf man sie öffnete und beerdigte. Beispiele von Starrkrampf sind jezt

sehr häufig, und vielleicht tragen dieser und ähnliche Vorfälle bei, endlich dem Aufruf des menschenfreundlichen Dr. Hufeland Folge zu leisten und Leichenhäuser zu errichten, in welchem alle mögliche Hilfe und Vorsicht bereit sind. G.

Konstantinopel. Hier ist verboten worden, im Ramazan mit einem Regenschirme herumzugehen, weil es unanständig sei, damit dem spazierengehenden Sultan zu begegnen. M.

München. Die Stadt München hat ihr früheres Stadtwappen, einen Mönch, wieder erhalten. D.

Paris. Bei der Dürftigkeit der politischen Ereignisse gewinnen manche Nachrichten einen wahrhaft lächerlichen Charakter. So lautet ein Artikel eines französischen Journals heut folgendermaßen. An der gestrigen Börse hieß es (also ungewiß) es sei die Nachricht angekommen (also wieder ungewiß), die Karlisten hätten am 29., dem Geburtstage des Don Carlos, einen großen Handstreich — unternommen? — O bewahre, das wäre ein viel zu positives Faktum — zu unternehmen beabsichtigt (zum drittenmal ungewiß!) Und dennoch haben solche Schatten von dem Schatten eines Schattens eine wahrhaft gespenstische Natur, und erschreken die Börsenspekulanten bisweilen aufs tödtlichste!

Paris. Wir haben ein trauriges Ereigniß anzuzeigen. Am 20. März hat sich der Maler Leopold Robert, dem wir die beiden trefflichen Gemälde „die Schnitter“ nnd „die Fischer des adriatischen Meers“ verdanken, zu Venedig selbst ums Leben gebracht. Man weiß nicht, was ihn zu dieser unseligen That verleitet hat. Briefe, die er kürzlich hierher geschrieben, meldeten seine nahe Ankunft hierselbst. Die Freunde des Künstlers sind um so erstaunter über die That desselben, als er bisher stets ein völlig vorwurfsfreies Leben geführt hat, und wirklich religiös war. Man glaubt, daß ein Anfall krankhafter Schwermuth die traurige Ursache des verzweifelten Schritts gewesen sein dürfte. Der Umstand, daß man Wasser in seinem Gehirn gefunden hat, bestätigt diese Vermuthung. Die ganze Stadt Venedig hat Antheil an dem traurigen Ereigniß genommen. Die Akademiker und Künstler aller Nationen, die sich daselbst befanden, begleiteten seinen Leichnam zur Bestattung auf dem Lido, wo sich der protestantische Kirchhof befindet. Leopold Robert war im Kanton Neufchatel geboren und war reformirter Religion. Er hatte unter David studirt und eben erst sein 38stes Jahr erreicht. B.

Paris. Der Maler Lafontaine ist im 79. Jahre gestorben. Er war unter Anderm im Besiz von Rembrandt's Meisterstük: Die Ehebrecherin, das er einst in einer kleinen belgischen Stadt wohlfeil kaufte, und sodann für 140,000 Fr. nach England verkaufte. Napoleon wollte dafür nur 90,000 geben, und bekam es nicht. Gegenwärtig schäzt man das Bild auf 100,000 Thlr. B.

Berlin. In der Charité zu Berlin befindet sich seit 12 Jahren eine Frau, welche regelmäßig drei Tage in der Woche schläft, und die übrige Zeit wachend zubringt. M.

Modenbild. Nr. 15.

Pariser Frühlingsanzüge vom 1. April. Die Dame: Hut von Pou de Soie. Ueberrok von Gros de Naples mit Schnürchen eingefaßt. — Der Herr: Tuchrok. Kasimirpantalons.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.

32. Mittwoch, 23. April. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die rothe Perle.

Bild aus dem Seeleben.

In einer sehr unruhigen Zeit lebte ein sehr ruhiger Mann. Wer in jener Periode, kurz vor dem Friedensschlusse des siebenjährigen Kriegs, wo die Welt noch von hartnäkigen Händeln träumte, wo die Gerüchte von Siegen und Niederlagen unruhig umherschwärmten, wer damals in Hamburg auf dem Plaze des bekannten Jungfernstieges sich befand, dem fiel es auf, dort einen Mann von mittlerer Größe, in einen kaffeebraunen Oberrok gekleidet, mit einer anständig gekräuselten Stuzperrüke versehen, den Stok in der Hand, so ruhig auf- und abschreiten zu sehen, als sei der tiefste Friede im Lande. Dieser ruhige Mann war mein Großoheim, in seinem Hause lebte ich, er hatte mich lieb nnd zog mich in seine stille Weise hinein, so daß auch ich zu Zeiten nachdenklich und doch an nichts denkend auf- und abschritt, gleichfalls mit dem Stok in der Hand und mit einem kaffeebraunen Rok bekleidet, so wie er. Aber das bedeutsame, kluge, blasse Antliz, das stille, unergründliche Lächeln, das öfters über die Züge des Großoheims glitt, das, so bekannt und vertraut es mir auch war, konnte ich nicht nachahmen, und doch war es gerade dieses, was ich mir so gerne angeeignet hätte, denn in ihm bestand die wundersame Liebenswürdigkeit des Alten, womit er die Herzen seiner Umgebung bezauberte, und die von uns Knaben die „Mährchenmiene“ des Oheims genannt wurde. In der That kam sie auch nur zum Vorschein, wenn ein Mährchen erzählt werden sollte. Die guten Hamburger, die in der Welt, in den Kriegshändeln und in den Bilanzen der Börse lebten, fanden den „guten Braunen,“ wie sie ihn nannten, herzlich langweilig; sie wußten von ihm zu erzählen, daß er einmal eine unglükliche Fahrt gemacht, dabei Schiffbruch gelitten, sein

Vermögen größtentheils eingebüßt habe und darauf ein unthätiger Träumer geworden sei. Sie hätten auch noch hinzusezen können, daß er einmal Bräutigam gewesen, seine Braut ihn aber verlassen habe. Mochten sie doch berichten, was sie wollten, der gute Oheim war ja auch kein historischer Charakter, einer von jenen, die sich praktisch breit und weit ausgebildet haben, die der Wind gehärtet, die Sonne gebräunt, die Welle herumgestoßen und die unendliche Erbärmlichkeit der Menschen klug gemacht haben, er lebte vielmehr in einer innern schüchternen Weichlichkeit, in einer Unerfahrenheit, troz aller Erfahrungen; er war ein innerlicher Poet, es wußte aber Niemand darum, er selbst nicht, denn nie war es ihm in den Sinn gekommen, nach außenhin in Wort oder Schrift sich als einen solchen zu zeigen; doch unbewußt blühte die geheimnißvolle Welt in seinem Innern und trennte ihn bei zunehmendem Alter immer mehr von der äußern ab.

In dieser Welt des Großoheims mochte es nun aber wunderlich genug aussehen; bisweilen, wenn die Thüre angelehnt blieb, that ich einen Blik hinein und sah dann wohl, wie sich gleichsam im hellen Schimmer köstliche Gestalten bewegten, mit fremden Mienen umschauend. Merkte der Alte, daß ich ihm etwas der Art abgelauscht hatte, so war er am Tage darauf desto trokener und stiller, schaute so alltäglich und mit so mattem Blike um sich, der braune Rok nahm ein altkluges, spießbürgerliches Wesen an, die Tabaksdose schnalzte besonders abgeschmakt und das stille, geheimnißvolle Lächeln blieb auf lange aus dem Gesichte verbannt.

In solchen Zeiten drang er dann eifrig darauf, daß ich die Handlung erlerne, sprach unermüdlich von Gewichten und Zahlen, schlug mit mir Karten und Bücher auf und schnarrte mit rauher Stimme unzählige Namen her von Meeren, Ländern und Städten. Ich lernte dann aus Verzweiflung in der That tüchtig und eifrig und belud mein Gedächtniß recht schwer mit dem gelehrten Gepäke, damit nur das Wesen bald ein Ende habe. Zu meinem Troste hielt es auch der Oheim selbst nicht lange aus: sein Herz brach gleichsam unter dem Gewichte der Ballen chinesischen Thees, ostindischer Gewürze, und er sagte dann plözlich in seinem gewohnten Tone: „Dort aber, Wilhelm, in dem südlichen Meere liegt eine Insel, Palmen wehen im Hauch der Lüfte um ihre Scheitel; dort war es, wo wir, vom Schiffbruch gerettet, landeten, dort — doch ich erzähle dir wohl nächstens mehr hievon.“ Auf diese Weise pflegte der Oheim immer kurz abzubrechen; er erzählte nie, was ihm denn eigentlich auf jener Insel im südlichen Meere unter den Palmen begegnet sei. Gewiß war es eine geheimnißvolle Geschichte, und wir hätten sie so gerne gehört.

Indessen gingen die Jahre dahin, ich trat aus dem Knabenalter heraus und machte gewaltige Schritte in's Leben hinein, während der gute Oheim immer stiller und blasser wurde, und deutlich Miene machte, sich leise aus dem Leben hinauszustehlen. Keiner konnte es bei sich verbergen, daß nun bald geschieden sein müsse. Ich machte schon kleine Reisen, blieb aber nach wie vor in dem Hause des Alten, ich war sein Bibliothekar, sein Vorleser, sein Hofmeister, ja sein Küchenjunge, denn eines der Aemter, das ich, und nur ich allein, zu versehen hatte, war, wenn der Oheim eine Schüssel mit Austern erhielt, die Schaalen zu öffnen und sie ihm dann zu bringen. Er genoß gern Austern, liebte auch dazu ein besonders gutes Glas Wein; doch auch diesen

Genuß wußte er mit einer besondern Poesie zu umkleiden. Wem ist ein breitmauliger, schnalzender, aus] feister Kehle ächzender Austernesser nicht ein widriger Anblik? man sieht in ihm nur die mühsam käuende Maschine, die auf- und zuklappend ihr ekelhaftes Wesen treibt und keine Ahnung hat von dem geheimnißvollen Etwas, das in der Zusammenstellung einer Schüssel mit Austern und einem Glase echten Rheinweins verborgen liegt. Wie ganz anders war es mit meinem Oheim beschaffen! Er war ein Austernesser, gleichwie auf niederländischen Gemälden man Leute findet, die in zierlicher Sonntagstracht das in hellen Lichtern spielnde Glas Wein mit zwei Fingern der in einer Spizenkrause stekenden Hand anfassend, auf einem silbernen, altmodigen reichen Teller die geöffneten Schaalen vor sich habend, erst den Duft des Weines in sich saugen, dann den frischen Meereshauch der prächtigen, aus ihren glänzenden Perlenmutterschaalen hervorquellenden Seefrüchte einziehen, abwechselnd die ganze Süßigkeit der Erdgeister im Weine, der Meergeister aus der Auster in sich aufnehmen und auf diese Weise das Bild eines Genusses geben, wo jede Taste des feinern Geschmaksinns angeschlagen wird und im melodischen Nachhall das ganze Innere durchströmt. Ein solcher Austernesser, wie mein Oheim einer war, kann auch von zarter Gestalt, von den zartesten Gefühlen sein. Doch auch hier, wie bei Allem, was der Alte that, herrschte etwas Seltsames vor, und dieses that sich in der Frage kund, die er nie versäumte, an mich zu richten, wenn ich ihm die Schüssel mit den geöffneten Austern brachte: „Hast du nichts gefunden, Wilhelm?“ Er begleitete diese Worte mit einem forschenden, ängstlichen Blike, er wartete gespannt auf meine Antwort, und erst als diese mit der Versicherung: „ich habe nichts gefunden, lieber Oheim,“ erfolgte, ging er zu seiner frühern unbefangenen Laune über.

(Fortsezung folgt.)

Die pittoreske Industrie zu Paris.

Die pittoreske Industrie charakterisirt die Epoche, nicht weil sie ein Erzeugniß, sondern weil sie der Reflex derselben ist, sie existirte zu allen Zeiten; dem Variser Boden fehlte es nie an diesem Rasen. Ehemals sah man Rekrutenwerber, Wahrsager, Magnetiseurs, Flugblattschreiber, die ihre Epigramme unter dem Mantel verkauften, Winkelredner u. dgl. Heutzutage hat sich dies Alles geändert.

Wir haben die buntscheligen Verkäufer der Papiere Weynen; die zweirädrigen Kommoditäten zu zwei Sous, welche vom Kaiser Vespasian ihren Namen entlehnt haben; die Pythia's vom Marché des Innocene, welche für die Köchinen jenes Stadtviertels die Treffer der Lotterie erträumen; die von den Behörden aufgestellten Birnenauskrazer, welche die verbrecherischen Bilder von den Mauern und Wänden zu vertilgen bestimmt sind.

Außer diesen und einer Menge anderer kann man in Paris keinen Schritt thun, ohne auf eine besondere Gattung von Kleinhandel zu stoßen. Westen zu 1½ Franken, unvergängliche Bleistifte, exerzirende Maikäfer, geographische Wörterbücher von Vosgien, Sicherheitsketten, gefundene Brillen, Schnüre zu Stöken und Stöke zu Schnüren. Dieser Handel hat eine Art von Indu-

strie ins Leben gerufen: Den Anzünder der Kunden (allumeur de chalands), wie er in der Kunstsprache genannt wird.

Der Anzünder der Kunden ist eine der hervorstechendsten Figuren des 19ten Jahrhunderts. Sein Amt besteht darin, sich zu stellen, als ob er die ausgelegte Waare mit Aufmerksamkeit untersuche. Nähert sich ein Kunde, so wirft der Anzünder einige schmeichelhafte Worte hin, kauft einen Gegenstand, ohne um den Preis zu handeln, und schäzt sich glüklich, so wohlfeil eingekauft zu haben. Der Anzünder ist gewöhnlich ein Mann von respektablem Aussehen, halbdik, mit tüchtigen Hemdkrägen, einem langhaarigen Seidenhut und langem Ueberrok. Lange vorher, ehe diese Industrie zu den öffentlichen Plätzen herabstieg, war sie in der Sphäre der höchsten Gesellschaft bekannt. Voraussichtige Mütter hatten sie erfunden, indem sie ihren Töchtern einen harmlosen und ergebenen Vetter, eine Art Lokvogel, beigesellten, der dazu diente, die Mannbarkeit der jungen Damen bemerkbar zu machen. Keine der vielfachen Komödien, welche in der Welt gespielt werden, kann dieses Vertrauten entbehren.

Eine andere nicht minder pittoreske Industrie, welche die Aufmerksamkeit des Spazirgängers und des Fremden aus der Provinz in hohem Grade in Anspruch nimmt, ist die Vertheilung von Ankündigungen. Die Ankündigung ist heutzutage dasjenige Beförderungsmittel, ohne welches in der Handelswelt nichts ausgerichtet wird. Sie wird an die Mauern angeschlagen, auf besondern Wagen in den Straßen umhergefahren, auf die Kleider des wandernden Zettelträgers geklebt, und füllt die vierte Seite der meisten Journale. In neuerer Zeit sieht man an jeder Straßeneke roth gekleidete Männer stehen, welche dem Vorübergehenden den unerbittlichen Arm vorhalten und ihn nöthigen, Ankündigungen wasserdichter Hüte, landwirthschaftlicher Zeitschriften und herrlicher Mittagessen zu 17 Sous zu nehmen. In den kleinern Theatern sind besondere Leute aufgestellt, welche darüber wachen, daß die Gastronomen, welche das Paradies besezt haben, die Reste der von ihnen verzehrten Aepfel nicht auf das Parterre herabwerfen.

Zu denjenigen Industrien, welche dem Publikum eine Art von Hinterhalt legen und den Kunden förmlich am Rok nehmen, gehört der pittoreske Flekenreiniger.

Der Flekenreiniger treibt sich meist auf den Boulevards umher. Um die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, lokt er seine Kunden gewöhnlich durch das Schauspiel einiger abgerichteten Vögel herbei, welche sich todt stellen oder regungslos auf den Rüken legen. Sobald sich ein Kreis um ihn gebildet hat, durchläuft er denselben mit dem Blike eines Falken, geht auf die ehrlichste und treuherzigste Physiognomie zu, fast sie mit einer Hand am Kleide und seift mit der andern Hand irgend eine flekenlose Stelle desselben ein.

Während der Patient, erstaunt über diesen raschen Angriff, sich der unerwarteten Wohlthat zu entziehen sucht, hält ihn der Flekenreiniger mit starker Hand fest, und richtet zugleich an das Publikum folgende Rede:

„Sehen Sie her, meine Herren; dieser Frak war so voll Fleken, daß einem vom Ansehen schon halb übel wurde. In meinem Leben habe ich nichts so Schmuziges und Ekelhaftes gesehen, als der Frak dieses Herrn. Wohlan! meine

Seife wird alle diese Fleken herausnehmen. Geben Sie Acht. Ich durchweiche die Rükseite; ich reibe den Flek anfangs leicht, dann stärker; ich wasche die Stelle ab, ich trokne sie: Sie sehen nichts mehr. Treten Sie näher. Der Herr kann jezt stolzen Hauptes in die erste Gesellschaft gehen — und das Alles kostet nur 5 Sous und das Stük Seife gehört Ihnen."

Vergebens weigert sich der gezwungene Kunde, die Steuer zu entrichten. Nachdem er dem Industriellen zum Stichblatte gedient hat, muß er ihm auch noch die Beschämung, der er ihm aussezte, bezahlen.

Zunächst dem Flekenreiniger kommt der Stiefelwichser, der dem Vorübergehenden unversehens den Fuß faßt, ihn auf den Schemel sezt und durch seine kräftig geführte Bürste der Fußbekleidung neuen Glanz verleiht, indem er zugleich dem Publikum seine herrliche englische Wichse anpreist. Ist das Geschäft halb abgethan, so verlangt er seinen Lohn, und wird ihm dieser verweigert, so läßt er den armen Kunden unter dem Gelächter der Umstehenden mit einem glänzenden und einem schmuzigen Stiefel gehen.

Eine der pittoreskesten Industrien, die man sich vorstellen kann, ist diejenige, welche diesen Winter auftauchte, und die darin besteht, Tänzer für die Tanzunterhaltungen zu liefern. Da das Kartenspiel die freiwilligen Tänzer immer seltener macht, so hat die tanzende Welt die Nothwendigkeit eines terpsichorischen Etablissements eingesehen, welches zum billigen Preis Lohntänzer liefert, junge Leute von gutem Aeußern und anständiger Haltung, mit gelokten Haaren und weißer Halsbinde, mit schwarzem Frak, gelben Handschuhen und unermüdlichen Beinen. Solch ein Tänzer ruht nie aus, zieht alle Wittwen auf, ist mäßig im Getränke und enthält sich des Gefrornen; er hat graziöse Bewegungen und eine anständige Unterhaltung; man steht für seine Moralität: die Mutter wird ihn der Tochter erlauben; man steht für seine Redlichkeit: er wird nie den Hut eines Andern mitnehmen, und eben so wenig den Mantel, der nicht sein gehört.

Auch die dramatische Welt nährt eine Menge pittoresker Industrie. Ohne das organisirte Heer der Beifallklatscher zu zählen, ohne welches eine theatralische Vorstellung nicht bestehen kann, gibt es auch eine Industrie von Außen. Die finanziellen Einrichtungen der Theateradministrationen sind seit einigen Jahren dahin gekommen, Paris mit einer Menge von Theaterbilleten zu überschwemmen, welche von den Direktoren, Regisseuren und Autoren unterzeichnet sind. Diese Billeten werden von einer großen Anzahl von Mäklern in der Nähe der Schauspielhäuser zu einem niederen Preise verkauft, als sie an der Kasse zu haben sind.

In der Geschichte der Pariser Sitten ist es unumgänglich nöthig, einen Blik auf diese zügellosen, flüchtigen, wechselnden Industrien zu werfen, die sich nach der Mode, der Jahreszeit und den Umständen ändern.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Wien (9. April). Donizetis Oper „l'Elisir d'Amore" war die zweite in dem Cyklus der italienischen Opernvorstellungen. Wir lernten hier wieder einige absolute Sänger und Sängerinen kennen, einen Signor Santi, Tenore, der ganz nett zu singen

versteht, einen Buffo Frezzoline, der lachen macht, und einen höchst mediokren Basso, S. Valtelina, der weder singt noch spielt, sondern absolut schlecht ist. Chor und Orchester, lezteres unter der Leitung des Kapellmeisters Telle, übertreffen sich selbst. — Die Grillparzer-Kreutzer'sche romantische Zauberoper „Melussine" sprach im Theater in der Josephstadt nicht an. Mad. Krauß-Wranitzky, Delle. Segatta und die Herren Kreipl, Illner und Mellinger waren darin beschäftigt. — Im Theater an der Wien erschien am 8. d. M. zu Hensel's Benefize, das Ziegler'sche Lustspiel „die vier Temperamente" und hatte sich der regsten Theilnahme zu erfreuen. Mad. Fischer, Delle. Planer und Weik, dann die Herren Werle, Bosard, Henkel, Spielberger, Nestroy und Scholz wirkten mit Eifer und Erfolg. Es war wohlthuend, auf dieser Bühne wieder einmal was Vernünftiges zu sehen. Doch „das Unglük schreitet schnell." Am 11. dieses M. gab man zum ersten Male „Der Sturm auf Panama oder der Taubstumme aus Liebe," ein romantisches Schauspiel in 3 Akten, von einem bescheidenen Unbekannten. Man könnte eine Welt als Preis für ein absurders Stük ausbieten, und nur der Dichter dieser Piece wäre im Stande, den Konkurs mitzumachen. Vielleicht, daß eine Küchenmagd ihre amtsfreien Stunden dazu verwendete, dieses Unding auf dem Herdbrette zusammenzustümpern, aber auf jedem Fall eine alberne, denn selbst eine gewöhnliche Köchin mit halbem Menschenverstand würde Besseres zu leisten verstehen. Um diese etwas kühne Behauptung zu rechtfertigen, möchte ich gerne das Sujet dieses Schauspieles erzählen, wenn ich es nur begriffen hätte und wenn es überhaupt möglich wäre, etwas nachzuerzählen, was gar nicht existirt. Also mit einem Worte, das Stük hat gar kein Sujet und das ist noch das Beste daran. 29 Personen kommen und gehen, reden und agiren, hören und sehen, aber Alles zum Schrek der Zuseher. Sie kommen und in ihrem Gefolge erscheint die Langweile; sie gehen und die Furcht erfaßt uns, daß noch Erbärmlicheres kommen könne; sie reden und wir verstehen den Gallimathias nicht; sie agiren wie Marionetten, denn auch eine Schröder und ein Laroche könnten aus diesen Rollen nichts schaffen; sie hören das Mißfallen des Publikums, das sich deutlich und laut ausspricht; und sie sehen, wie das Theater von Szene zu Szene leerer wird und freuen sich von Herzen, daß sich dadurch wenigstens die Unzufriedenheit mit ihrer nothgedrungen unglüklichen Leistung vermindert. Summa summarum: Das Repertoir dieser Bühne hat sich mit einem würdigen Seitenstüke zu unzähligen ähnlichen Piecen bereichert und zugleich das Capo d' Opera des Wahnsinns und Unsinns, das Prototyp eines romantischen Schauspieles, wie es nicht sein soll, den Triumph des üblen Geschmaks zur Schau gestellt. Wir gratuliren. Nur nicht ängstlich — nur nicht verzagt — vielleicht kommt's noch schlechter! — Am Ostermontage werden sich die Kunstreitergesellschaften der Mad. Laura de Bach und des Hrn. Guerra produziren. Wie freue ich mich auf diesen Genuß! Kunstreiterei ist meine Hauptpassion, meine Schwachheit. Sie ist gewiß die größte Kunst, denn nirgend kommt man so schnell vorwärts, und wenn's auch — sit venia verba — im Grunde eine Roßarbeit ist, so darf man dabei doch ungescheut den Leuten Sand in die Augen streuen. Wenn ich nicht Adiaphoros wäre, ich möchte ein Kunstreiter sein, da

würde ich am leichtesten mein Karriere machen. Und erst ein Bajazzo zu sein, das wäre ein Glük ohne Grenzen! Ein Bajazzo sagt ungescheut die kekſten Späße und Satyren, und darf nicht zittern, vor der Kralle des gekränkten Stichblattes seines Wizes. — O Bajazzo, wie bist du beneidenswerth! Wer so glüklich wäre, sagen zu können: „Anch' io son Bajazzo!“

Adiaphoros.

Miszellen.

Erfurt. Kürzlich kam ein fremder Mann in eine Materialhandlung, verlangte einige Pfund Syrup, und sagte dem Kommis, er möchte denſelben nur in seinen Hut gießen. Dieſer lachte Anfangs und nahm Anstand, aber der Fremde versicherte ihn, dies geſchehe zu einem beſondern Zweke. Er warf einen Thaler auf den Tiſch, der Kommis ſchenkte ein und griff nach dem Geldkaſten, um herauszugeben. In dieſem Momente ſtülpte der Fremde ſeinen Syrup-Hut dem Kaufmann tief über den Kopf, ergriff den Geldkaſten, und eilte davon. Der Kommis ſchrie, während er ſich bemühte, den Hut unter dem Kinn wieder emporzuziehen und den Syrup aus den Augen zu wiſchen, nach Hilfe; aber zu ſpät, der Gauner war verſchwunden. A.

Genf. Ein Herr Tronchin in Genf, bereits durch ſeine wohlthätigen Beſtrebungen rühmlich bekannt, hat 100,000 Frks. für Greiſe ſeiner Vaterſtadt beſtimmt, um ihnen damit Hilfsmittel und Genüſſe zu verſchaffen, welche geeignet ſind, ihnen die lezten Lebenstage zu verſüßen. B.

Lille. Der polniſche Fürſt Oginski (Sohn des bekannten Verfaſſers der Memoiren über Polen), der bei dem lezten Aufſtand die Inſurrektion in Litthauen leitete, und deſſen jezt konfiszirtes Eigenthum daſelbſt einen Werth von mehr als vier Millionen Gulden betrug, iſt jezt in einer Vorſtadt von Lille als Buchbinder anſäßig, und beſchäftigt in ſeinem Laden mehrere ſeiner gleich ihm ausgewanderten Landsleute. Auf ſeinem Schild lieſt man: „Oginski, Buchbinder.“ Der König und der Herzog von Orleans haben ihm Arbeit verſchafft. K.

Lyon. Einem Kaufmann wurde im Jahre 1818 eines ſeiner Kinder, ein hübſcher zweijähriger Knabe, von der Thür ſeines Magazins, wo er ſpielte, weggeſtohlen, ohne daß alle Nachforſchungen auf die Spur des Diebes geführt hätten. Sechzehn Jahre lang hatten die Eltern ſeitdem den Verluſt ihres Lieblings betrauert, als vor Kurzem eine Bettlerin, die auf dem Todbette lag, dem zu ihr geruſenen Prieſter eingeſtand, daß ſie jenes Kind geſtohlen habe, um dadurch ihrer Bettelei beſſern Erfolg zu verſchaffen. Sie gab alle Umſtände ſo genau an, daß die Wahrheit ihrer Ausſage nicht bezweifelt werden konnte; ihr vermeinter Sohn, jezt 18 Jahre alt, wurde von dem Geiſtlichen ſogleich ſeinen wahren Eltern zugeführt, die ihn, hocherfreut, für ihr verlornes Kind anerkannten. P.

Wien. Vor kurzem ereigneten ſich hier zwei traurige Vorfälle. Ein achtzehnjähriges Mädchen von guter Familie, welches aber bisweilen an Geiſteszerrüttung litt, ging in einem unbewachten Augenblike aus dem elterlichen Hauſe in jenes einer Freundin, die im zweiten Stoke wohnte, und ſtürzte ſich vom Fenſter auf die Straße. Sie blieb augenbliklich todt. Vorſaz mußte bei dieſer That ſein; denn ſie zog vorher — was ſie ſonſt nicht zu thun pflegte — aus Schamgefühl Beinkleider an. — Das zweite Unglük traf einen kleinen Jungen, der einen Hund bei ſich hatte, welcher ohne Halsband

herumlief. Ein zur Tödtung solcher Hunde vom Abdeker beauftragtes Individuum wollte den Hund erschlagen; dies bemerkte der Junge, und warf sich in dem Augenblike, als jener den Streich führte, mit dem ganzen Leibe über seinen Liebling, um ihn zu retten. Der Schlag traf den Burschen so unglüklich, daß der Junge auf der Stelle todt blieb. S.

Berlin. Ein Duell hat hier großes Aufsehen gemacht. Ein Student und ein anderer junger Mann geriethen auf einem Kaffeehause in Streit über ein Zeitungsblatt, das jeder von beiden lesen wollte, und der junge Mann vergaß sich so weit, daß er dem Studenten eine Ohrfeige gab. Dieser forderte ihn auf den Degen; jener erklärte, er schieße sich nur. Man schoß sich. Der Beleidiger that großmüthig den ersten Schuß in die Luft; die Kugel des Beleidigten streifte ihm dagegen das Ohr. Noch nicht zufrieden gestellt, kam es zum zweiten Schuß, und hier erschoß der Beleidiger, der ein vortrefflicher Schüze war, seinen Gegner. Er ist flüchtig geworden. M.

Bern. Lezten Montag wurde im hiesigen Theater „die Rachewuth und der Freischüz" aufgeführt. Gegen halb 10 Uhr fing das Stük durch einen improvisirten Akt, zum höchsten Erstaunen der Zuschauer, auch im Parterre zu spielen an. Nach einem kurzen, einleitenden Wortwechsel zwischen einigen Musensöhnen, welche im Parterre die Tabakspfeife in den Mund sezten, und einem Offizier der Garnison entwikelte sich auf die natürlichste Weise ein wüthender Kampf. Ein militärischer Dreiek flog wie ein Weberschiff auf dem Boden herum, und der Eigenthümer war nicht viel glüklicher, als aus den Logen schnell die anwesenden Offiziere ihrem Kameraden zu Hilfe eilten. Säbel blinkten, kräftig und hageldik fielen Faustschläge. Bald zog sich die Handlung von dem Theater auf die Gasse. Bereits saßen mehrere Musensöhne im Stokhause in Gewahrsam, als ihre Gefährten: „Bursche raus!" riefen, und ihre Freunde erst in der Speckkammer, nachher auf der Wache aufsuchten. Zum Schluß erschienen 30 Milizen in einem malerischen Aufzug, wie Krieger, welche in Eile aus ihren Betten aufgewekt wurden. Die Menge verlief sich. Bald war alles todtenstille. Nur einige Musensöhne waren, man weiß nicht ob freiwillig, im Stokhause zurükgeblieben. Seitdem sollen auf der Gasse wieder mehrere Offiziere gröblich insultirt worden sein. D.

Kunst-Anzeigen.

Pesth. Hr. Kunsthändler Tomala ist so eben von seiner Geschäftsreise nach Wien zurükgekehrt und hat ein unter seiner Leitung daselbst ausgeführtes sehr ausgezeichnetes lithographisches Kunstwerk mitgebracht. Es ist ein höchst sinn- und ideenreiches allegorisches Tableau, die beiden allerdurchlauchtigsten Monarchen Franz I. und Ferdinand I., mit Portraitähnlichkeit, in einer herzerhebenden Situation darstellend, nach der Idee des Ferd. Tomala, gezeichnet von Jos. Führich, Korrektor der Akad. d. bild. Künste in Wien, lithographirt von Jos. Kriehuber und gedrukt bei Leykum u. C. in Wien. Die Namen dieser berühmten Künstler lassen schon etwas besonders Vorzügliches erwarten, und wir versprechen jedem Kunst- und Vaterlandsfreund bei dem Anblik dieses trefflichen Werkes die angenehmste Ueberraschung. Idee, Zeichnung, Lithographie, Druk und Papier gehen Hand in Hand, um dieses Kunstwerk den vorzüglichsten Schöpfungen dieser Art anzureihen. (Preis auf chinesischem Papier 5 fl., auf französischem Papier 4 fl. C. M. Eine elegant gedrukte Erklärung wird gratis beigegeben.) —l.

Der berühmte Hr. Oury, Professor an der k. Akademie und erster Solospieler bei der ital. Oper in London, ist hier angekommen und wird Sonnabend, den 25., im Redoutens. ein Konzert geben.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

33. Sonnabend, 25. April. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die rothe Perle.

(Fortsezung.)

Einst, besinne ich mich, wo sich der Oheim bedenklich krank fühlte, wiederholte er ein paarmal die obige Frage besonders angelegentlich; auf meine Verneinung rief er: „Du hast doch die Schalen selbst geöffnet, mein Sohn?“ — „Gewiß,“ entgegnete ich, „es ist mein Geschäft, das ich mir von Niemanden werde nehmen lassen.“ Er sah mich an, sein Auge glänzte, er fuhr ein paarmal liebkosend an meiner Wange hin und sagte dann: „Nun, es ist ja gut, die Krankheit wird mich verlassen müssen; wir werden vielleicht noch lange beisammen sein. Lasse die Schale nur von keiner fremden Hand öffnen.“ Ich wollte hier fragen, doch sein freundlicher, aber ernster Blik legte mir Stillschweigen auf. Seltsam! dachte ich bei mir selbst, man kann in der Liebhaberei zum Wichtigthun doch auch zu weit gehen; offenbar hat ein Gericht Austern sehr wenig zu schaffen mit den Geheimnissen eines alten Mannes. Man sieht, ich war in die Jahre getreten, wo es für unsere Eitelkeit kränkend ist, wenn man unserem Geiste noch zu wenig Fassungskraft zutraut, um gewisse Dinge in ihrem Zusammenhange zu erfahren und zu durchschauen; es sind die Jahre, in denen uns dasselbe unschuldige, geheimnißvolle Mährchen herzlich zuwider ist, das kurze Zeit vorher uns hinriß und entzükte. Das wirkliche, das tüchtige Leben nahm mich in Anspruch, und da that es mir in der Seele weh, daß der stille, gute Oheim so weit hinter mir zurükblieb, daß er meine großartigen Plane nicht fassen konnte oder wollte. Er erschien mir öfters im Traume, welk, hinfällig, in dem braunen Röklein, auf der Insel im Südmeer zusammengesunken, schlummernd, über seinem Haupte wehten die Palmen, Blumen sproßten um ihn her und küßten dem alten Mann wie fromme Kinder

die Hände, die silbernen Wellen klangen wie ferne Wiegenlieder um das einsame Ufer; aber Alles erschien vergelbt, ängstlich in Duft gehüllt, so weit vom frischen Leben entfernt, daß der Blik nur mit Trauer auf dem Bilde weilen mochte. Das einzige Band, das zwischen mir und dem Oheim so fest blieb, als es stets gewesen war, bestand in der Pflicht, ihm die Austernschalen zu öffnen, denn von diesem Geschäfte, das hatte ich ihm gelobt, sollte mir nur sein oder mein Tod freisprechen. Ich sollte bald freigesprochen werden.

Der Großoheim war heiterer als gewöhnlich, er hatte Plane entworfen, wieder einmal nach langer Zeit aus dem Bezirk der Stadt, ja sogar des Lands sich hinauszubegeben. Es sollte eine kleine Reise zur See unternommen werden. In der That, ein kühner Gedanke für den alten, stillen Mann; gewiß trieb ihn hiezu kein Eigennuz, auch nicht Veränderungssucht, lediglich Theilnahme, herzliches Wohlwollen für mich Undankbaren, der ich mich schon so weit über den lieben Alten erhaben dünkte. Er wollte mich auf meiner ersten Ausflucht in die Welt begleiten, mit dem Schaze seiner Erfahrung mir zu Hilfe kommen; in dieser Aussicht fühlte er sich wohl und frisch. Nicht so ich, es quälte mich dieser seltsame Lebensmuth, mich ängstigte diese träumerische Geschäftigkeit; doch die Freunde, denen wir uns anschlossen, drangen heiter und thätig in den Alten; auf meine Gegenvorstellungen wurde nicht geachtet, es sollte der Tag der Abreise bestimmt werden. Dazu war jedoch der Oheim nicht zu bewegen, er zögerte und zagte. Unterdessen wurden Anstalten zu einem kleinen Festmahl getroffen, die schönsten frischesten Austern waren angelangt, ich brachte die Schüssel nach alter Sitte herein, sie vor den Oheim sezend. Er ergriff meine Hand, mit ängstlich bewegter Stimme, was er den Gästen zu verbergen strebte, that er die gewohnte Frage: ich gab ihm, wie immer, die gewünschte Versicherung, da erhob er mit schneller freudiger Bewegung sein Glas, indem er rief: „Nun, Freunde, wenn denn Alles schon fertig und gerüstet ist, so laßt uns morgen mit Gott unsere Reise antreten.“ Die Genossen freuten sich nicht wenig, als sie diese Worte vernahmen, sie schlugen herzhaft in die dargebotene Rechte des Oheims, und Frohsinn und gute Laune wurden allgemein.

Nur ich konnte in die laute Heiterkeit nicht einstimmen, mein Gewissen war beladen, ich hatte zum erstenmal den guten Oheim belogen. Doch freilich, wer konnte wohl dem geringfügigen Umstande ein besonderes Gewicht zuschreiben? Bei Oeffnung der verdammten Austern, die doch einmal in dieser Geschichte eine wichtige Rolle spielen, hatte ich allerdings etwas entdekt, was nicht dahin zu gehören schien; nämlich in einer der Schalen fand sich, statt der Auster, eine glänzende dunkelrothe Perle, die ich als guten Fund zu mir stekte und weiter nicht viel mehr daran dachte. Jezt, da ich mich allein fand und mein Gewissen, wie gesagt, mir Vorwürfe machte, holte ich sie wieder hervor, und der Himmel weiß weßhalb, sie erschien mir jezt bedeutungsvoll und äußerst wichtig. Die Röthe war mir besonders auffallend, ich hatte wohl von gefärbten Perlen gehört, doch von keiner, die eine so dunkle und entschiedene Farbe zeigte; es mußte wohl gar ein kostbares Stük sein, und wer konnte mir über ihren Werth besser Auskunft geben als der Oheim? Mit der geheimnißvollen Muschel in der Hand wollte ich wieder in das Zimmer treten, doch hielt mich ein unerklärliches Gefühl zurük; es waren die fröhlichen Blike mei-

nes Oheims, sein lautes und heiteres Gespräch, was mich zurükbannte, und doch wußte ich nicht weßhalb.

Der Abend ging dahin, es war schon ziemlich tief in die Nacht hinein, als ich nach ängstlichem Suchen endlich den Moment fand, meine Entdekung mitzutheilen, und ich that es mit den plözlich ausgestoßenen Worten: „Oheim, ich habe in der That etwas gefunden, was nicht zu den Austern gehörte.“ Er sah mich an, sichtlich erbleichten seine Züge, langsam und zitternd legte er die Dose auf den Tisch. „Was, mein Sohn, was hast du gefunden?“ ich zeigte noch in der Schale befindlich die geheimnißvolle Perle. Er wandte sein Antliz schnell ab, seltsam zukte es um die hohe Stirn, ein Streiflicht fiel auf Wange und Mund, sie waren krampfhaft verzogen, mit beiden Händen bedekte er sein Haupt, und ich hörte ihn tief und aus voller Brust seufzen; nach einer Pause winkte er mir, das Zimmer zu verlassen.

Am Morgen wußten es schon die Freunde, daß der Oheim nicht reisen werde, daß er krank geworden sei. Als er mich zu sich beschieden ließ, fand ich ihn, wie ich ihn gestern Abend verlassen hatte, die Nacht war ihm schlaflos dahingegangen, vor ihm auf dem Tische lag noch die Muschel. Er winkte mich mich zu sich auf einen Stuhl und blikte, ehe er ein Wort sprach, mich lange an; seine Miene war, obwohl kummervoll und leidend, doch nicht abschrekend wie gestern. „Du wirst wohl wissen wollen, Wilhelm,“ hob er endlich an, „weßhalb ich meinen Willen hinsichtlich der Abreise so plözlich geändert habe, denn mein Unwohlsein leiht für jezt noch keinen hinreichenden Grund; doch wird es bald mit mir schlimmer werden. Ja, mein liebster Sohn, erschrik nicht, wenn du erfährst, daß wir uns bald auf immer trennen werden. Eine Stimme, die nicht täuschen kann, spricht zu mir durch diese Perle, sie verkündet mir meinen nahen Tod, und ich habe mich in Ergebung zu fassen gesucht, obgleich mich Anfangs die Botschaft der fernen Freundin, da du mir sie gestern so unerwartet brachtest, nicht wenig außer Fassung brachte. Du warst der Zeuge meiner Schwäche, sei es jezt meines Muthes und meiner Entschlossenheit, mit der ich dem Unvermeidlichen entgegengehe.“

Mit diesen Worten bat er mich, ein Buch, das er mir genau bezeichnete, aus der Bibliothek herüber zu bringen. Es befand sich in einem für gewöhnlich sorgfältig verschlossenen Schränkchen und enthielt, da der Alte es öffnete, den Titel: „Der Wassergeister und Ondinen Wesen und unterschiedliche Art, so wie über deren Wohnung, Zusammenkünfte und besondere Hanthierung, soweit solche zur Kenntniß gelangt.“ Daß der seltsame Großoheim dergleichen seltsame Bücher haben mußte, war ganz in der Ordnung, ich verwunderte mich auch hierüber durchaus nicht, nur begriff ich nicht, welche Beziehung die Schrift zu der jezigen Stunde, zu der vereitelten Abreise und endlich zu der Muschel mit der rothen Perle haben könne. Während diese Gedanken sich bunt durcheinander in meinem Kopfe jagten, blätterte er in der alten Schrift, und ein wehmüthiges Lächeln zukte um seine Lippen, indem er die hie und da zerstreuten seltsamen Abbildungen aufschlug, wo Gestalten, halb Fisch-, halb Menschenleib, zwischendurch wunderbare Mädchenkörper, gehüllt in den goldenen Schleier ihrer mährchenhaft üppigen Loken, sich im Gemisch von fabelhaften Meerblumen und Seekräutern zeigten. Der alte Autor, der das Werk mit unbenklichem Fleiße zusammengestellt, war auf dem Titelblatte im Bilde zu

schauen, und zwar in der Stellung, wie er auf einem einsamen Klippenriff kniend, umgeben von den überall auftauchenden Ungeheuern des Meeres, seine Hände im Gebet zu einer in den Wolken schwebenden heiligen Jungfrau emporhob. (Fortsezung folgt.)

Die Pantoffeln.

Anekdote, nach dem Spanischen.

Gelasia, die Tochter eines Apothekers einer kleinen Stadt Spaniens, war verliebt in einen Hauptmann der Garnison, der sich Don Spacamonte nannte. Er wohnte in einem Häuschen, dessen Fenster jenen unsrer Heldin gegenüber standen; den Zwischenraum nahm ein kleiner Garten ein, welchen aber eine Mauer durchschnitt, damit doch ein einziges Hinderniß den wiederholten verliebten Zusammenkünften im Wege stände. Als die Furcht, es möge sie Jemand belauschen, Beiden lästig zu werden begann, bequemten sich die Liebenden, einem andern Mittel ihr ferneres Heil zu vertrauen, dieses Mittel führte den Hauptmann in das Schlafzimmer seiner Freundin; da wo ihn Niemand zu suchen wagte, war er am sichersten. Er übersprang das kleine steinerne Hinderniß, die Mauer, schwang sich bis zum offenen Fenster des heimlichen Zimmerchens empor, und stand jedes Mal, so oft er dies versucht hatte, in seinem Glüke. Der Vater wohnte und schlief eine Treppe höher; daher der beglükte Ritter sacht in leichten Pantoffeln kam, diese aber sogleich bei'm Ankommen weglegte, alles Geräusch zu entfernen. — An einem Abend verursachte ein unerwarteter Gast große Verwirrung und Unheil. Der Onkel, spät angelangt, mußte in des Mädchens Zimmer untergebracht werden; das Mädchen dagegen in der großen Kammer der Haushälterin. Dem Hauptmann davon Nachricht zu geben, konnte auf keine Weise mehr möglich gemacht werden; und als dieser kam, seine Pantoffeln in Sicherheit gebracht hatte, traf er auf den schnauzbärtigen Onkel. Er fuhr zurük, ohne laut zu werden; der im Bette lag fuhr jedoch heraus und hervor, stieß ein brüllendes Geschrei aus, und eilte auf seinen Degen zu. Der Hauptmann machte sich eilig auf dem Wege, der ihn ins Zimmer führte, wieder davon, und rettete sich, ohne erkannt worden zu sein; die Pantoffeln aber blieben stehen. Jezt stürzten von allen Seiten Leute herbei; fragten, wunderten sich, begriffen nichts, sahen und tappten nach allen Eken, und — fanden die Pantoffeln. Wem gehören diese? — Farbe und Schnitt waren sonderbarer Art: Niemand in der Stadt bekannte sich dazu. Man verfiel auf die Soldaten, auf die Offiziere, dem Prunk so wenig als der Galanterie abhold; und der Apotheker trug die anklagenden Pantoffeln zum Kommandanten. „Ein verwegener Ehrenräuber stieg zum Fenster herein", sagte er, „habe es auf die Ehre der Tochter angelegt, sei aber übel weggekommen und mußte die Flucht ergreifen, nachdem er die Pantoffeln, welche so laut gegen den Räuber zeugen in Angst und Eile mitzunehmen vergessen hatte." — „Wer war dieser freche Waghals?" — Der Apotheker meinte: „der Fuß, dem die Pantoffeln sich anpassen, gehöre dem Manne, nach welchem man frage, und diesen zu entdeken, sei ein Leichtes, denn die Zeugen verriethen ohne Bedenken den Sünder." Alles lachte. Die Pantoffeln fügten sich

zu einer Menge von Füßen, so daß sich am Ende eine Zahl von drei hundert muthmaßlichen Sündern ergab. — Der Apotheker ging traurig und verhöhnt zurük, die Pantoffeln offen vor sich her tragend. Da kam ihm des Hauptmanns Bursche in den Weg; dieser erkannte sogleich seines Herrn Eigenthum, riß es dem Apotheker zornig aus der Hand, und trug es fluchend wie im Triumph nach Hause. Der Triumph war auf des Apothekers Seite, denn dieser wußte jezt, woran er war und brachte species facti und Klage ungesäumt zu Papier, — Klüger noch benahm sich der Hauptmann; er klagte seinen Burschen des Diebstahls an, ließ von einem gut belohnten Schuhmacher schnell eine Veränderung an den Pantoffeln vornehmen, und schikte sie darauf dem alten Apotheker, dem er ausdrüklich die Frage stellen ließ: ob er diese Pantoffeln bestimmt als diejenigen erkenne, welche sich in der Tochter Schlafzimmer vorfanden? Der Vater schrie und betheuerte, daß es dieselben wären, welche Klage und Zeugniß führten. Der Hauptmann erbot sich, sie seinem Fuße anzulegen; der Apotheker lachte laut auf, denn er sah gewonnen Spiel vor sich. Die Pantoffeln wurden vor Gericht dem Fuße angelegt, und — waren zu klein. Allgemeines Gelächter, Spott und Hohn; inmitten der Apotheker, der Flüche und Verwünschungen ausstieß. Am meisten fand sich aber das Städtchen belustigt; es wurde darin acht Tage, ohne sich Erholung zu gönnen, von Nichts gesprochen, als den Pantoffeln, dem listigen Mädchen und dem betrogenen Apotheker; denn der Volks-Verstand sieht allemal schärfer als der Vater eines schönen Mädchens.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Musik.

Pesth. Am 19. d. M. ward im hiesigen Theater, zum Vortheile des Pensionsinstituts für Wittwen und Waisen der hiesigen städt. Beamten, eine große musikalisch-deklamatorisch-plastische Abendunterhaltung gegeben, und das Haus füllte sich dergestalt, wie es bei einem Konzerte vielleicht hier noch nie der Fall war. Sei es der täglich zunehmende Geschmak an Musik, oder der Hang zur Wohlthätigkeit, oder, was am wahrscheinlichsten ist, Beides zugleich, die dieses Resultat hervorbrachten, jedenfalls gibt dies ein sehr ehrenvolles Zeugniß für die Humanitäts- und Kulturstufe der Bewohner Pesths. — Eine Fülle von Mannigfaltigkeit ward uns an diesem Abend geboten; man zählte zehn Nummern, und Derjenige, der das Ganze arrangirte, hatte es unstreitig mit den Zuhörern gut gemeint, und Einiges befriedigte auch wirklich allgemein und in bedeutendem Grade. Die Leistungen der Dilettanten mit einem Maaßstabe zu bemessen, als wären sie Künstler von Fach, wäre höchst ungerecht, und wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß einige Derjenigen, die wir heute zu hören Gelegenheit hatten, in Privatzirkeln gewiß Sensation zu machen im Stande sind. Eine besondere Erwähnung verdient aber eine wirklich gehaltvolle und sehr effektreiche Komposition des Hrn. A. v. Bartay: „Gruß an den König in Frühlingstagen (?)“ ein Chor mit Begleitung von 24 Trom-

peten, ausgeführt von dem sämmtlichen Chorpersonale der hies. Bühne und den beiden Musik-Corps das 5. Artillerie- und des Koudelka'schen Regiments. Es herrscht Geist, Gemüth und Melodie in dieser Tondichtung, die die vollste Wirkung hervorbringen muß, und der Kompositeur hat einen neuen Beleg seines reichen Talentes geliefert. Schade, daß das Schmettern der Trompeten die Worte übertönte, so daß sie fast unvernehmbar blieben. Von den mitwirkenden Künstlern an diesem Abend zeichneten sich unsere beiden trefflichen Violinspieler, die Hrn. Taborsky, der Variationen über ein ungarisches Thema mit gewohnter hoher Virtuosität vortrug, und Szerwascinsky, der ein Conzertino von Benesch mit solch außerordentlicher Kunstfertigkeit spielte, daß er dreimal hervorgerufen wurde. — Die ungarischen Sänger, Mad. Chiabai und Hr. Szerdahelyi, sangen ein italienisches Duett in ungarischer Sprache und erhielten vielen Beifall. — Hr. Volkmar war in seiner Deklamation etwas befangen, sprach aber äußerst richtig. E. v. H.

Miszellen.

Frankfurt. Hier wurde Dr. Schuster, Redakteur des Konversationsblattes, von 2 Schauspielern zweiten Ranges (wie sich immer nur solche zu dergleichen Excessen verleiten lassen) in seiner Wohnung thätlich angegriffen und mißhandelt, die Schauspieler aber am Abend, als sie sich ins Theater begeben wollten, arretirt. Veranlassung zu jenem Angriffe gab eine im Konversationsblatte enthaltene Kritik über ihr Kunsttalent, die übrigens nicht von Dr. Schuster selbst herrühren soll. P.

Berlin. Am 12. April ist Mad. Crelinger mit ihren beiden, der Kunst so Vieles versprechenden Töchtern nach Wien abgereist, wo dieselben auftreten werden. Von dort wollen sich die jungen Künstlerinen, wie wir hören, auch nach andern Theilen des südlichen Deutschlands wenden. — Indessen dürfen wir den Kunstfreunden Berlins die angenehme Nachricht ertheilen, daß wir diese jungen Talente nicht ganz verlieren, sondern sie unter unsern Augen sich weiter entwikeln sehen werden, da dieselben für unsere Bühne gewonnen sind. Hauptsächlich ist dabei wohl der Umstand erfreulich, daß die Töchter der Leitung ihrer Mutter auf der schwierigen Bahn der Kunst nicht entnommen werden. B.

Leipzig. Folgendes sind diejenigen Buchhandlungen, deren Verlags-Artikel in dem diesjährigen Ostermeß-Katalog die Zahl 20 erreicht und übersteigt: Basse 74, Reimer 71, Mainz 50, Levrault 44, Metzler 42, Cotta 41, Brockhaus 39, Reitzel 36, Hoffmann und Campe 35, Haase Söhne 35, Hahn 34, Schlosser 31, Arnold und Steinkopf jeder 29, Gödsche 28, Verthes und Besser 27, Duncker und Humbolt, und Franz jeder 27, Friedrich Fleischer, Gerold und Mayer jeder 26, Barth 25, Baumgärtner, Heinrichs, Leske und Voigt jeder 24, Bädeker und Schubothe jeder 23, Vetter und Rostosky und Weidmann jeder 22, Brodhag, Herold, Kollmann in Leipzig, Max und Co. jedor 21, Voß, Friese, Hammerich, Kollmann in Augsburg und Löflund jeder 20. B.

Athen. Die Nachgrabungen auf der Burg, hart am Unterbau des Parthenon, werden mit Eifer fortge-

sezt. Man hat auf der Westseite, zwischen der ersten und zweiten Säule, bis auf den ursprünglichen Felsenboden der Akropolis eingehauen, um die Tiefe des Fundaments kennen zu lernen, und man erstaunt über die Tiefe, welche hier nicht weniger als 550 Meter beträgt. Die Menge der gefundenen Stüke von Bildhauerarbeit und Inschriften ist groß. Auf der Südseite ist die Nachgrabung ebenfalls schon bedeutend fortgeschritten, aber nur längs der Mauer, da sie sich hier dem Tempel nicht eher nähern darf, als bis die schweren Säulen und Architravstüke weggeräumt sind, wozu man jedoch die Maschinen bald erwartet. Erst dann ist auf dieser Seite reiche, sehr reiche Ausbeute zu hoffen. Mit der Wiederherstellung des Tempels ist auch schon ein kleiner Anfang gemacht. B.

Paris. Mehrere Buchhändler haben sich mit den Eigenthümern der Werke des Herrn Chateaubriand vereinigt, um eine neue Ausgabe derselben zu Stande zu bringen. Diese Unternehmung hat das Eigenthümliche, daß die Subskribenten auch Antheil an dem Ergebniß haben werden, indem jeder eine Nummer erhält, welche das Anrecht an 70 Gewinnste, zusammen von 180,000 Fr. gibt, deren einer sich auf ein Drittheil des Eigenthumsrechts der Werke Chateaubriands (das bekanntlich über ½ Million gekostet hat) beläuft. So wird jeder der Unterzeichner ein vortreffliches Werk, einer derselben noch dazu ein großes Vermögen gewinnen. B.

London. Der Premierminister (Peel) hat, dem Vernehmen nach, der ausgezeichneten Miß Somerville (sie ward kürzlich zum Mitgliede der kön. astronomischen Gesellschaft gewählt) eine Pension von 200 Pfd. St. gegeben, ferner dem Verfasser der Geschichte der Juden, Herrn Millman, welcher wegen dieses Werkes von der Hofkirchenpartei aufs Aeußerste verfolgt worden war, eine Pfründe verliehen, und der Dichterin Mrs. Hemanns, die in dürftigen Umständen lebt, ein Geschenk von 100 Pfd. zugeschikt. M.

Danzig. Ein rührender Zug von kindlicher Anhänglichkeit ist am 31. März hier vorgekommen. Viele Säuglinge des Kinder- und Waisenhauses werden — wegen Ueberfüllung des Hauses — bis nach zurükgelegten ersten Kinderjahren verehelichten Personen von moralischer Führung zur Pflege übergeben. Häufig ist nun der Fall, das verehelichte kinderlose Personen mehr einer Kinderfreundschaft, als des Gewinnes wegen, solche Waisen zu sich nehmen. Dieses war nun auch bei einem Waisenmädchen eingetreten, welches bei einem Ehepaar in Pflege gegeben war, und bereits das 9te Lebensjahr erreicht hat. Des Schulunterrichtes theilhaftig zu werden, sollte das Mädchen jezt der unmittelbaren Erziehung des Instituts übergeben werden. Die Bitte der Waise und ihrer Pflegeltern um Abwendung dieser Bestimmung, und das Anerbieten der leztern, unentgeldlich das Kind behalten zu wollen, konnte wegen feststehender Verpflichtung nicht berüksichtigt werden. Doch das Mädchen wollte lieber sterben, als sich von den so herzlich liebgewonnenen Pflegeeltern trennen. Dieses einmal gefaßte unglükliche Vorhaben brachte die Kleine auch wirklich in Ausführung, indem sie am genannten Tage, den Tod suchend, an der Lohbrüke von der Brüke sprang, durch schleunigen Beistand aber gerettet wurde. P.

New-York. Der gesezgebende Körper von Nordcarolina entschied neulich mit 50 Stimmen gegen 38, ein freier Farbiger dürfe seine Kinder we

der selbst erziehen, noch ihnen irgend eine Erziehung geben lassen. (!?) P.

Der Modenkurier.

(Paris, 10. April. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!"

1. Dasjenige, das man „Moden von Longchamps" nennt, wird jezt schon ziemlich vorbereitet, so daß wir einigermaßen darauf hindeuten können, was diesen Sommer angenommen werden wird. So können wir mit voller Sicherheit sagen, daß die Aermel der Ueberröke und Kleider im Ganzen weniger breit, aber auf dem Bindchen fast ganz gefältelt; daß die Kleider lang und breit, die Pelerinen ein wenig minder groß und besonders freier auf der Brust sein werden.

2. Man verfertigt viele Pelerinen mit gespizten Enden, die unter der Binde aufgehalten werden, und viele, die sich vorne öffnen, so daß der Vordertheil des Ueberroks sichtbar wird.

3. Die Leibchen der Kleider sind größtentheils drapirt und gekreuzt auf der Brust. Man hat viele dieser Gattung angenommen, deren Röke gleich den Ueberröken offen sind, und es ist gewiß, daß diese Ueberrokkleider noch für diesen Sommer in der Majorität bleiben werden.

4. Die Kapoten sind sehr in der Mode; man verfertigt eine große Anzahl mit Koulissen. Jene von parmesanisch-lilasfarbigem Poult-de-Soie, mit einem lilasfarbigem oder weißem Bouquet geziert, sind zahlreich. Viele sind von quadrillirten Stoffen, z. B. von Gros [illegible]les, grün und weiß, lilas und weiß, [illegible]nroth und weiß quadrillirt, mit Bandschleifen derselben Art und manchmal seitwärts einen Zweig sehr einfacher Blumen.

5. Unter den vorzüglichsten Stoffen, die diesen Sommer in der Mode sein werden, verdient der gedruckte Organdie besondere Erwähnung. Es gibt nichts Frischeres als die auf diesem Gewebe dargestellten Dessins, das so fein und so transparent ist, daß es mit den durchsichtigsten Gazen wetteifern kann. Die Bouquets bestehen aus graziös hingeworfenen Rosen oder Mohnblumen. Dieser Stoff gibt die schönste Toilette, die man sich denken kann.

6. In dem Boulogner Wald, gegen zwei Uhr, bemerkt man die Fashionables mit ihren schönen englischen Pferden und die weiblichen Elegants mit ihren ausgesuchtesten Toiletten. Unter den leztern sehen wir noch immer Ueberröke von schwarzem, rußfarbigem, granatbraunem und grauem Sammet. Die Pelerinen sind gefüttert und offen in der Mitte der Brust; eine prächtige Nadel befestigt das Halstuch, von wo ein kleines Kettchen ausgeht, woran eine Casolette, oder ein Flakon ꝛc. hängt; eine Cachemirschärpe um den Hals ersezt den Boa. Die Hüte sind von rosenrothem, kohlgrünem, oder blauem Atlas, viele sind mit Federn von derselben Farbe geziert. Man tragt sogar noch Hüte von Sammet, aber man erkennt gleich, daß sie nicht modern sind; es sind blos alte Hüte, denen man den Garaus machen will.

Modenbild. Nr. 17.

Pariser Anzüge vom 10. April. Wir liefern heute ein Bild, bei dessen Anblik gewiß das Herz eines jeden Mädchens laut aufpochen wird — es stellt einen Brautpuz dar! — Ein schöner Traum der Jugend! — Wahr ist es, daß es nichts Graziöseres gibt als dieses Blondekleid, als diesen eleganten Schleier, der das Haupt einer Jungfrau so herrlich ziert. — Die mit einem Perlenkranz gezierte Koeffure paßt sehr gut zu dem übrigen Theil der Toilette, die selbst bis auf das kleine Gebetbuch blendend in Weiß und Gold ist. — Dieser Anzug ist derjenige, den eine reiche Braut trug. — Der andere, einfachere, ist indessen auch reich und sehr elegant: ein Kleid von indischem Mouselin, mit englischen Spizen garnirt und ein gleicher Schleier. — Der junge Mann hat einen Anzug, der zu einer solchen ernsten Zeremonie, wie die einer Trauung, gewiß der angemessenste ist. Schwarzer Frak und Pantalons, Gilet von kastanienbraunem Cachemir mit Goldblumen, weiße Kravate, weißseidene, durchbrochene Strumpfe, lakirte Schuhe.

Der berühmte Hr. Oury, Professor an der k. Akademie und erster Solospieler bei der ital. Oper in London, ist hier angekommen und wird Sonntag, den 26., im Redoutensaale ein Konzert geben.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Jos. Sürchler

Der Spiegel.

34. Mittwoch, 29. April. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Hoch lebe Kaiser Ferdinand!

Der König ist todt;
Es lebe der König!
Chateaubriand.

Hoch lebe Kaiser Ferdinand!
Des Kaiser Franzens Sohn;
Auf ihn hofft nun das Vaterland,
Auch knüpfet uns ein theures Band
An Ferdinandens Thron! —

Hoch lebe Kaiser Ferdinand!
Des Vaters Ebenbild;
Ihm schwören Treu' wir Hand in Hand:
Auch er ist uns von Gott gesandt,
So herzlich gut, so mild! —

Hoch lebe Kaiser Ferdinand!
Er werd' uns Vater Franz! —
Als Franzens Geist der Erd' entschwand,
Gab er uns noch am Grabes-Rand'
Den Sohn im Friedenskranz.

Hoch lebe Kaiser Ferdinand!
Der uns zum Troste blieb;
Sein Thron sei eine Felsenwand!
Und unf're Herzen ihm ein Pfand
Geprüfter Treu' und Lieb'.

Wohl hat die ganze Welt gebebt
Bei Kaiser Franzens Tod;
Doch ist's sein Geist, der uns umschwebt,
Und fort in seinem Sohne lebt:
Franz ist für uns nicht todt!

Lebt fort in unserm Vaterland',
In Aller Herzen noch;
Drum knüpft uns auch ein ewig Band
An unsern Kaiser Ferdinand:
Hoch leb' der Kaiser, hoch!! —

G—e.

Die rothe Perle.

(Fortsezung.)

„Wie haben sich doch unsere Väter," begann der Oheim, „zweklos abgemüht, jedwedes liebliche Wunder der Natur zu erklären, es in Form und

Regeln zu bringen und zwar in solche, die ihnen für ihre gewöhnliche Lebensverhältnisse passend und geläufig waren, täppisch zu greifend, zerbrachen sie dann die feinen Spiele, die zarten Dichtungen, mit denen sich alles Lebendige schmükt, wie der Schmetterling mit dem duftigen Farbenstaub, wie die reife Frucht mit dem zarten Schimmer. Hier ist nun in klägliche Fächer eingetheilt das freieste Geschlecht, das vielleicht aus den Händen der Schöpfung hervorging; unförmliche, abenteuerliche Gestalten sollen klar vor's Auge bringen, was nur den entzükten und schwärmenden Sinnen in dem flüchtigsten Abbild erscheint, allein dann auch stets über alle Vorstellung hinaus seltsam und überraschend. Dennoch ist mir der alte Autor in seiner naiven Derbheit lieber, als die kalte lieb, und glaubenlose Weise der Neuern. Mein eigenes Leben theurer Sohn, ist dir ein Zeugniß, wie wir troz unserer Weisheit in bösen Krieg gerathen können mit dem Reiche des Wunders, und wie es uns öfters überwältigt und wir im Kampfe untergehen. Die alten räumten in ihrer Kindlichkeit freundlich den Mährchen einen Plaz ein neben ihren gewohnten Gebräuchen und Verrichtungen; sie wußten wohl, sie konnten es nicht entbehren; dafür bewies sich ihnen nun das belebte Element nach seiner Weise erkenntlich, es liebkoseten ihnen, und im Wasser sah ein Chor muthwilliger Zaubermädchen, aus den Wäldern keke Faune dem einsamen Wandler entgegen. Bei uns ist es um Vieles übler, wir können uns nicht so frei und unbefangen dem lieblichen Wunder ergeben; wie seltsam muß Einer sich heuzutage geberden, der in's Wunderbare überzugehen sich entschlossen hat! Mit einer wohlgekräuselten Perrüke, in einem nach neuen Mustern gemachten Roke, mit Stok und Degen geht er seiner neuen Bestimmung entgegen, sein Herz klopft fieberhaft, er athmet ängstlich, denn in ihm lebt die ganze süße Schönheit seiner Göttin; dann aber fällt sein Blik auf Hut und Degen, auf Tabaksdose und begleitendes Möpschen, und er erschrikt heftig, daß er in diesem Anzuge erscheinen müsse. Es wird laut in seiner Seele und die zwei Naturen gerathen in Streit; der wohlangesehene Bürger der freien Reichsstadt, der nur an das glaubt, was Staat und Kirche verlangt, disputirt mit dem wunderlichen, kindlichen Mährchenmenschen, der an Alles glaubt, wovon Staat und Kirche sich nicht träumen lassen. Muß nicht der Arme, in diesem Zwiespalte begriffen, nothwendig eine wunderliche Figur machen? — Wie die grotesken Tänzer des Theaters auf der Rükseite ebenfalls eine zweite Vorseite zeigen, doch eine mit jugendlichem Antliz in rosenfarbnem Kleide und süßer Miene, und abwechselnd dann in plözlichen Sprüngen bald den alten steifen, bald den jungen beweglichen Mann zeigen, so geberdet sich derjenige, welcher heutzutage dem Wunder anheimfällt. Doch genug des Vorworts; höre nun meine Geschichte selbst."

„Erlasse mir die Beschreibung unsers Schiffbruchs; es ging dabei so elend und entsezlich her, wie du es bei der Aufzählung von ein Duzend andern Schiffbrüchen schon zur Genüge wirst gelesen haben. Ein Theil der Mannschaft rettete sich kümmerlich auf Brettern, ein anderer ging mit dem überfüllten Boote unter, mich nahm ein mitleidiger Kamerad, ein tüchtiger Schwimmer, auf den Rüken, und es gelang uns, den Strand einer kleinen Insel zu erreichen, die in ziemlicher Entfernung uns entgegenwinkte. Sie schien unbewohnt, doch hatte sie ein freundliches, heiteres Ansehen. Wir gingen bald

an's Geschäft, Früchte zu sammeln, verzehrten diese in gemeinschaftlicher Mahlzeit und wählten uns dann ein Lager aus, das, so gut die wenigen Mittel, die uns zu Gebot standen, es zuließen, unter Bäumen am Ufer aufgeschlagen ward. Ein armer Schiffbrüchiger, der sich in sein Schikſal ergeben hat, der dem Himmel für das nakte Leben dankt, das die Wellen ihm gelassen, braucht sich nicht vergebens nach Schlaf zu sehnen; wir schlummerten bald in das Land glüklicher Träume hinüber. Es mochte in der Mitte der Nacht sein, als ich plözlich erwachte, in dem Bewußtsein, als riefe mir Jemand. Sogleich richtete ich mich auf, mein Blik suchte den Gegenstand, den ich dicht vor meinem Lager wähnte; doch ich sah kein lebendes Wesen — Alles um mich her war still und im herrlichsten Mondglanze leuchtend. Nie hatte ich noch eine so wundersam herrliche Nacht erlebt. Ein weißer Schimmer lag über dem Meere, das in seiner klaren Stille sich endlos vor mir ausbreitete, vom Silberglanz überschüttet, standen die Blumen des Ufers, und leise wankten ihre Kelche zu der flüsternden Musik der nahen Wellen, über meinem Haupte standen die breiten Fächer der Palmen unbeweglich still, nur hin und wieder schwankten sie und die dunkeln Blätter glänzten im Monde."

„Wie ich so saß und um mich schaute, überfiel mich eine unendliche Wehmuth; Gefühle, wie ich sie noch nie gekannt, zogen durch mein Inneres; Furcht und Hoffnung, irdisches Verlangen und sterblicher Reiz verschwanden aus meinem Herzen, und ein so seliger Friede nahm darin Plaz, daß ich, auf meine Hand gestüzt, weinen mußte, so innig weinen, wie ich in meinen Kindertagen geweint hatte. Als ich mein Haupt wieder aufrichtete, befremdete es mich nicht, eine Frauengestalt nicht weit von mir auf einem Ufersteine sizen und den Blik ihrer dunkeln Augen auf mich richten zu sehen. Als sie merkte, daß ich ihre Gestalt und ihr Wesen aufmerksamer betrachtete, begann sie mit süßer Simme zu singen, und löste so herrliche Klänge aus bewegter Brust, daß meine Wehmuth und mein Entzüken stieg, und ich in einen Zustand gerieth, wo ich mein ganzes früheres Leben, ja die Welt um mich her vergaß, und wo es mir dünkte, als zöge ich mit weichem, vollem Flügelschlage über das Meer dahin und mein Auge erschaute in Höhe und Tiefe alle lieblichen Wunder, die in der Welt verborgen waren. Dazu klangen immer die hellen Töne, die bezaubernden Weisen meiner Gefährtin. Als ich von dem träumerischen Zuge heimkehrte, ruhte mein Haupt am Busen des schönen Weibes, ihr Auge senkte sich in das meine, wie ein helles Silbergewölk flog ihr Schleier und hüllte uns ein, so daß der Mond nur verstohlen unsere Wangen küßte; um uns dufteten die Blumen und die Palmenblätter wehten. Ach! ich fühlte tief, ich war von allem Leid genesen."

Der Oheim hielt inne und fügte dann mit leiser Stimme hinzu: „Diese war nun eine Meerfee, eine Undine, wie sie der weitläufige und gelehrte Autor hier nennt, und ich hielt diese Meerfee umarmt, ich trank aus ihren Mondscheinaugen das Gift einer träumerischen Liebe, die die Welt nicht begreift und achtet." Ich sah den Oheim verwundert an; er erwiderte diesen Blik mit einem wehmüthigen Lächeln. „Gestehe es offen," rief er, „du findest, daß ich krank und verwirrt spreche, du siehst einen alten Mann vor dir, der mit gebrochenem Auge und stammelnder Zunge von einer wunderli-

chen Liebschaft seiner Jugend berichtet; wer möchte sie ihm glauben? und dennoch, mein Sohn, war es so; doch denke dir, daß damals unter den Palmen am Strande der einsamen Insel ein blühender Jüngling lag, nicht ein alter, schwacher Greis, daß in dem Herzen dieses Jünglings heißes Blut pulsirte und in seinem Kopfe alle Träume einer überirdischen Liebe schwärmten. Ist denn nun in diesem Alter, wo uns das Wunder so nahesteht, eine Liebschaft, wie die meine war, so unbegreiflich? — O gewiß nicht! Denke dir eine schöne Fürstin, die einen blonden Schäferknaben liebt, die seine süße Jugend zu sich auf die Höhe des Throns zieht; ist hier nicht auch unbegreifliches Wunder? und dennoch ist es geschehen, wie uns die Geschichten der alten Welt beweisen.“

Ich senkte den Blik zu Boden, ich erwiderte den warmen Druk der Hand des Oheims, und dieser fuhr fort: „Meine holde Liebschaft erzählte mir, während mehrerer Nächte, in welchen sie zu mir kam und wir am Strande beim Mondglanze beisammen saßen, Vieles und Mancherlei von dem wunderbaren Reiche, das sie bewohnte; ich verstand, was sie sprach, obgleich es nicht die gewohnten Worte waren, die wir mit einander zu wechseln pflegen; ja, ich verstand sogar die geheimnißvollen Gesezе und Einrichtungen in dem Reiche meiner Geliebten, und ich fand sie ganz zureichend und zwekmäßig. Damals, mein Sohn, wußte ich besser Bescheid in dem Wasserstaate der Undinen, als bei den Wechseltischen der Börse, ja, mir erschien öfters das gewöhnliche, schale Alltagsleben mährchenhaft und wunderbar, so sehr hatte meine stille, süße Geliebte mich schon eingeweiht in die Angelegenheiten ihrer Erblande. „Ich sah dich schon lange kommen,“ sezte sie ihr zärtliches Geplauder fort, „du standst am Bord des mächtigen Schiffes, das nun dort zertrümmert liegt; mein Auge, dir unsichtbar unter der Wasserfläche, suchte ängstlich das deinige; wie gerne hätte ich diese sorglose Miene von deinem Antliz verwischt, denn ich wußte, daß die Gefahr dir unabwendbar und nahe war. Um deine Genossen bekümmerte ich mich nicht viel, sie waren mir gleichgiltig; deine Gestalt, dein Blik hatten aber einen tiefen Eindruk auf meine sonst so bewegliche und kühle Wasserseele gemacht. Fürchtend und zagend schwamm ich euch nach und sah endlich die Klippe deutlich vor mir aus dem Grunde ragen, an der euer Schiff bersten sollte; um die schwarze Felsenwand herum lagerten die neidischen Vettern und Muhmen, die mit boshaften Mienen den Todesstoß abwarteten. Ich konnte nicht in ihre kalten, höhnenden Gesichter sehen, noch weniger wollte ich dabei sein, wenn das unglükliche Schiff strandete; ängstlich floh ich daher und barg mich, in meinen Schleier gehüllt, in einer einsamen Bucht dieser Insel. Das schrekbare Ereigniß ging vor sich, und bald darauf sah ich dich, Geliebter, mit deinem Gefährten an meine Insel heranschwimmen. Wer fühlte sich wohl glüklicher als ich! Kaum erlaubte mir meine Ungeduld, die Stunde des Mondaufgangs] zu erwarten, um dich auf meiner Insel willkommen zu heißen. Du wirst nun wissen wollen, weßhalb meine Verwandten zu eurem Untergange mit beitrugen; du wirst sie darum boshaft und tükisch schelten, und vielleicht fällt ein Theil dieser Mißbilligung auch wohl auf mich, und das könnte mich bitter schmerzen, da ich sie nicht verdiente, auch die Verwandten verdienen sie nicht, weil sie nichts Schlimmeres thaten, als ihr Haus und Hof schüzen, was ihr auch gethan haben würdet, wenn übermächtige Feinde beides zu vernichten drohten.‘

„Eine meiner Muhmen besizt nicht weit von dieser Insel eine äußerst kostbare Perlenbank, die sie wie den Apfel ihres Auges hütet; diese kostbare Bank ward nun gefährdet durch euer Schiff, das gerade seinen Lauf auf sie zu nahm. Die Muhme eilte in der äußersten Bestürzung zu mehreren Vettern und Basen; es gelang ihr, die Verwandtschaft in Aufruhr zu bringen, und nun zog der ganze Schwarm eurem Schiff entgegen, um es unvermerkt von der Perlenbank abzulenken. Doch es gelang nicht, euer Steuermann war zu gewiß seiner Sache und seinem Amte vollkommen gewachsen; unverwandt blikte er auf die Magnetnadel, steuerte immer gerade zu, und so schwamm das Schiff immer näher und näher an die Perlenbank heran. Die Muhme befand sich in äußerster Gefahr, sie besann sich nicht lange und griff schnell zu einem verzweifelten Mittel. Schon seit geraumer Zeit hatte ihr ein mächtiger, aber tükischer und äußerst übelgestalteter Nix den Hof gemacht; er war der Fürst eines ungeheuern Austernfelsen, und trachtete nach dem Besiz der Muhme wohl nur aus eigennüzigen Absichten, um ihr Vermögen an sich zu reißen und die Perlenbank mit seinem Austernfelsen zu vereinigen. Wenn gleich diese Absichten ziemlich klar am Tage lagen, so war doch jezt keine Zeit, darüber viel nachzudenken; zur Genüge war bekannt, wie mächtig der Austernfürst war; sich ihm vertrauen, seine Hilfe anrufen, war also das einzige Mittel, die drohende Gefahr abzuwenden. Auf den leisen Ruf meiner Muhme kam er auch sogleich aus der Tiefe heraufgebraust, ein Heer häßlicher, schwarzer Dämonen folgte ihm, sie legten alle Hand an's Werk, und alsbald war das Schiff aus seiner Bahn gebracht und lief nun gegen die Klippe an, wie es der tükische Wille des Nixen veranstaltet hatte." (Fortsezung folgt.)

Eifersucht.

Ein junger französischer Soldat kam auf Urlaub zu seinen Eltern zurük, knüpfte die Bekanntschaft mit einem Mädchen wieder an, das mit ihm erzogen worden war, und verliebte sich in dasselbe. Da er nach allen Anzeichen vermuthete, das Mädchen liebe ihn ebenfalls, so versprach er, sie nach seiner Verabschiedung zu heirathen und machte, um ihr einen noch größern Beweis seiner Liebe zu geben, sein Testament, in dem er dem Mädchen Alles versprach, was er besaß, nämlich 1600 Franks, die Summe, welche er als Stellvertreter eines Andern erhielt. Er reisete hierauf wieder ab, aber auf dem Wege schlich sich die Eifersucht in sein Herz, und acht Tage darauf war er wieder unterwegs nach der Heimath. Es war der Tag vor einem Feste, und die Bewohner des Hauses lachten und scherzten an einem knisternden Feuer. Eine Stimme übertönte im Lachen alle andern, die seiner Braut. Heftige Eifersucht und gänzliche Verzweiflung bemeisterten sich des jungen Soldaten. Er ging nach Hause, nahm ein Pistol, lud es sehr stark, kehrte an die Thüre des Mädchens zurük, das ihn so schnell vergessen zu haben schien, und jagte sich, während dieses noch lachte, auf der Schwelle des Hauses eine Kugel durch den Kopf.

Ein Mann der sich selbst zum Grabe läutet.

Am 9. März Abends gegen eilf Uhr wurden die Bewohner von Serches in Frankreich durch das Geläute der Gloken auf ihrem Kirchthurme erschrekt.

Die muthigsten eilten sogleich nach dem Gotteshause hin und sahen, daß es innen erleuchtet sei. Man wollte die Thüre öffnen, aber sie war von innen verrammelt, und man mußte das Unternehmen aufgeben. Der Maire, welcher das Leben einiger Nationalgardisten der Gemeinde, welche ihre Waffen ergriffen hatten, in Gefahr zu sezen fürchtete, ließ von dem nächsten Städtchen Gensdarmerie holen. Sobald die Gensdarmen angekommen waren, begann eine Art Belagerung, die Kirchthüre wich endlich den Anstrengungen der Stürmenden, man fand, daß alle Kerzen in der Kirche angezündet waren, und ein gewisser Cailleau aus Serches, der den Verstand im Weine verloren hatte, die Störung der nächtlichen Ruhe verursache. Als man fragte, was ihn dazu veranlasse, und was er damit bezweke, antwortete er: „Ich läute mich zu Grabe.“ Er wurde in Haft gebracht.

Quäker unter den Hindus.

Die Glieder dieser Sekte, Sads genannt, scheinen im brittischen Indien nicht zahlreich zu sein, aber sie versammeln sich jährlich einmal an einem bestimmten Orte. Sie verehren nur einen Gott, den Schöpfer aller Dinge, und verschmähen jede Art Götzendienst. Sie behaupten, alle Menschen seien gleich, verbeugen sich vor keinem, und erkennen keinen Kasten- oder Rangunterschied an. Sie dienen nicht als Soldaten und dürfen sich der Waffen nie zum Angriffe bedienen. Die Kleidung der Männer muß ganz weiß sein. Schmuk von Gold und Silber gilt bei ihnen für unanständig, doch dürfen die Frauen einige Juwelen und bunte Zeuge tragen. Beiden Geschlechtern ist streng verboten, sich zu berauschen, Tabak zu rauchen und etwas zu essen, das gelebt hat. Die Sads dürfen keinen Eid schwören, und man begnügt sich vor Gericht mit ihrer bloßen Aussage. Jeder muß seinen Unterhalt auf ehrliche Weise verdienen. Kommt er durch Unglük ꝛc. herunter, so wird er von seinen Glaubensbrüdern unterstüzt. Ein Sad kann nur eine Frau und eine Frau nur einen Mann haben; Verlezungen der ehelichen Treue werden streng bestraft. Nach dem Tode kommen die Guten, wie sie glauben, zur ewigen Seligkeit, die Seelen der Bösen aber wandern in Thiere. Von einer Hölle scheinen sie nichts zu wissen. Sie haben ein heiliges Buch, das sie von einem inspirirten Manne, im Auftrag von Gott, erhalten zu haben meinen. — Als sie von den Quäkern in England hörten, mit denen sie in so vielerlei übereinstimmen, wurde in ihrer lezten Versammlung in Delhi eine Adresse an jene Sekte vorbereitet, die man nächstens in England erwartet. (Delhi Gazette.)

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Musik.

Pesth. Am 26. d. M. gab Herr J. Dury, Professor der k. Akademie und erster Solospieler der italienischen Oper in London, im Redoutensaale ein Konzert, das die Elite der fashionablen und eleganten Welt, so wie fast alle unsere musikalischen Notabli-

täten versammelte. Hr. Oury gehört unstreitig zu den ersten jezt lebenden Violinspielern, einen Ruf, den er sich allenthalben in der gebildeten Welt erworben und dem er mit seiner heutigen Leistung auch hier vollkommen entsprochen hat. Er spielte ein Violinkonzert von Viotti (erster Saz: Allegro maestoso und Cadenza), dann Variationen von Beriot und zum Schlusse ein spanisches Bolero eigener Komposition. In der That es war ein herrliches musikalisches Kleeblat, dessen gediegenen Bestandtheilen durch einen meisterlichen Vortrag höchster Schmuk und Glanz ertheilt wurde. Hr. Oury versezt uns in eine idealische Welt, wir glauben keine Violine zu hören, sondern bald Orgeltöne, von mächtiger Gewalt in Bewegung gesezt, bald Laute, von Zephirs leichten Flügeln hingehaucht, und Alles mit einer Leichtigkeit, einer Eleganz und Grazie und einem unendlichen Feuer, Leben und Gefühle ausgeführt, daß die beim Lauschen diesen Töne herrschende Grabesstille unwillkührlich durch einen lauten Ausbruch der Bewunderung unterbrochen wird. Die technischen Fähigkeiten des großen Virtuosen haben eben solchen hohen Werth wie seine psychischen. Bogenführung, Doppelgriffe, Stacato, Uebergänge und was dergleichen mehr ist, weiß er mit außerordentlicher Fertigkeit zu handhaben und die evidentesten Schwierigkeiten bieten ihm durchaus keine Hindernisse dar, um mit Legerität hinwegzuschreiten. Am meisten entzükte er in dem Bolero, seiner eigenen Komposition, worin wir Schönheit der Melodie und liebliche Grazie fanden, und die auch die lohnendste von allen war. Diese so wie die andern zwei Piecen wurden mit rauschendem Applause der gebildeten Versammlung aufgenommen. — Die Zwischenräume füllten aus: Hr. Watzinger, der eine Arie von Rossini ungemein schön vortrug, so daß wir fast glauben möchten, seine Reise nach Italien habe er vortheilhaft benüzt, und Hr. Erkel, Kapellmeister der ung. Operngesellschaft zu Ofen, der die alten und veralteten Alexander-Marsch-Variationen von Moschelles auf dem Fortepiano dergestalt spielte, daß dieser junge Künstler, von dem wir bisher noch wenig hörten, durch einen trefflichen Anschlag und eine ganz vorzügliche mechanische Geläufigkeit, wie er seine sehr schwierige Aufgabe löste, aufs Erfreulichste überraschte. Würde er sich noch mehr Gemüth und Seele im Vortrage aneignen, so dürfte er bald einen bedeutenden Rang in der Virtuosenwelt einnehmen. — Um wieder auf Hrn. Oury zurükzukommen, so war es gewiß der einstimmige Wunsch aller Kunstfreunde, daß er sich bald wieder in noch einigen Konzerten hören lassen möge. Der Zuspruch wird sich dann gewiß in hohem Maaße steigern. E. v. H.

Miszellen.

Philadelphia. In dem „täglichen Anzeiger von Philadelphia" stand vor Kurzem die Anzeige eines Herrn: „Ich habe einen hübschen Damenhandschuh gefunden. Wenn die Dame, welche ihn verloren, so hübsch ist, wie Aschenbrödel, so kann sie den Handschuh wiederbekommen und die Hand des Finders obendrein. Der Handschuh liegt zur Ansicht — aber vorläufig nur zur Ansicht — in der Expedition dieser Zeitung." — Einige Tage darauf enthielt der genannte „Anzeiger" die Entgegnung: „Nachdem der Handschuh von einem Dritten in Augenschein genommen, erklärt das Mädchen, welches ihn verloren, daß sie sich sehr häßlich findet, auf keinen Mann rech-

net, mithin keine der gestellten Bedingungen erfüllen kann und deshalb lieber den andern Handschuh zu dem ersten hat legen lassen, um den Herrn zu befriedigen, der so gern fremdes Eigenthum zu behalten scheint." — Nicht lange, da erbot sich der junge Mann in einem abermaligen Inserat und mit Namens-Unterschrift: hundert Goldstüke an die Armen-Kasse zu zahlen, wenn ihm Jemand den Namen der Dame anvertrauen wolle; da schloß sich den Anzeigen folgende an: „Ich bin nicht so wohlhabend, um jemals den Armen hundert Goldstüke geben zu können, ich halte es daher um so mehr für Pflicht, sie ihnen bei dieser Gelegenheit zu erwerben. Die Handschuhe gehören meiner Tochter Maria. Franz Bindner." Noch findet sich später die Quittung der Armenkasse über hundert Louisdor, und jedem Leser ist's erlaubt, sich nun doch eine Heirath hinzu zu denken. C.

Wien. Im Saale des k. k. Augartens ist ein gestiktes Bild ausgestellt. Dasselbe ist 13 Schuh hoch und über 20 Schuh breit und enthält 24 lebensgroße Figuren. Dasselbe ist zwar höchst unkorrekt gezeichnet und die Phisiognomien sind ohne alle Ausdruk, aber die sinnige Wahl der Farben stellt es mit den niederländischen Tapeten auf eine Stufe. Mir kam das Bunterlei vor, wie ein Farbenkästchen. Nach Angabe des Verfertigers soll das Bild aus 2,400,000 Kreuzstichen bestehen! A.

Paris. Ein schrekliches Ereigniß hat dieser Tage hierselbst stattgehabt. Ein junger Mann von 20 Jahren, der Sohn einer verarmten Buchhändlerwittwe, machte, sei es in dem wirklich stattgehabten traurigen Entschluß, sei es aus sonst einer unerklärlichen Absicht, allen seinen Freunden und sogar seiner Mutter brieflich bekannt, daß er um eine bestimmte Stunde aufgehört haben werde, zu leben. Die unglükliche Mutter vermochte diesen Schlag nicht zu ertragen, denn der Sohn war ihre einzige Freude, Stüze und Hoffnung. Sie erstikte sich durch Kohlendampf. Unmittelbar darauf erscheint der Sohn zu aller Leute Verwunderung frisch und gesund. Allein es war zu spät; er konnte nicht einmal mehr die lezten Seufzer seiner Mutter vernehmen. B.

Coblenz. Man erzählt, daß ein Mezger, der mit seinem Hunde über die Karthause gegangen, bemerkt habe, daß der Hund an einer Stelle, nicht weit von dem dort gelegenen Hose, anhaltend in dem Boden wühle; er habe hierauf im Boden nachgesucht, und unter einer leichten Deke von Erde ein Kind mit zerschmettertem Kopfe gefunden, das dem Anscheine nach erst wenige Tage alt gewesen sein könne. W.

Genf. Einem hier in Arbeit stehenden Uhrmacher Junod aus Neufchatel soll ein Engländer, der ihn vor 7 Jahren besuchte, und sich mit ihm über religiöse Gegenstände unterhielt, sein Vermögen von mehreren Millionen vermacht haben. D.

Dublin. Kürzlich ermordete ein Mann seine Frau an demselben Morgen, wo deren Mutter wegen Ermordung ihres Mannes gehängt wurde, und führte als Grund vor Gericht an, er habe seine Frau außer Stand sezen wollen, das Beispiel ihrer Mutter an ihm nachzumachen. D.

Modenbild. Nr. 18.

Pariser Anzüge vom 15. April. (Mit außerordentlicher Schnelligkeit.). Erste Longchamp- oder Sommer-Toilette. Reisstrohhut mit einer Feder und schottischen Bändern geziert. Kleid von schottischem brochirtem Pou-de-Soie. Die sizende Dame: Hut von Poult de Soie mit einer rosenrothen Feder und quadrillirten Bändern geziert. Ueberrok von Wollatlas.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 8.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

J. Gürch fec.

Der Spiegel.

35. Sonnabend, 2. Mai. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die rothe Perle.

(Fortsezung.)

„Siehst du, mein Geliebter?“ fuhr meine Freundin fort, „hat euch ein Unglük betroffen, seid ihr um Hab und Gut gekommen, so sind andere Leute eben auch nicht glüklich gewesen. Rechne vor allen Dingen dahin das Schiksal meiner armen Muhme, die sich jezt dem Austerfürsten vermählt hat und in der Gefangenschaft dieses Rohen schmachtet. Welche Freude kann ihr wohl in dieser Ehe blühen? und dennoch, so weit ich sie kenne, segnet sie ihr Geschik, weil es ihr doch nun gelungen ist, ihre kostbaren Perlen vor Untergang und Zertrümmerung zu retten. Freilich muß sie sich jezt stellen, als empfinde sie Antheil und Freude an den Beschäftigungen ihres Mannes, nothgedrungen muß sie sich bekannt machen mit dem Leben, Gedeihen und den Einrichtungen des Austernstaates, obgleich ihr diese harten, schmuzigen, widrigen Schalen, mit ihrem noch widrigeren Inhalt, von jeher gehässig gewesen sind. Und in der That, ich begreife auch durchaus nicht, welch ein seltsames Gelüste euch Menschen immer und immer wieder nach dem Besiz dieser Geschöpfe treibt; sie ermangeln so völlig aller Schönheit, und die Aehnlichkeit, die sie sich äußerlich mit der herrlichen Perlenmuschel anzulegen wissen, macht sie doppelt unleidlich. Im Grunde fühlt ihr auch wohl den Mangel, ohne es euch eingestehen zu wollen; denn sucht ihr nicht, bevor ihr es genießt, dem elenden Wesen auf alle Weise nachzuhelfen, bald durch Zitronensäure, bald durch besonders gewürzigen Wein? Es muß also wohl mit der gerühmten Herrlichkeit doch nicht so weit her sein.“

„Doch gleichviel,“ fuhr meine Freundin fort, „uns, die wir ganz andere, geistigere Dinge zu unserer Nahrung wählen, steht kein Urtheil über

diese Dinge zu; ja, es könnte leicht sein, daß wir gerade diesen gehässigen Schaalen eine besondere Verpflichtung schuldig würden; denn die fortwährende Pflege und Hütung, deren sie bedürfen, könnte leicht den Austerfürsten dergestalt in Thätigkeit halten, daß er weder meiner Muhme noch der Verwandtschaft viel zur Last fällt. Ich habe ein halbes Jahr ganz in der Nähe des Treibens gewohnt und weiß daher ziemlich umständlich, wie es dabei zugeht. Unaufhörlich sind eine Menge Diener und Gesellen beschäftigt, Tag und Nacht hindurch schwimmen sie um den Felsen, und die überall hin vertheilten Aufseher sind unermüdlich, Ordnung und Thätigkeit stets wach zu erhalten. Eine ganze Abtheilung der Arbeiter hat das Geschäft, die Zellen in den Felsen zu höhlen, andere pappen und leimen unaufhörlich, um die Unzahl von Schaalen zu Stande zu bringen, wieder andere bringen die jungen Austern Nachts an den Strahl des Mondes, daß sie Kräfte sammeln und gedeihen mögen; eine ganze Schaar kleiner Geister kriecht auf dem Boden des Meeres herum, um die zartesten Meerthierchen aufzulesen zur Speise für ihre Pflegebefohlenen; unterdessen nehmen andere fürchterliche Ungestalten an, um die gefräßigen Raubfische vom Felsen wegzuscheuchen; die gutwilligsten und erfahrensten Geister sind jedoch dazu bestimmt, mit den jungen Austern Reisen zu unternehmen, daß auch die Kraft und Fülle fremder Meere in ihr Wesen übergehen und es bilden. In der That, sollte man wohl meinen, daß so viele Anstalten zur Bildung und Erziehung von Geschöpfen nöthig wären, die doch nur eine höchst niedrige Staffel auf der Leiter der Kreaturen einnehmen? Ich muß gestehen, daß meine Muhme und ihre Dienerinen auf die Pflege der Perlen kaum so viel Sorgfalt und Bemühungen anwenden, und dennoch, welch ein Unterschied zwischen dem leuchtenden, holdseligen Perlenauge, das in dem Diadem einer schönen Fürstentochter glänzt, und der dumpfen Auster, deren ganze Bestimmung ist, einen augenblicklichen Kizel auf den Gaumen verächtlicher Lekermäuler auszuüben!“

Der Oheim hatte diese Worte mit dem ihm eigenthümlichen gutmüthigen Lächeln gesprochen. „Ich führe sie dir an,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „zum Beweise, wie ich mit meiner schönen, geheimnißvollen Freundin nicht nur wundersame Liebesgespräche, bunte und phantastische Traumreden hielt, sondern wie ihr lieblicher Mund auch nach menschlicher Weise mit mir zu scherzen pflegte, und wie es ihr gefiel, die Wunder ihres herrlichen Reiches in die mir schon geläufigen Bilder und Vergleiche zu kleiden. Indessen leuchtet schon, ohne daß ich es anzudeuten brauche, der Irrthum hervor, in welchem meine zarte Geliebte in Hinsicht der Eigenschaften der Auster sich befand; sie theilte ihn mit mehreren vornehmen und weichlichen Damen unserer Gesellschaft, die auch nichts von diesem köstlichen Juwel einer gutbesezten Tafel wissen wollen, sondern in schnöder Uebertreibung es zum Geschlechte der Spinnen, Käfer und sonstigem widrigen Geschmeiße zählen und hiemit mit Abscheu verwerfen. Unser Streit über diesen Gegenstand war so kurzweilig und anmuthig, und erwuchs zu einer so lieblichen Wichtigkeit, wie jede Kleinigkeit anzunehmen pflegt, die unter zwei Liebenden zur Sprache kommt. Doch ich vergesse, daß während ich hier im Lande des Mährchens lebte, die Zeit darum in der Außenwelt nicht stille stand.“

„Es wurde mir und meinem Gefährten bange um's Herz, da ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging, und sich immer kein

Retter an dem Strande unserer einsamen Insel zeigen wollte; zwar fehlte uns nichts, als die Freiheit, doch diese ist ein unentbehrlicher Schaz. Mein Gefährte, dem keine so holde Trösterin wie mir allnächtlich erschien, fühlte sich besonders unglüklich. Endlich gelang es der Wachsamkeit meiner Freundin, mir eine erfreuliche Botschaft zu bringen; sie hatte in weiter Ferne ein Schiff entdekt und berichtete, daß es seinen Lauf auf unsere Insel zu nehme. Als sie mein freudiges Erstaunen bei dieser Nachricht sah, verhüllte sie ihr Antliz und vergoß häufige Thränen. Ach! ich hatte nicht bedacht, daß unsere Trennungsstunde jezt nothwendig schlagen müsse; der Gedanke, so wie er plözlich sich meiner bemächtigte, drükte alle Freude nieder, mir erschien jezt nichts wünschenswerther, als mein ganzes Leben hindurch allein mit der Geliebten die schöne Insel zu bewohnen, dereinst unter den Palmen mein Grab zu finden und dergestalt nie Europa und die meiner dort wartenden, engherzigen und beschränkten Freunde wiederzusehen. Dann, dachte ich bei mir selbst, endigt sich dein Leben vollkommen wunderbar und heilig, es kommt kein possenhafter Schluß darauf, der Alles vernichtet; du hast nicht nöthig, deine Seele zu zwingen, daß sie vergesse, wie es ihr einst vergönnt gewesen, aus dem lautern Quell der schönsten Dichtung zu schlürfen. Diese und ähnliche Gefühle bestürmten mein Inneres in der Nacht vor meinem Scheiden, ich verbarg mich in das Dikicht der Gebüsche, ich wollte das rettende Schiff nicht sehen, das immer näher an die Insel herankam, mein Auge schwamm in Thränen, mein Busen war auf's Heftigste bewegt. Doch war die Lenkung der Umstände nicht mehr in meine Macht gegeben, mein Gefährte hatte bereits sein Möglichstes gethan, die fremden Schiffer anzuloken; es war ihm gelungen, ein Boot kam heran, man forschte nach mir, und ich mußte nun aus meinem in der Verzweiflung gewählten Verstek hervortreten. Damals, geliebter Sohn, in dem Schmerz der Trennung drohte mein Herz zu brechen; drei Tage hindurch kam keine Nahrung über meine Lippen, unaufhörlich starrte ich, über den Bord gelehnt, in die klaren Wellen, so daß die Schiffsleute mich für geisteskrank hielten; allein ich konnte nicht anders, denn nur mir sichtbar zeigte sich unter der Kristalldeke das Antliz der Geliebten; sie wollte mich nicht verlassen, und dennoch mußte sie zurükbleiben, als das Schiff immer höher nach Norden steuerte." (Beschluß folgt.)

Zustand der Missionen.

Der Missionsverein zu Leipzig hat so eben einen Aufruf ergehen lassen, aus welchem wir folgende Notizen entnehmen: Das Christenthum wird gegenwärtig von mehr als 600 evangelischen Missionären in den fernsten Ländern verkündet. Um diese heranzuziehen, hat man Seminare in England, Frankreich, Dänemark, Deutschland, in der Schweiz, in den Freistaaten Nordamerika's, und jezt auch in heidnischen Ländern erichtet. Die äußern Mittel dazu geben folgende 24 Missionsvereine: 12 in Großbritannien senden 331 Missionäre; die Missionsgesellschaft der Brüdergemeinde unterhält jezt 111 Missionäre, überhaupt auf 41 Missionsstationen 209 Arbeiter; die Baseler 17, die rheinische 9, die niederländische 7, die französisch-protestantische 4 Missionäre. In Asien unterhält die Baptistengesellschaft in Serampore,

im Norden von Indien 16, und 6 Vereine in den Vereinigten Staaten von Nordamerika unterhalten 139 Missionäre. In Ostindien hat ein Missionär, mit Namen Renius, innerhalb 19 Jahren 12,000 Hindus zu christlichen Gemeinden versammelt, 112 Schulen für 3000 Kinder errichtet, und 110 Lehrer aus den Eingebornen zu Gehilfen gebildet. Ueberhaupt zählen die Missionsgesellschaften im Jahr 1834, außer 65 Stationen in Indien, welche durch Nationalgehilfen besorgt werden, 342 Missionsplätze; 616 Missionäre; 1704 Missionsassistenten, Nationalgehilfen, Schullehrer; 23 Missionsseminare; 32 Missionsdrukereien, und 320,000 Schüler in den Missionsschulen. Die Anzahl derer, welche in Folge der Missionsarbeiten dem Götzendienst entsagt haben, betrug 430 000, und die Zahl der Mitglieder der Missionskirchen 28,000. Zur Förderung des Missionswerkes haben insbesondere noch die Bibelgesellschaften (seit 1804) wesentlich mit beigetragen. Dies Alles ist durch freiwillige Beiträge entstanden, und wird auch durch freiwillige Beiträge unterhalten.

Die Havannahzigarren.

Der Tabak ist in Havannah eines der ersten Bedürfnisse; man würde lieber Hunger ertragen, als den Tabak entbehren. Er ist auch eines der vorzüglichsten Erzeugnisse der Insel, gehörte sonst zum Monopol des Königs, wie in Spanien, die Einwohner der Insel Cuba erhielten aber endlich die Erlaubniß, ihn, gegen eine Abgabe von 30 Piaster für das tabaghero, und von 6 Piaster für 1000 Zigarren, zu bauen und auszuführen. Der Verbrauch des Tabaks in diesem Lande ist außerordentlich groß. Die Priester, die Mönche, die Nonnen, die Damen, die kleinen Knaben und die kleinen Mädchen, die Schwarzen und die Weißen, Jedermann raucht Tabak. Man raucht auf den Straßen, auf dem Balle, in den Klöstern, in der Sakristei. Die Modedamen rauchen wie Dragoner, wenn auch graziöser. An andern Orten der Insel ist die Leidenschaft des Tabakrauchens noch stärker. In Merida, in Juratum ist das Theater nicht bedekt, und alle Zuschauer rauchen. Dasselbe gilt fast von allen Theatern. Man würde es für sehr lächerlich halten, wenn Jemand dahin käme, ohne eine Zigarre im Munde zu haben. Eine Negerin geht nie aus, ohne eine Zigarre im Munde, oder hinter dem Ohre, oder in dem Haare zu haben. Mit der Zigarre in der Hand kann man auf der Straße den ersten Besten anhalten, dem man begegnet, wäre es selbst ein Grand von Spanien erster Klasse, und zu ihm sagen: candela! Er nimmt sogleich seine Zigarre aus dem Munde und reicht sie hin; man zündet die seinige daran an, und ein flüchtiges Grüßen zum Danke ist hinreichend.

Zwei Anekdoten aus Brasilien.

Auf einem Gute im Innern Brasiliens hatten die Neger und ihre Aufseher Erz mit den schweren Anhängseln von Erde, Stein ꝛc. in das Pochwerk zu schaffen, welches sich in ziemlicher Entfernung von dem Bergwerke befand, so daß mit dem Hinschaffen viel Zeit verschwendet wurde. Um dem abzuhelfen, schikte der Besizer, welcher in Rio de Janeiro lebte, eine Anzahl von Rade-

bergen auf das Gut. Die klugen Aufseher und ihre schwarzen Arbeiter bewunderten diese Radebergen, welche dreimal mehr fassen könnten, als sie sonst fortzuschaffen im Stande waren. Sie wurden gefüllt, die geduldigen Schwarzen bükten sich, nahmen die schweren Radebergen auf den Kopf, schwankten unter der vermehrten Last dahin und wünschten sich Glük, daß sie nun nur einmal zu gehen brauchten, statt der vorigen dreimal; und dies dauerte so lange, ohne daß Jemand den Irrthum bemerkte, bis der erstaunte Eigenthümer auf sein Besizthum kam.

Ein Herr, der im Innern von Brasilien reiste, kehrte eines Abends in einer Estancia ein, welche ganz nach alter Mode meublirt war; auf den Tisch aber wurde nebst einem langen Talglichte eine schöne plattirte Lichtpuze und deren Untersezer gestellt, welche der Besizer zum Geschenke erhalten hatte. „Welche Bequemlichkeiten ihr in Europa erfindet!“ sagte er zu dem Reisenden; „ehe ich dieses herrliche Geschenk erhielt, pflegte ich die Schnuppe, welche ich von dem Lichte abgemacht, auf die Dielen oder die Bank ꝛc. zu werfen — aber sehen Sie die schöne Einrichtung!“ Während er dies sagte, knipp er die lange Schnuppe mit dem Daumen und dem Zeigefinger ab, legte sie sorgfältig in die Lichtpuze hinein und schloß diese mit einem triumphirenden Blike auf seinen Gast, der sich des Lachens kaum enthalten konnte.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Magdeburg. Madame Schröder-Devrient gibt gegenwärtig hier mit dem rauschendsten Beifall Gastrollen. S.

Berlin. Am 18. April wurden die „Royalisten“ gegeben und Hr. Seydelmann trat in der Rolle des Oliver Cromwell auf. Er hatte die geistige Ueberlegung, die sich fühlt, darzustellen, den Mann, der Keinem Vertrauen schenkt, und selbst vor seinen Freunden, den Narren, den Schauspieler macht, den Mann, der dem Aberglauben der Menge äußerlich huldigt, ohne ihm unterworfen zu sein. Cromwell bleibt in diesem Stük theilweis noch ein Räthsel: so nahm ihn auch der Gast; und wie das Aufblizen der Kraft aus der Verschlossenheit, die anwandelnde Melancholie, die sichere Haltung Andern gegenüber besser dargestellt werden könnte, wüßten wir kaum. Vortrefflich war das innere Widerstreben gezeichnet, wie er den Segen Habakuk's empfangen soll. Seine Höhe aber erreichte der Künstler, wo Cromwell im Schlosse Windham's auftritt, wie seine Kraft an dem Anblik Mathildens theilweis bricht, und dann durch einen Kunstgriff aus der Niederlage sich rettet, so daß er mit derselben gewichtigen Größe abtritt, mit welcher er erschienen war. Besonders gelangen die Augenblike der Rührung hier ungewöhnlich gut. Herr Seydelmann wurde gerufen und erklärte in wenigen Worten seine Absicht, das Gefühl der Dankbarkeit in den folgenden Leistungen zu offenbaren. Um Hrn. Lemm wurde Krieg geführt; das ist auch eine Ehre. Die Lorbeeren siegten, und Hr. Lemm dankte schweigend. V.

Venedig. Madame Malibran-Garcia beschloß ihren hiesigen Aufenthalt mit einer wohlthätigen Handlung. Der Eigenthümer des Theaters Emeronittio hatte die große Künstlerin ersucht, daselbst einmal zu singen. „Ja," war ihre Antwort, „aber unter einer Bedingung, daß von einem Entgelte keine Rede sei. „Der arme Familienvater war gerettet. — Die Vorstellung fand am 8. dieses Monats in der „Nachtwandlerin" (Sonnambula) Bellini's, unter ungeheuerem Zulaufe statt. Die Einzige entzükte in der Titelrolle. Eine ganze halbe Stunde dauerte das Klatschen und Vivatrufen; aus allen Logen, aus dem Parterre, aus den Soffitten begrüßte ein dichter Blumen- und Goldregen die Unerreichbare; Sonette, Tauben und Kanarienvögel flatterten umher, aus Tüchern aller Farben improvisirte Fahnen winkten der Zauberin zu. Der Enthusiasmus steigerte sich zum Wahnsinn. — In ihrer Wohnung angelangt, erwartete Madame Garcia eine ungeheure Volksmenge. Eine Deputation derselben erbat sich von ihr einen Handschuh und ein Tuch, beide wurden augenbliklich in kleine Stüke zerschnitten und an die jubelnde Menge vertheilt; nun erschien eine zweite Gesandschaft mit dem Ersuchen, die Gefeierte wolle aus dem ihr gebotenen Pokale Weines trinken. — Lächelnd nippte sie daraus; er ward im Triumphe hinabgetragen und Hunderte, in Reihen gestellt, haschten mit Ungeduld nach dem Augenblik der Regina del canto das Lebewohl zuzutrinken. Endlich, es war drei Uhr Morgens, zerstreute sich die Menge; es ruderten vier Gondeln vor das Fenster des Leon Bianco — Männerstimmen ertönten aus selben, sie sangen Stanzen aus Tasso — sie verstummten — da erschien auf dem Erker eine weiße Gestalt, köstliche Melodie entquoll ihren Lippen, Worte des Dankes, der Hoffnung des Wiedersehens, ließen sich vernehmen — süße Begeisterung schuf den Abschiedsgruß der Scheidenden an die hohe Venetia. — Das Theater Emeronittio heißt nun Theater Garcia. (Echo).

Miszellen.

Lyon. Den hiesigen Assisenhof beschäftigte kürzlich ein merkwürdiger Prozeß wegen versuchter Vergiftung. Ein Hr. N. war nämlich angeklagt, an seiner Frau, seinen Schwiegereltern, seinem Schwager, einem Advokaten, der seine Frau in der Scheidungsklage gegen ihn unterstüzt hatte, an der Frau dieses Advokaten, einem Notar und noch einigen andern Personen diesen Mordversuch gemacht zu haben. Die Mittel und Wege, deren er sich bei den einzelnen Personen dazu bedient hatte, waren verschieden. Dem einen schikte er einen Topf Gründlinge, die mit Arsenik bestreut waren; ein anderer empfing, als Geschenk eines Bekannten, eine vergiftete Melone oder einen Korb mit dito geräucherten Zungen. Dem Advokaten hatte er vier wunderschöne Pfirsiche im Namen eines Klienten zugesendet, in welche das Gift durch eine sehr geschikt gebohrte Oeffnung hineingebracht war; der Notar hatte eine Schachtel mit Clermont'schen getrokneten Früchten erhalten. Ein glükliches Zusammentreffen und schnell entstandener Verdacht hatten die ausersehenen Opfer gerettet. Da der Böse-wicht bei vorgerüktem Prozesse erkannte, daß seine Verurtheilung unvermeidlich sei, so benuzte er eine, durch die Wegschaffung mehrerer Gefangenen entstandene Unordnung, um sich an der vor seinem Kerker befindlichen Treppe zu erhängen, wo er erst zwei Stunden

nachher gefunden wurde. Den größten Theil der vorhergegangenen Nacht hatte er mit Niederschreibung seines Testaments zugebracht. T.

Genf. Der Pfarrer eines Ortes am Saleve nebst seinem Vika, vor 2 Monaten von einem wüthenden Wolfe angefallen, hatte denselben erst nach hartem Kampfe und nachdem er gebissen worden, erlegen können. Die Wunde vernachlässigend, starb er kürzlich an der Hundswuth, welche in fürchterlichem Grade ausgebrochen war. G.

Wien. Eine Ankündigung von dem Verkaufe einer Kutsche lautete folgendermaßen: „Diese Kutsche ist zu verkaufen; man kann acht Tage darin fahren, ohne geschmiert zu werden.“ G.

Haag. Ein Gärtner in einer Gegend von Haag in Holland hat ein Mittel aufgefunden, die Kirschbäume des Jahres zweimal zum Blühen und Früchtetragen zu zwingen. Sobald die ersten Kirschen im Monat Juni gepflükt worden sind, bekommt der Baum neue Blüte, welche bis Anfangs August wieder in schmakhafte Früchte sich verwandeln. T.

Baltimore. Auf einem rauhen Felsenscheitel der Landenge Panama ist eine Höhle aufgefunden worden, welche vielleicht seit Jahrhunderten verschüttet war, da im Schutte des Eingangs Bäume von 3 Schuh im Durchmesser wurzelten. Die Höhle läuft ungefähr 2 Stunden lang in die Eingeweide des Berges hinein. Bei Untersuchung dieses unterirdischen Ganges wurde in einem gewölbähnlichen Raume eine ungeheure Menge menschlicher Gebeine entdekt. Wahrscheinlich sind diese Knochen Ueberreste der Ureinwohner von Mexiko, welche sich vor den spanischen Eroberern in diese Höhle geflüchtet und darin ihren Tod gefunden haben. P.

Berlin. Von einem Zierbengel, der sich gerne der französischen Sprache bediente, aber sie nicht zu sprechen verstand, hörte Jemand folgenden Ausdruk: (Er wurde gefragt, wo er studiert hatte, und antwortete) „J'ai été un âne a Göttingue et encore un âne a Leipsic.“ M.

Augsburg. Am 13. April Abends saßen im Sölchhofe — einer Einöde unterhalb Starnberg — die Dienstboten ganz freundlich am Tische beisammen. Zum Scherze, leider! zum unglüklichen Scherze, nahm der Drittelknecht ein Gewehr von der Wand, das Alle ungeladen glaubten, that ein Paar Steine in den Lauf, zielte auf den Oberknecht, und that, als wolle er schießen. „Schieß kek,“ rief der Oberknecht, den Mund aufsperrend, „sieh! ich halte dir den offenen Mund entgegen.“ Der Andere zog den Hahn — auf der Zündpfanne war kein Pulver — und wollte bloß Feuer blizen lassen; aber ein Schuß erknallte, — der Oberknecht fuhr, unter dem Kinne mit den Steinen getroffen, heftig auf, lief zur Zimmerthür zurük, taumelte nieder, ohne ein Wort zu reden — bis an den Tisch vor, und fiel todt nieder. — Mittwochs darauf wurde er begraben. Er soll 32 Jahre alt, und ein ausgezeichneter braver Dienstbote gewesen sein. — Ein neuer, trauriger Beweis, daß man gar nie mit Gewehren, welch immer einer Art, solche Späße treiben soll. S.

Paris. Ein höchst naiver Zug ehelicher Zärtlichkeit trug sich lezten Montag auf offener Straße zu Angouleme zu. Ein Mann, den seine Frau seit 18 Monaten verlassen hatte, begegnete derselben zufälliger Weise, und da er fürchtete, sich möchte ihn zu einem noch längern Cölibat nöthigen, lud er sie auf seine Schultern und trug sie nach Hause. B.

Gotha. Der Zungenheber, den der Stotterheilkünstler Hellermann in Mainz für eigene Erfindung anzugeben scheint, ist schon vor mehreren Jahren von Colombat in Paris, der ebenfalls Stotternde heilte, erfunden worden. Jedoch hat dieser Mann, nachdem er über die Ursachen des Stotterns mehr nachgedacht und dann gefunden hat, daß dieselben weit tiefer im Organismus der Menschen liegen, als er selbst bisher glaubte, jene Maschine bei seinem Stotterheilgeschäft selbst wieder bei Seite gelegt. B.

Berlin. Hier soll sich folgender Vorfall ereignet haben: Ein Mann aus der mittlern Volksklasse, der sich lange Zeit mit grober Handarbeit beschäftigt hatte, war plözlich auf den Gedanken gekommen, zu prophezeien, und machte als Prophet unglaubliches Glük, so daß seine Thüre den ganzen Tag umlagert war. Unter andern kam auch ein junges Mädchen, welches in Diensten bei einer einzelnen Dame stand, zu ihm. Er besah ihre Hand und sagte demselben: Du wirst auf dem Hochgericht enden! Die Herrin, welche den Tiefsinn ihres Dienstmädchens bemerkte, drang in sie, ihr die Ursache zu gestehen, und nachdem sie dieselbe erfahren, bewegte sie das Mädchen, unter der Verkleidung einer vornehmen Dame in einem Wagen nochmals zu dem Propheten sich zu begeben. Dieser sieht ihre Hand an und wiederholt seinen früheren Ausspruch. Von Gewissensangst gefoltert, gestand nun das Mädchen, daß sie bereits zwei Kindermorde begangen habe. Sie ist verhaftet, der Wahrsager aber auch, weil man vermuthet, er müßte anderweitige Kenntniß von dem Verbrechen gehabt haben. G.

London. Folgende interessanten neue Werke werden hier angekündigt: Der Student von E. L. Bulwer (dem berühmten Romanschreiber und Parlamentsmitgliede) und eine Entdekungsreise nach den Polargegenden und Aufenthalt daselbst in den Jahren 1829 bis 33, von Käpitän J. Roß. M.

Dresden. Seit vier Jahren herrscht in vielen Orten Thüringens, besonders auf dem Thüringer Wald, eine anstekende Seuche unter den Kazen, welche mit kurzen Unterbrechungen sich immer wieder erneuert. Man hat berechnet, daß während der vierjährigen Dauer dieser Krankheit 30 bis 40,000 Kazen auf dem Thüringer Wald vernichtet worden sind. Wenn man den Verlust der Kazen jährlich nur zu 7500 Stük anschlägt, und jeder Kaze täglich nur 2 Mäuse als Fang zugesteht, so hat der Zuwachs des Mäusegeschlechts an 540 Millionen in 4 Jahren gewonnen, in sofern man annimmt, daß jedes Paar Mäuse in 4 Jahren zwanzig Junge erzeuget, was allerdings weit hinter dem wahren Betrage des Fortpflanzungszuwachses zurüksteht. T.

Augsburg. Zu Junkersdorf, kön. Landgerichs Ebern, wurde kürzlich in der Nacht der eilfjährige Sohn des Müllers von Ratten dergestalt an der Nase und der Stirne verwundet, daß er krank darniederliegt. Die Gefräßigkeit der Mäuse war so arg, daß sie den Jungen, nachdem er das Erstemal seine Eltern zu Hilfe gerufen hatte, zum Zweitenmal anpakten. S.

Paris. Als Fontenelle einst gefragt wurde, wie er sich überall Freunde und keinen Feind gemacht hätte, gab er zur Antwort: durch die zwei Axiome: „Alles ist möglich“ und „Jedermann hat Recht.“ B.

Pesth. Heute, Sonnabend, gibt Hr. Oury aus London sein zweites Konzert im Redoutensaale.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

36. Mittwoch, 6. Mai. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die rothe Perle.

(Beschluß.)

Bis hieher war der Oheim in seiner Erzählung gelangt, und ich hatte noch immer keine Auskunft wegen der Perle erhalten, wußte noch immer nicht, weshalb die Abreise hatte aufgegeben werden müssen. Der gute Alte, versenkt in so seltsame, liebliche Jugenderinnerungen, schien jede Forderung der Außenwelt vergessen zu haben; endlich sah er meinen fragenden Bliken das Unbefriedigende seiner Erzählung an, er nahm daher wieder das Wort, indem er mit einer wehmüthigen Miene sagte: „So gehörst du denn auch, lieber Sohn, zu den mir oft recht unbequemen Leuten, die auf Erklärungen und Nachweisungen dringen, und die nicht eher sich zufrieden geben, als bis sie zu einer sogenannten handgreiflichen Gewißheit gelangt sind! Siehe, ich meinte, du hättest schon mit mir Plaz und Stimme im Reiche des Wunders genommen, so daß es dich durchaus nicht befremdete, wenn ich nun das Allerseltsamste folgen ließe, oder wohl gar die Thüre sich öffnete und sie selbst, die fremdartig schöne Geliebte meiner Jugend, gehüllt in ihren wasserblauen Schleier, hereingerauscht käme; allein ich sehe, du wirst nicht in meine Fußstapfen treten, und das ist denn auch wohlgethan von dir. Werde mit Leib und Seele ein tüchtiger Kaufmann, mache dir, so viel du vermagst, die Erde unterthan, daß sie dir ihr verborgenes Gold und ihre Gewürze ausliefern muß; weiter jedoch bekümmere dich nicht um ihr nächtliches Schaffen und Treiben, denke, wenn du ein schmakhaftes Gericht Austern verzehrst, weder an den hochmüthigen Austerfürsten, noch an die Muhme mit der Perlenbank, sondern iß und trink und grüble nicht, so wirst du lange leben und dich wohl befinden auf Erden. Die Austern erinnern mich jedoch an den Schluß meiner Geschichte.“

„Als ich auf der Insel im Südmeer von meiner Geliebten Abschied nahm, hatte ich sie vergeblich zu bewegen gesucht, in mein Vaterland zu kommen. „Fordere nicht von mir," erwiderte sie mit sanfter Stimme, „daß ich meine Heimath verlasse; es würde dir und mir nur Schmerz und Kummer bringen. Es ist uns zwar nicht verboten, die nordischen Meere aufzusuchen, doch bebt unser Herz zurük vor einer so langen Reise, und unsere zarte Natur entsezt sich, wenn sie an die eisigen Stürme denkt, die dort die Oberfläche des freundlichen Elements furchen und es wenig geschikt zu einem behaglichen Aufenthalte machen. Die Schwestern, die dort wohnen, sind härterer Natur. Dennoch wird nicht jedes Band zwischen uns gelöst sein. Der Gemahl meiner Muhme schikt, wie ich gewiß weiß, jährlich eine große Anzahl seiner Diener gen Norden, um sie mit seinen dortigen Genossen in steter Verbindung zu erhalten; einem dieser Gesellen, der noch dazu ein Verwandter und von gutmüthiger Gesinnung ist, will ich mich vertrauen und ihm dann Aufträge mitgeben, die dir mein Andenken und meine Liebe verbürgen sollen. Er hat, wie seine Brüder, die Gabe, verschiedene Gestalten anzunehmen, und da er überdies schlau und erfahren ist, so wird es ihm ohne Zweifel gelingen, seine Aufträge sicher an den Mann zu bringen." Ich nahm diese Versprechungen für wenig mehr als leere Tröstungen, doch hat die Gute Wort gehalten; in meiner Nachlassenschaft wirst du, lieber Sohn, eine Anzahl Perlen und Korallen von seltener Schönheit finden, die ich auf einem geheimnißvollen Wege erhalten habe; so ist auch ihr leztes Geschenk, die so gefürchtete rothe Perle nicht ausgeblieben. Durch dieses Zeichen versprach sie mir kund zu thun, wenn der Augenblik meines Todes nahe sei; ihrem Auge war es nicht verborgen. Wohl mir, ich darf diese bange Stunde mit Ruhe erwarten, mein Leben ist nicht belastet mit finstern Thaten, ich habe immerdar zu den unschuldigen Wesen gehört, die nur verstehen, sich selbst wehe zu thun; Schmerzen der Art habe ich reichlich zu dulden gehabt, nie aber habe ich Andern welche bereitet, noch sie in den verschlossenen Schrein meines Busens schauen lassen; dir allein, mein Sohn, sind Blike gestattet worden, und ich wünsche, daß du sie nicht mißbrauchen mögest. Da ich einmal in meinem Leben so über alle Maßen herrlich und wundersam geliebt habe, so ist mir später das Gefühl, das wir Liebe und Schwärmerei nennen, nur kalt und dürftig erschienen, ich habe nie meine Hand einem irdischen Mädchen reichen mögen, da ich unmöglich ihre Hoffnungen und Wünsche hätte befriedigen können, auch wäre mir ein solcher Bund als eine schwere Untreue gegen meine schöne Inselkönigin erschienen. Dieses mein Sohn, ist nun die Geschichte der rothen Perle und meines Lebens."

Hiemit schloß der gute Großoheim die Erzählung der abenteuerlichen Epoche seiner Biographie. Wir saßen neben einander und eine lange Pause folgte. Es war wohl natürlich, daß ich dem ehrwürdigen Alten den Glauben an die üble Prophezeiung der rothen Perle auszureden suchte, doch all meine Mühe war vergeblich. Er blieb dabei, daß er jezt nothwendig sterben müsse und er starb auch wirklich. Keinem seiner Freunde erschien sein Tod besonders unerwartet, ein stiller Mann war nur noch stiller geworden, weiter wußte man bei diesem Vorfalle nichts zu sagen; mir jedoch, der mehr als die andern wußte, mir ging die Geschichte mit der Insel im Südmeer, mit den Palmbäumen und der Meerfee lange Zeit im Kopfe umher, und noch länger blieb

mir das Antlitz des Großoheims erinnerlich, wie er im Tode dalag und nun deutlicher als jemals die „Mährchenmiene“ aus den blassen Zügen hervorleuchtete. Was übrigens mich und mein Schiksal betrifft, so hatte der Alte es richtig vorhergesagt. So oft ich auch Fahrten in ferne Meere gethan, auf diesen manche schöne Insel mit Palmbäumen erschaut, so hat sich mir doch keine Meerfee gezeigt, kein Elementargeist, weder aus Feuer, Luft, noch Wasser ist mir nahe gekommen; dagegen aber hat sich mir ein schöner irdischer Mädchenengel zu eigen gegeben, in dessen süßer Zuneigung ich auch die Bekanntschaft jener nicht vermißt habe. In unsern Gesprächen geht aber oft wie ein fernes Geistergrüßen die Sage von der rothen Perle vorüber, und dann tritt der gute Großoheim als Jüngling vor uns, an seiner Hand eine Gestalt; die wir nicht zart, duftig und schön genug ausmalen können. Wohl dem, dessen Bild seinen Nachkommen stets an der Hand einer holden Dichtung erscheint.

Eine amerikanische Bärenjagd.

(Auszug aus einem Briefe.)

Kürzlich schoß ich eine alte Bärin, die vollkommen weiß war. Sie hatte vier Junge; dorunter ein weißes mit rothen Augen und rothen Klauen, wie sie selbst; ein rothes und zwei schwarze. In ihrer Größe und in andern Beziehungen glich sie ganz dem gemeinen schwarzen Bären, nur hatte sie, ausgenommen die Haut ihrer Lippen, nichts Schwarzes an sich. Der Pelz dieser Art ist sehr fein, wird aber von den Handelsleuten nicht so hoch geschäzt als der rothe. Die Alte war sehr zahm, und ich tödtete sie ohne Schwierigkeit; zwei der Jungen schoß ich in ihrer Höhle und zwei entwischten in einen Baum. Kaum hatte ich sie geschossen, als drei Männer, wahrscheinlich durch den Schall meiner Flinte herangelokt, daher kamen. Da diese Männer sehr hungrig waren, so nahm ich sie mit mir heim, speiste sie, und gab jedem von ihnen ein Stük Fleisch nach Hause mit. Tags darauf jagte ich einen andern Bären in einen Pappelbaum, wo ich mich von der Werthlosigkeit meiner Flinte, die ich von A-ke-way-zains hatte, überzeugte, denn ich schoß fünfzehn Mal, ohne den Bären zu tödten, und ward endlich genöthigt an dem Baume hinanzuklettern, und die Mündung meiner Flinte ihm an den Kopf zu sezen, ehe ich ihn tödten konnte. Als ich einige Tage später auf der Jagd war, trieb ich, in einem und demselben Augenblik, ein Elenthier und drei junge Bären auf; leztere rannten auf einen Baum zu. Ich schoß nach den jungen Bären und zwei von ihnen fielen. Da ich der Meinung war, einer oder beide müßten bloß verwundet sein, lief ich sogleich auf die Wurzel des Baumes zu, hatte sie aber kaum erreicht, als ich die alte Bärin in entgegengesezter Richtung daher springen sah. Sie ergriff das Junge, das ihr zunächst gefallen war, hob es mit ihren Tazen, während sie auf ihren Hinterfüßen stand, auf, hielt es, wie ein Weib ihre Kinder hält, betrachtete es einen Augenblik, roch die Schußwunde, die es in seinem Bauche hatte, warf es, da sie bemerkte, daß es todt war, nieder, kam zähneknirschend gerade auf mich los, und ging so aufrecht, daß ihr Kopf in gleicher Höhe mit dem meinigen stand. Alles dies geschah so plözlich, daß ich meine Flinte kaum wieder hatte laden können, und mir, als sie

in den Bereich der Mündung kam, nur noch Zeit blieb anzulegen. Ich fühlte nun die Nothwendigkeit einer Lehre, die mir die Indianer eingeprägt hatten, und die ich sehr selten außer Acht ließ, nämlich nach Abfeuerung meiner Flinte an nichts Anderes zu denken, als sie wieder zu laden.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Korrespondenz.

Wien (30. April) Im k. k. Hofburgtheater trat Mad. Crelinger (vormals Stich) und ihre beiden Töchter, Dem. Clara und Bertha Stich, in den Rollen der Sappho, Melitta und Eucharis auf. Nicht leicht hat Grillparzers Meisterwerk würdigere Darstellung gefunden, als diesen Abend, Mad. Crelinger und Dlle. Clara Stich verloren nicht im Vergleich mit Mad. Schröder und Mad. Korn, und Herr Fichtner (Phaon) und Hr. Heurteur (Rhamnes) leisteten Ausgezeichnetes. Delle. Bertha St. ist eine liebliche Erscheinung. — Auf demselben Theater gastirte Hr. Gerutl von Breslau in Körners „Vetter aus Bremen" und gefiel theilweise. — Am 28. ward zum Vortheil der Regie ein neues dramatisches Gedicht von Pannasch: „Clemence Isaure" gegeben. Da wir verhindert waren, dieser Vorstellung beizuwohnen, behalten wir uns vor, im nächsten Berichte den geehrten Lesern ausführlichere Kunde darüber zu geben. — Hr. Nestroy hat das Teater a. d. Wien mit einem neuen Kassestüke beschenkt: „Eulenspiegel oder Schabernak über Schabernak", Lokalposse mit Gesang. Wer bloß lachen will, findet da seinem Zwek entsprochen, denn diese Posse strozt von Späßen und burlesken Einfällen. Nestroy's Spiel und Scholz's angeborne Komik reißen hin. Das Stük ward 8 Tage nach einander gegeben und machte ununterbrochen volle Häuser. — Am 26. gab Hr. Saphir im Saale der Musikfreunde eine musikalische Akademie, verbunden mit einer humoristischen Vorlesung. Die Akademie war voll Wiz und Zuseher, auch wizige Zuseher waren da. Die Herren Löwe, Wothe und Fichtner und Mad. Fichtner deklamirten Gedichte von Hrn. Saphir mit ungleichem Erfolge. Delle. Francilla Pixis und Hr. Klein sangen, erstere eine italienische Romanze v. Dessauer, lezterer ein Wanderlied, gedichtet von Saphir und komponirt von Heinrich Proch. Eine dieser Kompositionen wollte nicht behagen. — Zum Schluße erschien Hr. Saphir, um seine Vorlesung zu halten und ward mit Beifallssturm überschüttet, eh' er noch anfing — was soll da nun ein Rezensent noch schreiben? Aufrichtig gestanden, mir hat er sehr gefallen, wäre aber dem nicht so gewesen, so getrauete ich mir nicht es zu sagen; wer wird auch mit Hrn. S. anbinden, er ist kurz angebunden und wirft einem ein paar Wizbomben an den Kopf und behauptet obendrein, man hätte gar keinen Kopf, — er hat die Lacher auf seiner Seite und folglich immer Recht!

Adiaphoros.

(Von einem andern Korrespondenten.)

Wien. (1. Mai). Nach langem Stillschweigen wieder Etwas von Einem, der sonst kein seltener Gast bei Ihnen war. Ich will mich ein Bischen herauslassen und da mir so Manches auf dem

Herzen liegt, will ich es Ihnen offen und sub rosa anvertrauen; ich weiß, daß man mit Ihnen etwas ungenirter sprechen kann. Novitäten? bon! „Clemence Isaure“ im Hofburgtheater, Benefize der Regie; superbe Komödie voll Minnesängerei und ohne Poesie; voll von Rittern und Langweiligkeit; Dem. Fournier schlecht bis zur Unerträglichkeit: wie denn diese Schauspielerin überhaupt die Geduld und Nachsicht des Publikums auf starke Proben sezt. Dem. F. vergreift Alles und ist entsezlich manierirt; — jedenfalls war der Plaz einer ersten Liebhaberin und Heldin noch nie so ungenügend besezt. „Wahn und Wahnsinn“ nach Elle est folle von Lembert gefällt im Hoftheater; es wird zugleich in einer Bearbeitung von v. Stubenrauch im Josephstädter gegeben, wo es auch reussirt, obwohl leztere Bearbeitung (sie führt den Titel: „der kluge Arzt“) etwas schwächer, die Aufführung von Seiten der Schauspieler viel schwächer ist. Während in der Burg C. La Roche als Arzt ein Meisterbild schafft, reißt Hr. v. Holtey in der Josephstadt ein Zerrbild, das ich Ihnen nicht zu beschreiben vermag. Hr. v. H. ist in seinen eigenen Stüken ein sehr mittelmäßiger Schauspieler — muß er aber etwas Fremdes spielen, so ist er vollends unerträglich; in den eigenen Komödien geht das so hin: da kokettirt er immer als Autor, statt als Schauspieler etwas zu leisten und unser Publikum ist — gut. Ueberhaupt hat Hr. v. H. so manche eigenthümliche Künste für das Theater, daß man ihn einen Koulissen-L—r (?) nennen möchte und das wirkt bei Vielen. Man nennt Hrn. v. H. den Preußen, als Verfasser des neuen Volksliedes — sapienti sat. An der Wien hat Nestroy wieder eine Novität gebracht, die sehr viel Publikum ins Theater zieht und über welche alle Leute, die selbst Possen schreiben oder Freunde von anderen Possenschreibern sind, viel zu schimpfen wissen. Ich aber sage Ihnen, Nestroys „Till Eulenspiegel“ ist gar nicht übel, und wenn es so gut gespielt wird, wie hier, sogar amüsant. Sein „Weder Lorberbaum noch Bettelstab“ ist eine treffliche Parodie der Singsangkomödie. Das Schauspiel an der Wien ist auf eine desparate Weise herunter, obwohl Kräfte vorhanden sind. Carl studirt jedoch förmlich darauf, nur das Erbärmlichste aufführen zu lassen, alte Stüke mit neuen Titeln zu geben und für Novitäten etwa 15 fl. C. M. Honorar zu bezahlen. Die Josephstadt ist thätig, Scheiner ein umsichtiger energischer Direktor. Ginge diese Thätigkeit ihren edlen Schritt vorwärts — dann Ehre und Geld dem, der beides verdient! So aber sind immer heimliche Mitzweke, die das Ganze lächerlich machen, z. B. die Rivalität mit dem Kärnthnerthor-, und nun vollends mit dem Burgtheater; dabei kommen solche Niederlagen heraus, wie Bauernfelds vielbeweinter „Fortunat“; das läßt aber nicht nach! Hr. Scheiner hat nur eine gute Sängerin, Mad. Kraus-Wranitzky. (NB. als Gast!!) und zwei erträgliche Uomini: Hr. Kreipl, Tenor, Hr. Illner, Baß, und gibt, „immer nur nobel“, die größten Opern; dabei werden dem Publikum ganz unbeholfene Leute, wie dieser Hr. Mellinger, durch soi disant „gelegtes Feuer“ aufgedrungen“ und Primadonnen, wie Dem. Nordheim, Dem. Baudis, Dem. Auchter vorgeführt. Endlich auch Neuigkeiten, wie Grillparzer-Kreuzers „Melusine“, bei deren Anhörung man vollends verzweifeln möchte. Ferner hat die Josephstadt nur einen Schauspieler, Hrn. Dietrich und zwei artige Damen, Mad. Arbesser und Holtey, die jedoch beide ein sehr beschränktes

Fach haben, und mit diesem Personal werden sie, glaub' ich, nächstens den „Wallenstein" geben und mit der Burg rivalisiren. Dafür aber ist Hr. v. Holtey da, bekommt viel Gage, schreibt aus seinen alten durchgefallenen Komödien neue zusammen, spielt à la Devrient, schreibt Theaterberichte nach Berlin, deklamirt und singt oder singt und deklamirt in Konzerten und arbeitet, wenn ich nicht irre, auch für den Verein zur Herausgabe guter Bücher. Die Leopoldstadt: toujour perdrix, immer „Verschwender"; zuweilen, damit man an das menschliche Elend erinnert werde, tischt sie auch Ritterkomödien und große Schauspiele auf, worin eine Dem. Veroni als Heldin fast so vorzüglich ist, als Hr. Fermier als Orlando Furioso. — Musik? — Ja, deren gibt es jezt in Wien; denn wir haben Leute hier, die singen können. Die welsche Oper des Kärnthnerthortheaters mit ihren unerhört hohen Preisen, bietet eine Gesellschaft angenehmer Künstler, worunter die Donne Schütz-Oldosi und Tadolini Sterne erster Größe sind, während jedoch alles Uebrige in Italien eine Gesellschaft zweiten Ranges bilden würde; nur der Tennor Poggi steht etwas höher. Was die Schütz und die Tadolini singen, die erste tragisch, die andere komisch, ist außerordentlich und heißt wahrhafter Gesang: da können unsere Deutschen hübsch hinhorchen und Freiheit, Grazie und Bravour in der Kunst lernen. Sie gaben bisher „Anna Bolena", „l' Elisir d' Amore", „il Furioso di St. Domingo" und „Norma", und nur die Bässe waren, überall fast, unglüklich. Die deutsche Oper und das Ballet paustren ganz. Unter den Konzerten steht C. M. v. Bocklet obenan, der durch seine Improvisationen auf dem Pianoforte alles entzükt. Merk mißfiel heuer, Mayseder spielte u. Lewy spekulirte gut. Saphir gab eine Akademie mit humoristischer Vorlesung und kontentirte allgemein. Der Saal war sehr voll; die Hofschauspieler, mit Ausnahme des Hrn. Fichtner, deklamirten gut; Saphir las Wiziges, man lachte und applaudirte. — Von theateralischen Gästen sehen wir Mad. Crelinger mit ihren beiden talentvollen höchst jugendlichen Töchtern Bertha u. Clara Stich im Hoftheater; die Künstlerin Mutter wie die beiden hoffnungsvollen Blüten werden sehr beifällig aufgenommen. Der k. baierische Hofopernsänger Beyer singt in der Josephstadt und gefällt nicht allzusehr; Dem. Hill von Frankfurt ist nicht bedeutend. Dem. Walter von Baden-Baden schlecht. — Wien umfängt dermalen zwei gymnastische Reitbahnen: den Circus der Mad. de Bach im Prater und den des Hrn. Guerra im Esterhaßischen Gebäude; der Reiz der Neuheit zieht jezt noch immer zu dem lezteren, der eine große, wohl eingeübte Gesellschaft in elegantem Stande mitgebracht hat. — Literatur? —

„Frage nicht, ich müßte schweigen,
Wär' sie meiner Thränen Grund!"

Und doch hören sie: Nestroys „Lumpazivagabundus"; eine philosophisch frömmige Broschüre von Dr. Hock; Balladen von Eduard Anschütz; die Zähmung des Pferdes und des Hufbeschlages, 2. Auflage, beide vom Rittmeister Balassa; Kochbücher; Sekretaire; Jugendschriften; Gebetbücher und Rechnungsfaulenzer. P*

Musik.

Pesth (5. Mai). Am 2. d. M. gab Hr. Oury, Professor der königl. Akademie und erster Solospieler der italienischen Oper in London, ein zwei-

tes Konzert im Redoutensaale, das abermals eine äußerst gewählte, gebildete und zahlreiche Versammlung anzog. Nach der mit Präzision ausgeführten klassischen Ouverture von Mozart, zu dessen „Figaro", spielte Hr. Oury ein Konzertstük von Beriot mit solch einer außerordentlichen Vollendung, solcher Eleganz und Grazie, und einer sichern, nie schwankenden Behandlung seines Instruments, daß ihm ungetheilter Beifall zu Theil ward. Hierauf ließ sich unsere rühmlich bekannte Pianistin, Mad. Breuer geb. Pfeffer, in einer Fantasie für das Pianoforte über Motive aus der Straniera von Thalberg, hören und entzükte die Zuhörer durch ein eben so kunstfertiges Spiel, als ganz angemessenen, gefühlvollen Vortrag. Das Instrument, das sich durch solch einen trefflichen Ton auszeichnete, erregte auch die Aufmerksamkeit der Sachverständigen. Es kommt aus der Werkstätte des Hrn. Instrumentenmachers Pachl in Pesth, der sich durch seine Arbeiten rühmlich auszeichnet. — Der Konzertgeber trug dann Violin-Variationen von Rode auf der G-Saite allein vor. Dieses Kunststük, von der Erfindung Paganinis, hat schon so manchen, mehr oder minder glüklichen Nachahmer gefunden. Aber das, was Hr. Oury leistet, kann man kaum Imitation nennen, denn er entwikelte darin so viele Originalität, so unabhängig von seinem Vorbilde, daß sich beide große Künstler nur für sich allein beurtheilen ließen. Wir glaubten eine Sängerin mit großer Kehlen-Geläufigkeit, Bravour, Gefühl und schmelzenden Tönen zu hören, und dies Alles einer einzigen Saite entlokt! Außerordentlicher Applaus folgte dieser erstaunenswürdigen Leistung. — Nach ihm sang Mad. Mink eine große italienische Arie, mit ihrer reinen, biegsamen und metallvollen Stimme, bei der wir diesmal auch etwas Gemüth wahrnahmen, und erntete vielen Beifall. Zum Schluß spielte Hr. Oury eine Mazurka mit Introduktion, von ihm selbst komponirt. Diese Komposition kann zwar den etwas leichten Gehalt nicht verrathen, aber sie wurde so unendlich fertig, so geschmakvoll und so geist- und seelenvoll vorgetragen, daß sie ein höchst interessantes Leben erhielt, wie nun Alles unter solchen Meisterhänden siegreich vegetiren muß. Der Beifallssturm wollte kein Ende nehmen, und der Wunsch sprach sich laut aus, der große Künstler möge uns noch in einem Paar Konzerten erfreuen. (Er ließ sich gestern zum drittenmal (im Theater) hören).

E. v. H.

Miszellen.

Wien. Hr. Voigtländer junior wird noch in diesem Frühjahr zwei Dampfwagenfahrten im Prater veranstalten und dann über Pesth nach St. Petersburg abgehen. A.

London. Ein Todtengräber in London zankte neulich mit seiner Frau, und gab ihr einen so derben Schlag, daß sie gegen das Kamingesimse taumelte, hinter welchem sogleich zwei Souveräns d'or hervorrollten. Augenbliklich schloß das Ehepaar Friede, und untersuchte gemeinschaftlich die Gegend, wo das Gold hergekommen war. Es fanden sich noch 170 Stük Souveräns d'or vor, und die Frau erzählte jubelnd ihren Nachbarn, daß dies der glüklichste Schlag gewesen sei, den sie jemals erhalten habe. Das Geld rührte wahrscheinlich von einem, früher in derselben Kammer wohnenden Geizhalse her, der im Spitale gestorben war. M.

Paris. Ein reicher Bürger in der Normandie hatte die fixe Idee, sich

für eine junge, artige Dame zu halten. Ueber alle andere Gegenstände sprach er vernünftig und schiklich, aber Niemand vermochte ihn zu überreden, die zierliche Frauenkleidung abzulegen, in welcher er alle Gesellschaften, sogar die Kirche besuchte. Rief man ihn bei seinem Namen „Hr. Dumouret," so gerieth er in Wuth, zeigte auf seinen gestikten Rok und seine bunte Haube. Seine Schmeichler und Tischfreunde nannten ihn „Mademoiselle Rosette," und hatten guten Vortheil von ihrer Nachgibigkeit; auch bewog man ihn auf diese Weise zu einem Testament, das sein Vermögen den rechtmäßigen Erben entzog, welche aber vor Gericht klagbar wurden. B.

Berlin. Am 12. April hat sich in Berlin der in Frankreich häufige, dort aber fast unerhörte Fall ereignet, daß sich zwei Liebende in einer Stimmung der Schwärmerei mit einander zu tödten versucht haben. Der junge Mann, ein Handwerker, ging Abends mit seinem Mädchen in den Thiergarten; dort öffneten sie einander die Adern des Armes, und erwarteten nun den Tod. Am andern Morgen fand man das Mädchen verblutet, den jungen Mann aber noch am Leben. S.

Straßburg. Ein Einwohner von Chavorpay, im Aindepartement, kehrte vor Kurzem ziemlich berauscht des Nachts nach Hause zurük, und kroch, da schon Alles im Bette war und sein Klopfen nicht sogleich gehört wurde, in einen öffentlichen Bakofen, um daselbst die Nacht zuzubringen. Zufällig hatte man Tags zuvor Brod in dem Ofen gebaken, und er war noch heiß. Wie es scheint, war die Thür von selbst zugefallen, nachdem der Berauschte hineingestiegen war; von Innen konnte sie nicht geöffnet werden. Vergeblich suchte seine Familie nach dem Unglüklichen, der in dem Ofen förmlich zu Tode gebaken wurde; erst nach zwei oder drei Tagen, als seine Frau den Ofen heizen wollte, um zu baken, fand sie die fürchterlich zugerichtete Leiche ihres Mannes. C.

Bilder-Gallerie. Nr. 4.

Lord John Roussel.

Lord John Roussel, geb. im J. 1793, ist der Sohn des Herzogs von Bedford und einer der größten jezt lebenden Staatsmänner und Parlamentsredner Englands. Er ist Mitglied des Unterhauses und zwar von der Grafschaft Süddevonshire gewählt, und sein politisches System neigt sich zu dem der freisinnigeren Whigs. Schon unter den Ministerien Grey und Melbourne nahm er Theil an der Verwaltung, und als im November 1834 Peel Premierminister wurde, trat er mit den übrigen Whigs zurük und schlug sich auf die Seite der liberalen Opposition, deren Führer er wurde. Sein Einfluß war hier sehr groß, und sein Operations-Plan gegen die Tory-Regierung so wohl angelegt und so wirksam, daß es ihm gelang, sie, bei Gelegenheit der irischen Kirchenfrage, zu stürzen. Seit dem 18. April. d. J. ist nun ein neues Whig-Ministerium unter Lord Melbournes Präsidium ernannt, wobei Lord Roussel die Charge eines Staatssekretairs des Innern bekleidet. Er verheirathete sich am 11. April l. J. mit Lady Ribbesdales, der 28 jährigen Wittwe eines Pairs dieses Namens, die ihm ein großes Vermögen zubrachte. —l.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

LORD RUSSEL.

37. Sonnabend, 9. Mai. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

Auf der Place du Caire, im Quartier St. Eustache, ist jezt Alles bürgerlich ordentlich und gesittet, still und ruhig, reinlich und hell, insoweit es in der Ville de bruit, de boue et de fumée, wie Jean Jacques das stolze Paris nennt, möglich ist. Ueberall Laden an Laden, überall die nie rastende Industrie, das rührige, nimmersatte Scharren, welches dem armen Gewürzkrämer die stieren Augen aus dem Kopf treibt, ihn vor der Zeit kahl macht und seine Jugend zu einer Galeerenarbeit verdammt, damit er im hinfälligen Alter, vielleicht auf seinem Landgute, sich wohl sein lassen und den unduldsamen Emporkömmling und in der niedern Kammer seines Königs den loyalen Abgeordneten spielen könne. Hier sah ich mich nach einer der Stätten um, an welche sich eine der merkwürdigsten geschichtlichen Erinnerungen knüpft, die in der Chronik von Paris leben; ich fand nichts mehr vom Alten und das Neue wie eben gemeldet.

Hier befand sich eine der denkwürdigen Cours des Miracles, also genannt wegen der sonderbaren und außerordentlichen Wunder, die an diesen Orten tagtäglich vorfielen. Und was waren diese Wunderhöfe?

In irgend einem Quartier von Paris konnte man sich einst plözlich von einer Schaar Mißgestalteter umgeben sehen: Blinde, Lahme, Buklichte, Hinkende, Stammelnde, Stumme, Preßhafte und Kranke jeder Art, so lang und widrig nur immer das Verzeichniß der menschlichen Gebrechen ist.

Hinten in einer entlegenen langen Sakgasse voll Unrath und ohne Pflaster stehen verfallene, halb in Koth vergrabene Häuser, die wenige Klafter in Gevierte halten, und wo gleichwohl mehr denn fünfzig Haushaltungen und eine Masse kleiner, ehelicher, unehelicher und gestohlener

Kinder wohnen. Ueber fünfhundert Familien, eine auf die andere gepfercht, hausen in diesem Hofe, in welchem man sich nur vom Raube nährt und sich in allen Lastern wälzt. Fern bleibt jede Sorge für die Zukunft; Jeder genießt in unbekümmerter Behaglichkeit der Gegenwart und verzehrt Abends, was er am Tage mit vieler Mühe und oft mit harten Schlägen verdient hat, denn was man hier verdienen nennt, heißt anderswo stehlen, und es ist eines der Grundgesetze des Wunderhofes, Nichts für den folgenden Tag aufzubewahren. Alles lebt in völliger Ungebundenheit; von Recht und Gesez, und Vertrag und Wort ist hier keine Rede; Taufe, Heirath und Ehe sind unbekannte Dinge.

Meisterhaft ist das Bild, welches Hugo von einer dieser privilegirten Höhlen des Lasters entwirft, deren es noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts zwölf in Paris gab. Der Name dieser Orte aber rührte von der wunderbaren Umwandlung her, welche mit den Umherziehenden vorging, sobald der heimkehrende Schwarm die Grenze seines Reviers betrat. Kein Krummer, kein Lahmer, kein Blinder, kein Stammelnder, kein Fieberhafter, kein Buklichter mehr, verschwunden alles Leiden, verschwunden alle Preßhaftigkeit, verschwunden alle Klage, alles Winseln und Jammern, und lustig tummelt sich der ausgelassenste, tollste Troß, den jemals Leichtsinn und Verderbniß zusammengeführt. Hier war der Bettler gesichert vor jeder Verfolgung, hier befand er sich nur unter den Seinigen und konnte ohne Scheu die trügerische Maske ablegen, welche er während des Tages getragen. Kaum eingetreten, ging der Hinkende gerad, der Gelähmte tanzte, der Blinde ward sehend, der Taube hörend, die Greise selbst wurden jung.

Dieses Volk, so elend und so begünstigt, so arm und so reich, so mächtig und so schwach, so furchtsam und so furchtbar, dieses Volk, das man nach Tausenden zählte, hatte einen König, dem es gehorchte, es hatte seine Gesetze, seine Justiz, seine Moral, ja seine blutigen Hinrichtungen. Und nun denke man sich diesen Schwarm, wie er aus der Räuberhöhle hervorbricht und sich bei nächtlicher Weile über das unbewachte Paris ergießt; man denke sich dieses Bild in einer Zeit, wo die Straßen der Hauptstadt noch unbeleuchtet und alle Anstalten der Polizei eine ohnmächtige Waffe gegen diesen gräßlichen Tyrannen und aufgedrungenen Lehnsherrn waren. Mehrere Jahrhunderte hatten diese Wunderhöfe in größerer oder geringerer Ausdehnung und Macht in Paris bestanden. Zeit, Gewohnheit, Verjährung und Furcht hatten allmälig ihrem Dasein einen Schein von Recht gegeben, mindestens wagte der Pariser Bürger nicht, laut gegen sie zu klagen, aus Besorgniß, sein Knecht, seine Magd, irgend einer seiner Angehörigen und Hausgenossen könnte zu dem großen und achtungswerthen Bunde gehören. In seinem devoten spießbürgerlichen Sinne, im angebornen Respekt vor jeder bestehenden Gewalt, achtete er die Konstitution der Wunderhöfe, und allerdings konnte nichts geregelter sein, als ihre Verwaltung, nichts prompter, als ihre Justiz, und so war man gewöhnt, die gezwungenen Anlehen, welche das Heer der Wunderhöfe aufnahm, so gut zu den unvermeidlichen Ausgaben zu zählen, als die königlichen Steuern oder die Zehnten und Gülten des Feudalherrn.

Aber nichts wahrhaft poetisch Schönes und Großes hat Bestand in dieser prosaischen Welt. Eines Tags, da er müde war seiner Schloßbauten in Ver-

failles, müde seiner gezierten Gartenhäuser und Laubengänge, müde seiner Maitressen und der niederträchtigen Schmeicheleien und der Racineschen Tiraden, eines Tags, als das flüchtige Kriegsglük sich gewendet hatte und die Langeweile des Alters eingetreten war; eines Tags, da er nichts Kurzweiligeres mehr zu erfinden wußte, fiel es dem „großen König“ ein, an die Sicherheit und Wohlfahrt seiner guten Stadt Paris zu denken, und eine königliche Ordonnanz, der militärische Gewalt den gehörigen Nachdruk gab, machte dem Reiche des Wunderhofes ein Ende. Ein Theil der Bewohner wurde in das Zuchthaus, ein anderer auf den Rabenstein geschikt, diese in's Hospital, jene in's Irrenhaus geworfen, andere außerhalb des Weichbildes der Stadt gejagt; und zerstoben war fortan alle Pracht und Herrlichkeit.

Aber dieser königliche Entschluß hatte nur einen Nebenbuhler in der kostituirenden Gewalt entfernt, nur eine Form zerstört, dem Wesen selbst konnte er nicht an's Leben greifen. So lange Paris besteht mit seinen schroffen Kontrasten von Reichthum und grenzenlosem Elend, wird es eine Unzahl von Leuten beherbergen, die in den frühern Wunderhöfen ihren angemessenen Plaz gefunden hätten. Nur hat es die allmäliche Entwikelung der polizeilichen Gewalt und Aufsicht mit sich gebracht, daß dieser Zweig der Industrie mehr auf Schleichwegen, mehr im Geheimen, mit mehr List und weniger Offenheit betrieben werden muß. Die Zahl der Prellereien ist damit nicht geringer geworden, und obgleich im Allgemeinen des politischen Anstrichs ermangelnd, bieten sie doch zuweilen interessante Beispiele von Scharfsinn, durchtriebener Gewandtheit und listiger Erfindungsgabe.

Wenn der Fremde in Paris sich plözlich seines Taschentuches beraubt sieht, in dem Augenblike, wo er es am nöthigsten bedürfte, beim Herausgehen aus dem Theater, oder nachdem er sich einige Stunden auf den Boulevards ergangen, so möge er bedenken, daß die Entwendung des Taschentuches einer der ältesten Zölle ist, welche die Pariser Industrie von den Fremden erhebt. Schon Sauval, in seinen Alterthümern von Paris, erwähnt der Sache als einer althergebrachten Gewohnheit. Komisch ist besonders der Kunstausdruk: ein Schnupftuch entwenden, heißt faire le mouchoir, und man muß den Bewohnern der Seine lassen, daß sie darin eine seltene Fertigkeit besizen. Man hüte sich, aus dem Theater des Palais-royal zu gehen, ohne die Roktaschen mit beiden Händen zu halten; dächte man auf der zweiten Treppe erst daran, daß es nicht gleichgiltig ist, ob man mit oder ohne Taschentuch nach Hause kommt, so wäre es wahrscheinlich zu spät.

(Fortsezung folgt.)

Der Herzog von Leuchtenberg.

Der englische Herald schreibt: Der kürzlich verstorbene Prinz August von Portugal (Leuchtenberg) war wohl einer der reichsten Leute in Europa, indem ihm seine Besizungen in den römischen Staaten und in Baiern ein jährliches Einkommen von 60,000 Pfund abwarfen. Eine noch weit größere Summe sollen die Zinsen der Kapitalien betragen, welche leztern durch Admassirung

während des Prinzen Minderjährigkeit sich ungemein vergrößerten. Prinz August, der am 9. Dez. 1810 geboren war, hat folgende Geschwister: Prinzeß Josephine, seine älteste Schwester, geb. den 14. März 1807, verheirathet seit dem 19. Juni 1823 mit dem Kronprinzen Oskar von Schweden, von dem sie 6 Kinder hat; Prinzeß Eugenie, geb. am 23. Dez. 1808, vermählt am 22. Mai 1826 mit dem Prinzen Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, dem Neffen der Herzogin von Dino, Talleyrand's Nichte; Prinzeß Amalie, geb. am 31. Juli 1812, und am 17. Okt. 1829 mit Don Pedro vermählt; Prinzeß Theodolinde, am 13. April 1814 geboren, und Prinz Maximilian, einziger Bruder, geb. am 23. April 1817, Lieutenant bei der baier. Kavallerie. (Es ist jezt im Antrage, daß Lezterer die Wittwe seines Bruders, Dona Maria, Königin von Portugal, ehelichen soll.)

Russische Wetterprophezeihung für dieses Jahr.

Im Allgemeinen klagen wir Bewohner des Nordens, daß die Winter bei uns seit ungefähr 10 Jahren sich von Jahr zu Jahr verschlechtern. Die Kälte hält nicht an, der Schnee schwindet, und im Dezember und Januar finden oft Thauwetter und schlechte Wege Statt, was dem Verkehr der russischen Hauptstädte mit den Städten des Innern außerordentlich schadet; die Lebensmittel werden theuer und verderben, und Geldbörse und Gesundheit leiden darunter. In auswärtigen Zeitungen und in gelehrten Gesellschaften gab es Erklärungen in Menge darüber. Viele schrieben diese Veränderungen dem Treiben des Polareises, veranlaßt durch Stürme und Strömungen, zu, Andere den Sonnenflekken u. s. w. Ohne uns hierüber in Diskussionen einlassen zu wollen, theilen wir hier nur mit, was alte Leute über diesen Gegenstand sagen. Unter Leuten nämlich, die sich mit Beobachtung des Wetters abgeben, findet man die Ansicht, daß alle 100 Jahre unter den verschiedenen Breiten dieselbe Witterung wiederkehre. Daß in der Natur sich viel Periodisches zeige, ist unbestreitbar. Ohne von Tag und Nacht sprechen zu wollen, ist die Veränderung des Winkels, unter welchem die Ekliptik den Aequator durchschneidet, die fast alle 100 Jahre gleichmäßig wiederkehrt, etwas, was uns in Erstaunen sezen muß. Der Mechanismus des Weltalls ist genauer, als alle Regulatoren; das Zuverläßigste aber von Allem, was wir wissen, ist, daß wir von diesem Mechanismus nur sehr wenig begreifen können. Doch kehren wir zu der Voraussezung zurük, daß alle 100 Jahre in den nämlichen Gegenden die nämliche Witterung wiederkehre. Wie die Witterung im Jahre 1735 bei uns im Norden war, bezeugt der Professor der Theologie am Reval'schen Gymnasium, Pfützner, dessen Denkschriften sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, in folgendem Auszuge im Revalschen Wochenblatte und der Dorpater Zeitung: „Gegenwärtiges Jahr (1735) zeichnet sich vor allen vorhergegangenen Jahren aus, denn schon im Januar hatten wir nicht einmal einen schlechten deutschen Winter, und gegen Ende des Februars dachte man an keinen Winter mehr, im März waren bereits alle Felder bestellt, und das Gras wuchs mit Macht. Im April, vor dem Georgentage (am 23.), konnte man jedes Getreide schneiden, wenn es nöthig gewesen wäre. Im Mai blühte schon das Winterkorn überall; in der Mitte des Juni schritt man zur Heuernte, die ganz vortreff-

lich ausfiel. Anfangs Juli mußte man die Getreidernte beginnen. Im August, 3 Tage nach St. Laurentius, fing man an, die Gerste zu mähen. Bis zum 25. September war das Wetter wie mitten im Sommer, wobei es jedoch oft regnete.“ — Es steht nun zu erwarten, ob das Jahr 1835 dem Jahr 1735 gleichen wird; die drei ersten Monate sind wenigstens ihren 100jährigen Brüdern sehr ähnlich gewesen.

Das Tabakballet in Lissabon.

Wie sehr man sonst gegen den Tabak eiferte, ist bekannt: In Lissabon scheint man günstiger gegen das Kraut gestimmt gewesen zu sein, denn zu Ende des 17ten Jahrhunderts führte man ihm zu Ehren ein großes Ballet auf.

Die Szene stellte die Insel Tabago vor, von welcher der Tabak den Namen erhalten hat. Nach dem Prolog, in dem eine Anzahl Eingeborner das Glük der Völker besang, welchen die Götter ein so kostbares Gewächs gegeben, erscheinen vier Opferpriester, welche Tabak in Pulver (Schnupftabak) aus goldenen Gefäßen an ihre Seite nahmen, und in die Luft warfen, um die Winde und Stürme zu beruhigen. Dann nahmen die Insulaner lange Pfeifen, gingen im langsamen, feierlichen Schritt um einen Altar herum, und bliesen ihren Gözen Tabaksrauch statt Weihrauch in das Gesicht. — Dann folgte eine Darstellung der Arbeiten, welche der Tabak erfordert, Einige reihten die Blätter an, Andere schnitten sie, stampften sie in Mörsern, rieben ihn ꝛc., Alles tanzend, versteht sich.

Nach den Bereitern des Tabaks kamen die Verbraucher, zuerst eine Anzahl Tabaksschnupfer, die um die Wette nieseten, einander ihren Tabak anboten, und mit komischen Geberden und Stellungen Prisen nahmen. Diese Schnupfer lösete eine Schaar Raucher von allen Nationen ab, welche in einem Wirthshause versammelt waren; Türken, Spanier, Mauren, Portugiesen, Deutsche, Franzosen, Polen ꝛc. empfingen den Tabak aus den Händen von Indianern, rauchten ein Jeder nach der Sitte seines Landes — immer tanzend und hüpfend.

Ob Damen dieser merkwürdigen Vorstellung beiwohnten, wissen wir nicht; die Raucher rauchten wirklich, und der Geruch konnte also in dem Schauspielhause nicht der beste sein.

Die Ehemänner.

Ist es wahr? Sind die Ehemänner Herren in Deutschland, Diener in England, Gefährten in Frankreich, Kerkermeister in Italien und Tyrannen in Spanien?

Michael Angelo über die Vollendung.

Ein Freund des großen Künstlers besuchte ihn, als er eben eine Statue vollendete. Einige Zeit nachher sah er ihn wieder an derselben Statue arbeiten und fragte ihn, ob er seit dem lezten Besuche nichts daran gethan habe. „Oh ja,“ entgegnete er, „ich habe diesen Zug gemildert, jenen Muskel mehr

hervorgehoben, der Lippe mehr Ausdruk, dem Arme mehr Kraft gegeben.“ — „Das sind aber nur Kleinigkeiten.“ -- „Ohne Zweifel, aber diese Kleinigkeiten darf man nicht vernachlässigen, wenn man Vollkommenheit erreichen will, und die Vollkommenheit selbst ist doch keine Kleinigkeit.“

Die Schlangen.

Die von mehreren Naturforschern aufgestellte Behauptung, daß die Schlangen niemals tränken, scheint durch die Beobachtungen, welche Herr Lamarre-Picquot in einer der jüngsten Sizungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorlegte, so ziemlich widerlegt zu sein. Er brachte nämlich mehrere Nattern unter Wasser und schäzte die Menge des genommenen Getränkes nach der Vermehrung des Gewichts der Thiere. Da man indeß hätte glauben können, die Zunahme des Gewichts rühre daher, weil die Haut der Schlangen einen Theil des Wassers einsauge, so tauchte Herr Picquot einige Natern bis an den Hals ein und legte andere ganz unter Wasser. Nach einiger Zeit zog er sämmtliche Thiere heraus, und fand nun, daß die erstern, deren Kopf nicht unter Wasser gekommen war, keine Zunahme an Gewicht zeigten. Es ergab sich also hieraus, daß die übrigen ganz untergetauchten Nattern Wasser zu sich genommen hatten. Herr Picquot bemerkte zugleich, daß die ganz im Wasser liegenden Schlangen den Mund stets offen hielten, und man nahm an ihrer Kehle ganz deutlich jene wellenförmige Bewegung wahr, welche man bei andern Wirbelthieren während des Trinkens sieht. Die Nattern trinken auch Milch, sollen aber einen Abscheu vor dem Wein haben, obschon Plinius das Gegentheil versichert. Plinius meinte übrigens vielleicht süßen Traubenmöst.

Afrikanische Titel des Bai's von Tunis und des Königs von Frankreich.

In dem lezten Traktate zwischen Tunis und Frankreich, der unter Karl X. abgeschlossen ward, nannte sich der Bei: „Wir, Fürst der Völker und edelster Theil der Großen, aus königlichem Blut entsprossen, strahlend von Glükeszeichen und Tugenden, die zum Himmel reichen: Hussein Pasch Bei, Gebieter des Königreichs Afrika.“ Der französische Generalkonsul, der seinen König nicht verdunkelt haben wollte, gab dafür Karl X. folgende Prädikate: „Das Wunder aller Völker des Messias, die Glorie der Nationen, welche Jesum anbeten, der erlauchte Sprößling aus königlichem Blute, die Krone der Monarchen, der leuchtende Gegenstand der Bewunderung für seine Heere und Veziere — Karl, der Zahl nach der Zehnte, Kaiser von Frankreich und König von Navarra.“

Triftiger Grund.

„Aber,“ fragte eine Frau, „warum rufen denn die Nachtwächter immer: „Hört ihr Herren, und laßt euch sagen,“ und nicht: „hört ihr Frauen?“ „„Weil die Frauen nie hören wollen, und sich nichts sagen lassen,““ antwortete ihr ein Nebenstehender.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Pesth. Wie schon erwähnt, wird Hr. Mechanikus Voigtländer junior mit seinem prächtigen in England erbauten Dampfwagen, auf seiner Reise nach Petersburg, auch Pesth berühren. Wie wir nun zuverlässig hören, wird Hr. Voigtländer in einigen Wochen hier eintreffen. Wir machen unser Publikum auf diese höchst interessante Erscheinung vorläufig aufmerksam, und fügen die Versicherung hinzu, daß gewiß Jedermann seine Wißbegierde in hohem Grade befriedigt finden wird. —l.

Paris. Im Palais-Royal befindet sich ein Stiefelpuzer, der für seinen Laden 12000 Franken Miethe zahlt! Es ist aber bei ihm Alles aufs Eleganteste eingerichtet. Die gepolsterten Size sind mit Sammet überzogen, große Spiegel zieren die Wände und für die Kunden werden alle Journale gehalten. Auch werden in diesem Laden alle zur Stiefelpuzerei nöthigen Requisiten verkauft, als: Wichse, Bürsten, Stiefelhölzer ꝛc. ꝛc. R.

München. Hier wurde eine Gräfin wegen Mißhandlung ihrer Dienstboten zu 14-tägiger Festungsstrafe verurtheilt und bereits nach der Festung Oberhaus abgeführt. Unter andern hat sie einem Diener Hand und Fuß abgehauen! M.

Arras. Der hiesige Maire erließ neulich, um die Ruhe der Bürger zu sichern, eine Verordnung, wodurch die Stunde bestimmt wird, bis zu welcher die Handwerker, welche sich des Hammers bedienen, arbeiten sollen. Diese Handwerker kamen darauf zusammen und vereinigten sich dahin, daß folgender Anschlag an den Straßeneken angeklebt werden solle: „Wir Handwerker von Arras, welche wir den Hammer brauchen, in Betracht, daß das Fahren von Wagen und Equipagen in der Nacht die öffentliche Ruhe stören kann, beschließen hiermit: es ist verboten, nach neun Uhr Abends mit einem Wagen auf der Straße zu fahren, weil der Lärm die Ruhe der Handwerker stört.“ — M.

London. Ein Verurtheilter entfloh vor vier Jahren in London, und befand sich seitdem die ganze Zeit über in Frauenkleidern als Dienstmagd bei einer vornehmen Dame. Vor Kurzem scheint aber doch Verdacht erregt worden zu sein, denn es stellte sich unerwartet ein Polizeibeamter in dem Hause jener Dame ein, der alle ihre Dienstleute untersuchte, und endlich zu der Hausfrau sagte: „Ihre Magd, Mylady, ist die Person, welche ich suche, denn Ihre Magd ist ein Mann.“ T.

Paris. Ein Lederarbeiter, Namens Verard zu Paris, der keine Beschäftigung hatte, dachte, sich ins Gefängniß sezen zu lassen wäre wohl das beste Mittel, um für seinen Unterhalt zu sorgen. Um diesen Zwek zu erreichen, kam er auf den Einfall, in der Straße Jerusalem, in Gegenwart mehrerer Stadtsergenten, an das Thor der Polizeipräfektur einen Zettel anzuschlagen, worauf geschrieben stand: „Nieder mit Ludwig Philipp, diesem von Gold vollgestopften Intriganten!“ Verard erschien vor der Jury, er erklärte, welches die Ursache seines Betragens war, und wurde unmittelbar freigesprochen. B.

Amsterdam. Hier sind ein Mann und dessen Magd verhaftet worden, welche sich ein einträgliches Geschäft daraus machten, die großen umlaufenden Silberstüke zu beschneiden. T.

Dover. Zu Whitesea (England) starb ein gewisser Hr. Unterwood, der seiner Schwester 6000 Pf. St. vermachte, mit der Bedingung, ihn auf folgende Art begraben zu lassen. Der Sarg war grün angestrichen, der Leichnam glänzend geschmükt; zu seinen Füßen lag ein Exemplar Milton's, das Haupt ruhte auf Sanadon's Ausgabe des Horaz, in der rechten Hand hielt er ein kleines griechisches Testament, und in der Linken eine Taschenausgabe des Horaz. Die sechs leidtragenden Edelleute bekamen jeder 10 Guineen, mußten aber in bunten Kleidern erscheinen, und die 31ste Ode aus dem ersten Buch des Horaz nach beliebiger Melodie absingen. K.

München. Während in Lyon die schändlichen Piqueurs ihr Unwesen wieder treiben, berichtet man uns aus Augsburg, daß auch dort selbst die elenden Mädchenschneider ihr Unwesen wieder beginnen sollen. Vor Kurzem haben ein 9jähriges und ein 16jähriges Mädchen auf offener Straße gegen Abend einen Schnitt in den Arm erhalten. Der schändliche Thäter entsprang, noch ehe die Verwundeten um Hülfe rufen konnten. V.

Berlin. Ein Kaufmann wollte von einer Dame für abgeholte Schminke bezahlt sein. Als sie ihn darüber hart anließ, sprach er: „Madame, Sie behandeln mich wie ihren Lakaien. Ich trage aber nicht Ihre Farbe, sondern Sie die meinige.“ S.

Paris. Die Bildsäule des Phidias von Prahyier ist gestern im Garten der Tuilerien aufgestellt worden. B.

Warschau. Die Witterung ist auch im Königreich Polen so ungünstig, daß an verschiedenen Orten am 2ten Oster-Feiertage mit Schlitten zur Kirche gefahren wurde. Die praktische Witterungskunde der Schäfer bewährte sich hierbei glänzend an mehreren Orten. 2 Meilen von Warschau wettete ein Schäfer mit seinem Gutsherrn, als in den ersten Tagen des Aprils das Wetter so günstig war, daß auf die Osterfeiertage Schnee fallen würde und verpflichtete sich, im Fall eines Fehlschlagens seiner Prophezeihung, sein Gehalt auf ein ganzes Jahr abzutreten; der Gutsbesizer dagegen versprach ihm, wenn die Prophezeihung einträfe, 30 Schaafe. Am 2ten Osterfeiertage war der Schäfer wirklich im Besize seiner kleinen Heerde. — Lafont gibt in einem Privatlokal noch eine musikalische Abendunterhaltung, den Eintrittspreis zu einem Dukaten. G.

Modenbild. Nr. 19.

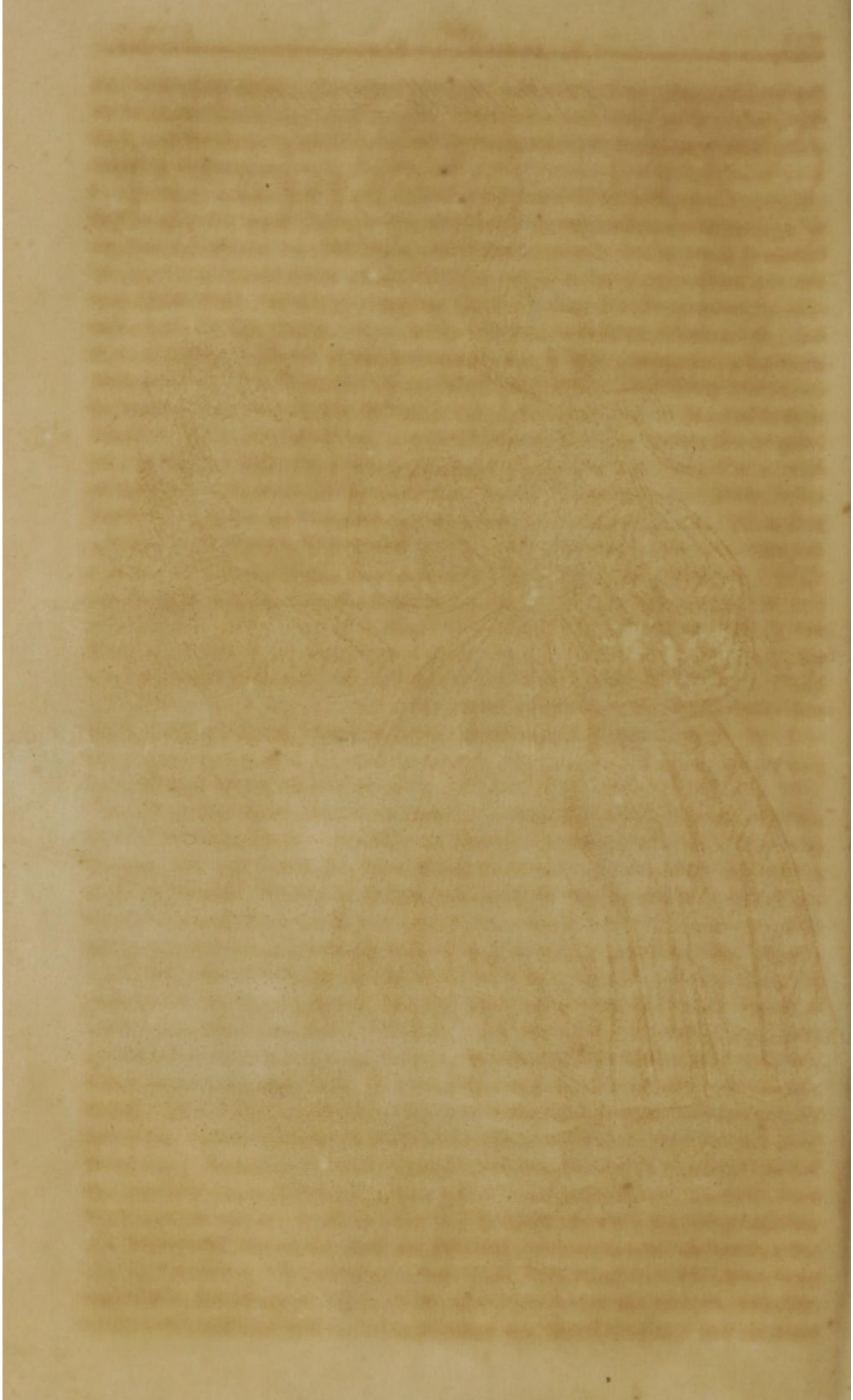
Pariser Long-Champs- (Sommer-) Anzüge vom 25. April. Reisstrohhut mit Blumen und Bändern geziert. Kleid von gestikter Organdie. Etolle von Gros de Naples. Die sizende Dame zeigt die Form des Hutes und des Kleides von der Rükseite. (Hr. Mindszenty, bürg. Damenkleidermacher in Pesth, gr. Brükengasse, Nr 634, hat bereits viele Sommeranzüge verfertigt, die sich eben sowohl durch Neuheit als Geschmak auszeichnen. Auch hat er so eben mit seinem Etablissement eine Lokalveränderung in demselben Hause vorgenommen, worin er im Stande ist den Anforderungen aller eleganten Damen noch mehr zu entsprechen.)

Pesth. (Eingesandt.) Die Hrn. Wierer und Komp., die seit längerer Zeit ihr mechanisches Kunsttheater im Saale „zu den sieben Churfürsten“ mit vielem Beifall zeigten, werden jezt mit ihrer kleinen Gesellschaft eine Reise nach Oberungarn, namentlich nach Kaschau, Eperies u. s. w. antreten, und gewiß werden auch daselbst die niedlichen possierlichen Figürchen, so gewandt in allerlei gymnastischen und dramatischen Exerzitien, das Publikum zu ergözen wissen. P.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.



38. Mittwoch, 13. Mai. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

(Fortsezung.)

Ein unerschöpfliches Feld bieten dieser Industrie der Jardin des plantes und die Boulevards, und das gewöhnliche Opfer ist gewöhnlich der Rekrut oder der neuangekommene Handwerksbursche. Während er mit starren Augen die Herrlichkeiten der Menagerie betrachtet und den Späßen des Bären Martin zusieht, während er die Kunststüke der fahrenden Wundermänner auf dem Boulevard du Temple angafft und von Erstaunen über das Verschlingen der Schlangen, der Dolche, Schwerter und glühenden Kohlen den Mund aufreißt, wird ihm von seinem Nachbar zur Rechten oder zur Linken der Sparpfennig aus der Tasche wegpraktizirt und von dem Diebe in Gesellschaft seiner Helfershelfer in der nächstgelegenen Weinschenke verzehrt.

In der Straße St. Honoré ersucht ein wohlgekleideter Herr einen der ersten Uhrenhändler, nachdem er sich mehrere der theuersten Uhren hat zeigen lassen, ihn zu seiner Wohnung zu begleiten, wo er Zahlung leisten werde. Einstweilen hatte er die ausgesuchten Uhren zu sich genommen. Nach einem langen Marsche durch die volkreichsten Straßen von Paris, langen Käufer und Verkäufer an dem verschlossenen Thore eines ansehnlichen Hotels an. Man klopft, und nun entsteht ein höflicher Streit, wer zuerst eintreten soll. Der Fremde ist gar zu artig, und es bleibt dem guten Pariser nichts übrig, als nachzugeben; längerer Widerstand könnte den vornehmen, reichen und dem Anscheine nach so großmüthigen Käufer kränken. Kaum ist der Uhrenhändler in dem Hause, so zieht der Fremde das Thor hinter ihm zu und geht seiner Wege. In dem Hotel kennt ihn natürlich Niemand, der Pförtner hört mit hergebrachter Stupidität die ungestümen Fragen des Eingetretenen verwundert

an, und es ist unmöglich, etwas anderes aus ihm herauszubringen, als daß er von dem Uhrenkäufer nichts weiß. Unterdessen hat dieser reichlich Zeit, sich in den Straßen zu verlieren oder in dem ersten besten Wagen nach einer Barrière zu entkommen.

Man verlangt von einem bekannten Pastentenbäker auf den Boulevards, daß er eine Auswahl kostbarer Lekerbissen zu einer bestimmten Tageszeit in ein wohlbezeichnetes, nach Besizer und Nummer genau beschriebenes Haus der Vorstadt St. Denis schike. Der Besteller zeigt große Sachkenntniß und der Pastetenkünstler, der sich geschmeichelt fühlt, so gerechte Anerkennung zu finden, gibt sich alle Mühe, seinen neuen Gönner bestens zu bedienen. Um die bestimmte Stunde sendet er die begehrte Waare in zierlichem Korbe und feinem Weißzeuge ab. Die Freunde des Bestellers müssen sehr ungeduldig sein, denn sie warten nicht einmal die Ankunft der Lekerbissen ab. Schon auf halbem Wege tritt der nämliche Herr, welcher Morgens bei dem Pastetenbäker war, zu dem Träger und fragt ihn: „Kommen Sie nicht von Herrn N. N. und wollen Ihre Waare in die Vorstadt St. Denis, Nummer so und so viel bringen?“ — Ja, ist die Antwort. „In diesem Falle, lieber Freund, geben Sie mir den Korb, kehren Sie schnell zu Ihrem Herrn zurük und lassen Sie sich eine gleiche Ladung geben, diese erste reicht nicht hin. Um Ihnen den doppelten Weg zu ersparren, will ich selbst den Korb in meine Wohnung bringen, Sie kommen um so schneller wieder.“ Bezeichnung der Wohnung, Angabe des Namens, Alles ist so übereinstimmend und genau, daß dem Jungen nicht der geringste Zweifel kommt, er weiß dem Herrn Dank, daß er ihm einen Theil des lästigen Wegs erspart, und kehrt guter Dinge zu seinem Meister zurük. Zwei Stunden später bringt er einen zweiten Korb in die Vorstadt St. Denis an den bezeichneten Ort, allein daselbst will Niemand von dem Namen und Wohnort des Bestellers wissen.

Dies sind Uebungen der niedern Diebsindustrie, wie sie jeden Tag von Neuem und immer wieder vorkommen, troz der gemachten tausendfältigen Erfahrung, die hier, wie in allen Dingen, den Menschen nichts nüzt. Man sagt, der Pariser Bürger ist gar zu gutmüthig und vertrauensvoll; sagen wir vielmehr, der Pariser Bürger ist im Allgemeinen etwas dikhäutig und begreift schwer. Er ist ferner sehr habsüchtig, so daß ihn der lokende Vortheil die nahe und gewisse Gefahr übersehen läßt. — Jedem nach seinem Werthe; dies gilt auch in der Gaunerei, und so sind den Juwelenhändlern die Großthaten derselben geweiht. Bei einem Juwelier wird ein kostbarer und sehr theurer Schmuk von einem Fremden ausgesucht, welcher schon mehrmals Käufe gemacht und bezahlt hat, und daher das volle Zutrauen des Verkäufers besizt. Der Schmuk ist der reichste, welchen der Juwelier besizt, und sehr theuer; der Käufer hat natürlich eine so bedeutende Summe Geldes nicht bei sich, und ersucht den Verkäufer, ihn mit dem Schmuke in sein Hotel zu begleiten und die Zahlung zu empfangen. In dem Hotel angekommen, wo der Fremde ein stattliches Gemach bewohnt, erfolgt die Auszahlung nicht sogleich; begreiflicher Weise läßt der fremde Reisende seine baaren Summen in den Händen seines Wechselhauses, bis er derselben benöthigt ist. Er muß also zu seinem Bankier gehen, um Geld zu holen. „Unterdessen,“ spricht er zu dem Juwelier, „lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden, und wenn Sie erlauben, so legen

wir zu Ihrer und meiner Sicherheit den Schmuk, bis zu meiner Zurükkunft, in dieses Schreibepult." Der Schmuk wird in das an der Wand stehende Schreibepult gelegt, dasselbe wohl verschlossen, und der Fremde entfernt sich. Das Alles findet der Juwelenhändler sehr in der Ordnung, und bewundert die zarte Weise, wie der Käufer das Interesse der beiden Partheien zu sichern weiß. Von einer Gefahr für sein kostbares Kleinod hat er keine Ahnung. Wie könnte ihm etwas widerfahren? bewacht er nicht selbst das Pult, in welchem sein Eigenthum verwahrt ist?

Es vergeht eine Stunde, es vergehen zwei, drei, vier, fünf, der Fremde kehrt nicht wieder, und dem Juwelier ist der Name des Bankiers, zu dem er gegangen, unbekannt. Selbst nach so langem Harren ist Verwunderung noch das überwiegende Gefühl des Wartenden, er hat kein Mißtrauen, sein Schmuk ist gesichert. Endlich aber, da er erfährt, daß der Käufer das Hotel, welches derselbe mit einem andern Fremden bewohnt, am nämlichen Tage verlassen habe, bleibt ihm nichts anders übrig, als das Pult erbrechen zu lassen, um den Schmuk zurükzunehmen. Nur sehr ungern verzichtet er auf den vortheilhaften Verkauf. Das Pult wird geöffnet, und man findet es leer, der Schmuk ist verschwunden. Wohin und wie? Das Schreibpult stand an einer Wand, welche das Zimmer des Fremden von dem seines Spießgesellen trennte. Hinter dem Rüken des Pultes war die Wand durchbrochen und an dem Hintertheile des Pultes ein beweglicher Schieber angebracht. So geschah es, daß, während eine Hand den Schmuk vorne in das Pult hineinlegte, die andere schon bereit war, ihn hinten hinauszunehmen, und fünf Minuten darauf waren Käufer und Helfershelfer spurlos verschwunden.

Man sieht, dies ist hohe Schule der Industrie. Folgende zwei Fälle sind weniger studirt.

Wir sind in einem der Theater der Boulevards. In einem Sperrsize des Orchesters genießt ein runder, diker, lächelnder Mann, dessen ganzes Aeußere dem praktischen Pariser Auge einen aus der Provinz verräth, die Thränenrührung des Melodrams, die Gerstenzukerstengel, und was ihm sonst noch an ästhetischem Vergnügen geboten wird, als da sind: Orangen, Limonade, Bier, warme Kuchen, gebratene Apfel, das Magazin pittoresque und die verschiedenartigen Abendzeitungen; er genießt, man sieht es ihm an, mit dem Heißhunger des Neulings. Alles ergözt ihn, das Parterre und die Logen, der Vorhang und die Bühne, und er läßt die vergnüglichen Blike in allen Theilen des Schauspielhauses umherschweifen. Da gewahrt er in einer der untern Logen zwei Herren und ein Frauenzimmer, welche ihn sehr freundlich begrüßen. Anfänglich glaubt er, es sei Irrthum, denn er ist fremd in Paris, er kennt Niemanden und erinnert sich auch nicht, diese Gesichter jemals unter seinen sonstigen Bekannten gesehen zu haben. Gleichwohl bleibt ihm kein Zweifel, daß die Freundschaftsbezeigungen und Grüße ihm gelten, denn so oft er dahin sieht, wiederholen sich die nämlichen Geberden. Er dankt also höflich, denn der Mann aus der Provinz möchte um keinen Preis ungesittet erscheinen in der großen Welthauptstadt, und überläßt sich behaglich seinem Kunstgenusse bis zum Ende, wobei es so ziemlich Mitternacht geworden; denn wohlfeiler thut es keines der Theater der Boulevards, namentlich seitdem sie das Vaudeville im tragischen Cothurn singen. Die neuen Freunde hatten unsern Mann nicht

vergessen. Während dieser den Boulevards entlang seinem Hotel zuschlendert, sieht er sich plözlich von den drei Individuen angehalten, die ihn schon während des Schauspiels mit den Zeichen ihrer Freundschaft überrascht hatten. „Wie glüklich sind wir, Sie endlich zu treffen! Während des Theaters war es uns nicht möglich, zu Ihnen zu gelangen, und an der Thüre haben wir Sie verfehlt.“ — „Aber, meine Herren —“ — „Wie lange sind Sie schon in Paris und warum haben Sie uns noch nicht besucht? was macht Ihre werthe Familie? wo wohnen Sie?“ und nun erfolgt noch ein Strom von Fragen, wie sie nur das herzliche Wiedersehen alter Freunde veranlassen kann. „Lassen Sie sich umarmen, Theuerster!“ rufen alle drei aus Einem Munde und fallen ihm um den Hals. „Aber, meine Herren,“ erwidert der Fremde, von den sechs Armen beinahe erdrükt, „es ist sicher ein Irrthum, ich bin nicht der, den Sie meinen.“ — „In diesem Falle müssen wir sehr um Entschuldigung bitten, Sie so lange behelligt zu haben.“ — Verschwunden sind die neuen Freunde. Indem der Umarmte ihnen nachsehen will, kommt es ihm vor, als wenn sein Blik sehr trübe sei, und er greift mechanisch nach seinen Augengläsern, aber diese sind fort; die Diebe haben ihm die Brille gestohlen, deren Einfassung glänzend war und von Gold zu sein schien. Der Bestohlene tröstet sich damit, daß die Diebe angeführt sind, denn die Brille war von Similor.

Es gibt eine Stelle in Paris, von wo aus ich das Panorama dieses großen Chaos beschreiben möchte: Der Pont-neuf. Ein Sprichwort sagt, man könne nicht über den Pont-neuf gehen, ohne einem Schimmel (die Kouriere der Stadtpost), einem Geistlichen und einem Soldaten zu begegnen. Dieses Sprichwort ist wahr, aber sehr unvollständig. Auf dasselbe Recht haben noch zwei Menschenklassen Anspruch, die Dirnen und die Bettler. Ohne sie wäre der Pont-neuf so wenig, was er ist, als ohne seinen Henri IV. Da es nichts in der Welt gibt, was auf dem Pont-neuf nicht zu sehen wäre, so können wir sicher sein, die Ueberbleibsel des alten Wunderhofes hier zu finden. Ein neulich vorgefallener Auftritt hat die Erinnerung daran mit neuen Farben aufgetischt. Ich rede von einem einzigen Fall, wer wollte alle kennen?

Am Eke der Brüke, auf der Seite zunächst dem Louvre, da, wo sich die Masse der Fußgänger auf die Straße drängt, lag ein armer Teufel, voll Beulen und Wunden, krank und matt, ächzend und klagend, außer Stande, sich weiter fortzuschleppen. Es war als ob der Zorn des Himmels ihn mit allen körperlichen Leiden überhäuft, in ihm einen neueren Lazarus geschaffen hätte. So sehr das Publikum im Allgemeinen an das Elend in seinen grellsten Formen gewöhnt ist und daher meistens gleichgiltig bleibt, so konnten doch Viele bei diesem Uebermaße von Jammer nicht ungerührt vorübergehen. Mancher Pfennig war bereits in den Hut des Kranken gefallen, als sich durch den Kreis der Umstehenden ein ältlicher Herr hinzudrängte. Er war schwarz gekleidet, hatte ein sanftes, guthmüthiges Gesicht und schien ein Landgeistlicher aus der Gegend von Paris zu sein. So viel Elend ergriff sein christliches Gemüth und er erinnerte sich der Gebote des Evangeliums. Allein in dem Augenblike, wo er dem Kranken einige Sols schenken will, hält ihn einer der Umstehenden, ein Mann aus der untersten Volksklasse, zurük und sagte: „Sie glauben hier einen wirklichen Kranken vor sich zu haben, Sie halten, was Sie da auf seinem Körper sehen, für wahre Wunden und Geschwüre, Sie meinen,

dieser Mensch sei matt und schwach und könne nicht gehen? Das ist Alles Lug und Trug, eitel Verstellung. Ich sage Ihnen, dieser Mann ist so wenig krank als Sie und ich, und kann eben so gut gehen als Alle, die wir hier um ihn herumstehen; zum Beweise will ich ihn bald auf die Beine bringen; erlauben Sie ehrwürdiger Herr.“ Mit diesen Worten greift der Sprechende nach dem spanischen Rohre des Pfarrers, welches dieser ihm willfährig darbietet, und nun fängt er an, auf den Kranken derb loszuschlagen, der plözlich seine Kraft wieder findet und rüstig davonläuft, der Schlagende hintendrein. Aber das spanische Rohr mit dem goldenen Knopfe, das ehrwürdige, von Urgroßvater auf den Urenkel überkommene Erbstük einer achtungswerthen Familie? Man sehe, wie in dem armen geistlichen Herrn eine ganze Reihe von Gefühlen einander ablöst: Mitleid und Erbarmen, Staunen, Entrüstung, herzliches Lachen, Bedenklichkeit, Ungeduld, endlich laut klagende Verzweiflung, da er vergeblich der Rükkehr des improvisirten Rächerstabes harrt, während Kranker und Arzt, sobald sie dem Gesichtskreise der Zuschauer entschwunden sind, den gewöhnlichen Schritt einhalten und sich zur Theilung ihres Raubes anschiken.

(Beschluß folgt.)

Zerstreutheit.

(Aus dem New Monthly-Magazine.)

Von dem alten englischen Schauspieler Thornton weiß man gar manche possirliche und drollige Handlung der Zerstreutheit, die er übrigens nie affektirte. Wenn er ausgehen wollte, pflegte er alle seine reinen Hemden, eines über das andere, anzuziehen, nachdem er die beschmuzten, die er schon längere Zeit getragen, auszuziehen vergessen hatte. Wenn er sich rasirte, traf es sich nicht selten, daß er mit Einemmale in der Mitte aufhörte und mit halb eingeseiftem Bart auf die Straße hinausging. Gewöhnlich zog er sich von den Strümpfen einen über den andern an Einem Beine an, und wunderte sich dann höchlich, wo zum Henker sein zweiter Strumpf geblieben wäre. Eines Tages ließ er sich in einem Weinhause einen Humpen Wein geben, der unten mit einem Schieber versehen war; nachdem er einmal sein Weinglas gefüllt; zog man den Schieber des Humpens, den man absichtlich in ein nur wenig in die Augen fallendes leeres Gefäß gesezt hatte, fort, und sonach war die Flüssigkeit in das Gefäß ausgelaufen. Nach einigen Minuten, als unser Thornton sein Glas wieder füllen wollte, bemerkte er, daß der Humpen leer sei; er wartete ein wenig, und ließ sich dann von Neuem einschenken; nachdem er demnächst wiederum zwei Gläser gefüllt, ward derselbe Streich wiederholt, und als Thornton den Humpen zum Zweitenmale leer sah, fing er an, sich an der Nase zu ziehen, und rieb sich die Augen, ungefähr so, als wenn er selbst darüber im Zweifel gewesen wäre, ob er ein wenig geschlummert oder nicht; er ließ dann gleich zum Drittenmal einschenken und bezahlte für die drei Humpen, ohne Zweifel in dem Wahne, daß er sie alle selbst geleert habe. Wir wollen noch folgende Anekdote von unserem Zerstreuten geben, die wir dem Seiltänzer Richer und Anderen zu verdanken haben, die im Jahre 1800 mit ihm zusammen in Dover sich befanden. Mrs. Thornton hatte eine kleine

Reise über den Kanal unternommen; unterdessen begab sich Hr. Thornton, der in Dover zurük geblieben war, nach der Post, um sich daselbst zu erkundigen, ob etwa ein Brief für ihn eingegangen wäre. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich folgendes Gespräch. Thornton: „Keine Briefe für mich, Sir?“ — Der Postbeamte: „Wie heißen Sie, Sir?“ — Thornton: „Mein Name .... ach, theurer Herr, bei den weitläufigen Geschäften, ich kann mich nicht darauf besinnen.“ Hier kam gerade Richer die Straße entlang und grüßte ihn freundlich, indem er ihn anredete: „Wie geht's, mein Herr Thornton?“ — „Vielen Dank, Sir!“ — erwiderte unser Zerstreuter — „Sie haben mir gerade das Wort gesagt, das mir fehlte.“ Sogleich wandte er sich an den Postbeamten und erhielt seine Briefe.

Naivitäten.

Bei einem Volksauflaufe in Berlin wurde ein sehr wohlbeleibter Polizeikommissarius, welcher Ruhe und Ordnung wiederherstellen wollte, mit den Worten zurükgedrängt: „Wer sind Sie, der Sie hier Ruhe gebieten wollen?“ — „„Ich bin der Viertels-Kommissarius!““ war seine Antwort; worauf ihm eine Stimme entgegnete: „„„Jott, wenn Sie ein Viertel-Kummzarius sind, da möchte ick wol eenen Ganzen sehen!““““

Vor einem spielenden Leierkastenmann stellte sich ein Berliner Straßenjunge, welcher ganz auf die Melodie zu hören schien, mit den Worten hin: „woraus ist denn des?“ — worauf ihm der ungefällige Virtuose erwiderte: „„Schafskopp! woraus soll denn des sind? aus dem Leierkasten!““

Zwei Sakträger unterhielten sich über die Cholera, und der eine bemühte sich, dem andern die vorzüglichsten Mittel dagegen mitzutheilen. „Siehst du, Kam'rad,“ — explizirte er — „erschtens mußt du dir nicht ärgern duhn, un zweetens mußt du keenen Schnapps nich drinken.“ — „„Wat““ — fällt ihm der Andere ins Wort — „„nun dadrüber solle ik mir nich ärgern?““

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Korrespondenz.

Wien (6. Mai).

Willkommen im Grünen!
Der Himmel ist blau,
Und blumig die Au!
Der Lenz ist erschienen!
Er spiegelt sich hell
Am luftigen Quell,
Im Grünen! (Voß.)

Der Mai hat seinen Einzug gehalten, und hat zum Quartiermachen einige schöne Tage vorausgeschikt. Ganz Wien war auf den Beinen, dem ersehnten Gaste die Etiquets-Visiten zu machen und thut es zum Theil noch. Aber man sieht es den Leuten an, daß es nur Etiquet ist, nicht guter Wille; wie langweilig sie in der Lusthaus-Allee des Praters auf- und abspaziren und sich spazirend langweilen; manche sehen gar nur aus dem Glaskasten der festverschloßnen Kutsche, die

im Schnekengange sich fortschiebt, heraus, rufen gähnend: il fait beau jour! und sinken wieder in die Eke zurük. Im Gegentheile betrachten wir das bunte und sanguinische Treiben der Menge in den andern Theilen des Praters, der seine grünenden Baumzweige wie Arme der andrängenden Menschenmasse einladend entgegen strekt; hier die tobende türkische Musik der unzähligen „Ringelspiele“, dort die wirbelnde Trommel des lustigen Bajazzo, der mit tausend improvisirten Bonmots von der derbsten Gattung zu einer Taschenspieler-Vorstellung einladet; hier ruft sich der Eigenthümer eines Wachsfigurenkabinets mit der Anpreisung der darin aufgestellten Merkwürdigkeiten heiser, dort spielen 2 bis 3 Harfenistenbanden selbst zusammengestoppelte Szenen, mit anti-platonischen Liedern gespikt, auf einer halbschuhhohen Bühne unter dem Beifall von hundert Zusehern; hier wird ein dikes Schwein, dort der Menschenspiegel gezeigt, lezterer aus einer Sammlung Messerschmidt'scher Büsten bestehend. Und auf allen Mienen strahlt die Freude, und der Mai ist eingezogen in die Menschenbrust, und Blumen des Frohsinns und Blüten der Heiterkeit sprießen, vom Thau der Freudenthräne benezt, in üppigen Gruppen. — Auch der k. k. Augarten erfreut sich in den Maitagen eines zahlreichen Besuches, und der Hoftraiteur Heß hat bei dieser Gelegenheit für eine entsprechende Restauration gesorgt. In den Lokalitäten dieses schönen Gartens versammeln sich zu den Goûters gewählte Gesellschaften und bei den Tables d'hôte à la Reine herrscht guter Ton. Es scheint überhaupt, als fänden die Wiener an den bereits mehrere Jahre etwas verwaisten Belustigungsorten Prater und Augarten wieder neues Vergnügen. — Bei dem am 1. Mai vom Prater-Anfang bis zum Lusthause und von da wieder zurük abgehaltenen Wettlaufe der herrschaftl. Läufer erhielt der Läufer S. Durchl. des Fürsten v. Windischgrätz den ersten Preis; er legte den zwei Stunden langen Weg in 42 Minuten zurük. — Bei der im Augarten veranstalteten Preisvertheilung der Akerbau- und Landwirthschafts-Gesellschaft zeigte sich der große Nuzen, den dieser herrliche vaterländische Verein ausübt, wieder auf eine höchst erfreuliche Weise. S. M. der Kaiser und mehrere Glieder des allerhöchsten Hofes waren bei der Vertheilung der Preise gegenwärtig.

Adiaphoros.

Miszellen.

London. Der Lanceston Independent, eine Zeitung von Neu-Süd-Wales, zeigt an, daß die Damen Nemans und Rhudeloff, Künstlerinen von einem europäischen Theater, in Hobart Town engagirt worden sind, und ihr Debut ein höchst glänzendes war; dasselbe Blatt sezt hinzu, man werde in Kurzem mehrere neue Stüke australischen Ursprungs aufführen, und hoffe namentlich viel von dem „Banditen am Rheine.“ Der Gedanke regt sich jezt mit ungeheurer Raschheit. Die Chinesen sollen eine Uebersezung des Penny Magazine mit dessen Abbildungen erhalten; die Irokesen-Indianer haben sich ein eigenes Alphabet erfunden, und übersezen nun in ihre Ursprache die klassischen Werke der europäischen Literatur. Das Chronicle of Singapour meldete lezthin, daß sich ein Bramine mit der Uebersezung der Werke Dantes beschäftige, während die Pariser Zeitungen anzeigen, Vaulthier bearbeite den Confucius. Die Ulemas in Konstantinopel beschäftigen sich mit der

Uebertragung mehrerer europäischer wissenschaftlicher Werke, und Herr von Hammer übersezte eines der Hauptwerke Fazi's (die Rose und die Nachtigall). Semele übersezt das Gulistan Sadi's, Tassi die Hauptwerke des indischen Dichters Vali, und der Kosakenhetman, Fürst Protojos, übertrug die Gedichte Parni's in das Kalmükische. M.

Koblenz. In der Nähe von Koblenz wurde neulich eine anständig gekleidete Leiche im Rhein gefunden. In einem Taschentuche war etwa ein Thaler Scheidemünze eingeknüpft, nebst einem Zettel mit den Worten: „Wer diesen unglüklichen Körper findet, begrabe ihn. Dies seine Bezahlung.“ S.

Paris. Ein Pariser Blatt erzählt: „Die Frau eines Leimsieders zu Bayeux fand kürzlich ihren lieben Mann in einem Wirthshaus vor der Stadt total betrunken, und wollte ihn auf einer Trage nach Haus schaffen. Am Stadtthore wurde sie von den Zollbeamten gefragt, was sie da habe. „Ein Schwein“, antwortete das erzürnte Weib. „Wie schwer?“ „Zwei Zentner.“ Die Erklärung wurde niedergeschrieben und die Frau durfte mit ihrer Fracht passiren. Andern Tags kam ein Zolldiener in das Haus des Leimsieders und verlangte den schuldigen Eingangszoll für 2 Zentner Schweinefleisch; die gute Frau meinte anfangs, es sei nur eine Fortsezung ihres gestrigen Scherzes; bald aber überzeugte sie sich, daß es Ernst war; denn troz aller Versicherungen, das Schwein sei nur ihr vollgesoffener Eheherr gewesen, mußte sie das geforderte Geld bezahlen.“ B.

Straßburg. In Alençon ereignete sich kürzlich ein betrübender Vorfall. Einige Arbeiter waren mit Ausgrabung des Kellers für ein neues Haus beschäftigt, und rissen, um dem Fundament mehr Festigkeit geben zu können, einen Theil der Kellermauern des anstoßenden Hauses weg, die sie später in größerer Dike und Stärke wieder aufführen wollten. Ein alter Offizier, der in dem anstoßenden Zimmer zu ebener Erde krank lag, und eben das Sakrament empfangen hatte, bemerkte, daß die Wände desselben wichen, und erklärte, daß nicht seine Krankheit, sondern der Einsturz des Hauses ihn tödten werde. Die Arbeiter, obgleich gewarnt, sezten ihr Einreißen fort. Die Prophezeihung des Sterbenden traf ein; um 6 Uhr Abends, als er mit seiner Schwägerin allein war, stürzte das Haus ein, und begrub beide unter seinen Trümmern. Die Leichen wurden schreklich verstümmelt hervorgezogen. S.

Für Damen.

Wien. Federn und Blumen sind wohl wesentliche Bestandtheile der Mode, und das ganze Gebiet dieser mächtigen Beherrscherin weiblicher Wünsche gehört diesem Blatte an. In dieser Voraussezung mache ich Sie auf die hier am Graben, Nr. 1133, befindliche Federn- und Blumenfabrik der Frau von Schilde aufmerksam; diese Anstalt verdient, der Vortrefflichkeit, der Eleganz und des Geschmaks wegen, um so mehr die Beachtung der Damen, und der Puzwaarenhandlungen, weil ihre Produkte bereits mit den Pariser Erzeugnissen, zum großten Theile, nur vortheilhaft verglichen werden können, und weil prompte Bedienung und nicht übertriebene Preise gewiß jeden Käufer zu einer dauernden Geschäftsverbindung bestimmen werden. M.

Dampfwagen.

Pesth. Herr Voigtländer ist mit seinem merkwürdigen englischen Damfwagen hier angekommen. Er wird in der Bude am Ausladungsplaz zu sehen sein.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 9.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

39. Sonnabend, 16. Mai. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Alte Wunderhöfe und neue Gaunerindustrie in Paris.

(Beschluß.)

Von den tausend und aber tausend Spielen, welche die niedere Pariser Industrie treibt, um eine gleichmäßigere Vertheilung der Glüksgüter zu bewirken, hier noch eins.

Während der Julitage des verflossenen Jahrs war abermals große sogenannte Volksbelustigung in den elysäischen Feldern. Es ist ein Jammer, anzusehen, womit sich das gute Volk belustigen muß, und manche dieser Spieler sind der Zivilisation des Mittelalters nicht unwürdig. Dasjenige, von dem ich sprechen will, muß aber wohl eine Ausnahme machen, denn wir finden es in allen Kreisen des Pariser Lebens zu Hause. In einem weiten Kreise, der hauptsächlich von Landvolk, Soldaten und einer Menge jungen Bauermädchen gebildet war, erblikte ich eine Frau, welche auf einem Stuhle stand und durch ein langes Rohr, von der Gestalt eines Schweizer Kuhrohrs, mit trichterförmiger Mündung, einer hübschen jungen Bäuerin in das Ohr wisperte. Es war eine Wahrsagerin, die statt des Dreifußes einen gewöhnlichen Schemel bestiegen hatte, so daß die Bäuerin, den Trichter am Ohr, die göttliche Kunst immerhin von oben herab empfing. Ich sah dem Dinge lange zu. Merkwürdig war mir die Unbefangenheit, mit der die ganze Versammlung das Spiel betrachtete. Ich musterte die Gesichter: keine Spur von lächelndem Spott, kein Zug von wizelndem Hohne, Alles voll Andacht und Aufmerksamkeit. Um sich davon zu überzeugen, brauchte man nur zu beobachten, mit welcher Ungeduld Alle dem Augenblik entgegensehen, wo die Reihe, ihr Glük zu vernehmen, an sie kommt, wie sie sodann mit frommer Miene den Hut abnehmen, wenn es Männer sind, das Schnupftuch herausziehen, sich den Schweiß von der

Stirm wischen und sodann mit offenem Ohr und Munde, stierem Auge und gehaltenem Athem den hohlen Tönen der Sybille lauschen.

Ich sagte eben, die Spielenden können es kaum erwarten ihr Glük zu vernehmen, denn es versteht sich von selbst, daß sich durch die Sehergabe der Wahrsagerin den Horchenden nur Glük und Segen offenbart. Nur das Mehr oder Minder kann in Frage kommen und hängt davon ab, welche Ansprüche sich der Anfragende von Beginn des Orakels baar erkauft hat. Das Alles sieht und hört er so gut wie jeder fremde Zuschauer, dennoch drängt er sich ungeduldig zu und läßt sich stundenlange das Warten gefallen, wie vor der Thüre des Theaters. Merkwürdig ist ferner die edle Dreistigkeit, mit welcher diese sichtbaren Priesterinen der geheimnißvollen Zukunft ihr unverschleiertes Spiel treiben. Wie viel der Wißbegierige ungefähr bezahlen könne oder wolle, demgemäß wie viel Glük er zu erwarten habe, sieht ihm die Wahrsagerin mit geübtem Auge an, oder sie entnimmt es aus einigen Fragen, die sie an ihn stellt. Darnach werden die Farben des Schiksalsgemäldes gemischt; sie sind mehr oder minder bunt, der Bericht ist ausführlicher oder kürzer, je nachdem der Lohn ausgefallen. Ist einmal das Wahrsagerhorn an Ohr und Mund angesezt und die Redemaschine aufgedreht, so geht die Sache ihren hergebrachten Gang, und die Neugierde, mit welcher die Wahrsagerin auf dem Stuhle ihre Blike rings umherlaufen läßt, zeigt deutlich, daß sie an etwas ganz anderes denkt, als an die verborgenen Schiksalsfäden dessen, welcher in gläubiger Einfalt vermeint, für den Betrag von 10 Sous in die Zukunft schauen zu dürfen.

Seit dem eben beschriebenen Schauspiele in den elysäischen Feldern habe ich oft mit Vergnügen eine Karrikatur von Charlet betrachtet, die einem ähnlichen Auftritte ihre Entstehung verdankt. Der Bauernjunge im Soldatenroke, Rekrut genannt, ist in Frankreich, wie allenthalben, das naivste, leichtgläubigste Geschöpf unter der Sonne. Der vornehmste Charakterzug desselben ist eine unbegrenzte, unglaubliche Eitelkeit auf seinen Rok und seine Person, und das riesenmäßig Fabelhafte ist ihm genehm und glaubwürdig, sobald es diese seine Eigenliebe kizelt. Im Frieden träumt er in Paris von vornehmen Weibern, Gräfinen und Prinzessinen, die sich in ihn verlieben und die ihn zum Glüklichsten der Sterblichen machen. Einstweilen und in Erwartung dieser Glüksonne knöpft er seine Kamaschen und macht links und rechts, und um dem trägen Glüke nachzuhelfen, bringt er von Zeit zu Zeit sein leztes 20 Solstük zu der Wahrsagerin oder Kartenschlägerin. Hier fehlt es natürlich an Prinzessinen und Königinnen nicht, und er hat deren, so viel er will. Auf der Karrikatur von Charlet sehen wir nun einen jungen Soldaten vor einem Wahrsager in buntem, geheimnißvollem Anzuge, der ihm mit hochwichtiger Miene sein zukünftiges Schiksal mit folgenden Worten verkündet: „Eine vornehme, reiche, mächtige Prinzessin verliebt sich sterblich in einen jungen französischen und blonden Korporal auf der Parade; sie läßt ihn entführen und in ihre Staaten bringen, wo er freie Wohnung, freie Kost und freie Wäsche hat.“ Und während der junge Korporal in bausbakiger Glorie seiner zukünftigen Größe horcht und sich in der Erhebung über seine Kameraden gefällt, stielt ihm der Hanswurst das Schnupftuch aus dem Czako, den er aus Ehrfurcht vor einer so wichtigen Person abgezogen hat, er, der sonst überall

fürchtet, der Soldatenehre etwas zu vergeben, wenn er anders als mit bedektem Haupte erschiene.

Im Garten von Tivoli versammelt sich an den lieblichen Sommerabenden eine große, glänzende Gesellschaft der Pariser schönen Welt. Der ganze Flor an hübschen Weibern ist daselbst beisammen. Man findet daselbst Spiele aller Art, Theater, Marionetten, Taschenspielerkünste, Scheibenschießen, Ringstechen, Musik und Tanz, für eines Jeden Geschmak. In einem besonders eingerichteten Winkel des Parks, in vornehmer Zurükgezogenheit sizt ein Wahrsager in orientalischem Gewande, mit kabbalistischen Zeichen bedekt und im Zaubergürtel. Seine Kunst ist auf dem Anschlagzettel verkündet, und auf ein bestimmtes Zeichen verfügt sich das Publikum zu ihm, um zu sehen und zu hören, wie es so eben vor dem Marionettentheater gesehen und gehört hat. In den elysäischen Feldern, unter all dem gemeinen Volke, sich vor den Stuhl eines plumpen Betriegers stellen, um sich für einen Franken das Schiksal verkünden und sein Geld stehlen zu lassen, das ist trivial, einfältig und pöbelhaft; im Garten von Tivoli, in anständiger Gesellschaft, bei Musik und Spiel und glänzender Beleuchtung, das ist was anderes. Die Form schüzt ein wenig gegen die Lächerlichkeit, und am Ende kann man doch so eigentlich nicht wissen, ob der Mann nicht wirklich wahrsagt.

Steigen wir eine Stufe höher. In der Rue de Tournon, in der Vorstadt St. Germain, kann man jeden Tag zu einer bestimmten Stunde eine Menge Leute in ein gewisses Haus eingehen und Equipagen vor demselben halten sehen, wie vor einem Wechselhause am Zahltage, oder einem Ministerpalaste zur Stunde der Audienz. In diesem Hause wohnt die berüchtigte Kartenschlägerin Lenormand, bekannt in ganz Paris, die ihr Wesen offen und frank treibt wie einen gewöhnlichen Handel. Sie nennt sich Buchhändlerin und Verlegerin, ist aber ihres wahren Gewerbes eine Kartenschlägerin und bedient als solche Klein und Groß gegen und nach Gebühr. In den Vorzimmern ihrer geschmakvoll und reich eingerichteten Wohnung werden die Eintretenden von der Dienerschaft empfangen, welche ihnen anempfiehlt, die Schuhe zu reinigen, damit sie die Fußteppiche der Herrin nicht beschmuzen. Im Salon selbst harrt die Wunderfrau in gothischem Anzuge, und ihre erste Frage ist: Für wie viel wollen Sie das Spiel gemacht haben? Je nachdem die Antwort ausfällt, für zehn, zwanzig, dreißig, fünzig, hundert Franken, wird auch das Spiel einfach oder komplizirt angelegt. Das findet das vornehme Publikum so gut in der Ordnung, wie der Rekrut die ganz analoge Frage der Wahrsagerin in den elysäischen Feldern. Für zehn, fünfzehn Franken hat man begreiflicherweise nur ein sehr gewöhnliches Glük, allein da die Hauptbesucher der Lenormand reiche und vornehme Standespersonen sind, so thut auch hier die Eitelkeit das Ihrige, und man bezahlt gut und viel um die Wette, und, was noch viel merkwürdiger ist, man glaubt an die Sprüche der Kartenschlägerin. Kurze Notizen über Namen und Vaterland des Anfragenden, über seine Lieblingsneigungen, die Thiere und Farben, welche er besonders liebt, ein Blik auf die Linien der hohlen Hand, mehr braucht es nicht, um die dunkle Zukunft zu enthüllen, und z. B. einem Kavallerieoffizier vorauszusagen, daß er in kurzer Zeit einen ruhmvollen Feldzug machen und zum Obersten vorrüken werde. Ich kenne Damen in Paris, welche vor je-

der wichtigen Angelegenheit ihres Lebens — und was ist nicht wichtig in dem Leben einer Dame? — sich die Karten schlagen lassen, und erst vor Kurzem versicherte mich ein sonst geistreicher Franzose, jeden Morgen beginne er sein Tagewerk damit, die Karten um Aufschluß zu fragen, und niemals, seit zehn Jahren, haben sie ihm gelogen. Zugleich erzählte er mir, wie er die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß ihm schon lange ein Unglük zugestoßen, so oft er ein frisches Hemd angezogen. Ich fragte ihn, warum er seit dieser merkwürdigen Wahrnehmung noch ein frisches Hemd anlege? Aber man richte nicht allzustreng den Rekruten in den elysäischen Feldern, die kokette Schöne in dem Garten von Tivoli und die große Dame bei der Lenormand in der Rue de Tournon. Man vergesse nicht, daß die Chronik von Paris von einem Besuch spricht, welchen Pitt und Mirabeau zu Anfang der französischen Revolution der damals im größten Rufe stehenden Kartenschlägerin abgestattet, wobei die beiden Staatsmänner sich unter dem nämlichen Dach, und zwar unter dem Dache einer alten Hexe, begegnet haben.

Physionotype des Herrn Sauvage.

Man spricht seit einiger Zeit von einer neuen Methode menschliche Gesichtszüge auf mechanische Weise vollkommen und genau mittelst eines Instrumentes wiederzugeben, welches von Hrn. Sauvage erfunden, und von ihm mit dem Namen Physionotype belegt worden ist. Wenn die glükliche Idee, welche Hr. Sauvage hatte, auch erst im Entstehen ist, so leistet sie doch bereits jezt schon einen Theil dessen, was sie verspricht; die Erfahrung wird sie ohne Zweifel zur Vollkommenheit bringen, und uns in ihr eine vortreffliche Methode an die Hand geben, nach der wir uns nach aller Genauigkeit die Gesichtszüge jener, die uns theuer sind, verschaffen können.

Die Idee der Physionotype ist, wie wir nicht nur im Publikum, sondern in den Werkstätten des Hrn. Sauvage selbst hörten, nicht neu; allein die Anwendung derselben ist so sinnreich und zugleich so neu, daß diesem Manne derselbe Dank gebührt, als wäre die erste Idee selbst von ihm ausgegangen. Der Physionotype beruht nämlich auf einer glüklichen Anwendung des Verfahrens, dessen man sich bedient, um die Figuren aus den Gobelinstapeten, die Desseins auf den Shawls ꝛc. zu erhalten. Bei der Gobelinsarbeit sowohl, als beim Zeichnen der Shawls wird die Verschiedenheit der Desseins nämlich mit Hilfe durchlöcherter Pappendekel erzeugt, in deren Löcher Nadeln gestekt werden, die der Arbeiter nach Belieben verstekt, indem er einer vorher auf Kanevaß verzeichneten Zeichnung folgt. Das Instrument des Hrn. Sauvage ist in seiner Anwendung weit einfacher, als das von den Shawls- und Teppichwebern befolgte Verfahren.

Man denke sich eine Platte aus Weißblech, welche in einer ovalen Form und in einer etwas größeren Ausdehnung als zum Verzeichnen des Umrisses eines menschlichen Gesichtes nöthig, gleich einem Kaffefilter mit vielen, aber noch kleineren und noch gedrängteren Löchern versehen ist. Man denke sich ferner, daß in einer Entfernung von einigen Centimetern von einander zwei solche Platten angebracht sind, deren Löcher auf einander passen, und daß in

jedes dieser Löcher eine 5 bis 6 Zoll lange stählerne Nadel eingesezt ist, die sich mit großer Leichtigkeit in den Löchern der beiden Metallplatten bewegt. Wenn alle diese Löcher mit den gleich langen, und an den Enden rechtwinkelig abgeschnittenen Nadeln besezt sind, so wird auf diese Weise von den Nadeln eine ebene, senkrechte Fläche gebildet, die unter dem geringsten Druke eine große Beweglichkeit besizt, die jedoch auf keine andere Art, als durch den hiezu erforderlichen Druk in Unordnung gebracht werden kann.

Wenn nun sämmtliche Nadeln auf eine und dieselbe Höhe gestekt sind, und der Physionotype senkrecht an einer Schnur aufgehängt worden ist, so nähert sich die abzubildende Person mit ihrem Gesichte den Nadeln, und übt damit so lange einen Druk auf dieselben aus, bis das Profil dadurch vollkommen in die zurükweichenden Nadeln gedrükt ist. Durch dieses mechanische Verfahren werden sämmtliche Nadeln, die mit dem Gesichte in Berührung kamen, eingedrükt: und zwar je nach den Zügen die einen mehr, die anderen weniger. Da nun die Nadeln nicht so leicht beweglich sind, daß sie durch jede Bewegung der Platten in Unordnung gerathen, so erhellt, daß der hohlen abgedrukten Figur der einen Seite auf der anderen Seite eine erhabene Figur entspricht, welche genau dieselben Züge darbietet, die das Gesicht während des Abdrukes selbst hatte. Um sich eine noch deutlichere Idee von diesem Verfahren machen zu können, denke man sich eine mit höchst feinen, aber 6 Zoll langen und beweglichen Steinen besezte Oberfläche; drükt man das Gesicht auf diese Steinchen, so erhält man einen vollkommenen Abdruk davon, und gießt man in diesen hohlen Abdruk dann Gyps, so erhält man einen erhabenen Abdruk. Auf dieser Idee beruht der ganze Mechanismus der sogenannten Physionotype.

Wir glauben, daß Jedermann den Mechanismus des Instrumentes hienach leicht begreifen wird, obwohl wir über die übrigen Einrichtungen desselben eigentlich nur unsere Vermuthungen mitzutheilen im Stande sind. Die Nadeln befinden sich in einem Gehäuse; sie sind befettet und leicht erwärmt, damit sie keinen unangenehmen Eindruk auf das Gesicht machen; so wie sie eingedrükt werden, drükt ihre innere Oberfläche auf eine aus einer Haut gebildete Scheidewand, welche höchst nachgibig ist, und hinter der sich zergangener oder geschmolzener Talg befindet. Wenn daher der Talg in dem Augenblike, in welchem das Relief der eingedrükten Nadeln einen hohlen Abdruk in demselben erzeugt, zum Erstarren gebracht wird, so erhält man auf diese Weise einen Model, von welchem man dann Gypsabgüsse machen kann. Der zwischen dem geschmolzenen Talge und den Nadeln befindliche Körper ist so dünn, daß selbst die unbedeutendsten Narben deutlich abgedrükt werden. Man erhält auf diese Weise nicht nur Profile, sondern, wenn man das Gesicht von drei verschiedenen Seiten nimmt, kann ein etwas gewandter Künstler auch sehr leicht vollkommene und sehr gut getroffene Büsten danach verfertigen.

Das ganze Instrument besteht aus einem ovalen Kästchen von 2 Zoll Dike, 11 bis 12 Zoll Länge und 6 bis 7 Zoll Breite; es ist in drei Theile abgetheilt, von denen der erste mittelst der Nadelhälter von dem zweiten, und der zweite durch die erwähnte dünne Haut von dem dritten getrennt ist, in welchem sich wahrscheinlich der flüssige Talg befindet. Sollten die Züge nicht gleich auf das erste Mal vollkommen genau abgedrükt scheinen, so lassen sich

die Nadeln mit einer Art von Walze alsogleich wieder in ihre frühere Stellung zurükbringen.

Das Instrument des Hrn. Sauvage gibt Abdrüke, welche mit dem Originale die höchste Aehnlichkeit haben, wie dies die in seiner Werkstätte aufgestellten Profile zeigen; allein in den meisten Gesichtern bemerkt man eine Art von Furcht oder Affektation, was wohl von dem Eindruke herrühren dürfte, den das Verfahren auf das abzubildende Individuum macht; auch schienen uns die Gesichter meistens etwas gegen den Hals geneigt, was sich leicht aus der Biegung erklären läßt, die man dem Halse gibt, während man das Gesicht auf die Nadeln drükt. Wir würden daher an Hrn. Sauvage's Stelle immer erst den zweiten oder gar den dritten Abdruk nehmen, damit das Individuum sich mehr an den Eindruk, den das ganze Verfahren auf dasselbe macht, gewöhne und folglich in natürlicherem Zustande erscheine. Die hierauf verwendete Zeit wäre gewiß nicht so bedeutend, als daß man diesen Rath nicht mit Vortheil befolgen könnte. Wir würden ferner das Instrument lieber gegen das Gesicht, als umgekehrt das Gesicht gegen das Instrument bewegen lassen, indem die Haltung des Körpers dadurch weniger verändert wird. Die Oeffnung des Auges, welches während der Abnahme des Profiles geschlossen werden muß, geschieht von dem Künstler, der das Ganze ausbessert; daß hiebei die gewöhnlichen Fehler geschehen können, versteht sich von selbst.

Ist man im Stande mit diesem Instrumente alle jene Gefühle, die das Gesicht auszudrüken vermag, und die ein gewandter Bildhauer gleichfalls mehr oder weniger darzustellen weiß, wiederzugeben? Wir glauben nicht; dessenungeachtet ist und bleibt aber der Physionotype ein höchst schäzbares Instrument, indem wir uns mit demselben mit Leichtigkeit die Züge eines jeden und theuren Individuums verschaffen können: und zwar auf eine viel schnellere und weniger mühsame Weise, als durch das bisher übliche Abgießen in Gyps.

Ohne unsere Kritik des neuen Instrumentes hier weiter treiben zu wollen, bemerken wir hier nur noch, daß Hr. Sauvage den unangenehmen Geruch nach Talg, den dasselbe hat, leicht beseitigen könnte. Der Erfinder weiß jedoch gewiß schon die meisten der Mängel, die wir hier berührten, und er wird seine Entdekung um so mehr mit jedem Tage zu vervollkommnen wissen, als er sich zur Ausbeutung derselben im Großen kürzlich mit Herrn Emil Girardin verband.

Kean und Rae.

Bei der ersten Probe von „Richard III." fragte Rae, der den Richmond spielte, seinen Gegner, da er nicht glaubte, daß dieser ein besserer Fechter sei als er selbst, „wo er ihn treffen solle." — „Wo Sie können, Sir," entgegnete Kean, und er soll den armen Rae eine Viertelstunde lang auf der Bühne herumgetrieben haben, ehe er sich treffen ließ.

Der hat in fünf Tagen viel erfahren.

Ein Engländer verlor seine Frau am Dienstage, er ließ sie am Mittwoch begraben, heirathete am Donnerstage eine andere, die ihm aber schon am

Freitage ganz unerwartet einen Sohn gebar, worüber sich der gute Engländer so alterirte, daß er sich am Samstage aufhing.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Pesth. Hr. und Mad. Rettich, k. sächsische Hofschauspieler, und Herr Beyer, k. baierische Hofsänger, sind hier angekommen. Auch Hr. Pauly von Dresden wird künftige Woche hier erwartet; lezterer dürfte aber schwerlich hier Gastrollen geben. Seine Reise hat einen anderen, wichtigern Zwek. —l.

Aus Italien. In Genua, im Theater Carlo Felice, und zu Turin, in jenem d'Angennes', hat Ricci's: „Avventura di Scaramuccia", am Ostermontage gegeben, Glük gemacht; dort, mit den Damen Demery und Alberti, und Hrn. Scalese, und Basadonna, hier mit den Sängerinen Micciarelli-Sbriscia und Scheggi, und den Sängern Linari-Bellini und Scheggi. Morosini's Ballet: „Le nozze al castello", das zu Genua gleichzeitig in die Szene ging, wurde unbarmherzig ausgezischt. — „Chiara di Rosemberg" ward zu Bologna nicht sehr günstig aufgenommen, am ungünstigsten der Buffo Spata in selber. Der gute Mann ist stimmlos. — „Malek-Adel" heißt die vor wenigen Tagen zu Cremona aufgeführte Oper eines dortigen Einwohners: Bergonzi. Seine Tochter betrat in selber als Prima Donna zum Enstenmale die Bühne. Beide Kinder, wurden zwar etwas schwach befunden, fanden aber im Ganzen dem Sprichworte zuwider, nemo propheta in patria, günstige Aufnahme. — „Torquato Tasso" von Donizetti hat seinen Namen bei der im Theater St. Carlo zu Neapel jüngst stattgefundenen Erscheinung in „Sordello il Trovatore" verändert. Der Bariton Ronconi, für welchen die Hauptrolle geschrieben ist, debütirte darin selber mit vielem Glüke. — Das Theatro nuovo derselben Stadt, hat durch den Kompositeur Aspa, in der komischen Oper: „Il venti d'Agosto" eine willkommene Gabe erhalten. — Zu Bologna befinden sich in diesem Augenblike einundzwanzig erste Sängerinen, dreizehn erste Tenore, zwölf erste Bässe, sechs erste Buffi, und fünf Balletkompositeurs, ohne Beschäftigung. Sie gehören fast alle in die Klasse hoher Mittelmäßigkeit. (Echo.)

Miszellen.

Frankfurt. Ein Lotteriekollekteur in Frankfurt hatte für seine Abnehmer Interimsloose zu der dortigen Stadtlotterie druken lassen, den Originalloosen selbst in der Unterschrift und den Stempeln möglichst ähnlich, nur daß in einem Stempel das Wort „Interimsloos" mit sehr kleinen Buchstaben, blos bei sehr genauer Ansicht bemerkbar, eingerükt war. Der Vorfall kam zu gerichtlicher Untersuchung, der Kollekteur ward zu halbjähriger Zuchthausstrafe, der Buchdruker zu einer Geldstrafe von 60 Rthlr. verurtheilt; der erstere hat dagegen appellirt. G.

Bologna. Hier sind jezt zwei weibliche Professoren, eine (r) liest über Jurisprudenz, die andere über die Chirurgie. Im 14ten Jahrhunderte

lehrte schon Novella di Andrea das kanonische Recht, aber hinter einem Vorhange, weil sie schön war, und befürchtete, ihre Reize möchten der Aufmerksamkeit schaden. Welche Selbstverläugnung. T.

Paris. Eine Gesellschaft von mehr als 40 französischen Schriftstellern, die sich in Paris gebildet hat, um unter dem Titel: théatre européen, die dramatischen Meisterwerke aller europäischen Nationen in treuen Uebersezungen herauszugeben, hat mit Chalderon's „Arzt seiner Ehre", und mit Sheridan's „Kritiker" begonnen. Das nächste Stük soll Körner's „Nachtwächter" enthalten. Die Zusammenstellung ist wenigstens pikant. B.

Paris. Hier ist kürzlich ein Roman von Corbière erschienen, welcher den sonderbaren Titel führt: „Zwei Löwen für eine Frau." — Eine Pariser Hebamme, Madame Jullemier, hat, „authentische Denkwürdigkeiten einer Hebamme" herausgegeben. B.

Der Modenkurier.

(Paris, 3. Mai. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!"

1. Obwohl Long-Champ schon seit einiger Zeit eröffnet ist, so erlaubt die theils kühle, theils regnerische Witterung noch nicht, daß sich die Sommermoden ganz entfalten, und wir sind darauf beschränkt, nur einige wenige zum Vorschein gekommene Neuigkeiten zu erwähnen. Strohhüte sahen wir mehrere, die eben so schön als einfach in ihrer Eleganz waren. Sie haben große Formen, geben das Gesicht ganz um, haben seitwärts eine Rosette und manchmal eine Blume.

2. Wir bemerkten zwei treffliche Hüte; einer war von italienischem Stroh, mit einem Sonnenwendebouquet geziert, das aus einer strohgelben und lilas gestreiften Rosette hervorging. Der Andere war von Reisstroh (Bast), der nichts weiter als weiße Bindbänder und rund um der Kappe einen Epheuzweig hatte.

3. Die strohgelben, zitronengelben, weißen oder grünen Coulissen-Kapoten, mit einer doppelten Rosette geziert, sieht man in großer Anzahl.

4. Heuer sind die Kleider glacirt und die Hüte von glattem Poult de Soie. Der italienische Taffet, den man zu Morgenüberröken verwendet, hat einen Perlmutter-Reflex, während die Grosgrains-Bänder eine sanfte Farbe ohne allen brillanten Reflex haben.

5. Die auffallendste Neuigkeit sind die neuen Taffet-Shawls. Denjenigen, welchen wir sahen, war von mattschwarzem Doppel-Poult-de-Soie, mit pistaziengrünem Taffet gefüttert, mit einer schwarzen Spize eingefaßt und mittelst einer Camäen-Nadel an den Gürtel befestigt. Diese Shawls sind bestimmt, die Mantelets zu ersezen; aber sie dürften wohl über den wärmern Sommer beseitigt und erst gegen den Herbst wieder vorgenommen werden.

6. Heuer gedenkt man noch die Spizen beizubehalten, desto sicherer aber werden sie künftiges Jahr ganz verlassen werden. Die großen Mousselinkragen, mit Malinen- oder Point-Spizen garnirt, erhalten sich noch.

Modenbild. Nr. 20.

Pariser Anzüge vom 3. Mai. Die stehende Dame: Reisstrohhut mit Federn geziert. Kleid von gestiktem Mousselin mit Bandschleifen geziert. Die sizende Dame: Reisstrohhut mit Blumen geziert. Kleid von Seidenzeug. Stuhl von hohlem Eisen.

Für Damen.

Das beliebte und bewährte, die Haut zart und weiß machende Schlangen-Bad-Wasser ist bereits frisch angelangt, und ist bei Vincenz Kramolin, Apotheker in Ofen, Christina-Stadt, die Flasche zu 30 kr. C. M. zu bekommen.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.

40. Mittwoch, 20. Mai. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Canova's erste Liebe.

Der berühmte Bildhauer Canova begann seine Studien in Rom in dem Hause Volpatti's als Kupferstecher. Als ein blöder, linkischer junger Mensch fühlte er sich beim ersten Eintritt zu seinem künftigen Meister nicht wenig beklommen, und seine Scheu wurde durch das Benehmen des eben beschäftigten Volpatti um nichts vermindert. „Warte nur, sagte er, ich will gleich mit dir sprechen.“ Canova betrachtete indeß die manigfachen Gegenstände, welche das Zimmer enthielt, von denen ihm jedoch ein junges Mädchen, das dem Künstler eben saß, bei weitem der interessanteste war. Das Mädchen saß indeß nicht, wie hier, dem allgemein angenommenen Ausdruk zufolge, eben gesagt wurde, sondern es stand vielmehr, mit dem einen Fuß vorwärts schreitend und den Kopf zur Hälfte herumgewendet; die Maske und der zerbrochene Stab in ihrer Hand bezeichneten die Jungfrau als „Thalia,“ und wirklich eigneten der schalkhafte Zug in dem offenen freundlichen Gesicht und die kindliche Fröhlichkeit in ihrem ganzen Wesen sie vollkommen zu dem Ideal der heitern Muse. Eine Stunde lang stand sie unverrükt in dieser Stellung und beobachtete indeß mit heimlicher Schadenfreude den blöden Jünger. Während ihres ganzen glüklichen Lebens hatte sie vielleicht noch nie so lange ruhig auf Einer Stelle gestanden, endlich aber verließ sie die Geduld, sie warf Maske und Stab von sich, fiel zu nicht geringer Verwunderung des schüchternen Canova dem alten Künstler um den Hals und sagte: „Heute nicht mehr, lieber Vater, ich bin es herzlich müde Thalia zu sein, und willst du durchaus fortarbeiten, so magst du mich nur als eine schlafende Nymphe malen.“ Volpatti warf seinen Pinsel weg und erwiderte: „Du bist ein eigensinniges Mädchen, doch wenn du wirklich müde bist, so geh nur und ruhe aus; — aber warte noch einen Augen-

blik, ich hätte gern, daß das Haar noch vollendet würde, ehe du es anders ordnest. Rufe Raphael."

Das Mädchen öffnete eine Thüre, durch welche Canova ein halbes Duzend junger Menschen vor ihren Staffeleien sizen sah und rief: „Raphael Morghen!" Der Gerufene trat ein; an seinem Aeußern zeigte sich nichts Auffallendes, einen schelmischen Blik ausgenommen, den er der Tochter seines Meisters zuwarf. Er sezte sich vor das Gemälde und fuhr fort an dem goldenen Haar zu arbeiten, während sich Volpatti zu dem neuen Ankömmling wendete, als ob er jezt erst seine Anwesenheit bemerkte und mit ihm über seine Studien sprach. Volpatti durchschaute bald das Talent Canova's und nahm ihn in sein Haus, wo er mit Raphael, dessen Lehrjahre bereits zu Ende waren, in freundschaftlichem Einverständnisse lebte, obschon die beiden jungen Leute einander gänzlich unähnlich waren; denn Raphael, seiner männlichen Schönheit sich bewußt, benahm sich eben so frei und angenehm, als Canova scheu und linkisch war. Nur der Meister wußte ihn zu schäzen, und oft, wenn er die höhnischen Blike der Mitschüler bemerkte und ihm dann eine neue Schönheit in den Arbeiten Canova's auffiel, sagte er: „Kümmere dich um nichts, das hier wird leben, wenn die Andern längst vergessen sind." Volpatti schenkte seinen Schülern im Ganzen wenig Aufmerksamkeit, höchstens widmete er ihnen zwei bis drei Stunden des Tages, Canova und Raphael aber waren seine Lieblinge und durften stets um ihn sein. Ihnen war die seltene Gunst gestattet, zuweilen das schöne Gesicht seiner Tochter Dominica zu zeichnen oder zu modelliren, und wirklich ließ Raphael sich einst verlauten, daß nur dies ihn bewege, so viele Zeit auf seine Studien zu wenden.

Die beiden jungen Leute konnten unmöglich lange in der Gesellschaft des reizenden Mädchens leben, ohne ein anderes Gefühl als bloße kalte Bewunderung für sie zu empfinden; sie wurden Nebenbuhler in der Liebe und in dem Streben nach Ruhm. Raphael flüsterte dem Mädchen süße Worte in das Ohr, Canova aber, bei dem das Gefühl der Ehre und Rechtlichkeit vorherrschte, wendete sich an den Vater. Volpatti selbst war unentschieden; er liebte Canova seines sanften anspruchlosen Benehmens wegen, allein er fühlte gar wohl, daß Morghens Persönlichkeit mehr geeignet sei, das Herz eines Mädchens zu gewinnen. „Bewerbt Euch um ihre Liebe, sagte er endlich, Ihr habt beide gleiche Ansprüche und gleiche Liebe zu meinem Kinde. Ich schlage Euch einen Wettstreit vor: Dominica soll Euch sizen, malt beide ihr Bild, und wem dies am besten gelingt, der hat bei seiner Bewerbung um ihre Gunst meine Einwilligung."

Die beiden Jünglinge waren mit dieser Entscheidung zufrieden; Canova sezte ein bescheidenes Vertrauen in seine Kräfte und Raphael hatte seine besondern Gründe des Erfolgs sicher zu sein. Dominica ihrerseits faßte ihren Entschluß; sie wollte als eine Tochter Erisichthons gemalt sein, die, um ihres Vaters Armuth zu lindern, mehrere Gestalten annahm, damit er sie zu wiederholtenmalen verkaufen könne. Zuerst ward sie als junge Sklavin verkauft, und kaum war das Geld erlegt, so verwandelte sie sich in eine weiße Taube und flog davon. Es lag ein Muthwille in dieser Aufgabe, der Dominica's Charakter ganz angemessen war. Der Kontrast zwischen ihrem schalkhaften Gesicht, die Behaglichkeit Erisichthons und die Begierde des Käufers

gaben Stoff zu einem recht artigen Gemälde, den Raphael, von Hoffnung belebt, wohl zu nüzen gedachte.

Gegen Canova war Dominica indeß nicht so willfährig; sie wußte nicht, welche Gestalt sie wählen sollte. Heute wollte sie als Proserpina, morgen als Hebe gemalt sein, und als endlich der Vater darauf bestand, daß sie den beiden Bewerbern freies Spiel und gleiche Zeit gönnen müsse, änderte sie ihre Züge so oft, indem sie bald lustig, bald traurig aussah, bald die Augen schloß und dann wieder die Lippen einkniff, daß der arme Canova in Verzweiflung seinen Pinsel wegwarf und erklärte, es sei ihm unmöglich, dieses dem Proteus ähnliche Gesicht zu malen. Versuche es bei Nacht, flüsterte ihm endlich die Hoffnung zu, und Canova gehorchte der Eingebung. Er blieb Nachts ganz allein auf, rief sich die Züge des himmlischen Gesichts, das er so oft betrachtet hatte, ins Gedächtniß, zeichnete, löschte wieder aus und zeichnete, stets mit sich selbst unzufrieden, immer aufs neue, bis sein Werk dem Original immer näher und näher kam. — Dominica wünschte sich indeß Glük zu dem guten Erfolg ihrer Kriegslist, und der gute Volpatti, der eine geheime Neigung für Canova hegte, schüttelte den Kopf und sagte: „So geht's nicht, Antonio, du mußt's noch einmal probiren.“

An dem bestimmten Tage wurden die beiden Gemälde dem öffentlichen Urtheil ausgestellt; sie hingen neben einander, durch einen diken Vorhang verdekt, bis die Kenner von Rom versammelt wären. Endlich füllte sich der Saal; Canova, Volpatti und Raphael standen beisammen, der leztere mit dem Ausdruk voller Zuversicht auf seinem Gesicht, die ihm die Geringschäzung gegen seinen Nebenbuhler einflößte, Canova aber mit einer Angst, die Begierde nach Ruhm allein wohl nie in ihm erregt hätte. Endlich wurde der Vorhang weggezogen; auf der einen Seite erschien Erisichthons Tochter kostbar gekleidet, wie sie ihrem Käufer die Hand reicht, und zugleich, ihres Entkommens gewiß, einen spöttischen Blik auf ihn wirft. Auf der andern stellte sich Dominica dem Beschauer im einfachen weißen Kleide dar, eine Blumenguirlande in der Hand. Der Liebhaber hatte einen Theil seiner eigenen Herzensreinheit auf das Werk seiner Hand übertragen; das Bild schlug die Augen mit einem unnachahmlichen Ausdruk von Bescheidenheit zu Boden, die ihm die Gunst aller Anwesenden gewann. Volpatti drükte Canova's Hand an sein Herz und rief: „Du hast ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen, du allein!“ Die ganze Versammlung stimmte dem Vater bei, und ein alter Künstler gab der Sache dadurch den Ausschlag, daß er sagte: „Morghen hat die Tochter Volpatti's als Sklavin gezeichnet, Antonio aber hat sie zur Göttin erhoben.“

Man ging nach Hause; als aber der Vater seiner Tochter Canova als ihren künftigen Gatten vorstellte, erbleichten des Mädchens Wangen und ihre Augen füllten sich mit Thränen, die das Herz ihres Liebhabers im Innersten verwundeten. Dominica wurde indeß bald ruhiger, und von dieser Zeit an ließ sie keine Abneigung mehr gegen Canova bliken, weil sie den Vater liebte und ehrte und ihm zu gehorchen entschlossen war. Nur ein einziges Mal gab sie den Gefühlen ihres verwundeten Herzens nach. Es war am Vorabend ihrer Vermählung: sie saß in der Verandah hinter dem Hause, Raphael über sie geneigt, denn er hatte sie so herzlich um diese lezte Zusammenkunft gebeten, daß sie seiner Bitte nicht zu widerstehen vermochte. „Wenn der, dem du geopfert

wirst, Dominica, sagte Raphael, nur kein solcher Bauernlümmel wäre, so würde ich mich weniger grämen." — „Ach, erwiderte Dominica, und wenn du dich auch minder hart über ihn äußertest, so bliebe doch immer noch genug an ihm zu tadeln. Der Vater sagt, er sei geschikt; ich wollte, er wäre es weniger und gliche mehr dir, Raphael. Er kann nicht ohne Stottern mit mir sprechen, und wenn er mich verliebt anblikt, so kommt er mir vor wie eine Kaze, die nach zweitätigem Fasten nach einer jungen Maus schielt." — „Du bist zu nachgibig, Dominica; warum sagst du ihm nicht rund heraus, daß er ein Tölpel ist, den du nicht ausstehen kannst?" — „Nein, Morghen; es ist meines Vaters Wille, und der, für den ich allein lebe, soll nie durch sein Kind gekränkt werden. Ich will ihm gehorchen; nie soll Antonio erfahren, wie ich von ihm denke, und bin ich mit ihm verbunden, so will ich thun, was ich vermag, um ihm zu gefallen. Ach warum hat er doch weniger Gefälliges in seinem Betragen als der Bäkergesell, der sich dort über die niedere Mauer lehnt und der meinem Mädchen den Hof macht. Es heißt, Canova sei ein Bauer aus Bassano, ach, warum ist er es nicht geblieben!" — „Ach ja wohl, wäre er es nur geblieben," antwortete der vermeinte Bäkergesell, indem er sich umdrehte, seinen herabgekrämpten Hut abnahm und Canova's Züge sehen ließ, „dann hätte er sich die bittere Kränkung erspart, von der sich verspotten zu hören, die ihm theurer ist als sein Leben. Und dennoch, Dominica, habe ich keinen Groll auf dich, denn es ist gut, daß ich erfuhr, wie du denkst, so lange es noch Zeit war. Gib mir deine Hand, zum Zeichen, daß ich dir vergebe. Seid glüklich, fuhr er fort, indem er beider Hände zusammenfügte, aller Groll ist vorüber, lebt wohl."

„Morghen, sagte das staunende Mädchen, indem sie dem Davoneilenden nachsah, hättest du wohl auch so gehandelt?" Doch dies war noch nicht Alles; um der Tochter die Vorwürfe des Vaters zu ersparen, ging Antonio sogleich zu dem alten Mann, und nahm alle Schuld der Trennung auf sich. Er habe seinen Plan geändert, gab er vor, er wolle Bildhauer werden, und die Bildhauerkunst erheische das ernsteste Studium. Ein Weib würde ihn nur hindern, und deshalb wolle er niemals heirathen, sondern sich ganz der Kunst weihen. Seine Werke sollten seine Kinder sein und seinen Namen auf die Nachwelt bringen.

Volpatti machte ernstliche Einwendungen, denn er wußte Canova's Werth zu schäzen. „Ich weiß deine Gedanken, sagte er, du wähnst meine Tochter könne dich nicht leiden; aber glaube mir, es ist mädchenhafte Schüchternheit, welche die Zeit überwinden wird." Die Versuchung war stark, aber Canova wankte nicht. So trennte man sich endlich; von Volpatti's Seite nicht ohne Verdruß, denn er liebte den jungen Mann herzlich. Nach der Vermählung entdekte Raphael seinem Schwiegervater den wahren Verlauf der Sache; jezt war es zu spät sein Kind zu schelten, daher begnügte er sich zu sagen: „Dominica, du weißt nicht, welch ein edles Herz du verschmäht hast! Hättest du ihn gehört, wie er zu mir sagte: „Meister, wenn Ihr mich liebt, wenn Euch meine Dienste etwas werth sind, so beweist es mir dadurch, daß Ihr den Wunsch meines Herzens erfüllt und Eure Tochter und Raphael glüklich macht!" Hättest du das gehört, wahrlich du hättest ihn nicht von dir gelassen."

Corneille in seinem 70. Jahre.

Man hat einen im Jahr 1679 geschriebenen Brief eines Mannes von Rouen gefunden, der den damals 70 Jahre alten Corneille in Paris besucht hatte. „Ich habe gestern unsern Verwandten gesehen," schreibt der Mann, „er befindet sich nach seinem Alter recht wohl. Wir gingen mit einander nach dem Mittagsessen aus, und unterwegs trat er in eine Bude, um seine Schuhe ausbessern zu lassen, deren Nähte aufgegangen waren; er gab die drei kleinen Geldstükchen dafür, welche er besaß. Nach der Rükkehr bot ich ihm meine Börse an, aber er schlug sie aus. Ich weinte, daß ein so großer, berühmter Mann in solchem Elende schmachtet."

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Paris (30. April). Von der Deputirtenkammer begab sich am 28sten die schöne Welt ins Theatre français, wo das neue Stük von Victor Hugo: „Angelo von Padua," zum Erstenmale aufgeführt wurde; ein Ereigniß für die hiesigen poetischen Partheien. Dazu kam noch, daß die beiden bedeutendsten Schauspielerinen, die Mars und die Dorval, mit einander wetteifernd darin auftraten. Das Stük wurde, wie zu erwarten, von den anwesenden Klassikern angefeindet, von den Freunden Hugos dagegen unmäßig beklatscht; leztere brachten auch in der That durch die Energie ihres Beifalls die Gegner des Stükes zum Schweigen. Was jedoch wirklich an dem Stük sei, kann man aus allen diesen Partheikämpfen nicht abnehmen, da es hier nichts weniger als den unmittelbaren Gegenstand gilt. Die Unbefangenen jedoch und Alle, die zwar aufrichtigen Antheil an der Erneuung des poetischen Lebens in Frankreich nehmen, aber ihre Augen aus Partheigeist nicht gegen das Fehlerhafte der neuen poetischen Schule verschließen, sind der Meinung, daß Hugo in diesem Stük weit hinter den davon gehegten Erwartungen zurükgeblieben sei, und völlig Fiasko gemacht haben würde, wenn es sein erstes Debüt wäre, und er nicht schon eine ganz organisirte Parthei hätte, welche Alles vertheidigt, was er nur schreibt. Wie gesagt, der Lärm war nur äußerlich, und einen tiefern Eindruk hat das Stük selbst nicht bei den erklärten AnhängernHugo's hervorzubringen vermocht, sie schreien nur, um ihren Gegnern Recht zu geben. V.

Korrespondenz.

Raab (13. Mai). Der berühmte sogenannte Athlet Jean Dupuis, der bereits in den ersten Städten Europas durch seine unglaublichen und unerhörten Leistungen so viel Aufsehen erregte, befindet sich, auf seiner Durchreise nach Pesth, in hiesiger Stadt und hat auch hier hinsichtlich seiner staunenswerthen Kraft den ihm vorangegangenen Ruf nicht nur bestätigt, sondern bei weitem übertroffen. Merkwürdig ist die Muskulatur dieses Herkules; seine Stärke unbeschreiblich; seine Stellungen schön und majestätisch. Gleich bei seiner Ankunft sezte er einen Preis von 1000 fl. C. M. für Denjenigen aus, der ihn im gymnastischen

Ringen überwinden sollte. Ein gewisser Stella, wie es scheint auch ein Gymnastiker, hatte den Muth, ihn öffentlich heraus zu fordern; aber gleich einem Löwen trat Dupuis in die Schranken und warf seinen Gegner siegreich zu Boden. Dies geschah im Freien, bevor noch Hr. Dupuis auf dem Theater erschien. Morgen, den 14., ist die dritte und lezte Vorstellung dieses merkwürdigen Herkules, worauf er ungesäumt seine Reise nach Vesth fortsezt, um auch daselbst das Publikum in Erstaunen zu versezen. L. K.

Wien (13. Mai). Ottokrin, ein ansehnliches Dorf nächst der Hernalser-Linie, am Fuße des Galizienberges, ward Montag, den 11., von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht. Sonntag vorher noch der Tummelplaz tausend fröhlicher Menschen, die durch die freundliche Lage des Ortes, und die vielen Gasthäuser angezogen, sich an Sonn- und Feiertagen hier in Unzahl einfinden, war es 24 Stunden darnach der Schauplaz des höchsten Elends. Um 10 Uhr Morgens brach die Flamme aus, der Sturmgloke eherne Zunge rief mit heulender Stimme zur Rettung, und pfeilschnell eilten Feuersprizen und Menschenmassen zur Hilfe herbei. Aber ein fortwährender heftiger Wind trat mit dem furchtbaren Elemente in den Bund, fachte seine Wuth immer heftiger an, und so lagen binnen 3 Stunden mehr als 60 Häuser in Schutt und Asche. Von den Bewohnern und den zur Rettung Herzugeströmten büßten mehrere Personen das Leben ein, theils durch den Rauch erstikt, theils durch umstürzende Mauern und herabfallende Balken zerschmettert. So heftig und unbezähmbar wüthete die Brunst, daß es den Unglüklichen schlechterdings unmöglich ward, auch nur das Geringste ihrer Habe zu retten — und sie sich noch obendrein glüklich schäzen mußten, wenn sie ihr und der Ihrigen Leben gerettet sahen. Wassermangel und Schindeldächer machten die musterhaftesten Rettungsversuche sämmtlicher Löschanstalten, und dem angestrengtesten Eifer der menschenfreundlichen Hilfebeistehenden zu nichte! Möchte doch dieses neue traurige Ereigniß alle Hausbesizer auf die unberechenbare Wohlthat der „Brandschaden-Versicherungs-Anstalten“ aufmerksam machen, da leider auch hier wieder viele der Verunglükten den Schuz und die Hilfe dieses schönen Vereins aus übelberechneter Oekonomie verschmähten! — Wenn uns das Elend und Unglük unserer armen Mitbrüder mit Theilnahme und Trauer erfüllt, so müssen wir um so mehr Abscheu fühlen, wenn wir die Ursache dieses schrekensvollen Ereignisses betrachten. Ein aus diesem Dorfe geborner u. bei Gelegenheit der dermaligen Rekrutirung zum Militär genommener Bauernbursche wollte durch gräßliches Mordbrennen sich an seinem Geburtsorte rächen, dessen Ortsrichter der Parteilichkeit bei Ablieferung der Rekruten beinzichtigte, und leider gelang sein Plan nur zu gut. Er ist jedoch bereits eingezogen worden, um die gerechte Strafe für den großen Frevel zu erleiden. Tröstend ist der Umstand, daß Ottokrin so nahe der Stadt gelegen, wo nun täglich ganze Scharen von Mitleidigen hinausströmen, um mit milden Spenden das augenblikliche Elend zu verringern. Was an Bier- und Weinvorräthen gerettet wurde, schleppten Tags darauf die Einwohner Ottokrins auf die Felder hinaus, und da wird nun sogar aus Mitleid und Wohlthätigkeit getrunken. — Um dieselbe Zeit brach auch in der Vorstadt St. Ulrich Feuer aus. Bei dem Umstande, daß fast alle Feuersprizen nach Ottokrin geeilt waren, bei dem hefti-

gen Winde und den engen Gassen dieser Vorstadt, richtete die Brunst auch hier bedeutende Verheerungen an. Mehrere Häuser wurden zerstört und die Einwohner derselben konnten nur mit äußerster Gefahr und Aufopferung der Helfenden gerettet werden. Möge Gott seinen besten Segen auf die Häupter der Edlen ausschütten, die bei diesen beiden Gelegenheiten ihre Menschenfreundlichkeit und ihren Muth so schön bewährten! — Sonntag, den 10., brannte Stuwer sein erstes diesjähriges Feuerwerk ab. Der Titel: „Oesterreich's Sonne" belehrte schon im Vorhinein über die Tendenz dieses Schauspieles. Des Kaisers erhabener Namen prangte im herrlichsten Farbenspiele in jeder Fronte, und diese sinnige Idee und die geschmakvolle Ausführung des Ganzen riß das sehr zahlreich versammelte Publikum zu lautem Beifalle hin. — Mad. Crelinger entzükt noch immer das gebildete Publikum. — Herr Staudigel sang bei Gelegenheit eines im Hofoperntheater gegebenen italienischen Opernszenen-Potpourri's mit Sr. Cartagenova ein mittelmäßiges Duett. Die kolossale Stimme unsers deutschen Künstlers erdrükte das welsche Kindlein, daß es nur mehr stöhnen und ächzen (?) konnte. Rauschender, wohlverdienter Applaus lohnte Herrn Staudigel für diese That. — Dienstag, am 12., gab man im Theater in der Josephstadt zur Benefize unsers lieben Gastes, der Mad. Kraus-Wranitzky den „Bravo" zum ersten Male. Die Oper ist gut, nur müßte man sie öfter hören. Die Benefiziantin sang wie eine Nachtigall, Herr Mellinger schlug wie eine Wachtel, und Hr. Kreipl kreischte wie ein Pfau. Wir können der thätigen Direktion dieser Bühne nichts herzlicher wünschen, als — Sänger. — Im Theater in d. Leopoldstadt erschien Albini's: „Kunst und Natur". Die Männerrollen waren gut besezt und wurden, einiger Gedächtnißfehler nicht zu erwähnen, mit Eifer und Erfolg gespielt. Dell. Peroni als Polixena war sehr weinerlich, und, eine Szene im 3ten Akte ausgenommen, durchgehends mittelmäßig. Delle. Schabetzki, Komtesse, hatte schlecht memorirt, und trug das Memorirte schlecht vor. — Nestroy's „Eulenspiegel" macht noch immer volle Häuser. Adiaphoros.

Miszellen.

Gran. Was für Unglük der böse Leumund herbeiführen kann, lehrte die leidige Erfahrung auch in einer Ortschaft der Graner Gespannschaft. Ein Professionist bewarb sich um die Hand eines ehrbaren Bürgermädchens. Dieses war geneigt, sie ihm zu geben, als es aber von ihm manches Nachtheilige erfuhr, gab es ihm eine abschlägige Antwort. Bald darauf bewarb sich ein Anderer um das Mädchen, und dieses versprach, ihn zu heirathen, da er allgemein im guten Rufe stand. Als dies der verschmähte Liebhaber erfuhr, trieb ihn die Rachsucht an, sich zu dem zweiten zu verfügen und ihn unter dem Vorwand, das Mädchen sei lüderlich, abzureden, dasselbe zu heirathen. Dieser zog sich nun von dem Mädchen ganz zurük und vertraute seine Gründe einem bejahrten Frauenzimmer an. Dieses ging zu dem Mädchen, und erzählte ihm dies. Das Mädchen, das gerade mit häuslicher Arbeit beschäftigt war, ging ins Zimmer, hing ein Halstuch um, eilte zur Donau und stürzte sich in dieselbe, um jene Verleumdung nicht zu überleben. Dies geschah noch im Februar. Erst vor Kurzem fand man in weiter Entfernung den todten Körper des unglüklichen Mädchens. Der Verleumder hat sich geflüchtet. R.

Brüssel. Ein Estafettenkurier wurde kürzlich auf der Straße von Paris nach Brüssel todt gefunden. Wie es scheint, war er auf dem Wege eingeschlafen, vom Pferde auf das Pflaster gestürzt, und hatte sich den Kopf zerschmettert. Sein Pferd hat man noch nicht aufgefunden. Das Handlungshaus, für welches er reiste, hat seiner Mutter, die blos von der Unterstüzung dieses Sohnes lebte, eine lebenslängliche Pension von 600 Franks ausgesezt. P.

Lyon. Hier amüsirte sich am 25. April ein Engländer, reich oder närrisch, was oft gleichbedeutend ist, des Nachmittags damit, oben von seiner Kutsche herab Goldstüke unter das Volk in der Croix-Rousse zu werfen, die natürlich sehr begierig unter Raufen und Stoßen aufgegriffen wurden. Die Polizei schritt aber zum großen Mißfallen der Aufraffer bald ein, und bat den Gentleman, seine Freude am Wohlthun auf eine minder auffallende Art zu befriedigen. D.

Paris. Bekanntlich wurden mehrere franz. Seeleute vom Linienschiffe Suffren, am vorjährigen Geburtsfeste des Königs, durch eine unvorsichtige Salve der amerikanischen Fregatte „United States" theils getödtet, theils verwundet. Die amerikanische Regierung hat jezt jedem Verwundeten eine lebenslängliche Pension von 120 Dollars, und eine gleiche Summe den Familien der Getödteten bewilligt. B.

Gran. Am 8. März d. J. gebar in dem Marktfleken Parkany an der Donau (Gran gegenüber) die Gattinn eines gut bemittelten Landwirths, die bereits mehrere, zum Theil erwachsene Kinder hat, Drillinge und zwar Mädchen. Die Drillinge blieben und sind noch am Leben, und die Mutter befindet sich gleichfalls wohl. Da die Mutter nicht alle drei Mädchen säugen kann, so resolvirte das löbl. Graner Komitat aus der Domestikal-Kassa die Kosten zur Aufnahme einer Säugamme für eines der Drillinge. —y.

Nantes. Hier ereignete sich kürzlich ein leider seltenes Beispiel der uneigennüzigsten Ehrlichkeit. Ein dortiger armer Arbeiter fand eine Brieftasche mit 6000 Franks in Papieren, die ein Reisender auf dem Postwagen hatte fallen lassen. Er zeigte die Sache dem Kondukteur an, und der Fremde legitimirte sich bald zu seinem Eigenthum. Der Arbeiter schlug die dargebotene reichliche Belohnung hartnäkig aus, mit der Bemerkung, daß er bloß seine Schuldigkeit gethan habe. Sogar seinen Namen wollte er nicht nennen. V.

Frankfurt. Bei der lezten Lotterieziehung gewann einen Theil des Gewinnes von 120,000 fl. ein Mann, welcher wenige Stunden vor der Ziehung wegen Schulden in das Gefängniß gebracht worden war, daß er so bald wieder zu verlassen nicht gehofft hatte. G.

Paris. Der Auxiliaire Breton erzählt, daß ein Fremder, der kürzlich zu Rennes ankam, und in einem der vorzüglichsten Hotels abstieg, großes Aufsehen errege, indem er sich selbst für den natürlichen Sohn Napoleons und einer Schauspielerin ausgebe. Er ist sehr verschwenderisch in seinen Ausgaben und behauptet ein Einkommen von 300,000 Fr. zu haben. Besonders freundlich zeigt er sich gegen alle Militair-Personen, und schon der Anblik einer Uniform sezt ihn vor Freude außer sich. (??) B.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

41. Sonnabend, 23. Mai. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die Leichendiebe.

Ein englisches Sittenbild.

In England herrscht ein in der Ursache sehr ehrenwerthes, der Wissenschaft aber sehr schädliches Vorurtheil; die Ehrfurcht vor den Todten ist dort außerordentlich groß und nichts schwerer, als für die Anatomie Leichname zu erhalten. Ein schrekliches, neues Verbrechen von wissenschaftlicher, durchaus englischer Erfindung verdankt seine Entstehung der Verehrung der Gräber, welche so allgemein verbreitet ist, daß das Volk vor den Anatomen einen abergläubischen Schauer fühlt. Kaum erfuhr man, daß der Leichnam eines Menschen eine gute Waare sei, die zu hohem Preise leichten Abgang finde, so errichteten einige kühne Männer Leichenlieferungsanstalten. Statt sie auf den Gottesäkern zu suchen, wo man sie alt, schwach und von Krankheiten abgenuzt findet, machten sie eigenhändig Leichen. Sie suchten sich sorgfältig den lebenden Menschen aus, an dem sie operiren wollten, erwürgten ihn so, daß sein Werth dadurch nicht vermindert wurde, und brachten ihn in den Handel. Man weiß, welchen Schreken diese Mörder aus Spekulation vor einigen Jahren in ganz England verbreiteten. Sie bereicherten die Sprache mit einem Worte und das Verzeichniß der menschlichen Schandthaten mit einer neuen Abart. Einer von ihnen hieß Burke; ihr Handwerk, ihre Kunst wurde burken genannt.

Die Schwierigkeit, sich Leichname zu verschaffen, hat mehr als einen seltsamen Auftritt veranlaßt; oft wurde der Körper auf dem Gottesaker aus dem Grabe gestohlen und die Landleute hielten den Dieb fest, weil sie ihn für einen Burker hielten. Man wird vielleicht nicht ohne Interesse die nachfolgende Erzählung lesen, welche einen Begriff von der Gefahr geben kann, der sich in

England die für ihre Kunst zu sehr begeisterten Anatomen und Chirurgen aussezen. In keinem Ereignisse meines Lebens fand ich das Burleske und Schrekliche so eng und nah verbunden.

Zwei Jahre nachdem ich Cambridge verlassen hatte, befand ich mich als Student in einem der Londoner Hospitäler, als ein junges Mädchen aus niederm Stande dahin gebracht wurde. Sie zu retten war unmöglich; die Krankheit, deren Symptome sich sehr häufig änderten und einander widersprachen, spottete der Bemühungen der berühmtesten Aerzte; man versuchte mehrere Arten der Behandlung, aber keine linderte die Leiden. Einige meinten, sie leide an einem Andrange des Blutes nach dem Herzen; Andere schrieben die Krankheit einem Geschwüre zu.

Eine Zeit lang glaubte man, die Lungen seien angegriffen; ein andermal sah man eine Störung der Funktionen oder auch ein erbliches Uebel. Mitten unter den Schmerzen, die man sie erdulden ließ, unter den Tränken und Mitteln aller Art, die sie einnehmen mußte, schwand das Leben allmälig und das junge Mädchen ging dem Tode entgegen. Sie war für die Meister und Zöglinge ein höchst interessantes Räthsel; der Oberarzt behauptete fortwährend, die Krankheit komme von einem Herzleiden her; man sprach viel und gelehrt darüber, zog Boerhave und Corvisart zu Rathe, rief die erfahrensten Aerzte zu Hilfe und doch erlosch das Leben immer mehr.

Als die Eltern erfuhren, daß man an der Rettung des Mädchens verzweifle, vermutheten sie, die Aerzte würden dasselbe gern öffnen wollen. Um dies zu verhindern, forderten die beiden Brüder die Zurükbringung ihrer Schwester in das väterliche Haus. Vergebens stellte man ihnen vor, der Transport werde die Krankheit verschlimmern; man übertrieb sogar die Schwäche der Kranken und die Gefahr, welcher man sie ausseze; die Brüder blieben unerbittlich. Einer derselben wurde sogar unwillig und alle meine Ueberredungskunst vermochte nicht, ihn zu besänftigen; er sprach endlich sogar von dem Hospitale wie von einer Menschenschlächterei und von den Aerzten und Zöglingen wie von unerbittlichen Mördern.

„Glauben Sie denn," fragte einer der Zöglinge, den die Beleidigung aufbrachte, „daß wir sie nicht wiederfinden würden, wenn wir thun wollten, was Sie vermuthen?"

— „Das wollen wir wohl sehen," antwortete der Herkules mit der kräftigen Faust, indem er den Arm sehr ausdruksvoll bewegte.

Das junge Mädchen wurde aus dem Bette genommen, in einen Wagen gebracht und zu ihrem Vater, fünf Stunden von London, gefahren. Zehn Minuten nachher hatte sie aufgehört zu leben.

„Wahrhaftig," sagte der Oberarzt, als wir die Nachricht erhielten, „ich gäbe gern 50 Pf. St., wenn ich erfahren könnte, ob ich mich über die Krankheit des Mädchens getäuscht habe oder nicht."

Es bildete sich in einer Ekе des Saales sogleich eine Gruppe von Studenten und jungen Aerzten, welche diese Worte gehört hatten. Wir hatten uns für diese Krankheit sehr interessirt und unsere Neugierde war nicht minder groß als die des Oberarztes. Auf unsere Gefahr hin und troz dem drohenden Abschiede der Brüder, war unser Plan bald entworfen; wir schwuren, den Leichnam des jungen Mädchens auszugraben, um durch das Oeffnen dessel-

ben unsere Neugierde zu befriedigen. Ohne uns zu einem Unternehmen zu ermuthigen, das die Gerichte strafen konnten, sagte der Oberarzt blos zu mir, indem er mich auf die Achsel klopfte: „Teufel! Es ist gefährlich. Ich rathe Ihnen nicht dazu.“ Das war gerade, als hätte er gesagt: „Wohlan, Freunde, und seht, daß das Unternehmen gelingt!“

Wir waren zur geheimen Berathung bei einem Freunde beisammen, nämlich zwei andere Studenten, zwei Gehilfen und einer der Leute, welche man grabs nennt, und welche Leichen verkaufen. Ein Vertrauter hatte uns Auskunft über den Ort gegeben, wo sich das Grab des jungen Mädchens befinde. Drei Tage nach der Beerdigung fuhren wir fort und nahmen in dem Wagen alle zu unserm Unternehmen nothwendigen Geräthe mit. Zum Unglüke hatte der grab, auf den wir rechneten, den Tag über mit seinen Freunden getrunken; mit seinem Kopfe war es nicht mehr richtig; er konnte kaum stehen und wir mußten also auf seinen Beistand verzichten. Man rief einen andern, der ähnliche Aufträge bisweilen besorgt hatte, einen faulen Irländer, Bob. Wir versprachen ihm eine halbe Guinee, zwei Flaschen seines Lieblingsgetränks, Branntwein, schmeichelten seiner irländischen Eitelkeit und gewannen ihn endlich für das Unternehmen. Von einem Bekannten borgte er sich einen großen Sak, um unsern Raub darin zu verbergen, und eine eiserne Hebestange, um sie im Nothfalle bei der Hand zu haben. Dann ging es endlich fort.

Bob war finster und verdrüßlich gestimmt; abergläubisch, wie alle seine Landsleute, wollte er schon nach einer Viertelstunde das Unternehmen und den Gewinn, den er davon haben sollte, aufgeben; er fand seinen Muth erst auf dem Boden einer großen Branntweinflasche wieder, deren Inhalt seine düstern Gedanken verscheuchte. Bob ward der Muthigste von uns allen; er sprach nur von seiner Kühnheit, schmähte die Todten, spottete über die Skelette und scherzte über den Raub, den wir vollbringen wollten.

Es war Abends um neun Uhr, als wir abfuhren; das Wetter war sehr veränderlich; bald schien der Mond, bald regnete es; der Wind pfiff und am Horizonte zukten Blize. Wir fürchteten bereits, das schüzende Dunkel werde von dem neugierigen Monde vertrieben werden und wir möchten so unsern wachsamen Gegnern leicht in die Hände fallen.

Der schwazhafte Irländer — und Niemand schwazt mehr als ein Irländer — schnitt bei jedem Schluke immer unverschämter auf. Wir hatten uns an das rollende Feuer seines Kauderwelsch gewöhnt, wie an das Rollen des Wagens; als wir aber an die Stelle kamen, wo der Wagen halten sollte, als wir die kleine alte Kirche von Wimbledon erblikten, ließ die Redseligkeit Bob's nach, sein Muth sank, sein Feuer erlosch; er drükte sich in eine Eke des Wagens, so daß wir keine große Unterstüzung von ihm hofften. Der kleine graue Kirchthurm stand da im bleichen Mondenlichte wie ein aufmerksamer Wächter, der die Gräber hütete, deren Heiligkeit wir verlezen wollten. Ich verschweige auch nicht, daß die Feigheit Bob's anfing, auch uns anzusteken. Wir hatten bereits einen guten Theil von unserer Kekheit verloren; wir fingen an einzusehen, daß unser Unternehmen ziemlich gefährlich sei und wir nicht alle Umstände berechnet hätten, die uns begegnen könnten. Wenn die beiden Brüder, riesige Bursche, die keinen Spaß zu verstehen schienen, auf den Einfall gekommen waren, das Grab ihrer Schwester selbst zu bewachen..? Wie sollten

wir uns dabei benehmen? Nur einer von uns, Ernst, hatte schon einem Leichenraube beigewohnt; wir andern mußten, als Anfänger, schlechte Arbeiter sein.

Es herrschte in dem Wagen ein tiefes Schweigen. Das Stärkungsmittel, dessen sich der Irländer bedient hatte, war uns nicht ganz nuzlos, und als wir ausstiegen, machte uns ein halber Rausch um die Zukunft weniger besorgt. Wir befahlen dem Kutscher, in eine schmale Allee unweit vom Gottesaker zu fahren. Die Uhr auf dem Kirchthurme schlug langsam die zwölfte Stunde.

„Rasch, Bob, wir müssen nun aussteigen.“

— „Aussteigen, richtig, aussteigen. Ich verstehe Sie vollkommen, meine Herren.“

„Nun, so mach' schnell.“

— „Es ist kalt, meine kleinen Herren,“ erwiderte Bob in seinem irischen Kauderwelsch; „es ist eine traurige Nacht, eine unangenehme Nacht.“

Wir blikten uns rings um, um zu sehen, ob uns Jemand beobachte.

— „Ich bin halb erfroren,“ begann Bob wieder.

„Alte feige Memme, fürchtest du dich schon? Nimm den Sak auf die Achsel und geh voran.“

„Ach, meine junge Herren, wahrhaftig, wenn ich daran denke, so ist es etwas Grausames,“ sezte er in kläglichem Tone hinzu, „das arme Geschöpf in seinem besten Schlafe zu stören.“

„Noch einen Schluk Branntwein, Bob?“

— „Nein, auf Ehre ...“

Diese Weigerung entmuthigte uns vollends. Es fehlte wenig, so stiegen wir wieder in den Wagen und gaben unsern Plan auf. Aber alle unsere Kameraden wußten davon und sie würden uns mit ihrem Spotte unerbittlich verfolgt haben, wenn wir mit leerem Sake zurükgekommen wären. Die Furcht lächerlich zu werden, hielt der Angst das Gleichgewicht. Wir blieben am Ende der Allee stehen. Einer pfiff, der Andere machte sehr unzeitige Bemerkungen über die traurige Einsamkeit der Gottesäker, besonders um Mitternacht. Ich versuchte endlich den Muth meiner Begleiter wieder ein wenig anzufachen.

(Beschluß folgt.)

Auswanderung.

Nach Berichten aus Nordamerika ist noch in keinem Jahre die Einwanderung in die Vereinigten Staaten so bedeutend gewesen, wie im Jahr 1834. Die Gesammtzahl sämmtlicher neuen Ankömmlinge belief sich auf 75,179 Köpfe, darunter waren ungefähr 31,000 Deutsche. Die meisten Deutschen (12,283) landeten in Neu-Orleans und (11,802) in Baltimore. Sehr in Aufnahme ist die Ansiedelung in Michigan, verunglükt sind bis jezt die Versuche in Arkansas. — Auch nach den Canadas sind im vorigen Jahr viele Deutsche und an 80,000 Menschen aus Großbritannien eingewandert. — Ein sehr ehrenwerther Pastor in Sachsen, Friedrich Herrmann Behr, der schon in seinem Dorfe den Armen hilft, wo er kann, hat jezt der Staatsregierung einen ausführlichen

Plan zu einer Armenkolonie in Michigan vorgelegt. Es sollen nach seinem Plane Aktien zu 25 Thalern gesammelt und durch die zusammengebrachte Summe eine geregelte Ausführung der Armen, die in Sachsen Hunger leiden, veranstaltet und durch den Gewinn der Urbarmachung des amerikanischen Landes die Aktieninhaber entschädigt werden. Pastor Behr erbietet sich selbst, an der Spize der Armenkolonie nach Amerika zu ziehen, und bittet nur, daß man ihm für den Fall, daß er wieder zurükkehren werde, ein Ruheplätzchen im Vaterlande aufheben möge. Die 25 Thaler wären auf solche Aktien gut angelegt, dächten wir. — Wiederholt werden Bromme's Reisen in die Vereinigten Staaten, wovon der 3te Theil erschienen ist, empfohlen, als das unterrichtendste Werk über Amerika.

Ein neues homöopathisches Arzneimittel.

Ein französisches medizinisches Journal erzählt folgende Thatsache, die wir indeß nicht verbürgen können. Eine Dame nämlich, die lange an Magenladen, Mangel an Appetit, Trübsinn, Niedergeschlagenheit ꝛc. gelitten, und viele Aerzte gebraucht hatte, wurde endlich von einer Freundin überredet, sich der Behandlung eines Homöopathen anzuvertrauen. Dies geschah, und der Arzt verspricht ihr Erleichterung, wenn sie pünktlich die Kügelchen nehme, welche er ihr schiken werde. Am nächsten Tage sieht die Dame ein Büchschen mit Kügelchen auf dem Kamine ihres Schlafzimmers stehen, und verschlukt eins nach dem andern, obgleich es ihr etwas schwer ankommt. Wirklich erhielt sie kurz darauf Erleichterung, der Appetit wurde besser, der Trübsinn verminderte sich, und sie segnete die neue medizinische Lehre. Ihr Gatte, der bald darauf von einer kleinen Reise zurükkam, freute sich mit ihr, sah dann das leere Schächtelchen, sagte aber nichts, um seine Gattin nicht zu ängstigen. Acht Tage vergingen und der Zustand der Dame wurde immer besser, da entdekte der Mann erst einigen Freunden den Irrthum; denn seine Frau hatte, statt der homöopathischen Kügelchen ein ganzes Schächtelchen voll — Zündhütchen ausgeleert.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Wien (17. Mai). Die Crellinger's sezen ihre Gastrollen mit günstigem Erfolge fort, das Publikum bedauert es jedoch, daß die lieblichen talentvollen Töchter da anfangen, wo die Mutter aufhört. Es gibt weder Sprünge in der Natur noch in der Kunst. Die Rollen einer Beatrice („Braut von Messina"), Isabella („die Quälgeister"), Emilie Galotti u. a. m. erfordern Reife und Ausbildung, und gut Ding will Weile haben. Auch gesteht es der Mutter allerdings einen hohen Rang auf dem theatralischen Parnasse und das Epithet: „erste Schauspielerin Deutschlands" — gerne zu, will jedoch keineswegs: „allererste Schauspielerin Deutschlands" — damit gemeint haben. — Im Theater am Kärnthnerthor haben die Darstellungen der italienischen Operngesellschaft ihren

Fortgang, aber nur mit mäßigem Beifall, nie ohne Opposition und bei wenig besuchtem Hause. Es läßt sich nicht läugnen, daß sie auf das, was sie vorführt, vielen Fleiß verwendet, manches ganz anders gestaltet, als man es früher hörte, und einige ihrer Glieder, namentlich die Damen ausgezeichnet sind, allein die Totalität derselben ist denn doch nicht der Art, um den Forderungen zu genügen, die die Entreegebühr zu stellen berechtiget ist. Man kann demnach das Publikum, das die Leistungen dieser Gesellschaft mit den Eintrittspreisen nicht auf gleicher Höhe findet, keineswegs ein hartes oder ungerechtes nennen, denn allerorts pflegt die Güte der Waare ihren Werth zu bestimmen, und das Ausbieten des Mittelgutes für erste Qualität, als ein Schacher zu gelten. Wie man hört, sollen auch in der That die Preise ermäßiget und mit den Leistungen der Gesellschaft auf ein gleiches Niveau gebracht werden. — Am 15. d. wurde in diesem Theater von der italienischen Operngesellschaft, zum Vortheil der Sängerin Strepponi, „La Sonambula" gegeben, und zwar mit sehr getheiltem Beifall. — Im 1ten Akte ließ man das bekannte schöne Duett zwischen Elvino und Amina ganz hinweg, und im 2ten Akte gelang es Niemand, jenen Antheil zu erregen, dessen sich diese Oper auf einer andern Bühne erfreuet. — Die Theaters in der Leopoldstadt und der Vorstadt Wien leiern fortwährend den — „Verschwender" — und den „Eulenspiegel" — und machen damit gute Geschäfte; weniger Ersprießliches in Hinsicht der Einnahme läßt sich von jenem der Josephstadt sagen, obgleich diese Bühne die meisten Novitäten liefert, sie verständig und anständig ausstattet, alles Gemeine von sich fern hält, und nur nach dem Bessern trachtet. Das Publikum scheint diese Anstalt nach einem zu hohen Maßstab zu bemessen, und an sie Forderungen zu stellen, die mit der Unterstützung, die ihr von Seite ihrer Besucher wird, in keinem Verhältnisse stehen. Man legt ihrem Streben dadurch, daß sie Piecen gibt, die später auch auf anderen hiesigen Bühnen erscheinen, Absichten unter, die ihr gewiß fremd sind, denn es kann ihr, als einer Privatanstalt, die nebst anderen Hindernissen hauptsächlich mit einer sehr ungünstigen Lokalität zu kämpfen hat, nicht beifallen, mit Bühnen zu rivalisiren, deren Kräfte, ohne anderer Vortheile zu gedenken, eine reiche Dotation stählt, und nur ein Schauspiel oder ein Opernpersonale zu halten veranlaßt sind. Sie will durch Neuheit unterhalten und durch Abwechselung und appellirt an die Billigkeit ihres Publikums, damit es den Nachtheil nicht aus dem Auge verliere, in welchem sie zu Anstalten steht, die Lokalität und Zuschüsse begünstigen, und auf das Verhältniß der Leistungen ihrer Besucher gegen jene Schaubühnen, mit denen auf einer Linie sich reihen zu wollen, man unbilliger Weise ihr zumuthet. Aus den vielen Beispielen, wie hoch die Anforderungen eines Theils des hiesigen Publikums an diese Bühne gestellt sind, und wie die Leistungen der engagirten Individuen beschaffen sein müssen, heben wir nur das aus, daß der Beifall, welcher der rühmlichst bekannten Sängerin Oelle. Schebest bei ihrem hiesigen Gastspiele zu Theil wurde, nur ein prekärer war, und daß der, als einer der vorzüglichsten und tüchtigsten Tenoristen Deutschlands genannte Münchner Hofsänger Beier sein Gastspiel nach zweimaligem Auftreten gänzlich einstellte, weil er sich keiner beifälligen Aufnahme erfreute. — Die auf diesem Theater gegebene neue Oper: „Der Bravo", Mu-

sik von Marliani, ist eine tüchtigere und tiefere Arbeit, als sie die italienischen Meister gewöhnlich zu liefern pflegen. — Sie verbindet Charakteristik mit Anmuth und Lieblichkeit, erfordert aber zu deren Durchführung bedeutende Kräfte. Die Darstellung rundet sich mit jeder Vorstellung mehr ab, gewinnt an Zuspruch, und hat sich bereits die Gunst aller Musiker und Musikfreunde erworben. Man kann nicht gediegener und korrekter singen als Mad. Kraus-Wranitzki, nicht kräftiger und wirksamer als Hr. Mellinger, und nicht anmuthiger und lieblicher als Hr. Kreipl *). Die Theaterdirektion verdient somit unsern wärmsten Dank, daß sie uns mit dem ersten Werke Marliani's, einem nicht gewöhnlichen Talente, bekannt machte, das sicher ohne sie in Wien uns fremd geblieben wäre. — Die nächste Neuigkeit soll „Beatrice di Tenda" von Bellini sein. — Hr. Raimund hat seinen Gastrollen-Ciklus auf der Leopoldstädter Bühne geschlossen, und gedenkt den Sommer über zu Guttenstein auf den gesammelten Lorbern auszuruhen.

Nemetz.

*) Stimmt mit dem Berichte unsers andern Korrespondenten, im vorigen Blatte, nicht überein. R.

Miszellen.

Konstantinopel. Hier geht die „Zivilisation" mit Riesenschritten vorwärts. Es gibt bei Hof keinen Muselmann mehr, der sich noch ein Gewissen daraus machte, gegen das Verbot des Propheten Wein zu trinken. Den Champagner nennen sie französisches Bier und gehen so um das Gesez herum. Zudem hat ein Ulema auf den Wunsch Sr. Hoheit, aus dem Koran bewiesen, daß sich der Weinverbot nur auf das Morgenland erstreke, wo es gegeben worden; seit sich aber die Türken als Gäste in dem Welttheil der Ungläubigen niedergelassen, habe der Prophet nichts dagegen, wenn sie auch abendländische Kunsterzeugnisse genößen. D.

München. Ein junger Münchner Herr schrieb neulich drei Liebesbriefe auf Einmal an drei verschiedene Frauenzimmer. Der erste dieser Briefe begann: „Verehrungswerthe Sophie!" der zweite: „Liebenswürdige Amalie!" und der dritte: „Theuerste, innigstgeliebte Louise!" — Ein Fremder, der gerade bei ihm war, fragte, warum er denn solch einen Unterschied in der Anrede mache. „Dummer Teufel," antwortete jener, „die erste hat 4000, die andere 8000 und die dritte 12,000 Gulden Heirathsgut!" G.

Brüssel. Ein junger Bauerbursche von ungefähr 25 Jahren, schreibt man aus Antwerpen, kam kürzlich aus der Nähe in die Stadt, und erklärte der verwittweten Madame D., daß er ihr Sohn sei, daß die, welche er bis dahin für seine Mutter gehalten, auf dem Sterbebette dies Geständniß gethan habe, und zwar vor dem Pfarrer des Ortes und drei andern Zeugen. Sie erklärte gegen dieselben, Madame D. habe ihr ihren zweiten Sohn zur Erziehung übergeben, aber ihren (der Bäuerin) Sohn dafür zurükerhalten, indem sie den andern Knaben behalten, welcher bis diesen Augenblik nichts von dem Geheimnisse gewußt. Der junge Bauerbursche hatte in seiner Freude nichts Eiligeres zu thun, als zu seiner Mutter zu eilen, ohne erst Jemand vorher um Rath zu fragen. Im Anfange wurde er ziemlich schlecht empfangen und zurükgewiesen, jezt aber kann man sich nicht mehr täuschen, der

Bursche sieht dem ältesten Sohne der Mad. D. zu ähnlich, als daß er nicht das Herz der unglüklichen Mutter erschüttert haben sollte, die, wie man versichert, ihn als dritten Sohn annehmen will. Sie hatte bis dahin nur zwei Kinder, den ältesten Sohn und jenen, den die Amme ausgetauscht, über den sie sich aber nie zu beklagen gehabt hat, den sie also auch nicht verstoßen will. S.

Paris. Zu Compiegne entleibte sich kürzlich ein Knabe von 13 Jahren, weil er die zu Musikübungen vorgeschriebene Zeit mit Spielen zugebracht hatte, und deshalb von seinem Vater Vorwürfe und Züchtigung fürchtete. B.

Der Modenkurier.

(Paris, 5. Mai. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!"

1. Ueber die Form der heurigen Hüte können wir nun bestimmte Auskunft geben. Sie sind größer als im vorigen Jahre; der Schirm ist nach Geschmak mehr oder weniger offen; die Formen sind hoch und die Bavolets tief herabgehend. Man gibt weniger Blumen als verflossenen Winter unter den Schirm, und diese auch nur bei Puzhüten.

2. Die schottischen Kapoten machen unerhörtes Glük; jene mit grünen und weißen Vierekten sind unstreitig die beliebtesten. Die Halbschleier von Tulle, die an den Rand des Schirms genäht sind, sind immer in großem Schwange. Schleier ganz von Ganze sieht man blos auf Reisstrohhüten. — Was die leztern betrifft so verkauft man in der Passage du Caire sehr passable von chinirtem Stroh zu 40 Sous (etwa 45 kr. C. M.). Sie sind sehr geeignet, um damit Morgens auf das Land zu eilen, und man zweifelt nicht, daß sie eine große Anzahl Liebhaber finden werden.

3. Die gezogenen Kapoten werden sich wenigstens über das Frühjahr erhalten. Sie sind sehr graziös, besonders jene mit schottischen Vierekten; aber es ist schwer einer Mode eine längere Dauer vorauszusagen, die sich so leicht popularisirte. — Dasselbe Schikal trifft die sogenannten Capotes écrues, welche indessen doch zu unsern bequemsten und artigsten Sommermoden gehören. Um sie ausgezeichnet zu machen, verfertigt man sie, anstatt von Batist, von ecrufarbigem Gros de Naples; dann stattet man sie mit schottischen Bandschleifen und mit einem reichen Futter von rosenrothem Gros de Naples aus. Mit allen diesen Zuthaten läßt sich hoffen, daß sie über den Sommer Bestand haben werden.

4. Man verfertigt viele kleine Bonnets von Mousselin, mit Bärten von gestiktem Mousselin, statt der Bindbänder.

5. Die kleinen Dessins sind sehr in der Mode; je zarter sie sind, je mehr vorgezogen sie werden; aber dieser Geschmak schließt doch nicht jene Dessins mit großen Astwerken ꝛc. aus. Man sieht auch welche mit sehr breiten farbigen Streifen auf weißem Grunde, mit Bouquets, die auf den weißen Linien vertheilt sind.

6. Unter den ausgezeichnetsten Kleidern, welche wir bemerkten, führen wir eines von ziemlich originellem Geschmak an. Es war ein Ueberrok von königsblauem Satin d'Afrique mit grünen Schnürchen umgeben.

7. Man verfertigt auch Kleider von vielgestreiften (mille raies) Stoffen, worauf Querlinien Viereken bilden. So sahen wir ein Gros de Naples-Kleid mit strohfarbigem Grunde und schwarzen Streifen, worauf eine breite, schwarz satinirte Linie das Schottische bildete. Der Stoff war scharmant.

8. Die Manchetten sind unerläßlich zu allen Arten der Toilette.

9. Die gestikten Kragen tragt man groß und klein, rund und viereki, mit kleinen oder hohen Garnirungen; Alles ist zulässlich und man darf keine Revolution in den Formen befürchten; man nimmt Alles an.

Modenbild. Nr. 21.

Pariser Promenadenanzüge vom 5. Mai. Kapote von Gros d'Italie mit einem Schleier von glatten Seidenspizen. Kleid von brochirtem und quadrillirtem Poult de Soie. Pelerine von glattem Organdie mit kleinen Spizen garnirt. Bandschleifen auf den Schultern. — Die sizende Dame zeigt diesen Anzug von der Rükseite

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.

42. Mittwoch, 27. Mai. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die Leichenhiebe.

(Beschluß.)

„Die Sache wird bald abgemacht sein“ sagte ich, „denn gewiß ist das Grab nicht tief. In weniger als einer halben Stunde sind wir fertig, also rasch an's Werk.“

— „Aber, zum Teufel!“ entgegnete der Eine, „wenn die beiden verteufelten Brüder da sind...?“

Wir gingen weiter; aber Bob, der langsam drei Zoll vor uns herschritt, blieb unbeweglich stehen, ließ den Sak wieder fallen, hob beide Hände empor und machte einen langen Hals, als wolle er horchen.

„Still! Still!“ rief er. „So wahr ich seelig werden will, es ist etwas hier.“

Wir blieben stehen und sahen einander an, hörten aber nichts, als das Schwirren einiger Fledermäuse, die über unsern Köpfen hinflogen.

„Mein Seel'! Mein Seel'!“ fuhr Bob fort, „es sprach Jemand da drüben! Still!“

— „Dummkopf, schweige! Lieben Freunde, wir müssen zu Ende kommen mit der Sache. Es hat Mitternacht geschlagen, um vier Uhr ist es Tag und ich glaube, es will regnen.“

Es fielen wirklich einige schwere Tropfen auf die Blätter der Bäume; die Schwüle der Luft verkündigte ein Gewitter. Wir gelangten an die Kirchhofmauer, über welche wir steigen mußten; zum Glüke war sie nicht sehr hoch. Hier fing unser Irländer an, uns lästig zu werden. Ich hatte ihm gesagt, den Sak, den er wieder aufgenommen hatte, hinzulegen und auf die Mauer zu klettern, um zu sehen, ob Alles auf dem Gottesaker ruhig sei, ob sich

Niemand daselbst befinde, der uns beobachte; und ob er endlich ein neugegrabenes Grab entdeken könne. Er machte viel Schwierigkeiten; ich drohte ihm mit dem Stoke und sah ihn endlich auf der Mauer reiten. Kaum befand er sich oben, als ein starker Bliz, dem zwei heftige Donnerschläge folgten, unsern Irländer ganz in Verwirrung brachte. Er machte unaufhörlich das Zeichen des Kreuzes, betete seine pater noster und ave Maria, wankte und fiel endlich herunter.

„Ach, meine Herren," begann er auf dem Boden zu unsern Füßen, „wollen Sie das arme Geschöpf aus dem Grabe lassen, oder wieder in christliche geweihte Erde legen, wenn es geschehen ist? Auf meine Ehre und beim heiligen Patrick, ich würde nie einwilligen, ich . ."

— „Halt, Bob, ich verliere nun die Geduld," entgegnete ich und nahm aus meiner Roktasche zwei Terzerole, die ich zu mir gestekt hatte; „wir haben mit dir gehandelt, weil wir gerade keinen bessern Mann finden konnten. Jezt halte Ruhe, wenn du nicht eine Kugel in deinen leeren Hirnkasten haben willst; hörst du, Bob?"

„Nur ein wenig Geduld, meine guten Herren. Schonen Sie mein armes Leben. Ich bin wahrhaftig ganz unglüklich, mit Ihnen daher gekommen zu sein."

— „Ohne weitere Ausflüchte, wieder hinauf auf die Mauer! Auf dem Gottesaker legst du den Sak hin und erwartest uns."

Bald befanden wir uns auf den Gräbern. Es rührte sich nichts, aber die Blize zukten am Himmel und verbreiteten bisweilen ein flüchtiges, röthliches Licht, das uns die weißen Grabsteine, das dunkle Grün des Epheus, der an der alten Kirche emporrankte, und unsere kleine zitternde Schaar enthüllte, die zu einem Verbrechen daher gekommen war. Was ich damals empfand, fühle ich in diesem Augenblike deutlich wieder. Wir hatten keine Zeit zu verlieren; ich ließ meine Begleiter im Schatten der Mauer und begann nun nach dem neuen Grabe zu suchen. Die Angaben, welche ich erhalten hatte, waren richtig und ich fand ohne Mühe das gesuchte Grab. Der Regen fiel jezt in Strömen; eine eisige Kälte durchbebte uns; wir leerten unsere Flaschen fast aus und Bob verlor bald ganz die Erinnerung an den Ort, wo wir uns befanden, und an das Werk, um dessenwillen wir hier waren. In einem Augenblike band er den Sak auf, nahm die Werkzeuge heraus und fing mit unglaublicher Kraft an zu arbeiten. Wir halfen ihm, so gut es gehen wollte, vollbrachten aber viel weniger als er. Der Regen hörte endlich auf, die Blize glänzten nicht mehr, nur der Donner rollte noch schwach in der Ferne; es war stokfinster. So angestrengt wir auch gegraben hatten, waren wir doch erst drei Fuß tief gekommen, hatten also noch die Hälfte der Arbeit vor uns, was uns ein wenig entmuthigte.

„Ach, bei den Gebeinen des heiligen Patrick, es wird acht Uhr werden, ehe wir fertig sind."

Wir waren sehr schlecht gelaunt und fingen an, den wissenschaftlichen Don Quixotismus zu verwünschen, der uns auf den Kirchhof von Wimbledon geführt hatte, als sich plözlich ein Geräusch, offenbar dicht neben uns, hören ließ. Jeder ließ sein Werkzeug fallen und ein Paar Minuten lang blieben wir stumm und unbeweglich stehen, der Dinge wartend, die da kommen sollten. Wir

konnten nicht einen Schritt weit sehen, aber wir hörten ein Geräusch von Schritten auf dem Rasen, die uns näher kamen.

Der einsame nächtliche Wanderer war nichts als ein Esel, den irgend ein sparsamer Bauer in dem Kirchhofe eingeschlossen hatte, der Disteln suchte und dabei bis zu uns gekommen war. Unsere Lage war zu ernst und wir hatten zu viel Eile, um die geringste Anwandlung von Lachen zu fühlen. Gott weiß, mit welchen Beiwörtern Bob das arme Thier überhäufte und wie viel Zeit wir brauchten, um ihn zu vermögen, die Arbeit wieder zu beginnen. In weniger als einer halben Stunde kamen wir auf den Sargdekel und wir legten Strike an, um ihn heraufzuziehen. Neuer Schreken! Es ging ein Mensch, wir hörten eine menschliche Stimme. Erschrekt legten wir uns auf die Erde nieder und warteten in einer leicht begreiflichen Angst. Fünf bis sechs Minuten vergingen; alles wurde wieder still und wir athmeten freier. Der schrekklichste Theil unsers Unternehmens war noch nicht gethan; wir arbeiteten muthig daran. Nachdem wir uns überall umgesehen, sezten wir die Werkzeuge an, um den Sargdekel abzuheben. Bald fiel ein Strahl des Mondes auf die arme Bewohnerin des lezten Hauses des Menschen; wir hoben sie bereits empor, als Ernst sie sinken ließ und sagte: „Da sind sie!“

Seine Hand, die er auf meine Achsel legte, zitterte heftig; ich blikte nach der angedeuteten Richtung hin und sah nur zu deutlich einen Mann, oder gar zwei, leise längs der Mauer herkommen.

„Wir sind entdekt,“ sagte ich so ruhig, als ich vermochte.

— „Sie werden uns ermorden,“ entgegnete Ernst.

— „Borge mir ein Terzerol,“ sagte Merival, „daß ich wenigstens eine Kugel zu meiner Vertheidigung habe.“

Bob hatte unser Gespräch gehört, und eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich seiner. Ich glaube, ich hätte selbst in diesem Augenblike gern über seine kleinen glühenden Augen, seine rothe, aufgestülpte Nase, welche der Mond versilberte und seinen halbgeöffneten Mund gelacht, der eine doppelte Reihe weißer Zähne sehen ließ, welche klappernd auf einander schlugen.

„Still! Still!“ flüsterte ich, indem ich den Hahn meines Terzerols aufzog. Merival that dasselbe. Selbst der Mond schien gegen uns Partei zu ergreifen, indem er uns die wenige Helle nahm, welche er uns bisher so sparsam zugetheilt hatte. Ehe er sich hinter dem Wolkenvorhange verkroch, zeigte er uns noch zwei Männer, welche in entgegengesezter Richtung hinschritten.

„Wir sind umringt!“ meinten zwei von uns.

Wir richteten uns in völliger Dunkelheit auf.

— „Wo sind Sie?“ rief eine grobe Stimme, „ich habe Sie gesehen. Ach, hier, hier. Antwortet!“

Wir ergriffen alle die Flucht und entfernten uns nach verschiedenen Richtungen hin, wie die Schrote, welche aus dem Flintenlaufe herauspfeifen. Ich hörte einen Schuß, sprang, ohne zu wissen wohin, über die Gräber, stieß auch häufig an einen Leichenstein, wurde von einem Menschen verfolgt, fühlte den Athem desselben auf meinen Schultern, wußte aber nicht, ob es ein Freund oder ein Feind sei. Endlich kam ich an ein Gatter, das mich aufhielt; ich ging um dasselbe, fand es auf zwei Seiten offen, trat hinein und verstekte mich hinter einen großen Leichenstein darin. Ich hörte meinen Verfolger nicht

mehr; aber ein dumpfer Schrei, ein Geplätscher, als wenn ein Mensch in das Wasser falle, erregte meine Aufmerksamkeit; ohne Zweifel war einer meiner Freunde verwundet worden. Aber was sollte ich thun? Ich wußte selbst nicht recht, von welcher Seite das Wehklagen komme und die Nacht war stokfinster. Diese Stunde wird mir unvergeßlich bleiben. Endlich kroch ich auf allen Vieren auf dem nassen Grase hin und wußte nicht, ob mich ein zweiter Pistolenschuß erwarte, wenn ich mich emporrichte. Eine schöne Lage! Was war aus meinen Kameraden geworden? Sollte ich so bis zum Tagesanbruche warten? Diese Gedanken beschäftigten mich, zugleich aber wunderte ich mich über die Stille, welche ringsum zu herrschen schien, bis ein Plätschern meine Aufmerksamkeit von neuem erregte. Es war, als sei dies Geräusch ganz in der Nähe und als mischten sich auch halb erstikte Töne einer menschlichen Stimme mit hinein.

„Mein süßer Jesus! Es ist ein Mord, ein wahrer Mord! Ich bin ermordet, mein Seel', es ist aus mit mir."

Es war Bob, ich erkannte seine Stimme. Aber ich wußte noch nicht, wo ich ihn finden sollte. Der Monolog begann bald von neuem: „Mein Gott, mein Gott, bin ich erschossen oder ertrunken?"

„Bob!" rief ich leise. — Tiefe Stille.

„Bob, antworte! Was fehlt dir? Wo bist du?"

Er sprach für sich: „Ja, ich bin umgebracht, todt, ermordet, ertrunken."

„Bob, so höre doch und antworte!"

— „Ja, Bob, Bob. Ihr könnt rufen, soviel Ihr wollt. Geht zum Teufel! Ich will mich nicht hängen lassen, wenn ich mit Euch rede."

„Bob, Dummkopf! ich bin es ja."

— „Ach, guter Herr! Sie sind es? Wirklich? Wo sind die Andern? Im Gefängnisse?"

„Wo bist du, Bob?"

— „Ein Bad, ein kleines Bad."

Einige Schritte von uns entspann sich ein Kampf. Ich hörte die Stimme Ernsts, der „zu Hilfe!" rief. Ich tappte dem Geräusche nach und Bob, der in einen Graben gefallen war, faßte mich am Fuße. Ich half ihm aus seinem Bade heraus. Im Lichte des Mondes, der ein wenig wieder zum Vorschein kam, sahen wir zwei Personen mit einander ringen und sich herumwälzen, ohne ein Wort zu sagen. Wen erkannten wir? Unsern diken Kutscher, der mit Ernst um das Leben rang. Der arme Mann hatte, erstaunt, uns nicht wieder kommen zu sehen, unser Verbot übertreten, den Lärm auf dem Gottesaker gehört, war über die Mauer gestiegen und auf uns zugekommen. Er war es gewesen, der sich an der Mauer hingeschlichen; seinen Schatten haben wir für einen Andern gehalten; als er meinen Namen hatte rufen wollen, waren wir entflohen. Er dagegen hatte geglaubt, unter Diebe gerathen zu sein, selbst die Flucht ergriffen und sich hinter einem Leichensteine verstekt. Zum Unglüke war Ernst dahinter schon verstekt gewesen; sie trafen auf einander, ohne sich zu kennen und theilten gegenseitig Faustschläge aus, von denen beide Spuren an sich trugen.

Diese Entwikelung der Sache erlaubte uns, wieder an die Arbeit zu gehen. Der leere Sarg wurde wieder in das Grab hinabgelassen und mit Erde

bedekt. Bob, der seine irische Natur keinen Augenblik verleugnete, warf eine Hand voll Erde darauf und sagte: „Armes Geschöpf! Möge Gott uns nicht vergelten, was wir dir gethan haben!“

Nach so vielen Hindernissen und Querstrichen waren wir noch immer nicht am Ziele. Es war keine Kleinigkeit, den Leichnam über die Mauer zu bringen und als wir an die Stelle kamen, wo wir den Wagen gelassen hatten, fanden wir ihn umgestürzt, ein Pferd im Graben liegend und das andere wüthend um sich schlagend. Sie waren, sich selbst überlassen, von dem Grase versucht, wahrscheinlich zu nahe an den Graben gekommen und hatten endlich den Wagen hineingeworfen. Wir mußten deshalb den Leichnam nochmals niederlegen, den Wagen aufrichten und uns der Pferde bemeistern, alles dies dauerte so lange, daß es heller Tag war, als wir die Vorstadt von London erreichten. Der Kutscher hatte sich seinen Rok zerrissen und den Hut verloren; Ernst und Merival befanden sich in nicht viel bessern Umständen; Bob schlief neben dem Leichensake, und die ganze Gesellschaft sah so trübselig aus, daß ich, wie Bob, schwur, daß man mich bei meiner Seele und dem heiligen Kreuze des Herrn Jesus, niemals wieder dahinbringen solle, Leichen zu stehlen!“

Der gekrönte Stiefel.

Als Kaiser Karl V. einst über den Markt zu Brüssel ritt, bemerkte er ein Weib, welches einen herrlichen Kapaun verhandelte, der ihm so trefflich behagte, daß er ihr zuvorgekommen zu sein wünschte. Da der Handel schon abgeschlossen war, so trug er einen seiner Begleiter auf, dem Weibe zu folgen, um zu sehen, wo sie ihn hintrage. Dieser berichtete bald darauf seinem Herrn, die Käuferin sei das Weib eines armen Schuhflikers, der im Keller wohne; er gedenke nämlich mit seinen Gesellen den kommenden Abend einen kleinen Schmaus zu halten. Sobald die Nacht hereinbrach, machte sich der Kaiser mit einigen Edelleuten auf den Weg und trat in des Schuhflikers Wohnung, um, wie er vorgab, seine Schuhe unverzüglich ausbessern zu lassen. Dieser entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit, da er heute ein Fest feiern, und einen Kapaun schmausen wolle. Der Kaiser, welcher nichts anderes wünschte, als auch einen Antheil davon zu erhalten, erbot sich vier Bouteillen Wein zu bezahlen, wenn man ihn Antheil nehmen lasse. Das Anerbieten wurde angenommen, und Kaiser Karl ließ es sich in Gesellschaft der Schuhflikker recht wohl schmeken, ja er leerte selbst beim Abschied ein Glas Wein auf ihre Gesundheit. Unvermuthet wurde der Prinzipal der löblichen Gesellen des folgenden Morgens nach Hof beschieden. Zitternd und zagend betrat er das Gemach des Kaisers. Aber noch größere Verwirrung bemächtigte sich seiner, als er in seinem Gaste den Kaiser erkannte; bleich und stumm stand er da. — Karl lächelte und fragte ihn, was für eine Belohnung er sich für den ihm erwiesenen guten Empfang ausbitte. Der edle Meister wußte nichts Anderes zu verlangen, als daß es seiner Zunft gestattet werden möchte, einen gekrönten Stiefel als Auszeichnung zu führen, weil ein gekröntes Haupt ihr so große Ehre erwiesen habe. Karl bewilligte die bescheidene Bitte.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Agram (15. Mai). Wenn ich diesmal mit meinem Theater-Berichte länger im Rükstande geblieben bin, so geschah es aus der Ursache, um diesen Artikel eben so reichhaltig zu besprechen, als er für die Schaulust geboten wird. In der That erfreuet sich jezt unsere Hauptstadt einer bemerkenswerthen Kunstanstalt, die durch das angenehme Lokale, wie durch die neue Direktion des Hrn. L. Martinelli Vorzügliches bietet. Was in der kurzen Zeit, seit Ostern, an neuen Dekorationen, geschmakvoller Garderobe und sonstigen Verschönerungen geleistet worden, verdienet alles Lob; es ward auch in mehreren Darstellungen durch Hervorrufen des Direkteurs anerkannt. Er selbst spielt nicht, zeichnet sich aber in der Dekorations-Malerei vortheilhaft aus. Zu den schon bestehenden beliebten Mitgliedern, dem gediegenen Hrn. Grau; der ersten Liebhaberin, Dem. Gläser, welche viele Bühnentalente besizt, und sich in den meisten Rollen auszeichnet; den beiden gerne gesehenen Ehepaaren Eichwald und Karlitzky; dem fleißigen Hrn. Julius, nebst Hrn. Kneuer, Hr. Brose und Frau, Hr. Seufert, unsern braven Komiker, Mad. Frank, und dem thätigen Regisseur, Hr. Schweigert, ist Hr. Walburg zugewachsen, der in Konversationsstüken Genügendes leistet, und sich bereits in mehreren Darstellungen des Hervorrufens werth gemacht hat. In der Oper ist Delle. Kunerth als Sopran-Sängerin vorzüglich, so wie der neue Tenorist, Hr. Thalheim, mit einer angenehmen Stimmlage und dezentem Spiel. Hr. Leser ist ein braver Bariton; im Vortrag des Musikalischen, wie im Spiel, zeichnet er sich aus. Die Opern: „Zampa", „Fra Diavolo", „der Babier" waren sehr gut besezt und gefielen ungemein. Die Gastspiele der rühmlichst bekannten Madam Raimund aus Wien gewähren den Freunden der Lokal-Stüke befriedigenden Genuß; selbst als Zerline in „Fra Diavolo" wußte sie sich durch kunstgerechten Vortrag Beifall zu erwerben. Zum ersten Debut der Direktion ward das vom Hoftheater rühmlichst bekannte Drama „Mariana" gegeben; das folgende neue Stük war „Lorbeerbaum und Bettelstab", worin Hr. Grau, in der Rolle des Dichters, einer andern Ansicht als der des Verfassers folgend, seiner Darstellung eine originelle Färbung gab, und sich damit Beifall erwarb, da ohnehin das ganze Stük nur in dieser einzigen Rolle sich bewerthet. Schweigert's vaterländisches Schauspiel, „die Magdalenen-Grotte", ward neuerdings zwei Mal gegeben, und erhielt durch einige zwekmäßige Abänderungen gesteigerten Beifall. Dieses Stük füllt immer das Schauspielhaus. Wir machen auswärtige Direktionen darauf aufmerksam. Die höchst originelle Hochzeitsfeier, wobei der Verfasser dem wirklichen Gebrauche treu folgte, die interessante Thatsache der Selbstbefreiung der Mannschaft aus Glogau, das kleidsame Kostum der Grenzbewohner, der Hochzeitszug meist auf Pferden, wie solcher bei ihnen stattfindet, werden in jeder Hinsicht Interesse erregen und die Schaulust befriedigen. Auch muß das Verdienst des neuen Kapellmeisters, Hr. Turany aus Preßburg, erwähnt werden, der durch Präzision die musikalischen Produktionen in die nothwendige Potenz stellt, wodurch die Oper erst ihren ganzen Glanz erhält. Hr. Martinelli bringt seinem Be-

rufe große Opfer, die größtentheils erkannt werden. Es sind ihm nur auch ergibige Einnahmen zu wünschen. — Hymen entführte eine Kunstjüngerin aus unsern Tempel Delle. Fany N** — wird die Gattin eines jungen Gutsbesizers, wodurch auch ihre Schwestern dem Theater entgehen werden. Das durch sie besezte naive Rollenfach ist noch verwaiset. —ich.

Korrespondenz.

Wien (20. Mai). Seit meinem jüngsten Berichte hat sich hie und da wieder Manches geändert. In der Burg ist's mit der Stich eben nicht sehr brillant: die Kinder ermüden gleichfalls und hatten das Unglük, von einem Hrn. Turteltaub girrend angesungen zu werden. Indessen war die Phädra und die Orsina eine ganz außerordentliche Leistung der Mama und zeigte die berühmte Künstlerin in ihrem vollen Glanze. Jezt sieht man dem morgigen Erscheinen des Raupachschen „Conradin" gespannt entgegen, welcher zwar mit bedeutenden Aenderungen zur Darstellung kommen, aber doch noch „die lebende Seele" gerettet haben soll. Da ich vom Hofburgtheater spreche, kann ich nicht umhin, Sie auf einen Aufsaz des trefflichen Zedlitz in Kaltenbäcks österr. Archiv aufmerksam zu machen. Unter dem harmlosen Titel: „J. Schreivogel" weiß der geistreiche Verf. sehr empfindliche Nebenhiebe zu führen. — Im Kärnthnerthor singen fortwährend die Italiener; sie sind nun mit Bellinis „Norma", mit seiner „Sonnambula" gekommen und gaben heut die „Straniera"; die ausgezeichneten Leistungen der fünf ersten Sänger: Mad. Schütz-Oldosi, Mad. Tadolini, Hr. Poggi, Hr. Cartagenova, Hr. Frezzolini, haben die allgemeine Theilnahme erregt und finden außerordentlichen Beifall. Mit der übermorgen erfolgenden 32ten Vorstellung der welschen Gesellschaft ist das Abonnement geschlossen, ohne daß der versprochene „Scaramuzzia" von Ricci gegeben worden; dann gehen die Schütz und der Poggi in ihre neue Stagione ab und Duport beabsichtigt, wie man sagt, mit den Zurükbleibenden einen weiteren Cyklus zu geben, der vielleicht auch in den Preisen billiger gestellt sein wird. Die Deutschen bereiten Aubers „Maskenball" vor; das Textbuch ist ganz umgeworfen und heißt: „die Ballnacht." — Die Josephstadt brachte eine neue Oper: „der Bravo" von Marliani, eine frische feurige Musik voll hübscher Melodien — allein die Aufführung war unter der Mittelmäßigkeit, sogar die Kraus-Wranitzky kontentirte nicht; Mellinger wurde zwar applaudirt — weil er schrie: aber die Leistung war werthlos; Kreipl fiel gänzlich durch. Dennoch dauert die lächerliche Rivalität mit beiden Hoftheatern fort; die Direktion läßt sich anonyme Briefe schreiben, worin man sie auffordert, „die Nachtwandlerin" zu wiederholen, und das Kärnthnerthor in den Grund zu bohren, und der Josephstädter Devrient, Hr. von Holtey hat im Verein mit den HHrn. Korn und Robert längst alle Hofschauspieler vernichtet. Sie sollten sehen, wie der Mann den Grafen Balken, in der „Schachmaschine" spielt; die Leistung ist so vortrefflich, daß sie nur mit dem „Achtel vom großen Lose" verglichen werden kann. Hr. Hessen, braunschw. Hofschauspieler, gastirt auf diesem Theater: ein guter Schauspieler. Dem. Hill hat Engagement genommen, und sich in ihren weiteren Leistungen recht brav bewährt; ausgezeichnet ist sie im „Rataplan": — aber jezt wollen sie sie zur großen Sängerin abrichten, und das ist ein Unglük.

Nächster Tage singt die Fischer-Achten von Frankfurt hier als Gast, damit dem Publikum die Mittelmäßigkeit des übrigen Personals recht einleuchtend gemacht werde. Die Direktion dieser Bühne versieht nun auch Baden mit Oper und Schauspiel und diese Kräfte müssen sich sonach noch spalten! An der Leopoldstadt ist Raimund's Gastspiel geschlossen: jezt kommt die Zeit der alten Pantomimen und der Ritterstüke. Zwei Piecen dieses Kalibers hat jüngst das Theater an der Wien vom Stapel laufen lassen. Eine: „Berthilie" oder: „Wie befinden sie sich", zum Vortheil der Mad. Fischer, die andere: „Der rothe Drache" oder: „Ich danke für die Frage", zur Benefize des Hrn. Bosard. Schandstüke, die den beiden recht fleißigen und verdienstvollen Benefizianten leere Häuser brachten. Die löbliche Gewohnheit der Direktion, den Schauspielern schlechte Stüke zur Benefize aufzuzwingen, sollte doch bei besseren Mitgliedern eine Ausnahme machen. Morgen kommt Hr. Scholz mit etwas Aehnlichem: „Der melancholische Schuster." — Das Brandunglük der Ottakriner hat die Wohlthätigkeit zu mancherlei Tributen angeregt. Der Kunstreiter Hr. Guerra, das Josephstädter Theater, der Musikverein der Alservorstadt veranstalteten Einnahmen. Nun gibt, sicherem Vernehmen nach, auch die prima donna assoluta Mad. Schütz-Oldosi, eine geborene Wienerin, ein großes Konzert unter hohen Auspizien zu diesem Zweke, welches gewiß ein günstiges pekuniäres Resultat liefern und auch künstlerisch befriedigen wird, da man Hrn. v. Holtey nicht unter den Mitwirkenden weiß. — Die Speiseliteratur Wiens florirt; die HHrn. Scherzer und Heß, ersterer im Sperl täglich, lezterer im Augarten Sonntags, arrangiren eine table d'hôte, die den Vorzug vor allen Mittagskonzerten verdient. Das Tivoli ist mit neuen Reizen ausgestattet worden. Bei der „Birne", auf der Landstraße, wird ein herrlicher Salon gebaut; Hietzing bevölkert sich und Dommayer weiß das Lob und die ungeheuchelte Theilnahme aller Rezensenten zu gewinnen. Strauß und Lanner sind überall. Beschert der liebe Himmel einen erträglichen Tag und geht man einer Straßeneke vorüber, so kann man das Heer der Annoncen und Einladungen gar nicht übersehen. Ich spähe immer gleich nach dem bescheidenen strohgelben Zettel der Josephstadt und sehe nach, ob Herr v. Holtey spielt; so ging es mir auch einst in Paris mit Leontine Fay; damals war ich noch harmloser Natur, jezt liebe ich das Pikante. Außer den eben genannten haben wir in diesem Augenblik noch ein Paar große Männer in Wien, den Verf. des tiefpoetischen „Komm her", Hrn. v. Elsholz und dann Hrn. A. Glasbrenner, der unser gutes Wien vermuthlich um ein Paar Thaler Honorar an einen Leipziger Buchhändler verkaufen und dafür Lorbern einhandeln will. Wenn diese Notabilitäten nicht schon Alles eklypsirten, würde ich Ihnen noch un certain Mr. Balzac nennen, der auch hier angekommen ist, um die Dichter Turteltaub, Janitschka, Hirsch und die Humoristen Wiest und Schilling kennen zu lernen. — Was literarisch geschieht? — Leute wie Hr. Sickingen schreiben große Topographien; die schöne zwekloſe „Kalobiotik" tritt an's Licht; Alles rezensirt — und der Himmel ist noch immer blau und des Abends leuchten Sterne und dies Alles in demselben Jahre, in welchem der schöne Halley und der große Holtey erscheinen.

p. *

Modenbild. Nr. 22.

Pariser Anzüge vom 10. Mai. Reisstrohkapoten. Kleider von Pou de Soie und gedrucktem Mousselin. Mantillen von gestiktem Mousselin.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 10.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.

45. Sonnabend, 30. Mai. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Wir ersuchen höflichst unsere geehrten Leser, die heute beiliegende Anzeige dieser Blätter auf das zweite Semester d. J. einer gütigen Aufmerksamkeit und Durchsicht zu würdigen.

Bestimmung.

Eine Erzählung, aus Originalbriefen vom Jahre 1832 und 1833 zusammengetragen.

An einem trüben, fast winterlichen Abend, im vorlezten Spätherbste, ward in Frankreichs Hauptstadt, im Schauspielhause der großen Oper „Robert le Diable" gegeben. Unter dem Chaos der Theaterbesucher war auch ein junges Frauenzimmer mit ihrem Vater, deren Schönheit und Anmuth viel Aufmerksamkeit bei den Anwesenden erregte. Die Art, wie sie den kostbaren Spizenschleier und den reichen Schmuk im Haar, ganz verschieden von der hierortigen Weise trug, bezeichnete sie als eine Fremde. Eben war die Vorstellung unter ungeheurem Beifall beendet, und das Menschenmeer wogte durch Thür und Thor hinaus. Im dichten Gedränge wurden die Meisten im eigentlichen Sinne des Wortes hinausgetragen, und unwillkührlich mit hinausgedrängt.

Insbesondere hatten im Theater zwei Herren die liebliche Mädchen-Erscheinung ins Auge gefaßt, wovon der jüngere ihr zur Seite blieb, als sie im Schwalle der Hinauswogenden von ihrem Vater getrennt ward. Sie befand sich nun an den Stufen der Vorhalle; unbekannt mit dem Lokale, trat sie fehl und wäre ausgeglitten, hätte nicht der junge Mann an ihrer Seite sie schnell umfaßt und empor gehalten. Dankbar blikte sie zu ihm auf — und sah

in ein jugendliches, kräftiges, edles Antliz, mit einem Paar hellglänzenden Augensternen. Der junge Mann fand sich tief ergriffen, als das reizende Geschöpf mit den holden anmuthigen Zügen voll Liebeszauber ihm so nahe — zu ihm empor sah, und er wünschte sehnlichst sie zu kennen. Ohngeachtet aber er sich alle Mühe gab, an ihrer Seite zu bleiben, so ward er dennoch weggedrängt, denn die hinausströmende Menge brach allenthalben durch. Die Fremde war schon nahe bis zum Ausgange gekommen, und hatte sich vergebens nach ihrem Vater umgesehen, die Nacht war finster und stürmisch, sie zog sich daher an einen Pfeiler der Halle zurük, indessen ihr Herz, voll Kummer und Angst erfüllt, noch immer in jedem Nahenden den Gesuchten erwartete.

Der ältere der erwähnten Herren hatte sie stets im Auge behalten, und so erblikte er sie auch am Pfeiler, wie sie Jemanden zu erwarten schien; sie stand noch immer dort, als schon fast der Lezte der Menge heraustrat, da näherte er sich ihr, und bot ihr fast unwillkührlich den Arm, indem er sie zu seiner am Eingange haltenden Kutsche führte. Die arglose Fremde vermeinte, er käme im Auftrage ihres Vater sie abzuholen, und folgte ihm willig; mit Artigkeit hob er sie auf den Kutschentritt, der Bediente half auf der andern Seite, und mit einer Schnelligkeit sprang Graf Molina ihr nach, und sie befand sich nun in Gesellschaft eines ihr gänzlich fremden Mannes. Eben als sie, zwar willenlos, doch in den Wagen stieg, kam Heinrich — so hieß der jüngere der Herren — hinzu, und schlug sich entsezt vor die Stirne.

„Fahre wohl — Glaube an Unschuldreiz!“ sprach er zu sich selbst. „Wenn in diesen klaren Augen, in diesen reinen Himmelszügen schon das Laster wohnt, wo soll man Tugendwerth suchen?“

Er kannte jenen Grafen; es war bekannt, daß Molina nur ein angenommener Name war, er selbst lebte planlos, ohne Geschäfte, blos zu seinem Vergnügen, manches Liebes-Abenteuer wußte man von ihm zu erzählen, und ein solches schien Heinrich nun eben gesehen zu haben. Zwar widersprach sein Herz dem Verstand, es ließe sich ja eine schuldlose Möglichkeit in diesem Verhältniß auffinden, und dieses wollte er zu erfahren suchen, was auch der klügelnde Verstand dagegen aufbringen mochte.

Der Graf suchte sich indessen mit der größten Gewandtheit über seine Freiheit bei seiner schönen Entführten bestens zu entschuldigen. Er bat, sie möchte sagen, wohin er den Kutscher vorzufahren anweisen sollte, um sie zu den Ihrigen zu bringen, er fühle sich höchst beglükt in ihrer Nähe und würde es noch mehr sein, wenn er Gelegenheit, ihr zu dienen haben werde.

Schon beim Einsteigen war Dolcetta, so heißt die schöne Fremde, in unsägliche Angst gerathen, indem sie das Verfängliche ihrer Lage überblikte. Doch faßte sie Muth, als sie den Grafen so sprechen hörte, mußte ihm aber mit schwerem Herzen gestehen, daß sie weder Gasse noch Hotel ihres Aufenthaltes zu nennen wüßte, sie sei mit ihrem Vater vor zwei Tagen aus Breslau angekommen, sei mit ihm ins Theater gegangen und von der Menschenmasse im Herausfluthen von ihm weggedrängt worden. Der Graf konnte kaum seine Freude verhehlen, da ihm diese Nachrichten ein längeres Beisammensein mit der ihn immer mehr interessirenden reizenden Fremden verhießen. Er erbot sich, sie über Nacht, da er unverheirathet sei, zu einer ihm bekannten Frau zu führen, wo sie bis dahin bleiben könnte, bis er Nachricht von ihrem Vater

eingezogen habe, welchen zu erkundschaften er sich alle Mühe geben wolle. Im Herzen jedoch faßte er den Plan, ja nicht damit zu eilen, um die holde Entführte mit seinen Gesinnungen bekannt machen zu können, und vielleicht ihre Gegengefühle zu erringen, denn er fühlte, wie noch niemals, eine Leidenschaft in seiner Brust entstehen, die nur Gegenliebe heilen konnte. Von dem Versprechen beruhigt, und im Bewußtsein ihrer Unschuld, ahnte sie nichts von den eigennüzigen Absichten ihres Entführers, und glaubte ihm, als ihrem Beschüzer, noch Dank schuldig zu sein, wo hätte sie sich in jener stürmisch finstern Nacht zurecht gefunden, hätte er sich ihrer nicht angenommen? —

Anstatt zu einer Dame, wie er sagte, brachte er sie in das Haus einer jener Kreaturen, die auf solche Fälle eingerichtet sind. Dolcetten wurden ein Paar köstlich möblirte, mit allen Gegenständen der geistigen und physischen Bedürfnisse eingerichtete Zimmer angewiesen, wo sie in dem seltenen Büchervorrathe, an dem schönen Pianoforte, den ausgesuchtesten Musikalien sich ergezte, und im Augenblike sich wohl befand. Der Graf empfahl sich bescheiden, ohne jedoch den Eindruk, welchen Dolcetta auf ihn gemacht, ihr zu verhehlen. Sie beschwor ihn, ihr den folgenden Tag Nachricht von ihrem Vater zu bringen, welches er ihr feierlich zusagte. Dolcetta brachte jedoch die Nacht schlaflos zu; sie dachte sich die Angst des geliebten Vaters um sie. — Zu diesem gesellte sich, daß im Wachen und im Traume das Bild des jungen Mannes, das sie tief in ihre Seele gesogen, und dessen Feuerblike ihr Innerstes aufgeregt hatten, vor ihr stand. Mit Wehmuth fürchtete sie, ihm in dieser großen Stadt, vielleicht nie wieder zu begegnen. Daß der Graf bei dem Verlangen, länger im Besiz des theuern Gegenstandes zu bleiben, nicht an Nachfrage um den Vater dachte, läßt sich leicht denken. Er verfügte sich früh zu dem holden Mädchen, welches ihm am Morgen noch viel reizender dünkte.

Zwei Tage waren vergangen, in denen der Graf scheinbar auf Erkundigung sandte, und, wie leicht zu erachten, weder Bericht noch Trost brachte, und die Sehnsucht des Mädchens nach ihrem Vater steigerte. So sehr der Graf sich auf Erkundigung der näheren Verhältnisse ihres Vaters legte, so erfuhr er nur, daß Dolcetten streng verboten sei, davon zu reden, ihr Vater sei als ein Herr Stern aus Breslau bezeichnet, mehr zu sagen dürfe sie sich nicht befugt finden. Der Graf bemühte sich nun, Dolcetten mit seinen Gefühlen bekannt zu machen, und um Erwiderung zu bitten. Doch diese war zu sehr um ihren Vater bekümmert, und trug ein anderes Bild im Herzen, um auf den Liebesantrag befriedigend zu antworten. Auch rükte der Graf endlich mit seinen wahren Absichten näher: — ihr ein schönes angenehmes Leben in Liebe zu bereiten, wofern sie ganz sein eigen sein wollte. — Mit Abscheu verwarf sie das Anerbieten, und des Grafen Leidenschaft erhöhte sich; er schwur, er müsse sie besizen, und sei es auch um den Verlust seiner Freiheit; doch das Leztere sagte er sich nur insgeheim. Zuerst wollte er alle Ueberredungskünste bei ihr versuchen; doch Dolcetta stählte der Gedanke an ihren Vater und an die herrliche Gestalt, die an der Stufe der Vorhalle sie umschloß, wogegen selbst der schöne männliche Graf im Schatten stand.

Dolcetta wollte lieber entfliehen, als länger in diesen Zimmern zu hausen. Der Graf hatte dieses befürchtet und seine Maaßregeln dagegen ge-

nommen: sie blieb nie unbewacht, Trauer und Schmerz umzog nun das liebliche Mädchen.

Heinrich konnte das wunderhübsche Kind nicht aus Kopf und Herzen bringen, dieser reizende Gegenstand hatte ihn nur zu sehr gefesselt. Darum beschloß er, ihm auf die Spur zu kommen. Was ist der Liebe unmöglich? — Er spürte den Schritten des Grafen allenthalben nach, und so entging ihm nicht, in welchem Hause derselbe die meiste Zeit zubrachte; er sandte seinen verschmizten Bedienten dahin auf Kundschaft; dieser erfuhr durch das Gesinde von der schönen Fremden, und auch daß ihr Vater nicht aufzufinden sei, worüber sie sehr betrübt sei und sich gräme.

Als Heinrich erfuhr, in welchem Kummer das holde Geschöpf schwebe, konnte er sich den Zusammenhang denken, und beschloß nun mit aller Mühe, ihr Trost zu geben und den Vater aufzusuchen, welches ihm zu seiner Freude nach vielen Nachforschungen gelang. Der Arme hatte schon verzweifelt, sein theures Kind je wieder zu sehen. Ihr Aufenthalt machte ihm unsägliche Sorge, er sah, wie behutsam er zu verfahren habe, da sie gleich einer Gefangenen gehalten werde. Sie gingen in der Straße Rivoli — da zeigte Heinrich in die Ferne: in einem Kabriolet saß Graf Molina, auf einer Spazirfahrt begriffen. Kaum hatte der Greis ihn erblikt, als er eine tiefe Erschütterung fast nicht verbergen konnte; denn er erkannte in demselben, denjenigen — um dessentwillen er den entlegenen heimathlichen Heerd verlassen hatte, und — in dessen Gewahrsam befand sich seine Tochter! — Noch denselben Tag ging er in das bezeichnete Haus, wo Dolcetta war, und wo er den Grafen eben hineingehen gesehen hatte. (Beschluß folgt.)

Musikalisches Genie.

Eine Pariser Zeitschrift gibt folgenden Bericht über das musikalische Talent einer alten, seitdem verstorbenen Frau in den Sechzigern, die von Jugend auf in der Salpetriere (einem Irrenhause in Paris) gewesen war. Eine junge Schauspielerin von einem der kleineren Theater in Paris, die in das Haus aufgenommen worden, hatte sich eingebildet, daß sie eine gewisse Rolle zu spielen habe, und sang und tanzte und rezitirte abwechselnd. Als nun die alte Frau eines Tages die Schauspielerin singen hörte, schlug sie sogleich den Takt dazu mit bewundernswürdiger Präzision, und schien dabei höchlich ergözt zu sein. Sobald sie eine Arie hörte, hatte sie sie im ersten Augenblike gleich aufgefaßt, und sie war im Stande, wenn man sie aufforderte, dieselbe, obgleich sie die Worte nicht kannte, doch nach der Melodie genau wieder zu geben. Was noch merkwürdiger war, als Jemand ein Lied in ihrer Gegenwart sang, das er eben aus dem Stegreif komponirt hatte, faßte sie dasselbe eben so schnell auf, und wiederholte es auf der Stelle. Ein Anderesmal, als sie ein Stük auf dem Pianoforte spielen hörte, war sie von dem Zauber der Musik ganz hingerissen, und man bemerkte, daß sie bei den vorzüglicheren Passagen ganz besonders ihr Wohlgefallen bezeigte, gleich als besäße sie die Kenntniß und den Geschmak des vollkommensten Musikers. Wie man sagt, hat der Kopf dieser merkwürdigen Frau die Phrenologisten nicht wenig

in Verwirrung gebracht; denn als sie ihn geöffnet hatten, fanden sie nicht nur nicht, wie sie bestimmt vorausgesezt, ein stark ausgebildetes musikalisches Organ in demselben, sondern bemerkten zu ihrem Erstaunen, daß er gar keines hatte.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Agram. Dieser Tage ward eines Taglöhners Eheweib von gesunden starken Drillingen entbunden — dieses geschieht wohl noch hie und da, doch merkwürdiger ist, daß — einige Stunden von hier 4 Kinder einer Bäuerin schon anderthalbe Jahre leben, was eine große Natur-Seltenheit genannt werden kann, welche wenige Beispiele aufzuweisen hat. — Zu den physiologischen Erscheinungen mancher unverbesserlichen Menschennatur gab es auch hier ohnlängst einen Beleg. Ein Dieb ward nach überstandner Strafzeit entlassen, kaum drei Tage frei, brach er durch ein Fenster in ein Haus, doch er wurde bemerkt, und man schoß nach ihm, wo er auch gleich todt blieb, und so ihn das Gericht schnell ereilte. H.

Paris. Der bekannte junge ungarische Virtuose und Kompositeur Liszt hat hier bereits einen trefflichen Eleven gebildet. Er heißt Herrmann, ist erst 13 Jahr alt und hat sich neulich in einem Konzert mit vielem Beifall hören lassen. V.

London. Ein Arbeiter des Lords Ferrard, der auf einem Gute desselben eine Hütte bewohnte, wurde unlängst von einem weitläufigen Verwandten besucht, und ließ ihn des Nachts bei sich im Bette schlafen. In der Nacht stand der Gast auf, zog ein Rasirmesser aus seinem Rok und schnitt erst seinem Hauswirthe, dann dessen Sohn die Gurgel ab. Lezterer hatte laut aufgeschrieen; dies zog seine Mutter und zwei Schwestern herbei, welche vereint über den Mörder herfielen, ihm nach einem Handgemenge das Messer entrissen, und ihm die Beine banden. Sogleich wurde nach der Polizei geschikt; ehe diese aber kam, hatte der Bösewicht sich losgerissen, und war entflohen. Er wurde jedoch in der Nähe nach lebhafter Gegenwehr gefangen genommen. M.

München. Ein Jude bot einem Stuzer eine Brille zum Kaufe an. Dieser nahm die Brille, sezte sie auf die Nase, sah den Brillenhändler und noch einige andere dabei stehende Juden an und sprach: „Ei, das ist eine sonderbare Brille; man sieht ja dadurch lauter Spizbuben!“ „Erlauben Sie mir,“ entgegnete der Jude, nahm die Brille, sezte sie auf seine Nase, besah durch sie den Stuzer und rief aus: „Sie haben Recht, mein Herr; und sie verkleinert auch sogar!“ D.

Köln. Bei Münstermaifeld (im Rheinkreise) wurden seit einiger Zeit aus einem im Felde befindlichen Schafpferche Schafe gestohlen; man glaubte, sie könnten von einem Wolfe geraubt worden sein. Der Eigenthümer und der Schäfer bewachten mehrere Nächte hindurch mit geladenen Gewehren unweit des Pferchs die Schafe, ohne daß sich Räuber oder Wölfe sehen ließen. Sie sezten darauf einige Nächte aus, und es wurde wieder gestohlen. Da wachten sie denn abermals, und in einer Nacht kam von Ferne eine Gestalt herzugekrochen, die weder einem Men-

schen noch einem Thiere ähnlich schien. Der Schäfer ließ sie auf Schußweite nahen, und strekte sie dann mit einem Schusse nieder. Darauf hörten sie ein Wimmern, eilten hin, und fanden einen Mann, in eine wollene Deke vermummt, am Boden liegen. Die Kugel hatte ihn tödtlich getroffen. Der Unglükliche wurde sogleich in das Bürgerhospital nach Münstermaifeld gebracht; doch troz der ärztlichen Hilfe verschied er am Morgen. Vor seinem Tode betheuerte er seine Unschuld, und gab vor, er habe nur den Schäfer erschreken wollen. Der Schäfer soll zur gerichtlichen Untersuchung gezogen sein. T.

Brüssel. Der berühmte Babbage hat dem Direktor der hiesigen Sternwarte, Hrn. Quetelet, geschrieben, daß seine Rechnenmaschine noch nicht vollendet sei; dagegen habe er in dem lezten Halbjahre eine neue, noch weit mächtigere Maschine erfunden, mit der er sich jezt ausschließlich beschäftige und die Zeichnungen davon entwerfe. Er werde sie wahrscheinlich nicht in London anfertigen lassen; er selbst sei über die Kraft erstaunt, welche die Maschine habe, und hätte dies noch vor einem Jahre für eine Unmöglichkeit gehalten. Zugleich spricht Hr. B. von sehr merkwürdigen Resultaten einer allgemeinen Bewegung der Atmosphäre, welche Sir John Herrschel auf dem Cap der guten Hoffnung beobachtet habe.

Utrecht. Ein Franzose hat neulich bei einem Trödler in Utrecht ein Bild für 18 Fr. gekauft; der leztere hatte es in einer Auktion von Bildern erstanden, die das Bisthumsgebäude zu Utrecht geziert hatten, welches gegenwärtig niedergerissen wird. Als der Franzose nach Hause kam und den Staub vom Gemälde abwischte, so las er den Namen Rubens, und das Gemälde ist in der That von diesem Meister. Es stellt die Anbetung der Magier vor und ist ein Meisterwerk, das der glükliche Besizer in Paris für 80 bis 100,000 Fr. zu verkaufen gedenkt. B.

Stralsund. In Barth und der umliegenden Gegend hatte in neuerer Zeit ein Mann, dessen Herkunft noch nicht näher hat ermittelt werden können, in weiblicher Kleidung und größtentheils des Nachts, ärztliche Praxis getrieben, und als Wunder-Doktor großen Zulauf gefunden. Er ist indessen verhaftet und späterhin, da eine von ihm durch den Bauchstich operirte wassersüchtige Kranke gestorben, zur Kriminalunterſuchung gezogen worden. T.

München. Am 18. Mai stürzte der Hausmeister des Hrn. Grafen von Rechberg, Kaspar Spinder, über 5 Stok in den Hof herab, und blieb auf der Stelle todt. B.

London. Ein Liverpooler Kaufmann erhielt kürzlich von einem Jugendfreunde, Hrn. Sutcliffe, der aus Lancashire gebürtig ist, und dessen Mutter noch in England lebt, ein Schreiben, welches unterm 10. Dezember v. J. von der Insel Juan Fernandez im stillen Ozean datirt ist. Hr. Sutcliffe zeigt seinem Freunde an, daß er nach längerem Aufenthalte in den Cordilleras und Andes (Südamerika) nach dieser Insel ausgewandert, und gegenwärtig Gouverneur derselben sei. Die Insel zählt, nebst zwei dazu gehörigen kleinern Inseln, die Truppen eingerechnet, 400 Einwohner, als deren Beherrscher der Gouverneur zu betrachten ist. Hr. Sutcliffe äußert sich mit seiner neuen Stellung, die noch nie von einem Engländer bekleidet wurde, äußerst zufrieden, und bittet den Freund, ihm gelegentlich viele Neuigkeiten und Zeitungen zu übersenden. M.

Genf. Der hiesige Uhrmacher Jacob, welcher bekanntlich unerwartet von einem reichen Engländer (Lord Grantham) anderthalb Mill. Thlr. preußisch erbte, hat auch nicht das Mindeste in seiner Lebensweise geändert, und auch seine Frau geht noch immer mit ihrem alten Mantel, Hut und Handkorb ihren Geschäften nach. Mann und Frau arbeiten regelmäßig, wie früher, in der Fabrik von Francois und Letultre, obgleich sie gegenwärtig vielleicht reicher sind, als ihre Brodherren, und besorgen nur, daß ihre Kinder durch das viele Geld Schaden an ihrer Seele erleiden mögen. Beide Eheleute gehören einer frommen Methodisten-Gemeinde an, und werden wahrscheinlich einen Theil des Geldes zum Bau einer Kirche für dieselbe verwenden. T.

München. Als ein Beitrag zur Karakteristik des Kanoniers Stanislaus Schmitt, dessen Name in der Nachwelt wegen seiner verübten beispiellosen Gräuelthat (er ist es nämlich, der das hiesige Pulvermagazin und sich selbst in die Luft sprengte) als berüchtigt fortleben wird, mögen folgende Züge und Aeußerungen nicht ohne Interesse erscheinen. Bei Gelegenheit der Erzählungen und Zeitungsberichte über die häufigen Selbstmorde soll Schmitt öfters bemerkt haben: die Menschen mit ihrem Erschießen, Erhenken, Ertränken und Halsabschneiden ꝛc. wären sehr einfältig, denn ein resoluter, ordentlicher Mann, der sich einmal das Leben nehmen will, müsse es auf eine Art bewerkstelligen, daß die Welt von ihm spräche, was auch er in einem solchen Falle thun würde. Zu einem seiner Kameraden, der auf dem entferntern Wachtposten stand, sprach der Bösewicht, nicht lange vor der schreklichen Katastrophe: „Du wirst von einem Glük sagen können, wenn du deinen Kopf nicht verlierst!“ Zu dem nachher verunglükten Wachtposten vor dem Pulvermagazin sagte er: „Du wirst heute auch noch glüklich werden!“ Dem so glüklich und wunderbar entkommenen Bombardeur Osterrieder, welcher sich nicht aus Furcht, sondern im Dienste wegbegeben hatte, bemerkte der Schändliche vor seinem Weggehen: „Bleib' nur noch ein wenig hier, wir werden ohnehin bald mit einander abmarschiren!“ Es lag also in seinem teuflischen Plane, in seiner lange vorher gemachten Berechnung, recht viele Menschen hinzuopfern, zu welchem Zweke er sich ohne Zweifel einige Wochen früher in das große Pulvermagazin zu Grünwald, glüklicher Weise aber durch die Wachsamkeit des dortigen Magazin-Aufsehers, vergebens, einzuschleichen gesucht hat. — Außer dem genannten Schmitt (23 Jahr alt) sind noch acht Menschen umgekommen. D.

Konstantinopel. Hier läßt die Sultanin Saliha, die Tochter des Sultans, auf einem kleinen, blos zu ihrem Vergnügen erbauten Theater französische, ins Türkische übersezte Stüke aufführen. Den Anfang hat man mit dem „Bär und Pascha“ gemacht. Z.

Paris. Der Buchhandel sucht immer mehr Mittel hervor, um Käufer für das Ausgebotene anzuloken; Zugaben und Prämien sind auch bei uns in Deutschland schon vorgekommen, von einer Lotterie bei dem Kaufe eines Buches haben wir aber noch nichts gehört. In Paris ist dies jezt vorgekommen; Jeder nämlich, der auf die neue Ausgabe der „Werke Chateaubriands“ subskribirt, erhält zugleich ein Lotterieloos, und einer dieser Subskribenten gewinnt das große Loos, nämlich ein Viertel von dem Verlagsrechte der Werke Chateaubriands oder 180,000 Fr. baar. B.

Bilder-Gallerie. Nr. 5.

Maria Christina, Königin-Mutter und Regentin von Spanien.

Maria Christina ist die Tochter des verstorbenen Königs beider Sicilien Franz I. und ist am 27. April 1806 geboren.

Am 11. Oktob. 1829 wurde sie mit Ferdinand VII., König von Spanien, in Madrid vermählt.

Am 12. Oktob. 1830 gebar sie eine Prinzessin, welche die Namen Donna Maria Isabella Louise erhielt. Nach einem Jahr gebar sie wieder eine Prinzessin. Da nun in Spanien nach dem salischen Thronfolge-Gesez nur die Söhne succesionsfähig sind und mithin nach dem Tode des kränkelnden Königs nicht seine älteste Tochter, sondern sein Bruder Don Carlos succediren sollte, bewog die Königin Christine, die ihren Töchtern die Succession zu verschaffen wünschte, den König, das salische Gesez, das in Spanien durch den ersten König aus dem bourbonischen Stamme, Philipp, eingeführt worden war, aufzuheben. Ferdinand verstand sich um so leichter dazu, da schon sein Vorgänger Karl IV. mit den Cortes beschlossen hatte, das salische Thronfolge-Gesez aufzuheben, welche Aufhebung jedoch nicht publizirt worden war. Da der König Ferdinand als absoluter Herrscher der Einwilligung der Cortes nicht zu bedürfen glaubte, erklärte er nur durch ein Edikt seine älteste Tochter Isabella zu seiner Nachfolgerin, und ließ ihr von den Ständen noch bei seinen Lebzeiten huldigen. Dies geschah und Niemand wagte es zu protestiren, als sein Bruder Karl, der deswegen von dem König nach Italien verwiesen wurde, aber in Portugal blieb.

Während einer schweren Krankheit Ferdinands VII. war die Königin Christine Regentin, und erwarb sich als solche die Achtung und Liebe der Nation. Nach dem Tode Ferdinands VII. succedirte seine älteste Tochter unter dem Namen Isabella II., und die Königin-Mutter wurde, dem Testamente Ferdinands zufolge, für die Zeit ihrer Minderjährigkeit Regentin des Königreichs. Bald erklärten sich jedoch die zahlreichen Anhänger Karls in der Provinz Navarra für den Prätendenten Karl V., und auch in Portugal sammelten sich um Karl, der nach dem Tode Ferdinands gegen die Succession der Isabella feierlich protestirt hatte, zahlreiche Anhänger. Dies bewog die Regentin, die lange Zeit mit der Anerkennung der Königin von Portugal, Donna Maria, gezögert hatte, dies zu thun, und zur Vertreibung des Prätendenten den General Rodil mit Truppen nach Portugal zu schiken, wodurch sie zugleich zum Sturze Don Miguels beitrug. Don Carlos zog sich zwar nach England zurük, kam aber nach Spanien, wo sich die Zahl seiner Anhänger vermehrte und der Feldherr Zumalacarreguy bisher sich tapfer gegen so ausgezeichnete Feldherrn, wie Sarsfield, Rodil, Mina, Valdes, vertheidigte.

Frankreich, England, Portugal erkannten Isabella II. als rechtmäßige Königin von Spanien an, und schlossen mit Spanien zu ihren Gunsten die Quadrupel-Allianz. Die Anhänger der Königin und der Regentin führen im gemeinen Leben den Namen Christinos, die des Prätendenten den Namen Carlistos.

Dr. Rumy.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

MARIE CHRISTINE

Königin von Spanien.

44. Mittwoch, 3. Juni. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Bestimmung.

(Beschluß.)

Dolcettas Vater war einer jener kräftigen Gestalten, die das Leben in allen seinen Begegnissen auffassen, und mit Ueberlegung darnach handeln, um dem Kummer nicht zu erliegen, und beim Glük sich nicht zu sehr zu erheben. In dem Zeitensturm konnte er hinlänglich von seinen Geisteskräften Gebrauch machen, jedoch sein ganzes Glük vereinte sich in der Liebe zu seiner Tochter. Nie konnte er sie von sich lassen, und so war sie auch auf der langen Reise seine Erheiterung, und unbeschreiblich war sein Gram, als er sie im Theater vermißte. Der Greis trug einem Bedienten auf, ihn bei dem Grafen auf eine dringende Unterredung zu melden, welche angenommen wurde.

Als er eingetreten war, und sich dem Grafen näherte, warf dieser einen forschenden düstern Blik auf ihn.

„Erlaubt, gnädiger Herr! daß ich im Auftrage Eurer erlauchten Mutter mit Euch spreche," redete ihn der Alte, in französischer Sprache an, so wie auch Dolcetta sich stets derselben bediente, „und welcher mich aus Euerem Vaterlande bis hieher brachte."

„Was kannst du mir, du Getreuer meines Hauses, zu sagen haben, was ich nicht schon im voraus erriethe?" erwiderte der Angeredete. „Du weißt, daß ich Alles vergessen möchte, und auch will, was mich an dort erinnert."

„Doch nicht auch Eure Fürstin Mutter?" fragte mit schmerzlichem Blik der Greis. „Sollten ihre Thränen — ihre Wünsche kein Gewicht mehr bei Euch haben. Fürst Nikolsky, sie sandte mich an Euch, um Euch zur Rükkehr einzuladen."

„Nimmermehr," sagte dieser, „sieht mich mein Vaterland wieder. Meine Entwürfe, meine Bestrebungen, selbst mein Leben ist der Nemesis verfallen, ich muß mich lossagen von Allem, was mir theuer ist."

„Es gibt Pflichten, mein Fürst," entgegnete der Greis, „die nie aufhören, und deren Würde in die Seele geschrieben ist."

„Das Unglük hat sie alle aufgelöst," sagte der Fürst — so nennen wir ihn fortan — mit dumpfer tonloser Stimme.

„Die Pflicht der Dankbarkeit legte mir auf, die Wünsche einer edlen Mutter zu erfüllen. Als mein schönes Familienhaus in der Warschauer Vorstadt vom Feinde mit allem Besizthum zerstört ward, da fand ich Zuflucht," erzählte der Alte, „in dem Pallaste Eurer Vorfahren, ich war hier Zeuge ihres Grames um den geliebten Sohn, den sie in weiter Ferne wußte. — Mit vieler Mühe gelang es ihr endlich, einen Gnadenbrief für Euch zu erwirken, und da mochte sie keinem den Auftrag an Euch anvertrauen, als mir." — —

„Als dir! — guter, edler Greis!" — fiel ihm der Fürst ins Wort. Mit erschütternden Gefühlen hatte er auf des Greises Rede gehört, ein innerer Kampf von Kindesliebe und erlebtem Waffenunglük malte sich in seinen Zügen, der sich endlich in düstern Ernst auflöste.

„Du sprichst aus dem Herzen, biedrer Freund! du verschweigst, welche Opfer du selbst der Nation brachtest, wovon dein zerstörtes Haus nur ein kleiner unfreiwilliger Theil ist. Aber sage selbst, was soll ich wieder auf dem Schauplaz, der mich an vergebliche Großthaten, an untergangene Pläne erinnert, wo ich weder froh noch thätig sein kann. Meine Mutter," fuhr er bewegt fort, „möge mich bedauern, aber sich der harten Nothwendigkeit fügen — des Mannes erdrüktes Gefühl macht die Rükkehr unmöglich."

„Dieses wäre also abgethan," sagte der Greis schmerzlich. „Nun aber in meiner eigenen Angelegenheit ein Wort an Euch, mein Fürst! — Gebt mir meine Tochter zurük, die Ihr hier im Hause in Eurem Gewahrsam habt, denn ich weiß es, daß Ihr sie entführtet." —

Der Fürst wollte sich eben von der Zumuthung lossagen, als die Thüre des Nebenzimmers aufgerissen wurde, und Dolcetta freudetrunken in ihres Vaters Arme flog. „Nun bin ich gerettet," sagte sie froh aufathmend. „Er hat es nicht gut mit mir gemeint, guter Vater."

„Fürst!" sagte der Greis mit vorwurfsvoller Miene, „wie konntet Ihr den Frieden eines unschuldigen Mädchens stören?"

„Mit Dolcetta," erwiderte der Fürst, „hatte ich mehr Gutes im Sinn, als ihr Beide glaubt, durch sie hätte das Leben wieder für mich Reiz gewonnen, ihre Gegenliebe mir Rosen gestreut — ich überzeugte mich von ihrem Werthe, ihre Hand hätte mich mit dem Schiksale ausgesöhnt, aber selbst deine reizumfloßne Tochter — die Tochter Jakobs Stern, des reichsten Wechslers in Polen, kann nie — ich sage es mit Schmerz — nie meine Gattin werden. Gehe mein Freund! und bedaure denjenigen, dessen besten Entschlüsse, dessen schönsten Entwürfe mit herber Täuschung enden! Holde Dolcetta, grolle nicht mit dem Unglüklichen, lange noch wirst du mit deinem Unschuldreiz vor meiner Seele stehen." Er reichte Beiden die Hände zum Abschied. Dem Greise traten Thränen in die Augen, er hatte den Fürsten als Kind, als Jüngling und Mann, den Stolz seines Hauses gekannt — und nun ein

Flüchtling! — — Doch hoffte er, bei wiederholtem Besuch, noch seinen Entschluß zu erschüttern, wo nicht umzuändern. Als er aber am folgenden Morgen ihn desfalls zu sprechen hoffte, war er schon nach England abgereiset, was er jedoch erst später erfuhr.

Als Heinrich zum Besuch kam, ward derselbe mit dankbarer Herzlichkeit aufgenommen, da ihm die Auffindung Dolcettens gelungen war. Was der erste Blik des lieblichen Mädchens in Heinrichs Herzen entzunden, loderte in noch stärkerer Glut auf. Alle Wünsche und Hoffnungen vereinigten sich in Dolcettens Besiz. Doch wenn er eines Umstandes, der ihn, falls er ihr bekannt würde, nothwendig von ihr trennen mußte — gedachte, so bemächtigte sich seiner ein tiefer Schmerz. Entdeken mußte es sich — dann ward er aus seinem Himmel gestoßen. In dem Herzen des Mädchens war auch jene stille Sehnsucht der ersten Liebe erwacht. Heinrich war ihr Taggedanke, war ihr Traum. Sie kam zu der Ueberzeugung: nur mit einem solchen Manne vereinigt, könne sie glüklich leben. Doch ward ihr etwas bange; Heinrich hatte nie seiner Verhältnisse erwähnt. Sie wußte selbst seinen Zunamen nicht. Es schien jedoch, als lebe er in glänzenden Umständen, dies zeigte seine Kleidung und verrieth sich in mancher Aeußerung.

Dolcetta, gewohnt jede innere Regung ihrem väterlichen Freunde zu gestehen, verhehlte ihm auch ihre erwachenden Gefühle nicht. Er, stets bereit, ihren Gesinnungen die rechte Richtung zu geben, mißbilligte ihre Neigung nicht; er sagte ihr, sobald Heinrich sich gegen sie erklären würde, möge sie offen auch von ihren Verhältnissen reden, um damit zu erfahren, wie er gegen sie dächte. Heinrich erlag fast unter dem Anflug einer düstern Schwermuth — eine Kluft trennte ihn von dem geliebten Mädchen, obgleich sich Alles vereinte, womit er das Glük ihres Besizes verdienen konnte. Er besaß Reichthümer, um ihr das Leben nach allen Anforderungen angenehm zu machen. — Die Einwilligung seiner Eltern, die sein Glük wollten, durfte er zu erlangen hoffen. — Ob aber Dolcetta selbst, sobald sie erführe? — Sie würde gewiß nie die Seine werden wollen — dürfe es auch nicht. Dieser Gedanke raubte ihm bald die Besinnung. So oft er sich auch erklären wollte, schloß es ihm den Mund, wenn er sich denken mußte — sie wird sich von dir wenden. Dolcetta, so unbekannt sie auch mit der Liebe war, las es doch in Heinrichs Augen, fühlte in seinem warmen Händedruk den Wiederklang ihrer eigenen Gefühle; aber warum sprach er nicht? warum war er so ungleich in seinem Benehmen? Da fielen ihr die Worte des Fürsten ein: „Nie könne sie seine Gattin werden!“ — Und so meinte sie denn, Heinrichs Adelsbrief sei ein Hinderniß, und so ward auch sie beklemmt. Jakob Stern hatte seiner Tochter aus Gründen untersagt, eine andere als die französische Sprache, zu reden, und so besprach sie sich auch mit Heinrich. Bei dem nächsten Besuch desselben, war derselbe so voll wehmüthigen Gefühls und sichtlicher Schwermuth, daß Dolcetta erbleichte, als er sich ihr nahte. Theilnehmend fragte sie: was ihm so Schmerzliches widerfahren sei, daß er so trübsinnig aussehe? — „Süßes, theures Mädchen!“ sagte dieser — „Ihr bemitleidet mich — doch wenn ich ein Wort spreche, so wendet Ihr Euch von mir, und zürnet, daß ich es gewagt habe, mein Auge zu Eurem Liebreiz, mein Herz zu dem Wunsche Eures Besizes empor zu heben.“

Dolcetta bebte, und sagte noch stärker erbleichend: „Ihr habt doch kein Verbrechen begangen?“

„Dem Himmel sei Dank!“ erwiderte der Gefragte, „kein böser Gedanke belästiget mich. — Ich liebe Euch Dolcetta mit dem Feuer der ersten reinsten Liebe, — aber uns trennen Verhältnisse — ich kann nie Euer Gatte werden! —“

„Nie — nie,“ sprach kaum hörbar Dolcetta, „Eure Geburt scheidet Euch von des Wechslers Tochter —“ und als sie dieses aussprach, fiel ihr, wie ein Bliz aus hohem Himmel in ihr aufgegangenes Glük, zerstörend der Gedanke bei: von ihr aus wäre wohl die Unmöglichkeit denkbarer, welche ihr nie Heinrichs Bündniß erlaubte. — Ihres Vaters eingedenk, wollte sie eben das von ihm Aufgetragene über ihre Verhältnisse aufklären, als Heinrich klagend einfiel: „Wäre ich auch von Adel, dies wäre kein Hinderniß, mich mit Schönheit und Anmuth zu verbinden. — O Dolcetta, wie glüklich würde mich dein Besiz dünken, ich würde streben alle deine Wünsche, und wären sie noch so ungenügsam, zu erfüllen; denn ich und meine Eltern sind reich — doch daß herbste aller Schiksale ist über mich eingebrochen — dir soll ich entsagen!!“ Er barg seine thränenvollen Augen in die Hände. — Dolcetta ermuthigte sich, sie fühlte sich durch den Sieg über sich selbst erhaben, sie fühlte — daß es ihr zukomme zu entsagen und wollte dem Geliebten Muth einflößen. Indem nun klar und würdig ihr Gefühl vor ihre Seele trat, ergriff sie Heinrichs Hände und faßte sie in die ihrigen. Tief bewegt nahm sie das Wort:

„Mein ehrwürdiger Vater hat mir geboten, falls Ihr Euch erkläret, Euch mit unseren Verhältnissen bekannt zu machen. Ich sehe es ein, daß diese Erklärung uns beiden die Ruhe geben wird, und die gegenseitige Entsagung erleichtern. So wisset denn — mein Vater ist Jakob Stern, Wechsler in Warschau, wenn auch im großen Verlust durch den Kriegslauf, doch immer noch reich — er ist ein Israelit, und ich bin in seinem Glauben erzogen. — Hier senkte sie das Auge, und ein schmerzliches Weh durchzukte das schöne Herz, sie hatte sich ja eben von ihrer ersten Liebe losgesagt. — Heinrich starrte ohne Athemzug die Sprecherin an. — Endlich gewann er Besinnung und konnte sein Glük fassen, er lag zu ihren Füssen, und begann mit liebeathmender Stimme: „Dolcetta, heißgeliebtes Mädchen! — du — du hattest den Muth auszusprechen, was nicht über meine Zunge wollte — auch ich bin deines Glaubens — nun trennt uns nichts mehr!“ — Die Geliebte hob ihn empor und lag an seinem Herzen, und durch den Mund der Liebenden küßten sich auch ihre Seelen. Dolcettens welterfahrner Vater, hatte in Heinrich einen Glaubensgenossen, und in ihm nach seinem Wunsch einen Gatten für Dolcetten erkannt; auch war ihm sein Vater, der Banquier Moses Lebrecht in Frankfurt, nicht unbekannt. Wohlweislich hatte er die deutsche Sprache nicht zum Verräther wollen werden lassen, auch hatte er Heinrichs Seelenzustand beobachtet. — Nun löste sich das Geschik so freundlich. In Frankfurt ward Dolcetta nun glükliche Gattin, dort vernahm Jakob Stern das indessen vorgegangene Ableben der Fürstin, für die er ohnehin keinen Trost gebracht hätte. Er legte nun seine Geschäfte ab, und lebte für seine Kinder. Vor Kurzem hat ihn die junge Frau mit einem Enkel erfreut. Heinrich, höchst beseligt, lebt nur für Dolcettas Liebe. Der Fürst soll nach Amerika gereiset sein.

E. Hofmann.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Pesth. Aus den erwarteten Gastrollen der berühmten Sängerin Mad. Schröder-Devrient soll nun nichts geworden sein, da sie ihre Forderungen zu hoch gestellt haben soll. Hingegen wird uns bald Hr. Beyer, erster Tenorist des Münchner Hoftheaters, der schon seit längerer Zeit sich hier befindet, mit einem Cyklus seiner Leistungen erfreuen. M.

Wien (27. Mai). Theater in der Josephstadt. Mad. Krauß bezaubert noch immer durch ihre Gastrollen die musikalische Welt, und wenn sich auch kein zahlreiches Publikum einfindet, so ist es doch ein gewähltes und kunstverständiges. Bei dieser Gelegenheit muß ich der Bemerkung erwähnen, die Sie geehrter Hr. Redakteur, aus Anlaß eines Referenten von Wien, in Nro. 41. des Spiegels, zu machen beliebten. Ohne den schäzbaren Ansichten des Herrn Referenten im geringsten zu nahe zu treten, muß ich mein Urtheil, das ich in Nr. 40 über Hrn. Kreipl bei der ersten Vorstellung des „Bravo" aussprach, wiederholen. Welche Ursache zum Grunde liegen mochte, daß Hr. K. diesen Abend (und von sonst war keine Rede) nicht bei Stimme war, kann mich nicht kümmern, der ich nur die Leistung zu beurtheilen habe. Daß aber Hr. Kreipl bei der ersten Vorstellung dieser Oper au pied de la lettre fiasco machte, ist die lautere Wahrheit. Im Rezitativ wie im Gesange höchst unsicher, war es ihm schlechterdings unmöglich, seine Aufgabe zur Zufriedenheit der Anwesenden zu lösen. Zweifelsohne wird Hr. K. bei wiederholter Aufführung, deren ich keiner mehr beiwohnte, jene Hindernisse zu beseitigen gewußt haben, die ihm bei der ersten so hemmend in den Weg traten. Auf diese Weise glaube ich den Widerspruch in den beiden Berichten erklärt, und mich vor den geehrten Lesern von dem Verdachte einer hämischen Parteilichkeit gereiniget zu haben. Meine Meinung ist die eines Einzelnen, und kann nie als Regel gelten, aber sie unverholen auszusprechen befiehlt mir die Achtung für die Kunst und das Blatt, für welches ich referire. — Im Theater in der Leopoldstadt kam am 20. d. M. eine neue Pantomime von J. Fenzl zur Darstellung. Sie heißt: „Pierrot als Wassertreter, oder der errungene Preis." Schöne Gruppirungen und drastisch wirkende Späße unterhielten das zahlreich versammelte Publikum. Die sehr liebliche Musik von A. Scutta und die Ausstattung von Seite der Direktion trugen zur günstigen Aufnahme desselben waker bei. Des rennomirten „Löwentritt" verunglükter Versuch im Wassertreten macht die Pointe der Handlung. Vorher gab man zum ersten Mal: „Alt und Jung", Lustspiel in 2 Akten, nach Scribe, von A. Naske. Eine artige Kleinigkeit, die, als dramatische Federprobe des Verfassers, zu Erwartungen berechtiget. — Delle. Hoch gastirte indeß, außer der Polixena, als Margarethe, in dem weinerlichen Iffland'schen „Besuch auf dem Lande" und in Herzenskrons allerliebstem „Bräutigam ohne Braut" und gefiel. — Die im Theater an der Wien zur Benefize des Hr. Scholz gegebene Posse: „Der melancholische Schuster", ist nicht von Nestroy, wie uns gleich die erste Aufführung derselben belehrte. Ich für meinen Theil wäre verlegen, wenn ich sagen sollte, was dieses Mach-

werk eigentlich bezwekte. War es eine Mystifizirung des Publikums, daß man ein solches non so chè auf die Bühne brachte, oder fehlte der Direktion bei dem Durchlesen desselben alle Beurtheilungskraft? Der Verfasser dieses faden Undinges ist Hr. Schön, und ich finde es nicht einmal hübsch von ihm, daß er ein solches Monstrum ingens zur Welt brachte. In Spiritus verwahrt könnte es immerhin die Zierde eines Präparatenkabinets werden, und dann würde es auch geistreich werden. Adiaphoros.

(Von einem andern Referenten).

Am 21. d. gab im Theater an der Wien Herr Scholz zu seiner Einnahme: „Der melancholische Schuster", ein Werk, über dessen Erfolg kein Zweifel obwaltete, denn man sprach sich am Schlusse vernehmlich und durchdringend darüber aus. Hr. Scholz ist in der Wahl seiner Benefizestüke durchweg sehr unglüklich; wenn sie ihm frei steht, so kommt seine Urtheilsfähigkeit dabei sehr ins Gedränge. Eine grobe und rüksichtslose Verlezung der Achtung gegen das Publikum aber ist es, ein Stük zu wiederholen, und es ihm aufzudringen, gegen welches es sein Mißfallen bestimmt und scharf aussprach. -- Hr. Kunst wird gegen den Herbst hin an dieser Bühne als Gast erwartet. Man sah es wohl voraus, daß sich er und der Direktor dieser Kunstanstalt!? wieder die Hand zur Bühne reichen würden. — Der Sage nach kömmt die Direktion des Kärnthnerthortheaters vom 1. Oktob. an wieder unter kaiserliche Regie. — Madam Fischer-Achten ist in Wien eingetroffen, und beginnt im Theater der Josephstadt in der Alice ihren Gastrollencyklus. An eben dieser Bühne sezt ein italienischer Chorreograph während der Sommersaison vier Ballette in die Szene. Die Schauspielergesellschaft dieser Bühne hat bereits ihre Darstellungen in Baden nächst Wien begonnen. Nemetz.

Grätz. Ueber das erste Auftreten der Dem. Schebest auf hiesiger Bühne schreibt der „Aufmerksame" vom 23. Mai folgendes: „Die ehrenden Urtheile der öffentlichen Blätter haben die ausgezeichnete Sängerin vom königl. städtischen Theater in Pesth, Mlle. Schebest, lange schon dem kunstliebenden Publikum bekannt gemacht, und den lebhaftesten Wunsch erregt, sie einmal in unserer Mitte zu begrüßen. Dieser Wunsch ist erfüllt, und wir haben die Freude gehabt, ihr schönes Talent in der Rossinischen Oper: „Semiramis", wo sie den Arsaz sang, zu bewundern. Was sie gleich beim ersten Anblik als eine wahre Künstlerin empfiehlt, ist die liebenswürdige Bescheidenheit und Ruhe, mit der sie jenes Hervortreten wollen, und jene preziöse Haltung vermied, womit so manche Sängerinen, zumal in ihrem ersten Auftreten, ihren Rang in der Kunstwelt anzukündigen pflegen. Gefühl und Wahrheit im Gesange ist ihre Regel, darum griff sie nicht stärker in die Saiten ihrer klangvollen Lyra, als es die Harmonie und Gesammtwirkung des Ganzen erforderte. Mit welchen Tönen voll Schmelz, Klarheit und Melodie sprach sie nicht dem Zuhörer an's Herz? Das ist Gesang, wie er dem Menschen in Stunden stiller Rührung und Freude in der Seele wiederklingt. Ihr Rezitativ war, fern von allem musikalischen Pathos, Sprache des Herzens, und ihr Gesang Ausströmen des überfüllten Herzens. Im schönen Einklang mit ihrem Vortrage ist ihre Mienensprache, ihre Haltung und Bewegung, daß sie oft, wie unwillkührlich ein malerisches Bild zur Schau bringt. Das Publikum war

entzükt, und rief sie nach ihren Nummern, nach den Duetten, und am Schlusse mehrmals hervor.“ Klm.

Korrespondenz.

Wien (28. Mai). Das am 20. d. M. beim Sperl zum Besten der Armen abgehaltene Blumenfest versammelte die ganze reizende flora Viennensis in den Lokalitäten dieses Lieblingsbelustigungsortes der Wiener. Die schönsten Kinder der Residenz wandelten im taghell erleuchteten Garten als liebliche Rosen und Lilien, als brennende Liebe oder noli me tangere, als Tausendschönchen oder bescheidenes Veilchen herum. Hier schleicht ein Ehemann als Kreuzkraut und an seiner Seite die Gemalin als Pantöffelchen; dort steigt im stolzen Selbstbewußtsein ein Dichter als Ehrenpreis oder Lorbeer einher, und hinter ihm geht ein Rezensent als Löwenmaul oder Stachelbeere oder Bitterklee. Hier eine ältliche Dame als Klatschrose oder Ranunkel oder Wintergrün, mit künstlichem Blüthenstrauß auf den Wangen, und neben ihr ein Galan als Sonnenwende, der sie verfolgt mit Seufzern und Liebkosungen, weil er recht gut weiß, daß sie eigentlich eine Goldblume sei. An jenem Tische bläht sich eine korpulente Bräumeisterin als Hopfenblüte und ein Schuster als Pechnelke macht ihr die Kur, während ihr Mann als Passionsblume stille daneben sizt. Dort kost ein allerliebstes Hausmeisterstöchterchen als Schlüsselblume mit einem Bäckerssöhnchen als Kornblume im lauschigen Lautdunkel. Ein Schneidergesell als Geisblatt oder Fingerhütchen mit Ritterspor an den Ferschen wandelt selbst gefällig dahin und verkehrt zärtlich mit seiner Schönen, die als Gänseblümchen an seinem Arme hängt. Aber hoch oben auf dem Orchester, da ist ein ganzer Strauß von Tonblumen, der mit seinen Wonnedüften alle Anwesenden berauscht. Die Gebrüder Scherzer schauen als Tausendguldenkraut wohlgefällig auf das bunte Treiben und der Kellner erscheint bei der Zeche als unwillkommenes Vergißmeinnicht!

Abiaphoros.

Miszellen.

Wien. In Breitensee, einem Dorfe bei Wien, beschäftigt man sich mit der Erlösung eines Geistes. Hoffentlich wird die Behörde dem Schabernak bald ein Ende machen. A.

Stuttgart. Ein armer Gehülfe in einer Tuchfabrik aus Berlichingen, der vor mehrern Jahren nach Ungarn auswanderte, daselbst Anfangs in Kaffehäusern und Gasthäusern angestellt war und zulezt auf eigene Faust eine ähnliche Wirthschaft etablirte, ist kürzlich als reicher Mann in sein Vaterland zurükgekehrt und hat sich eines der schönsten Häuser unserer Residenz angekauft. P.

Speier. In der Umgebung von Speier fand ein Bauer beim Umakern eines Feldes einen spizigen Hut vom feinsten gediegenen und geschlagenen Golde in Form eines gespizten Filzhutes, wie ihn die Hanswurste tragen. Von einem angesehenen Staatsdiener der Stadt wurde dem Bauer der innere Schäzungswerth von 590 fl. gegeben, von einem Engländer aber schon 1400 fl. dafür geboten. Der Hut ist schuppenartig façonnirt, die Spangen fehlen noch daran und sind noch nicht gefunden. B.

Arras. Bei Ausbesserung der Mauern eines Gewölbes in der alten Domkirche zu Arras stießen die Arbeiter auf das Skelett eines Mannes, welches an den Beinen Ketten trug, und an die Mauer festgeschlossen war. Das Skelett hatte noch alle Zähne, die sich durch eine seltene Weiße auszeichnen. P.

Paris. Hier flüchtete am 13. Mai ein Mann, der bei einem Restaurateur gespeist und ihm ein silbernes Besteck gestohlen hatte, aber sogleich verfolgt wurde, in die Passage Colbert; in seiner Eile hielt er eine Thür von Spiegelglas für eine Verlängerung des Durchgangs, und stürzte mit solcher Heftigkeit gegen dieselbe, daß er Kopf und Gesicht erbärmlich verlezte, und wahrscheinlich das Auge verlieren wird. B.

London. R. Coates, ein wohlbekannter Fußgänger in London, verpflichtete sich kürzlich, gegen eine Belohnung, eine englische Meile weit zu gehen, eine Meile weit einen Schubkarren zu führen, eine Meile weit zu laufen, ½ Meile weit zurük zu gehen, dann einen einspännigen Gig ½ Meile weit zu ziehen, ein paar Räder ½ Meile weit zu rollen, 100 Yards zu hüpfen, über 20 in gleicher Höhe befestigte und je 5 Yards von einander entfernte Stöke zu sezen, und 50 in gerader Linie, in einer Entfernung von je einem Yard hingelegte Steine aufzuheben und jeden einzelnen in einen Korb zu werfen: Alles dies in einer Stunde. Coates vollführte wirklich alle die Aufgaben binnen 59 Minuten. M.

London. Eine seltsame Ehe kam neulich in London vor. Ein junger Mann von siebzehn Jahren heirathete eine 72jährige Wittwe, welche bereits fünf Männer gehabt hat. Der sechste Mann, der durch die Verbindung Vater und Großvater geworden ist, hat, nach den Landesgesezen, zwölf Kinder und Enkel adoptirt, von denen das jüngste sein ältere Bruder sein könnte. — M.

Produktion des Dampfwagens.

Pesth. Am 31. Mai produzirte Herr Voigtländer junior seinen englischen Dampfwagen in dem großen Hofe des Neugebäudes vor einem ziemlich zahlreich versammelten Publikum, und erwarb sich den Beifall aller Sachverständigen. Der Wagen hatte zwar mit einem weichen Boden zu kämpfen und die Eindrüke seiner außerordentlichen Last verursachten hie und da Hemmungen; aber nichtsdestoweniger konnte man dem bei einer solchen nachtheiligen Oertlichkeit gewiß raschen Lauf, vor- und rükwärts, den geschikten Wendungen und gelenkigen Tournuren seine Bewunderung nicht versagen, und wir danken es Hrn. Voigtländer herzlich, daß er uns eine der wichtigsten, nüzlichsten und interessantesten Erfindungen unsers Jahrhunderts und aller Zeiten, zur Anschauung brachte. Gewiß konnte die Wißbegierde nicht besser befriedigt werden. Bemerken müssen wir noch, daß Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen selbst in England noch zu den Seltenheiten gehören. —l.

Modenbild. Nr. 23.

Neueste Pariser Herrenanzüge für den Sommer. Der erste Herr: Rok mit einer Knopfreihe. Gilet von Foulard. Pantalon von algierischer Matte (natte algérienne). Der zweite Herr: Frak von Melange-Tuch. Pantalon von drap de fil. Beide Anzüge sind aus der Werkstätte des berühmten Hrn. Humann.

Flora-Loken.

Pesth. Hängeloken, die nie aufgehen und so leicht sind als offene, sind nur zu haben in Melbers Friseurgewölbe, Maria-Dorothea-Gasse, Nro. 8.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Der Spiegel.

45. Sonnabend, 6. Juni. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Eine Großmutter unserer Zeit.

(Aus dem Französischen.)

I.

Sonst dachte man bei dem Worte Großmutter an eine große Nachtmüze, einen großen Großvaterstuhl, eine Brille und ein Gebetbuch.

Jezt . . ach jezt ist es etwas ganz Anderes.

Eine Großmutter ist ein Wesen, das sich nicht erklären läßt, ein amphibisches Wesen, das auf der Grenze zweier Alter steht, und dem Lande, das es verläßt, noch einige Blumen entnimmt, um das damit zu schmüken, wohin es kommt.

Eine Großmutter unserer Zeit ist blos eine Frau, die nicht mehr tanzt und einen Turban trägt, statt Blumen im Haar, deren Ideen aber keine Veränderungen weiter erlitten haben, die wohl etwas weniger frisch, aber noch eben so leicht sind.

Sonst war eine Großmutter die Königin des Hauses, eine in den Tagen des Rheumatismus vielleicht etwas despotische Königin, deren Szepter aber dem Hirtenstabe glich, der wohl bisweilen schlägt, aber immer schüzt.

Jezt . . ist Alles anders geworden. Das Herz ist nicht blos auf die rechte Seite versezt worden, wir haben es ganz weggethan, da es ein unnüzes und oft hinderliches Ding ist.

Mad. de Nangis war ein Muster von einer Großmutter des neunzehnten Jahrhunderts, das vollkommenste Urbild einer „jungen alten Frau.“ Bei ihr war aber die ewige Jugend nichts Lächerliches. Behandelte die Natur sie weniger hart, oder that die Kunst mehr für sie, als für die Andern? Ich weiß es nicht, so viel ist aber gewiß, daß sie das Siegel auf die glänzendste Seite

ihres Lebens gelegt zu haben schien, daß ihr Alter ein Räthsel war, und daß, wenn eine eifersüchtige Zeitgenossin von Erinnerung zu Erinnerung hinabsteigt und behauptete, Mad. de Nangis müsse fünfzig Jahre alt sein, alle darüber spotteten.

„Fünfzig Jahre? . .“

— „Aber ihre Enkelin, ihre Enkelin! Emmeline ist ja wohl bald vierzehn Jahre, ob sie gleich noch Pantalons trägt, und ihre Mutter war ja schon . .“ Man hörte nicht auf sie.

Mochte Mad. de Nangis ihre schrecklichen fünfzig Jahre haben oder nicht, nichts verrieth dies Alter, nichts, außer daß Emmeline groß zu werden wagte, diese Emmeline, das lebendige Taufzeugniß. Ach warum konnte sie dieselbe nicht wegwerfen, vergessen wie dies unselige Papier!

Mad. de Nangis hatte es mit dem Kloster versucht und ein ganzes Jahr hatte die gute Emmeline gewartet, ob sich ein Beruf in ihr zum Klosterleben kund geben werde, aber es wollte keine Neigung dazu kommen, und obgleich Frau von Nangis einen Augenblik versucht war, Gewalt zu brauchen, so gab sie doch dies Unternehmen auf, weil sie das Urtheil der Welt fürchtete. Das Urtheil der Welt war das Gewissen der Frau von Nangis.

Es blieb ihr also weiter nichts übrig, als die Jugend Emmelinens so viel als möglich zu verlängern, sie wieder zur Puppe zu bringen, und wenn einmal die Jungfrau an die Stelle des Kindes trat, wenn ein Strahl von Seele und Geist die glänzende Zeit verrieth, die sich vor ihr eröffnete, ach! dann grollte der Sturm und tobte das Wetter um das arme Blümchen, um es an dem Erschließen zu hindern.

Zum Glük besaß Mad. de Nangis eine Entschädigung für ihre Enkelin, nämlich ihre Mutter. Welches Glük für die Dame! Sie hätte können eine Mutter stehlen, wie gewisse Arme Kinder stehlen, um das Herz der Vorübergehenden zu rühren.

Nie klang auch das Wort „Mama“ so süß, so schmeichelnd, als auf den Lippen der Frau von Nangis, nie wohl wurde eine alte Frau so ängstlich sorgsam gepflegt und gewartet, mit der einzigen Ausnahme, daß sie nicht nach ihrer Bequemlichkeit alt sein durfte. Die Mutter der Frau von Nangis sollte und mußte erst im reifen Alter stehen, wie die Enkelin in der Kindheit. Troz ihrem Husten, ihrem Hüftweh und ihrer Taubheit mußte sie ihre Tochter früh in das Boulogner Wäldchen und Abends in die Oper begleiten.

Alle Attribute des Alters waren ihr also streng untersagt; sie durfte nur schnupfen, wenn es Niemand sah, erlaubt war ihr keine andere Aeußerung der Frömmigkeit, als an großen Festtagen die Messe auf eine Stunde zu besuchen.

Ein Kapitel besonders gab es, in welchem Frau von Nangis unerbittlich war — nämlich das ewige Geschwäz aus der guten alten Zeit — diese Jugend der Alten, dieser lezte Faden, welcher das verschossene Gewebe ihres gegenwärtigen Lebens mit dem glänzenden ihres sonstigen verknüpft. Die arme alte Frau durfte nicht weiter als bis 1789 zurük gehen.

Eines Abends (ein Unglüksabend für Frau von Nangis) erzählte die alte Dame in einem Augenblike der Begeisterung die Geschichte ihrer Vorstel-

lung bei Ludwig XV. Das junge Mädchen war zufällig in den Saal gekommen, ehe alle Gäste sich entfernt hatten.

Das waren tragische Ereignisse! Die Vorstellung war von der Frau von Nangis, so gut es gehen wollte, dadurch verdekt worden, daß sie über die Zerstreuung ihrer Mutter lachte, welche wahrscheinlich von dem ersten Konsul habe sprechen wollen.

Aber Emmeline, Emmeline!

Hatte nicht einer der gewöhnlichen Gäste der Frau von Nangis bemerkt, daß die blauen Augen Emmelinen's Ausdruk bekämen, ein anderer, daß ihre Taille das Kinderhafte verliere? Und ihre Großmutter bebte vor Furcht, man könne anfangen, dem Mädchen auf andere Weise als mit Zukerdüten zu huldigen.

Nie verbrachte ein General, der einem Gegner in sicherer Stellung und mit frischen Truppen eine Schlacht liefern soll, eine so schlimme Nacht, wie die Frau von Nangis.

Sie mußte nothwendig Emmeline unschädlich machen. Aber wie? Sie verfiel auf dies und jenes Mittel und gelangte zu keinem Entschlusse.

Was thun?

Sie verheirathen! rief Frau von Nangis mit einemmale.

„Ja, ja, sie verheirathen, sie einem Manne am Ende der Welt geben und zwar in dem nächsten halben Jahre, und Niemand wird sich erinnern, daß ich eine Enkelin habe."

Dann blieb sie einen Augenblik sinnend stehen.

Sie dachte an eine frühere Bekannte in einer entlegenen Provinz, und dann klingelte sie stark.

„Sophie, eine Feder!"

Sie schrieb: „Ich erwarte eine Gefälligkeit von Ihrer frühern Freundschaft; meine Enkelin ist zu arm, um in Paris sich auf eine passende Art zu verheirathen. Haben Sie nicht irgend einen Nachbar, aus dem sich ein Ehemann machen ließe? Jung oder alt, schön oder häßlich, liebenswürdig oder nicht, dies Alles kommt nicht in Betracht. Emmeline ist sehr verständig ꝛc. ꝛc."

Die Antwort lautete ungefähr so: „Mein Neffe, Moriz von Tercy, reist in Kurzem nach Paris; er ist eine passende Partie, ein guter Junge und für einen Landjunker nicht übel. Ich habe ihm nichts von meinem Plane gesagt; bis jezt scheut er sich etwas vor dem Heirathen; Sie und Emmeline werden ihn aber schon bekehren, darauf verlasse ich mich, und werde das Zimmer für meine hübsche Nichte in Bereitschaft fezen lassen.

„Ich werde Moriz folgen, sobald es meine Gicht erlaubt."

Das ist wahrhaft großes Glük. Emmeline wird sehr glüklich sein. Ich habe da einen prächtigen Gedanken gehabt. Und was die geringe Neigung des Zukünftigen zur Ehe anlangt, so werden wir ja sehen. Welche Thorheit, ein Landjunker und keine Frau! Sophie, rufe Emmeline zu mir.

„Mein Kind," sagte Frau von Nangis, indem sie mit ihrer blassen dürren Hand die runden rothen Wangen ihrer Enkelin strich, welche sich über diese Zärtlichkeit sehr verwunderte, — „mein Kind, komm, seze dich und laß uns plaudern. Du bist nun ein großes Mädchen, und wir können verständig mit einander reden."

Emmeline machte große Augen.

Sich ein erwachsenes Mädchen nennen zu hören! Wäre sie nicht gar so sehr erstaunt gewesen, oder vielmehr, hätte sie sich nicht gar so sehr vor ihrer Großmutter gefürchtet, so würde Emmmeline gewiß über dies „verständig" gelacht haben. Es klang so sonderbar in dem Munde der Frau von Nangis, wie Orgelakkord mitten in einem Strauß'schen Walzer.

„Emmeline, ich will dich verheirathen. Herr von Tercy.."

Emmeline schrie laut auf. „Mich verheirathen! — Mich verheirathen! Ach du lieber Gott!"

Emmeline hatte noch nie an einen Mann gedacht. Sie hatte sich wohl in ihren Mädchenträumen in Ballkleidern, mit einem Rosenkranze im Haar, in Atlasschuhen in dem glänzenden Saale tanzen sehen, aber an nichts als an das Vergnügen gedacht. Und in dem Alter Emmelinens füllt dies allein den Kopf und vielleicht auch das Herz.

Ein Mann kam übrigens Emmelinen vor wie ihre verwandelte Großmutter. Hatte man sie nicht im Kloster mit einem Manne zu fürchten gemacht, wie man die Kinder mit dem Knecht Ruprecht oder dem Essenkehrer ängstigt? Ein Essenkehrer ist in den Augen eines Kindes nicht schwärzer, als ein Mann in denen Emmelinens war.

Die arme Kleine bat deshalb um Gnade, aber die Großmutter hatte sie so erschrekt, daß die Worte, welche sie hervorstotterte, auch für eine Zustimmung gehalten werden konnten.

Sie lächelte sie an, schikte sie dann wieder fort und erlaubte ihr, die Kinderschuhe auszuziehen, und wie eine junge Dame sich zu benehmen.

Das war eine Versüßung des Schmerzes für Emmeline.

(Fortsezung folgt.)

Woher rührt der Gebrauch der gefärbten Ostereier?

Aelius Lampridius, einer der sechs römischen Geschichtschreiber der Kaiser von Hadrian bis Valerian, erzählt, daß eine Henne der Mutter des Marcus Aurelius bei seiner Geburt ein rothes Ei gelegt, und ein Wahrsager dies dahin gedeutet habe, daß dieses Kind Kaiser werden würde. Weil nun dies im Jahre 224 wirklich erfolgte, so pflegte man bei der Geburt der Kinder und andern fröhlichen Ereignissen als Glükwunsch ein rothes Ei zu geben. Diesen Gebrauch führten nun auch die Christen bei dem freudigsten Ereignisse, der Auferstehung Jesu ein. Daher auch der Sinn und die Bedeutung des so unterhaltenden Kinderfestes.

Corvisart's Urtheil über den Schlagfluß.

Napoleon, der den Schlagfluß fürchtete, erbat sich einst von seinem Leibarzte Corvisart eine genaue Bezeichnung dieses Uebels. „Sire, sprach der Arzt, der Schlagfluß ist stets gefährlich, allein er hat Symptome, die ihm vorhergehen; denn es ist nur selten, daß die Natur ohne vorgängige Warnung den Tod bringt. Ein erster, fast jederzeit leichter, Anfall ist eine Vorladung

ohne Kosten; ein zweiter, weit stärkerer, ist eine Vorladung mit Kosten, und ein dritter ist eine Vollstrekung!! Corvisart lieferte selbst einen traurigen Beweis der Wahrheit seiner Behauptung.

Ein ungewöhnlich alter Reiter.

Als Kaiser Leopold den 7. Mai 1683 die gegen die Türken bestimmte Armee musterte, fand sich ein 109-jähriger Reiter aus Böhmen, Namens Christoph Ill, welcher unter vier Kaisern bereits 80 Jahre gedient, und von dem Kaiser mildiglichst beschenkt wurde. Als ihm nun das Spital in Wien angeboten wurde, wollte er lieber im Kriege, als in dieser ungewohnten Ruhe sein Leben beschließen.

Ein Tabaksrauchfest.

Vor einigen wenigen Jahren, kamen die Shakers (bekanntlich eine Sekte in Amerika) auf den Einfall, die Ankunft der Mutter Anna Lee an der amerikanischen Küste zu feiern, und beschlossen, es solle durch ein großes und allgemeines Rauchfest geschehen. Es ward dem zu Folge eine Bulle an die zerstreuten Glieder der Gesellschaft in allen Theilen Amerikas erlassen und ihnen aufgegeben, an einem gewissen Tage im August sich zu diesem Zweke zu versammeln.

Ich verfehlte nicht, dieser seltsamen Feier beizuwohnen. Als ich in die Kirche trat, fand ich, daß die Ordnung ꝛc., welche die Schwestern bisher ausgezeichnet hatte, gänzlich verschwunden war und einem ungewöhnlichen Grade von Nachlässigkeit im Gange, eine Wildheit im Blike, und einer seltsamen Verwirrung Plaz gemacht hatte, die mich im Anfange überraschten, die ich aber durch die außerordentliche Erhabenheit der Zeremonie zu erklären suchte.

Alle saßen in tiefem Schweigen da. Ebenezer Bishop nahm den Ehrensiz ein und sprach einige halbabgebrochene Sprüche in Bezug auf die Feier, welche nach ihm von Gott angeordnet und geboten sein sollte. Dann wandte er sich an eine der jüngern Schwestern und befahl ihr, Feuer zu bringen, was sie that. Er zündete seine Pfeife an, blies als erstes Opfer des Tages eine gewaltige Rauchwolke aus seinem Munde, nahm dann die Pfeife wieder aus dem Munde, erhob die Augen gen Himmel und sprach: „Brüder und Schwestern, folget meinem Beispiele!“

Alle zündeten nun ihre Pfeifen an und bliesen große Rauchwolken von sich, so daß in zehn Minuten der Saal fast ganz verdunkelt war. Die Aeltern sahen auf diesen Rauch, welcher ihre Häupter umgab, mit einem religiösen Schauer.

Die Zeremonie sollte eine Stunde dauern, aber kaum war eine Viertelstunde vergangen, als mehrere die Atmosphäre kaum noch zu ertragen fanden; besonders die jungen Mädchen fingen an, mit todtenbleichem Gesichte, nach der Thüre zu bliken. Eine jede war mehr oder minder unwohl; aber erst als die Uhr die Beendigung der Stunde anzeigte, wurde die Versammlung entlassen, und die meisten eilten augenbliklich hinaus, um frische Luft zu athmen.

Der gehuldigte Dichter.

Ein Dichter, der einige Verse auf die Lotterie gemacht hatte, und eine Woche lang in Paris umhergelaufen war, um seine Lorbeeren zu sammeln, ohne dieselben finden zu können, verließ endlich die Stadt der Musen und Grazien mit einer feierlichen Betheuerung, daß die Pariser gute Verse von schlechten nicht zu unterscheiden wüßten. Ein Paar Stunden von der Stadt sezte er sich nieder, um auszuruhen und bemerkte bald, daß er der Gegenstand vorzüglicher Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden sei. Einige nahmen die Hüte ab, Andere legten die Hand auf das Herz, einige blikten gen Himmel, als wollten sie ihm danken, daß er ein solches Genie auf die Erde gesandt habe. Der Dichter war überrascht — entzükt — außer sich. Er stand auf und nahm dankend den Hut vor Allen ab, die so vorüberkamen. Endlich sprang ein Mann vom Pferde, kniete nieder und rutschte auf den Knien näher. Der Dichter konnte nicht mehr an sich halten. „Nein, nein, mein lieber Freund!“ rief er; „so dürfen Sie mir nicht huldigen. Ich ehre Ihren guten Geschmak, aber bedenken Sie, daß ich, obgleich ich sechszehn Sonette geschrieben habe, doch nur ein Mensch bin.“ Der Knieende sah ihn erstaunt an, ließ sich aber in seiner Anbetung weiter nicht stören. Der Dichter konnte nicht länger widerstehen — dieser entzükende Ungehorsam überwältigte ihn ganz. Er warf sich mit Freudenthränen an den Hals des Knieenden. Der Mann sprang auf und beide fielen so in den Staub. Bei dieser unwillkührlichen Erniedrigung blikte der Dichter zufällig empor und sah hinter sich das Bild der heiligen Jungfrau. Das Geheimniß der Verbeugungen und des Kopfentblößens war nun enthüllt. Er stand auf, schüttelte den Staub ab, ging von dannen und schrieb nie Verse wieder.

Nuzen der Hüte in Amerika.

„Ich wurde einst in New-York,“ erzählt ein Reisender, „von einem der heftigsten Stürme überfallen, die ich je erlebt habe. Wer sich auf der Straße befand, verlor sicherlich seinen Hut; das war natürlich, aber erklären konnte ich mir nicht, woher die Papierstükchen, Gemüse, Zeugstükchen ꝛc. gekommen, welche in der Luft herumflogen. Ich machte einen Bekannten darauf aufmerksam, und dieser sagte mir: „Kein Volk auf der Erde benuzt einen Hut zu so verschiedenen Zweken als ein Yankee; er dient ihm nicht blos als Kopfbedekung, sondern auch als Schreibpult, Speiseschrank und Mantelsak. Der Kaufmann trägt darin Waarenproben aller Art; der Arzt benuzt ihn als Arzneikasten; der Verheirathete trägt vom Markte die eingekauften Kartoffeln ꝛc. nach Hause, und der Reisende bewahrt darin Wäsche ꝛc. Nichts ist von den aufgeklärten Leuten mehr getadelt worden, als die neuliche Veränderung in der Form der Hüte. Bei der jezigen Mode derselben ist es geradezu unmöglich, mehr in dem Hute zu beherbergen, als ein Taschentuch und ein Duzend Zigarren. Sollte der Hut von der Mode noch mehr beschnitten werden, so ist es nicht zu ertragen, und wer weiß, welche schrekliche Revolution die Folge davon ist.“ — Die Farben sind bei dieser Schilderung allerdings etwas grell aufgetragen, die Sache aber an sich hat ihre Richtigkeit. Die Amerikaner stopfen wirklich den Hut voll Zeitungen, Briefe, Zigarren ꝛc.

Das Mäßigkeitsvereinmitglied.

Vor Kurzem kam ein schwarz gekleideter Mann in aller Eile in eine Apotheke in Edinburg und sagte: „Geben Sie mir geschwind ein Brechmittel! Ich habe etwas hier," und er legte die Hand auf die untern Knöpfe seiner Weste, „das mich sehr beunruhigt." Der Apotheker glaubte, der Mann habe aus Versehen etwa Arsenik genommen, und gab ihm das Verlangte, das auch bald die gewöhnliche Wirkung hatte. Dann war der Fremde auch aufgelegter, die Fragen des Apothekers zu beantworten. „Haben Sie Arsenik genommen?" — „Nein," antwortete der Mann, „ich war bei einem Leichenbegängniß, denke, das Vorgesezte ist Wein, trinke mein Glas aus, und finde, daß es Rum ist. Da ich nun Mitglied der Mäßigkeitsgesellschaft bin, so ließ mir mein Gewissen keine Ruhe, bis ich das verderbliche Getränk wieder entfernt hatte."

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Korrespondenz.

Leipzig (20. Mai.) Die Zahl der anwesenden fremden Kunst-, Musik- und Buchhändler übersteigt auch in dieser Messe die gewöhnliche Anzahl von 300 nicht. In ihrem Verzeichniß liest man sogar eine Firma aus Bukarest. Das Resultat des Meß-Geschäfts ist, berüksichtigt man die immer wachsende Konkurrenz, im Allgemeinen nicht ganz schlecht, obgleich bei einzelnen auch an getäuschten Hoffnungen kein Mangel ist. Der Bau der Buchhändler-Börse schreitet rasch fort, und die Eröffnung derselben in nächster Ostermesse wird gewiß eine ungewöhnliche Anzahl von fremden Buchhändlern herbei ziehen. Leider ereignete sich vor einigen Tagen ein Unglüksfall, der für den Neubau keine unglükliche Vorbedeutung sein möge; ein Zimmergeselle stürzte vom Gerüst und gab wenige Stunden darauf seinen Geist auf. Der hier bestehende Verein der Leipziger Buchhändler-Gehülfen hatte am Abend des 16ten Mai, im großen Saale des neuen Schüzenhauses, den anwesenden fremden Kollegen zu Ehren, ein festliches Mahl veranstaltet, an welchem die meisten hiesigen und auswärtigen Prinzipale Theil nahmen, und welches in einer frohen Vereinigung von zirka 400 Personen bis gegen Morgen dauerte. Der Stadtrath und Buchhändler Hr. Fried. Fleischer brachte, nachdem auf das Wohl der anwesenden Gäste getrunken ward einen Toast auf das Wohl der deutschen Fürsten aus, deren weise Geseze dem Buchhändler-Verkehr Schuz angedeihen lassen. Das darauf gesungene Trinklied erhöhte die feierliche Stimmung. — Am Sonntage Cantate, Morgens 9 Uhr, fand im jezigen Börsen-Lokale die General-Versammlung sämmtlicher anwesenden Buchhändler, welche durch Karten dazu eingeladen waren, statt. Nach Beendigung der gewöhnlichen Geschäfte des Kassirers, der neuen Wahlen u. s. w. begann die Sizung mit einer wohlthätigen Handlung, indem aus dem Fond des Vereins eine bestimmte Summe zur Unterstüzung verarmter und hülfsloser Buchhändler ausgesezt wurde. Der zeitige Börsen-Vorstand, Hr. Buchhändler Enslin aus Berlin, welcher den übernommenen Pflichten mit einem seltenen Eifer obliegt und in seiner Stellung seit einem Jahre des Guten

schon viel gewirkt hat, trug darauf die verschiedenen Denunziationen vor, welche im Laufe des Jahres gegen zwei Mitglieder des Vereins wegen Nachdruks und Handels mit demselben eingegangen waren. Die Beweise waren so klar, und der Gegenstand so bedeutend, daß die Handlungsweise der Angeklagten allgemeinen Unwillen erregte, und die Versammlung einstimmig die Bestrafung derselben nach der Börsenordnung verlangte. Es ist demnach eine Kommission von neun Buchhändlern ernannt, welche die Sache nach den vorliegenden Akten noch einmal prüfen, und, was nicht mehr zu bezweifeln ist, das Urtheil: Verbannung aus dem Börsen-Verein über die Begehenden öffentlich aussprechen sollen. Die Verhandlungen der General-Versammlung wurden mit seltener Ruhe und Ordnung beendet, worin sich deutlich die Zufriedenheit mit dem zeitigen Vorstande aussprach, der durch seinen Eifer für die gute Sache, so wie durch seinen klaren Vortrag Aller Herzen zu gewinnen wußte. V. Z.

Miszellen.

Paris. Gestern Abend war in der homöopatisch-medizinischen Gesellschaft, die sich zur gewöhnlichen Sizung versammelt hatte, großer Jubel! Denn der berühmte Schüler Hahnemanns, Doktor Stapf aus Hamburg, ist vom Könige von England eingeladen worden, sich dahin zu begeben, um die Heilung der Königin zu vollenden, welche vor einigen Monaten durch Korrespondenz begonnen hat. (Siehe „London") B.

Paris. Einen einfachen Bürger bestehlen ist schon arg, aber sogar den Polizei-Präfekten selbst berauben, ist wahrhaftig zu stark. Vor zwei Tagen nämlich waren das Kabinet und die Zimmer dieser Magistratsperson vom Regen überschwemmt; man beeilt sich, die Ursache davon zu erfahren, man suchte von unten nach oben, und wird endlich gewahr, das die bleierne Bedekung des Hauses ganz abgenommen ist; bis jezt ist es indessen noch nicht möglich gewesen, die Diebe zu entdeken. B.

Paris. Ein kleiner Knabe von eilf Jahren hat in diesen Tagen vor den Assisen von Saint-Omer erscheinen müssen, weil er einer Brandanlegung beschuldigt war. Angetrieben durch ein Gefühl des Zorns, welches durch einige Vorwürfe über kleine Vergehen erregt worden war, schwur er, sich zu rächen, und hielt in der That Wort. Am 25. Februar zerriß er seine Beinkleider, zündete sie an und stekte sie in ein Paar Bunde Stroh, die vor einem Bauerhause lagen. Ohne einen glüklichen Zufall, der ein junges Mädchen an dem Ort des Verbrechens vorüberführte, hätte die Feuersbrunst wahrscheinlich einen Theil des Dorfes verzehrt. Der junge Missethäter ist verurtheilt worden, bis zu seinem 21sten Jahre in einem Besserungshause zu bleiben. B.

London. Der Courier vom 19. Mai bestätigt die Nachricht des Messager, daß J. Maj. die Königin sich von dem homöopatischen Arzte Dr. Stapf aus Hamburg ärztlich behandeln lasse, und prophezeiht, daß die Homöopathie jezt eben so „fashionable" in England werden dürfte, wie sie es auf dem Kontinente ist. M.

Pesth. Hr. Oury befindet sich wieder hier und gibt heute Nachmittags ein Konzert im Redoutensaale, wobei auch die eben von ihrer Kunstreise zurükgekehrte Dem. Schebest mitwirken wird.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 11.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

46. Mittwoch, 10. Juni. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Eine Großmutter unserer Zeit.

(Fortsezung.)

II.

Als Moritz von Tercy zum erstenmale zur Frau von Nangis kam, war Gesellschaft und zwar die modischste Gesellschaft bei ihr, in der sich ein neu aus der Provinz Angekommener ausnimmt, wie ein Gimpel unter den glänzenden Vögeln des Wendekreises.

Daß er gehakt werden würde, war vorauszusehen.

Als man ihn ankündigte, erregte sein unbekannter, wenigstens vergessener Name ein dumpfes, halb neugieriges, halb feindseliges Gemurmel, und alle Augen wendeten sich nach dem Eingedrungenen mit einer Spottgier, welche jeden Andern sogleich wieder auf die Schnellpost getrieben haben würde, nur Moritz von Tercy nicht.

Aber im nächsten Augenblike änderte sich der Ausdruk in allen Augen, denn mit dem Manne, der eintrat, konnte man sich unmöglich den Spaß machen, den man gehofft hatte. Es war nicht die mindeste Spur von der Provinz, vom Lande an ihm.

Wie konnte der bei den Antipoden erzogene junge Mann Paris so errathen haben? Woher hatte er jenen Instinkt von guten Manieren? Wie konnte er zu gleicher Zeit die übertriebene Höflichkeit und das vertrauliche Sichgehenlassen vermeiden, die Charybdis und Scylla der Leute aus der Provinz? Wie hatte er, ohne zu verderben, unter den kleinstädtischen Liebschaften und der Schnepfenjagd leben können?

Am verlegensten war Frau von Nangis selbst. Ach es war ein so großer Unterschied zwischen diesem Moritz und jenem, den sie in Gedanken zum Manne

Emmelinens gemacht hatte! Kaum hatte ihr Kennerblik ihn von der äußersten Haarspize bis zur Fußsohle gemustert und sein Aeußeres untadelig gefunden, kaum hatte er seine wenigen Einführungsworte mit dem „reinen Accente" der guten Gesellschaft gesprochen, als die Pläne der Frau von Nangis zerstäubten und sie heimlich zu sich selbst sprach: „Er wird die Emmeline nicht heirathen."

Und Emmeline? Wer weiß, was sie dachte, was sie empfand, als der Blik, den sie verstohlen auf ihn geworfen, sich von neuem unter ihren langen Augenliedern verborgen hatte?

War es ihr früherer Schreken? War es etwas anderes? Wer hat jemals klar in dem Herzen eines ganz jungen Mädchens gesehen, dem Lande, wo es noch nicht ganz Tag ist, wo der Beobachter herumtappt, von einem ungewissen ihm vorangehenden Scheine mehr irre geführt, als geleitet?

Und von allen jungen Mädchenherzen war das Emmelinens das unentzifferlichste; der Zwang, in dem sie erzogen worden, die versteinernde Kälte der Frau von Nangis hatten alle Gedanken scheu zurükgedrängt. Vielleicht wurden sie dadurch tiefer, vielleicht gewann ihr zusammengedrüktes Gemüth an Stärke, was es an seiner Beweglichkeit verlor. Aber die ganze Frische der Gedanken und Erregungen war verloren und kaum erkannte man die wirkliche Gestalt derselben unter der Hülle der Schüchternheit, welche ihre Großmutter darüber geworfen hatte.

Besonders diesen Abend suchte Frau von Nangis Emmeline ganz zu verlöschen und ließ ihren Blik schwerer, vernichtender als je auf ihr ruhen, denn nie war Emmeline schöner gewesen, als diesen Abend, an dem ihre unvorsichtige Großmutter, die nur auf einen Stuzer aus der Provinz gerechnet, unglüklicher Weise sie mehr als gewöhnlich geschmükt hatte.

Wie verwünschte sie nun die Dahlia, deren Stern sich mit so viel Anmuth auf den sammetweichen schwarzen Flechten Emmelinens wiegte, und die Gaze, welche wie ein weißer Duft um diese kleine Göttin aus der Pension floß! Wie sehr verwünschte sie dieselbe jezt, als sie es für dringend nöthig hielt, daß diese kleine Göttin keine Verehrung finde, sondern auf die Erde zurükfalle, und wenn sie sich dabei zerschmettere.

III.

. . . . . .

Moritz von Tercy war der gewöhnliche Gast im Hause, aber noch nie hatte man das Wort Hochzeit ausgesprochen. Emmeline erstaunte und wurde bald — betrübt. Zu schüchtern, um eine Frage an Frau von Nangis zu wagen, blieb sie in ihrer Ungewißheit, und jeden Tag litt sie mehr davon.

Arme Emmeline! Wie konnte man von einer Sache sprechen, an welche die Frau von Nangis nicht mehr dachte, an welche Moritz nie gedacht hatte, von einer Sache, die Allem, was sie umgab, fremd und unbekannt geblieben war?

Und die Thränen traten dem jungen Mädchen in die Augen, wenn die Blike des Herrn von Tercy über sie wegglitten, oder sich auf ihr verweilten, um sie anzulächeln wie ein Kind.

Ach, das Kind fühlte sich plözlich großgewachsen; die Schläge des Herzens hatten die Schranken durchbrochen.

„Es ist unerhört!“ dachte Emmeline bisweilen; „er beschäftigt sich nur mit meiner Großmutter. Nun, es ist die Schuld dieses Orakels aus der Provinz auch! Sie wird ihm wohl eingeredet haben, ein Bräutigam dürfe bis zum Hochzeitstage nur mit den Eltern sprechen. Ich muß gestehen,“ sezte Emmeline seufzend hinzu, „für einen jungen Mann hält der Herr Moritz viel auf alte Ideen.“

Ja, Moritz beschäftigte sich nur mit ihrer Großmutter, hatte nur sie beachtet, die noch in der Mode war. Die Mode! — Das war das allmächtige Wort für Moritz. Die Mode! Es war, als habe diese Zauberin einen Kreis um ihn gezogen, aus dem weder seine Ideen, noch selbst sein Herz herauszutreten wagten.

Wir müssen gestehen, Moriz hatte sich doch nicht in allem von der Provinz freigemacht. Die Furcht, kleinstädtisch zu erscheinen, tyrannisirte ihn; er war in der Pariser Luft gebadet, wie Achilles in dem Styx, und nur an einem Punkte verwundbar geblieben. Er hatte gesehen, daß man in Paris die Damen, welche nicht mehr jung sind, mehr umflattere, wie die, welche es noch zu sehr sind, und er zögerte also nicht in der Wahl zwischen der Frau von Nangis und Emmeline. Diese war das Gänseblümchen neben der Treibhausblume; die eine war gut für einen Dorfstrauß, mit der andern wollte seine Eitelkeit sich schmüken.

So kam diese Tollheit des Herrn von Tercy der Usurpation der Frau von Nangis zu Hilfe.

In der frühen Jugend begreift man jene falschen Leidenschaften der Seele, die Geheit und die Koketterie, nicht; die natürliche Emmeline suchte nur in sich die Ursache der Gleichgiltigkeit Moritzens, sie beschuldigte und verwünschte sich selbst.

„Ich muß ihm albern vorkommen! Wie könnte er auch ein Gemüth und Verstand unter der Furcht vermuthen, welche mich niederdrükt, mich erstikt; Wenn ich wagte . . ach, wenn ich wagte! Er würde mich vielleicht lieben!“ Und sie versuchte, es zu wagen. Aber mit einem wahrhaft bewundernswerthen Instinkte errieth Frau von Nangis die Tage, an denen Emmeline zu sich gesagt hatte: „Ich will ihm gefallen,“ und an diesen Tagen nahm Frau von Nangis, noch ehe ihre Augen sich ganz geöffnet hatten, ehe ihre Stimme bis zu ihren Lippen gelangt war, entweder die Strenge oder den Spott zu Hilfe, und die Augen Emmelinens wagten dann nur einen schüchternen Blik, ihre Lippen schlossen sich und ließen nur ein leises, linkisches Gemurmel hören.

Während so Emmeline alle ihre Empfindungen, Hoffnungen oder Entmuthigungen an Moritz knüpfte, während sie diese für sie zu starken Gefühle überhand nehmen ließ, kannte dieser, von der modischen Welt mit fortgezogen und von deren Glanze geblendet, sich selbst nicht mehr. Vielleicht lag in einem Winkel seines Herzens verborgen ein Bedauern für dieses junge, so unschuldige, so schöne Mädchen, von dem er sich nur lieben zu lassen brauchte, um glüklich zu sein; aber die Frau von Nangis stand immer auf der Wache, um ihn zu verhindern, in die Tiefe seines Herzens hinab zu bliken.

. . . . . .

Die Sachen blieben drei Monate lang auf demselben Punkte. Es schien, als solle dieses Boudoirdrama nie zu einer Entwikelung kommen, und diejenigen

Zuschauer, welche etwas von der Intrigue errathen hatten, wunderten sich über das langsame Fortschreiten derselben. Aber Frau von Nangis dachte nur daran, ihr Gelingen zu sichern, nicht den Genuß sobald als möglich sich zu ereilen.

Nach Verlauf dieser drei Monate veränderten zwei Ereignisse das Innere der Frau von Nangis ein wenig. Ihre alte Mutter starb an einem Katarrh, den man hartnäkig für einen leichten Rheumatismus nahm, und der Oheim des Herrn von Tercy kam an.

Der Marquis von Tercy schien der Eleganz seines Wesens und vielleicht der Leere seines Herzens nach ein altes Portrait von Moritz zu sein, und man erkannte in seinem Charakter dieselben Züge, nur daß sie durch die Jahre greller hervorstechend gemacht wurden. Auch er hatte sich das Herz durch die Reibung der Welt abnuzen lassen.

Emmeline sah von Allem dem nichts. Was kümmerte sie der Charakter des Oheims Moritzens? Die Hauptsache war die Ankunft desselben. Von diesem Augenblike an klärte sich Alles für sie auf. Die Verzögerung ihrer Verheirathung — daran war seine Abwesenheit Schuld gewesen. Das Schweigen Moritzens, das war eine schikliche Zurükhaltung gegen ein so junges Mädchen. Verbrachten nicht jezt alle Morgen der Marquis von Tercy, ihre Großmutter und deren Notar in geheimen Zusammenkünften? Und benahm sich der Oheim Moritzens gegen sie nicht wie ein zukünftiger freundlicher Oheim?

(Beschluß folgt.)

Wirknng der Trunkenheit.

In einem englischen Berichte über das Armenwesen lieset man: „Unter mehreren Personen kam mir auch ein gewisser William J. aus einer angesehenen Familie vor. Er war ein sehr gelehrter Mann, hielt sich ein Tagebuch abwechselnd in einer der sieben Sprachen, die er verstand, und hatte darin seine Ausschweifungen im Trunke und deren Folgen selbst angeführt. Er kam in ein Arbeitshaus. Nachdem er eine Zeit lang keine geistigen Getränke erhalten hatte, kam er zu mir und bat um die Erlaubniß, ausgehen zu dürfen, weil er nicht länger mehr ohne Branntwein sein könne. Ich sagte ihm, daß ich ihn nicht wieder aufnehmen werde, wenn er betrunken zurükkomme, und gab ihm eine Stunde Bedenkzeit. Als diese vorüber war, kam er wieder und sagte, er müsse gehen, er könne nicht länger dem Verlangen widerstehen. Ich ließ ihn gehen, und am nächsten Tage brachte ihn ein Mann in völliger Betrunkenheit und halb nakt zurükgefahren, da er seine Kleidungsstüke verkauft hatte, um seiner Trinksucht fröhnen zu können. Ich blieb fest bei meiner Drohung, er wurde in eine Strafanstalt gebracht, und ich habe nichts wieder von ihm gehört.“

Starke Trinker.

Die stärksten Trinker scheinen die Mauren zu sein, was durch die folgenden Beispiele bewiesen wird. So trank der Kaik von Scherbeh eines Abends

ganz allein vier Flaschen Rum, und er konnte ganz gut nach Hause gehen. Einer der Diener des Basch Mamluk verlangte, nachdem er in einer Stunde einen halben Krug voll Wein ausgetrunken hatte, worin zweiundzwanzig Flaschen enthalten waren, noch etwas Rum.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Korrespondenz.

Wien (3. Juni). „Nur wizig!“ das ist das Feldgeschrei aller Literaten. Wiz ist jezt ein sehr gesuchter Artikel, deshalb kommt er auch Vielen so theuer zu stehen. Ohne Wiz darf gar nichts mehr geschrieben werden. Saphir ist ein moralischer Dr. Jenner, er impft schon den Kindern den Wiz ein, die geimpften werden dann auf einige Zeit angestekt, und schwizen das Gift in erkleklichen Dosen in allen Journalen nach und nach aus. Nur Schade, daß die Meisten der Inokulirten Narben davontragen, die ihnen Andere, um das unangenehme Juken zu vertreiben, krazend beibringen. So laborirt jezt Hr. Turteltaub an den Folgen dieser Wiz-Manie. Dieser neueste Sprößling auf dem Mistbeete der Literatur ist in doppeltem Sinne des Wortes der Schatten des wizigen Saphir's. Wo Dieser gesehen wird, kann man Millionen verwetten, auch Jenen zu erbliken, Turteltaub hat sich's nun einmal vorgenommen, in die Fußtapfen Saphirs zu treten, und deshalb ist er beständig auch hinter ihm her. Seine eben ans Licht getretenen: „Freskobilder“ möchten gerne, der Idee nach, den Lebensbildern unsers genialen Castelli, der Form nach, dem humoristischen Styl Saphirs ähnlich scheinen, doch, du lieber Himmel: „Es ginge wohl, aber es geht nicht!“ — Herr Glasbrenner, dessen bereits in Nro. 42 dieser Blätter ehrenvoll Erwähnung geschah, spukt bereits im „Sammler“ als Kritiker. Schönn's „melancholischer Schuster“ war so glüklich, durch diesen großen Mann verewigt zu werden. Besonders ärgert sich der Gute über die Namen der Personen in diesem Stüke, die zugleich nomen et omen bezeichnen. Da hat er nun geradezu unrecht, denn eben so ominös ist ja selbst sein eigener Pseudo-Name: „Brennglas.“ — Ein Brennglas in natura ist ein von sphärischen Oberflächen begränztes Mittel, der unnatürliche Brennglas aber ist in allen Sphären des Wissens oberflächlich und mittelmäßig; das Brennglas zündet mit geraubten Strahlen, der Brennglas macht mit gestohlnem Wiz Feuer! Deshalb: „sei fromm, das Glük kommt dann von selbst!“ — -- Besonders haben die Rezensenten obige Worte: „Nur wizig!“ sich zu ihrem Leib- und Wahlspruch gemacht, und die Theaterdichter sind so zuvorkommend, denselben die Arbeit ungemein zu erleichtern. Sie bringen aus purer Gefälligkeit so schwache Produkte zur Welt, in welche der Stachel der Satyre recht tief einzudringen vermag. So erschien am 30. Mai im k. k. Hofburgtheater ein neues Lustspiel in 2 Akten, von Dr. Römer: „Brautstand und Ehestand“, das dem Beurtheiler die Karten so schön mischt, daß er Trumpf auf Trumpf ausspielen kann. Eine Frau — will ins Theater gehen, dann will sie in Gesellschaft gehen, dann wieder ins Theater, dann

abermals in Gesellschaft. Darüber zürnt der Gemahl, fühlt sich sehr unglüklich, will sich das Ding ändern — und so wollen die guten Leute in einem fort, der Vorhang fällt und man weiß am Ende doch nicht, was sie denn eigentlich gewollt haben. Die Damen Fichtner, Anschütz und Poller, dann die Herren Kostenoble, Fichtner und Wilhelmi verschwendeten ihre schönen Talente vergebens. — Im Operntheater war (Sonntag) am 31. v. M. die lezte italienische Opernvorstellung angekündigt. Man gab ein Szenen-Ragout aus „Anna Bolena", „l'Elisir d'Amore" und aus Ricci's „Aventura di Scaramuccia", zum Besten des gesammten Chorpersonals. Die lezte Vorstellung? „Spiegelberg ich kenne dir!" das sind alte, verbrauchte Finten! nach so einer lezten Vorstellung geht's gewöhnlich erst recht von vorne an. Und siehe da! am 2. ist mit faustgroßen Lettern „l'Elisir d'Amore" angekündigt, und am 3ten singt Hr. Poggi in einer Akademie, die vor dem Ballet gegeben wird, u. s. f., dann kommt wieder eine lezte, und dann eine allerlezte Vorstellung, und endlich abermal eine sehr allerlezte. Wir werden's erleben! — Montags, am 1. Juni begann Mad. Fischer-Achten ihren Gastollen-Cyklus im Josephstädter Theater, als Alice, mit ungetheiltem und wohlverdientem Beifall. Hr. Fischer, als Bertram, wußte sich jedoch keinen Antheil zu erwerben. Mad. Krauß-Wranitzky, welche auch einige Tage vorher zum lezten Male gesungen, erschien als Prinzessin und entzükte, wie immer. Dem Vernehmen nach, ist sie gesonnen, die kunstsinnigen Bewohner Pesths mit Gastrollen zu erfreuen, und wir sind im Vorhinein überzeugt, daß unser stets günstig ausgesprochenes Urtheil über diese Künstlerin, dem in allen Kunstgegenständen kompetenten Publikum der schönen Magyaren-Stadt nicht als übertrieben erscheinen wird. Auf derselben Bühne sahen wir 2 Tage früher (am 30. Mai) ein neues Ballet von Fabri: „Der glükliche Schiffbruch." Selbes wurde sehr beifällig aufgenommen. Vorher gab man eine musikalische Akademie, wo Hr. Mellinger mitwirkte und, Wunder über Wunder! — nicht gefiel. Tags darauf gastirte ein Herr Dorach in Angely's einaktigem und einseitigem: „List und Phlegma." Die Aufnahme war, der Leistung angemessen, kühl! — Im Theater in der Leopoldstadt gastirte am 25. Delle. Hoch in: „das war ich" mit ziemlichem Erfolg. Die Damen Scutta u. Schmidt, und Hr. Brabbie waren ausgezeichnet. An demselben Abend wurde „die bezähmte Widerspenstige" gegeben. Delle. Hoch, als Franziska, war total schlecht; besonders mußte sie im Vergleiche mit Mad. Scutta, die diese Rolle mit besonderer Meisterschaft früher gegeben, gänzlich verlieren. Sutor ne ultra crepidam! Zwei neue Zauberpossen von J. C. Gulden und von D. F. Reiberstorffer werden das Repertoir dieser Bühne für den Sommer bereichern. — Für die Abgebrannten in Ottakrin wird eine Blumenausstellung veranstaltet, die sich eines großen Zuspruchs zu erfreuen hatte.

Adiaphoros.

Miszellen.

London. Ueber den Raum, den die menschliche Bevölkerung auf unserer Erde einnimmt, ist im Mech. Mag. Nro. 582 eine Berechnung enthalten, an deren Schluß der Verfasser zu folgendem Resultate gelangte. Die Dauer der Welt nach dem hebräischen Texte angenommen, und von den gewöhnli-

chen Geburts- und Mortalitätsverhältnissen ausgegangen, haben die ganze Zeit her bis zum J. 1834 4¼ Tausend Millionen Menschen gelebt. Rechnet man auf jeden Menschen einen Quadratfuß, so würde, wenn im Jahre 1834 die Auferstehung erfolgt wäre, ein mit einem Radius von 7 engl. Meilen beschriebener Kreis erforderlich gewesen sein, um alle die Menschen zu fassen, welche seit Erschaffung der Welt lebten. P.

Mainz. Hier eine ziemlich possierliche Geschichte, die sich an einem Orte, nahe bei Frankreich, zugetragen hat. In einer kleiner Stadt Belgiens hielt man eine Mumie, die ein Reisender aus Aegypten mitgebracht hatte, für ein Schlachtopfer, welches Mörder erwürgt und in einem Ofen gebaken hätten. Weder die Kiste, noch die Hieroglyphen, noch die ägyptischen Binden öffneten der Behörde die Augen. Ein Chirurgus nahm die Oeffnung vor, und stellte die Mumie öffentlich aus; man ging so gar so weit, sie für den Leichnam eines Bergmannes aus der Gegend zu erkennen. T.

Dieppe. Hier ist kürzlich eine Frau mit 4 Kindern, 2 Knaben und 2 Mädchen, niedergekommen. Sie befinden sich sämmtlich wohl. S.

München. Vergangenen Mittwoch kam zu einer alten kranken Köchin eine Weibsperson mit der Anfrage: ob sie keine Wärterin brauche. Während des Zwiegespräches bemerkte sie unter dem Spiegel eine goldene Uhr. Sie besah sich in dem Spiegel und äußerte, er zeige schlecht, und wenn man hinein sehe, sei man ganz gelb. Die Uhr aber kam ihr nicht gelb vor, denn sie hatte dieselbe im Augenblike in der Tasche und entfernte sich. Die Diebin ist arretirt. Z.

Lausanne. Der Mechaniker Jean Larpin in Lausanne hat eine Maschine zur Vertilgung der Maikäfer und Raupen erfunden, und sich von dem großen Rath seines Kantons eine Kommission erbeten, welche untersuchen soll, ob die Maschine, wie er behauptet, ihre Zweke vollkommen erreicht. D.

Paris. Ein Geigenmacher, Namens Guillaume, verfertigt Geigenbogen von Stahl, die viel dauerhafter als die hölzernen und so leicht wie diese sein sollen. B.

Der Modenkurier.

(Paris, 25. Mai. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!"

Die Wettrennen zu Chantilly hat Paris die ganze vergangene Woche okkupirt. Seit der Krönung Carls X. erinnert man sich keiner ähnlichen Anzahl von Wagen auf einer französischen Straße, und wahrlich, das Zudringen der Neugierigen war zu entschuldigen. Es gibt nichts Merkwürdigeres als die Rennbahn von Chantilly; sie gibt dem Marsfelde nichts an Größe nach und ist mit einem herrlichen Rasenteppich umgeben, der selbst jenen von New-Market übertreffen mag. Auf einer Seite der Bahn befinden sich die von dem großen Condé erbauten Marstalle, auf der andern ist der Park; dann erblikt man die artige Stadt Chantilly und auf der lezten Seite endlich die eleganten Tribunen. — Es wäre schwer, sich eine Idee von dem hinreißenden Effekt zu machen, den eine Versammlung hervorbringt, welche Alles, was Paris an reichen und schönen Damen, strahlend von Frische und Eleganz, zählt, in sich vereinigt. — Die ganze vorangegangene Woche waren die Ateliers der Palmyre, der Victorine, der Mad. Larcher und wie die andern berühmten Näherinen noch heißen mögen, Tag und Nacht beschäftigt, um ihre schönen Kunden zu befriedigen. Wir sahen daselbst eine große Anzahl weißer Mousselinkleider mit einem hinaufragenden (zum Halse) und gefalteten Leib, der bestimmt ist eine gestikte Pelerine aufzunehmen. Eine Menge Kleider waren von

blauem, rosenrothem oder lichtgrünem Aerophan-Mousselin, mit weißen Blumen oder Palmen besäet; einige Kleider waren von lichtfarbigen Seiden-Guingans; andere von weißem Organdie mit Stikereien von verschiedenen Farben besäet.

2. Um den Pferderennen beizuwohnen erscheint man auch in Peignoirs von Mousselin, mit strohfarbigem, rosenrothem oder lilasfarbigem Taffet gefüttert; die einen sind mit Pariser Stikereien bereichert, andere mit Spizen garnirt und noch andere mit kleinen Bouquets besäet.

3. Man hat daselbst auch Pelerinen, die lang, rund, gespizt, kurz von jeder Art, aber bewunderungswürdig in Hinsicht der Vollendung ihrer Arbeit sind. Auch sieht man viele lange Mantelets-Pelerinen von gestiktem Mousselin und mit einer hohen Spize garnirt.

4. Ein Pariser Blatt sagt Folgendes: „Wie viele Damen verlieren von ihren Vorzügen durch die lächerliche Manier, mit welcher sie sich kleiden! Ihr müßt nicht glauben, weil Mad. X so oder so einen Anzug hat, Ihr ihn auch tragen könntet. Mad. X kann groß, weiß, blond sein; und Ihr klein, braun und schwarze Haare haben. Das also, was für Mad. X paßt, schikt sich nicht für Euch: Ihr werdet allerdings antworten: „Ja, es ist einmal Mode", und mit diesem großen Argument glaubt man Alles zu gewinnen. Gut, ich weiß es, es ist Mode; aber die Mode kann modifizirt, kann unzählige Mal verändert werden, ohne von ihrem ursprünglichen Stande etwas zu verlieren, gleich den Variationen eines Musikstükes, worin man das Thema stets wiederfindet. Eine kleine Person muß große Hüte, hohe Garnituren, kurze Kleider und zu breite Aermel vermeiden; eine große Person wieder kleine Hüte, und enge Kleider (welche einem großen Körper den Anschein geben, als wäre er in einem Futteral eingeschlossen); sie muß ihre Kleider, von Seide oder Mousselin, gesteift tragen, die Taille muß so lang als möglich, der Leib drapirt sein oder eine große Pelerine haben, die Aermel müssen sehr weit sein, kurz alles, was ihre Breite vermehrt, verringert ihre Länge. Ich bemerkte, daß alle braune Frauen sehr schillernde Farben lieben, wie z. B. goldgelb, hochroth, lebhaft-rosenroth, orangengelb; das ist ein großer Verstoß gegen den Geschmak. Man muß ein sehr weißes und frisches Gesicht haben, um diese glänzende Farben ertragen zu können, sonst sind sie im Allgemeinen sehr gemein. Blau ist, meiner Einsicht nach, die ausgezeichnetste Farbe; kaum einige Ausnahmen abgerechnet, stehet sie allen Personen gut. Rathen würde ich aber die Farben: Tourterelle, apfelgrün, gorge-pigeon, Lichtbois, Milchkaffe, frische Butter zu vermeiden. Diese Farben stehen aller Welt schlecht. Das Schwarze steht mit vollem Rechte in gutem Rufe, es liegt etwas Poesie in einer schwarz gekleideten Dame. Die so verführerischen Spanierinen und venetianischen Frauen tragen gar nichts Anderes (?)."

5. Man tragt viele Hüte von geheftetem Stroh; man hat welche, deren Preis, wegen der vollendeten Arbeit, sehr hoch ist. Man ziert sie nie mehr als mit einem Bande; die einzige zulässige Neuerung wäre ein Bouquet Feldblumen.

6. Man sieht viole Ueberröke von gestiktem Batist auf Unterkleidern von gestiktem Batist. Die Pelerinen dieser Ueberröke sind doppelreihig und mit Valencienner Spizen garnirt. Diese Spizen sind von solcher Höhe und solcher Feinheit, daß man ihren Werth manchmal von 1500—1800 Franken angibt.

7. Die Fraks der Elegants haben einen viereckigen Kragen. Des Morgens werden sie bis zum Halse zugeknöpft. Wir bemerkten viele, deren Farbe melirt-bronze und drachengrün war. Die ciselirten Knöpfe sind immer in der Mode.

8. Die Gilets haben einen Schawlkragen oder werden gerade zugeknöpft. Man tragt viele von Seiden- oder Cachemir-Stoff; aber unsere Fashionables ziehen die sogenannten ecorce de Siam (Siam-Rinde) und die klassischen piqué broché vor.

9. Die Herrenhüte variiren nicht sehr in der Form. In den ersten schönen Tagen sind wieder mehrere graue Hüte zum Vorschein gekommen.

Modenbild. Nr. 24.

Pariser Anzüge vom 25. Mai. Reisstrohhut mit Federn geziert. Kleid von gedrukrem Mousselin à la Caravane. Drapirte Pelerine. Die sizende Dame zeigt die Form dieses Anzuges von der Rükseite.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.

47. Sonnabend, 13. Juni. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Eine Großmutter unserer Zeit.

(Beschluß.)

Von Minute zu Minute wartete also Emmeline auf eine offizielle Mittheilung, und ihr Herz klopfte stark, als eines Morgens Sophie ihr anzeigte, ihre Großmutter erwarte Sie.

„Es ist das! Ach Gott, es ist das!“ Und ihre Kniee wankten, als sie die Treppe hinabging.

Als sie in das Zimmer der Frau von Nangis trat, sank sie sogleich auf einen Stuhl; es wirbelte ihr im Kopfe. Mit schnellem Blike fragte sie das Gesicht der Großmutter, aber dies Gesicht sagte nichts. Sie fuhr fort, mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit an ihrer Stikerei die Faden auszuzählen.

„Drei . . vier . . . — Emmeline, such' mir einmal offene Seide. Fünf . . Hörst du? . . sechs . . sieben . .“

Emmeline hatte alle Knäulchen untereinander gemengt, ohne das rechte zu finden.

„Acht . . laß mich suchen. Du bist so ungeschikt!“

Dann ein langes Schweigen, während Frau von Nangis ihre Blumen dunkelte, und Emmeline erbleichte und zitterte.

„Nun,“ sagte die Großmutter endlich mit einem ganz gleichgültigen Tone: „wie findest du den Herrn von Tercy? Es kommt die Zeit, wo die Sache endigen muß, und sobald wir ausgetrauert haben . . Ja, wegen der Trauer, sieh doch einmal in den Almanach royal; ich glaube wir können die Wollenzeuge ablegen. Aber du antwortest ja nicht, Emmeline. Wie gefällt dir dein Mann? Gut, nicht wahr?“

„Ja, Mama," antwortete Emmeline ganz leise, und ihre Wangen wurden wieder so frischroth, wie vor ihrem Kummer.

— „Ich denke, du bist von dem kindischen Schreken geheilt, von dem deine Gouvernante gesprochen hat."

„Ja, Mama," anwortete Emmeline noch leiser, und ihre Wangen wurden noch röther.

— „Ich wußte wohl, daß er dir gefallen würde. Sein Aeußeres hat nichts Unangenehmes, und er ist geistreich, sehr geistreich."

„Aber — er spricht so wenig mit mir."

— „So wenig! Es scheint mir doch, als beschäftige er sich mit dir sehr und vielleicht noch mehr, als es die Schiklichkeit erlaubt."

Emmeline war ganz erstaunt.

„Du verlangst zu viel, meine Kleine; du darfst von Herrn von Tercy keine Romanliebe erwarten. Es ist ein wenig Novembersonne.

Ein niederdrükender Gedanke verwirrte auf einen Augenblik das Köpfchen Emmelinens, doch dachte sie sogleich: „Aber nein, nein, das ist nicht möglich."

— „Also kann ich Herrn von Tercy sagen, daß du dich vor seinen grauen Haaren nicht sehr scheust!"

„Seine grauen Haare! . . Moritz graue Haare!"

Die Großmutter lachte laut auf. „Wer spricht denn von Moritz, mein Kind?"

Emmeline schluchzte und bedekte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Aber, Mama, warum haben Sie mich das glauben lassen?"

— „Was glauben lassen? Du verlierst den Kopf, Emmeline. Sage, habe ich dir jemals Moritz genannt? Und wäre es natürlich, daß ich, seit er hier ist, dir nicht gesagt habe, er ist es? Ist es meine Schuld, daß du dir eingebildet hast, man werde ein Kind, wie dich, mit einem Kinde, wie Moritz, verheirathen? In der Ehe muß wenigstens auf einer Seite Verstand sein. Doch sprechen wir nicht mehr von dieser Verwechselung, suche vielmehr deine Augen zu troknen, denn du siehst zum Fürchten aus."

„Gnade, Gnade, Mama!"

Emmeline kniete und rief immer: „Gnade! Gnade!" Aber die Großmutter war aus dem Zimmer hinausgegangen und öffnete die Thüre nur noch einmal, um dem Mädchen zuzurufen: „Ich habe vergessen, daß deine Hochzeit auf den 15. Juli bestimmt ist."

Man hatte den 30. Juni.

IV.

. . . . . .

Eines Abends war Emmeline allein. Ihre Großmutter und Herr von Tercy waren nach Hochzeitseinkäufen zusammen ausgegangen. Den ganzen Tag hatte man von den Brautgeschenken gesprochen, aber Emmeline, die Ergebene oder vielmehr Vernichtete, saß ohne Bewegung, fast ohne Gedanken, mitten unter dem Schmuke.

Moritz trat ein.

Nie war sie mit ihm allein gewesen; sie stand auf, sank wieder auf den Stuhl und versuchte zu lächeln; aber dies trübe Lächeln ist trauriger, als Thränen.

„Lieber Himmel! Meine schöne Tante, wie blaß sehen Sie heute," bemerkte Moritz leicht hin. „Sind Sie krank?"

— „Krank? Nein, nein, ich befinde mich sehr wohl." Und sie hielt die Hand über die Augen, um die Thränen zu verbergen. Moritz zog sie sanft weg.

„Wie! Gram? Sind Sie mit der Heirath nicht zufrieden, Emmeline? und Sie werden mit dem da doch so hübsch aussehen!"

Und er hielt den Brautschleier auf das Haar Emmelinens.

„Nehmen Sie ihn weg, nehmen Sie ihn weg! Er ist so schwer, er drükt mich zu Boden!"

Es lag fast Irresein in den Augen Emmelinens. Er achtete nicht darauf.

„Wirklich, arme Kleine, man läßt Sie ein wenig schnell von der Puppe zum Ehemanne übergehen. Aber, sehen Sie, Emmeline," sezte er lächelnd hinzu, „wenn Sie größer sind, werden Sie auch einsehen lernen, daß ein Mann auch nur eine Puppe ist, die man bei Seite schiebt, wenn man derselben überdrüßig ist."

Emmeline hörte nichts mehr. Es bemächtigte sich ihrer ein anfänglich unbestimmter, dann deutlicher und endlich allmächtiger Gedanke . . „Ja; ja; warum sollte er sich dessen weigern? Er, er kann mich retten; er wird mich retten. — Herr Moritz . . .!" Weiter kam sie nicht, da sie eigentlich selbst nicht wußte, was sie sagen sollte. Aber die Uhr schlug die Stunde, in der ihre Großmutter zurükkommen wollte, es blieb ihr nur noch ein Augenblik übrig.

„Ach, Herr Moritz, ich beschwöre Sie, versprechen Sie mir, daß Sie Mitleid mit mir haben."

Moritz sah sie gerührt und staunend an. Und wie hätte ihn auch dieser Kontrast zwischen den noch kindlichen Zügen Emmelinens und dem heftigen Schmerze, der sich darin aussprach — zwischen den Lippen, die nur zum Lächeln und Singen da zu sein schienen, und den trostlosen Worten, welche sie aussprachen, nicht rühren sollen?

— „Sagen Sie mir, Emmeline, sagen Sie mir, was kann ich thun?" — Das Herz des Herrn von Tercy rührte sich.

„Lassen Sie mich Ihren Oheim nicht heirathen! Hindern Sie es!"

— „Armer Oncle! Also, Sie lieben ihn nicht? Aber, ich wiederhole es, was kann ich thun? Warum haben Sie so lange gewartet, warum haben Sie nicht mit Frau von Nangis gesprochen? Sie ist so gütig, sie hätte . . ."

„Gütig!" wiederholte Emmeline bitter, „gütig! Und ihr Wille ist wie ein eisernes Band, das mir das Herz zusammenpreßt. Meine armen schwachen Hände können es nicht wegreißen; aber die Ihrigen. Moritz, die Ihrigen könnten es! Nicht wahr! Sie werden mit ihr von mir sprechen und ihr sagen, sie müsse Mitleid mit mir haben? Und wenn diese Heirath wirklich zu Stande käme . . ., nein, nein, sie wird mich nicht vor Ihnen tödten."

Die Thränen Emmelinens flossen unaufhaltsam, sie konnte sie kaum abwischen, um nach dem Blike Moritzens zu sehen.

„Und mit ihm sprechen Sie auch. Sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht liebe, daß ich ihn nie lieben werde, sondern einen andern . ."

Moritz sah sie schweigend an, betrachtete sie neugierig, als habe er sie noch gar nicht gesehen, gab sich mit Entzüken dem neuen Gefühle hin und

tauchte in das Gemüth Emmelinens, als wolle er daselbst die Vervollständigung des Lebens suchen, die ihm bis dahin gefehlt hatte.

— „Verflucht sei die Welt! Vielleicht war hier das Glük zu finden!“ dachte er. „Und jezt . . .“

„Ach, ja, ich sehe es, Sie werden für mich bitten. Ich will Sie so sehr lieben! Aber warum liebe ich Sie?“

— „Warum Sie mich lieben, Emmeline?“ Und Moritz fühlte sein zwanzigjähriges Herz, sein bis dahin erstarrtes, erstorbenes Herz in sich aufleben; aber es war nur eine galvanische Zukung.

Das todte Herz sank wieder in Erstarrung.

Frau von Nangis trat ein.

V.

. . . . . .

Es wurden alle Anstalten zur Hochzeit getroffen und Emmeline hoffte noch immer. „Er hat es versprochen, mich zu schüzen, sein Blik wenigstens hat es versprochen.“

Und Emmeline vertraute auf ihn, und sah nichts von Allem dem, was sie umgab. Noch immer ließ sie ihre Gedanken nach dem Himmel zu schweben, den sie sich selbst gebaut hatte. Es verhüllten ihn wohl Wolken, aber die Morgenwolken sind ja so leicht! Ach, wenn die arme unwissende Emmeline gewußt hätte! — Sie hätte wenigstens nicht gehofft. Aber sie wußte nicht, daß eine alte Frau niemals mit einer jungen oder einem Mädchen Mitleid hat, und daß ein Mann oft seine Eigenliebe höher hält, als seine Liebe.

Mit einem Blike hatte Frau von Nangis errathen, was in dem Herzen des Herrn Moritz von Tercy vorging; sie hatte ihn unter den Strahlen dieser jungen Liebe neu aufleben und aufblühen sehen und vertroknete ihn von neuem.

Für einen Geken ist ein Triumph kein Triumph, wenn er nicht bekannt und beneidet wird, und seine Augen heften sich weniger auf das Ziel, als auf die Zuschauer, welche ihn dahin gelangen sehen. Diesen Triumph für Moritz, besonders aber für die andern zweifelhaft machen, war das sichere Mittel, ihm den Eifer wiederzugeben, der erschlafft zu sein schien, und Frau von Nangis ergriff es. Er mußte einen Augenblik glauben, überholt zu sein, und dann, würde ihm Emmeline gewiß nur eine Schranke sein, die zertrümmert werden müsse.

Frau von Nangis umringte sich deshalb mit mehr Schmeichlern und Anbetern als gewöhnlich, und schien ihnen gnädiger als je zu sein, so daß Jedermann fragte: Ist Moritz von Tercy der Geliebte der Frau von Nangis, oder ist er es nicht?

Moritz sah diesen Zweifel und erzürnte sich darüber. Um ihn zu verdrängen, entsagte er Allem, was gut an ihm war, und der Lärm der Eitelkeit übertäubte die Stimme seines Herzens.

. . . . . .

Hatte es ihm Mühe gekostet, den Triumph zu erringen? Vielleicht, ja. Hatte er nöthig, ihn bekannt zu machen? Nein. Die jungen Frauen verbergen eine Liebesverbindung, die nicht-jungen zeigen sie.

Ein Liebhaber ist für sie ein Schmuk.

. . . . . .

Alles war für Emmeline vorbei.

Was empfand sie, als sie Gewißheit hatte? Man wußte es nicht, denn sie sagte kein Wort. Am Verlobungstage bemerkte man blos, daß ihr Rosenkranz auf der Stirn einer Statue zu ruhen schien, so blaß war sie.

„Kinderei!“ sagte Frau von Nangis lachend, indem sie Emmeline leicht mit dem Finger auf die Wange klopfte.

— „Kinderei!“ sagte auch der Marquis zu der ihn umgebenden Männergruppe.

Er wenigstens glaubte es. Er hatte sich an die Stelle seines Neffen schieben lassen, ohne eine große Wichtigkeit auf die Sache zu legen. Die Hauptsache für seinen Egoismus war, eine junge Frau zur Belebung seines alten Schlosses zu haben. Er nahm Emmeline mit dahin, wie er Georginenknollen für seinen Garten oder eine schöne Tapete für seinen Salon mitgenommen haben würde.

Moritz sagte nichts.

Am Morgen des Hochzeitstages dachte Sophie, als sie Emmeline ankleidete: „Es ist seltsam; nie hat sich wohl eine Braut weniger mit ihrer Toilette beschäftigt. Sie läßt sich drehen und wieder drehen, wie eine Puppe. Und ihre Augen sind so trübe, so stier! Madame sagt wohl, es ist nichts, aber ich hoffe, an meinem Hochzeitstage ein besseres Gesicht zu haben.“

Auf der Mairie wollte Emmeline in das Zimmer gehen, wo die Todten eingeschrieben werden, und als sie der Mann, der sie an der Hand führte, auf ihre Zerstreuung aufmerksam machte, sah sie ihn mit so seltsamen Ausdruke an, daß ihn schauderte.

In der Kirche endlich, als der Priester sie fragte, ob sie den Herrn von Tercy zum Manne haben wolle, richtete sich ihr bis dahin tief gesenkter Kopf plözlich wie mit krampfiger Zukung auf, und Emmeline sprach: „Welchen?“ Ein gellendes Gelächter von ihren Lippen störte die Zeremonie.

Sie hatte den Verstand verloren.

Der Halley'sche Komet.

Wird der Halleysche Komet, der schon so vielfach in öffentlichen Blättern besprochen worden, Glük oder Unglük bringen? Gegen Ende August wird er anfangen, des Morgens im Gestirne des Stiers nahe bei den Füßen des Fuhrmanns sichtbar zu werden, obgleich er alsdann noch über 60 Mill. Stunden von der Erde entfernt sein wird. In den 10 ersten Tagen des Oktobers wird man ihn jede Nacht sehen, und dies wird auch die Zeit seines größten Lichtglanzes sein. Wenn er diesmal ebenso aussieht, wie bei seiner lezten Erscheinung 1759, so wird er sich glänzend zeigen mit einem Schweife, der für gewisse Gegenden lang, und in andern wenig bemerkbar sein wird. Den 30. Okt. wird dieser Komet der Erde am nächsten sein; 7 Mill. Stunden weit.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Berlin. Baptiste Loisset und die reizende mimische Künstlerin zu Roß, Dem. Kenebel, sind unter allseitigem Bedauern unserer Fashionables, abgereiset. Kurz vor der Abfahrt fiel noch ein Spaß vor, der des Wiedererzählens nicht unwerth ist. Hr. ***, den alle Leute als einen tüchtigen Schenkwirth rühmen, hatte sich eines Abends etwas übernommen, und gerieth in dieser Stimmung über die equilibristischen Leistungen Loissets ins Feuer; er behauptete, diese Künste seien gar nicht so gewaltig schwer, und er mache sich anheischig, auf dem laufenden Pferde zu sizen, zu knieen und zu stehen. „Haben Sie reiten gelernt?“ fragen die Gäste. „Nein!“ ist die Antwort, „das schadet aber nicht.“ Man wettet mit ihm um 50 Flaschen Champagner. Gut. Herr *** legt sich spät zu Bette und erwacht am andern Morgen, ohne sich der Sache zu erinnern. Endlich fällt ihm seine Wette ein, er erschrikt Anfangs, denkt jedoch, man würde mit seinem gestrigen Zustande sich zufrieden stellen und die Sache einen Spaß sein lassen. Allein schwer geirrt. Die Gäste wollen sich die 50 Flaschen nicht entgehen lassen und dringen auf die Wahrmachung seines Vorgebens; sie haben, ehe sie ihm den bösen Morgenbesuch machten, schon mit Loisset Abrede genommen. „Wenn es sein, muß“ meint *** und sieht die Leute mit Verdruß sich auf den schönsten aller Auftritte und seine 50 Flaschen freuen. Sie kommen in den Cirkus — Loisset erbietet sich, ihn auf dem Pferde anzubinden. Nein! Er besteigt das Pferd unter großem Gelächter und das Pferd beginnt im Kreise zu rennen. Plözlich verstummt das Gelächter und Herr *** sizt, knieet, steht, und Loisset ruft Bravo! und gesteht, eine solche vom Himmel gefallene Virtuosität sei ihm noch nicht vorgekommen, Herr *** gewann die 50 Flaschen und noch einige lange Gesichter als Zugabe. T.

Dublin. Am Oster-Sonnabend Abends ward ein Mann, Namens John Heelan, Arbeiter in O'Neils Fabrik zu Waterford, im Nachhausegehen von einem gewissen Foran angefallen, der ihn niederschlug, und ihm mit einem scharfen Instrumente mehrere lebensgefährliche Wunden versezte. Heelan ward in diesem Zustande nach dem Hospitale gebracht, wo er am Osterdienstag Nachts 10 Uhr starb. Kurz nach dem mörderischen Angriffe war Foran verhaftet und ins Gefängniß abgeführt worden. Nun stellte die Untersuchung folgenden außerordentlichen Umstand heraus, welchen Hr. Wright, der Gefängnißmeister, zu den Akten bezeugte. Am Dienstag Nachts genau um 10 Uhr — 2 Stunden nach der gewöhnlichen Zeit, wo die Gefangenen in ihre Zellen eingeschlossen werden — wurden Hr. Wright und seine Gefängnißwärter durch ein furchtbares Geschrei aus Forans Zelle aufgeschrekt, und als sie aufschlossen, fanden sie ihn außer dem Bette mit allen Zeichen von Angst und Grausen. Er sagte aus, er habe in seiner Zelle ganz deutlich ein heftiges Ringen und Stöhnen wie von einem qualvoll Sterbenden vernommen; nach einiger Zeit habe es aufgehört, und nun habe eine Stimme gerufen: „Er ist todt! er ist todt!“ Foran fügte hinzu, er habe keinen Augenblik geschlafen. Die Gefängnißwärter konnten ihn nur mit großer Mühe beruhigen, und einige von ihnen mußten die

Nacht über bei ihm bleiben. Am nächsten Morgen erfuhr man im Gefängnisse, daß Heelan in der vorausgehenden Nacht gerade in dem Augenblike verschieden war, wo sich der sonderbare Vorfall im Gefängnisse zutrug. D.

Manchester. Als vor einiger Zeit her eine Frau öffentlich zum Verkaufe ausgestellt wurde, suchte der Mann Alles hervor, um sie gut anzubringen. Er schrie: „Wer kauft eine Frau? eine hübsche, eine schöne Frau?“ — „Sage auch, eine gute Frau,“ flüsterte sie ihm zu. — „Nein,“ antwortete er, „betriegen will ich Niemand!“

München. Ein Münchener Stuzer kam ganz entzükt aus dem Theater nach Hause. „Was haben sie denn gegeben?“ fragte seine Hausfrau. „Sechsunddreißig Kreuzer,“ antwortete er. P.

Paris. In der Gemeinde Griéges hat sich folgender allerdings bedauernswerthe Vorfall zugetragen, zumal da seine Veranlassung gar zu geringfügig ist. Ein Hühnchen fällt in einen Brunnen. Ein gewisser Duby will es herausholen. Er läßt sich mittelst des Seiles herab an dem der Eimer hängt, da dieser jedoch nicht lang genug von der Winde abgewikelt ist, ruft er seiner Tochter zu, die Winde weiter herabzulassen. Allein das ungewöhnliche Gewicht macht, daß sie umrollt, und Duby stürzt ins Wasser. Auf das Geschrei des Mädchens kommt ein Nachbar, Bernard hinzu, der um den Verunglükten zu retten hinabsteigt, und ihn auch wirklich, wie es scheint schon entseelt auffindet. Allein da er mit dem Leichnam eben die Mündung wieder erreicht hat, verlassen ihn die Kräfte und er stürzt mit demselben in die Tiefe hinab. Nach einer halben Stunde zog man beide todt aus dem Wasser. Duby hat eine Frau und drei Kinder, Bernard zwei; also zwei Wittwen und fünf Waisen um eines Huhnes Willen, das nicht einen halben Franken werth war!! B.

Berlin. Einem Bewohner von G., welcher vermuthlich strenge Hauspolizei hielt, lief sein theures Eheweib davon. Was thut nun der treue Gatte? Er läßt am 25. Mai ausschellen, daß ihm seine Frau verloren gegangen sei, und daß der redliche Finder eine gute Belohnung von ihm erhalte, wenn er dieselbe behalte. T.

Paris. Am 24. Mai fand in der Ebene von Grenelle bei Paris zwischen zwei Fechtmeistern ein Duell Statt, wobei der Eine erstochen wurde. Auch in Bayonne haben sich zwei Journalisten geschlagen; Einer von ihnen erhielt einen Schuß in den rechten Arm, schoß dann mit dem linken, verfehlte aber seinen Gegner. B.

Bilder-Gallerie. Nr. 6.

Sir Francis Burdett.

Sir Fr. Burdett, geboren am 25. Jan. 1770, stammt aus einer sehr alten Familie, die seit Wilhelm dem Eroberer in der Grafschaft Derby ansäßig war, und schon seit langer Zeit die Baronetwürde besizt.

B. wurde 1796 für den Fleken Boroughbridge zum Parlamentsmitglied gewählt, und trat mit jugendlichem Feuer in die Reihe der Opposition der Ultra-Whigs. Er kündigte früh als die Aufgabe seines politischen Lebens an, die Gründung einer wahren Volksrepräsentation, mithin eine Parlamentsreform. Bereits im J. 1799 fand er eine erwünschte Gelegenheit, sich in der

Volksgunst festzusezen, als er zu der Zeit, wo die Habeascorpus-Akte auf den Rath der Minister aufgehoben wurde, die gesezwidrige harte Behandlung rügte, welche die wegen politischer Vergehungen Verhafteten in den Gefängnissen erdulden mußten. Im J. 1802 gelang es ihm für die Grafschaft Englands, Middlesex, ins Parlament gewählt zu werden und über den ministeriellen Kandidaten den Sieg davon zu tragen, der ihm aber 40,000 Pfund Sterling (400,000 fl. C. M.) gekostet haben soll. In den nächsten Parlamentsverhandlungen trat er zuerst gegen Addington's schwaches Ministerium kräftig auf. Während der kurzen Zeit, als der große Fox an der Spize der Verwaltung stand, stimmte er mit den Ministern.

Im J. 1807 wurde er für Westmünster zum Deputirten gewählt.

Als er im J. 1820, in einem Schreiben an seine Wähler die Ministerialpartei heftig angriff, weil das Haus der Gemeinen einen Schriftsteller mit Gefängniß bestraft hatte, erließ das Unterhaus, troz allen Anstrengungen der Opposition, auch gegen B. einen Verhaftsbefehl; er widerstand drei Tage lang der Vollziehung des Befehls, bis er mit Gewalt in den Tower geschleppt wurde, wo er 2 Monate lang gefangen saß.

B. blieb seitdem seinen Ansichten treu und sprach im Parlament oft gegen die Minister und ihre Partei. Für die Abschaffung der in dem brittischen Heere üblichen grausamen körperlichen Züchtigung mit der Peitsche kämpfte er schon im Jahr 1812 als Menschenfreund mit Kraft und Wärme, aber leider fruchtlos.

Seit 1820 trat B. allmälig aus der ersten Reihe der heftigsten Wortführer der Volkspartei. Als der große Canning, nach Castlereagh's Selbstentleibung, überwiegenden Einfluß gewann, näherte er sich mit seinen politischen Freunden dem Ministerium. Er sprach seitdem besonders auch für die Rechte der von der anglikanischen Kirche und der Regierung so unterdrükten Katholiken in Irland.

Als im J. 1829 die Bill zur Emanzipation der Katholiken durch das Parlament zu Stande kam, welche die Minister Wellington und Peel selbst, die Nothwendigkeit dieser Maßregel, zur Vermeidung einer Rebellion in Irland, einsehend, einbrachten, hatte er auch großen Theil an der Durchbringung dieser Maßregel. — Bei den Verhandlungen über die Parlamentsreform in den Jahren 1831 und 1832 kämpfte B. als alter Radikalreformer für dieselbe, sowohl im Unterhause als in den zur Beförderung derselben gestifteten Volksversammlungen, mit Wärme und Nachdruk, und er erlebte die Freude, seinen Jugendplan wenigstens zum Theil ausgeführt zu sehen. Die politische Nationalunion zu London erwählte ihn zu ihrem Präsidenten, als aber in einer ihrer Verhandlungen die englische Aristokratie angegriffen wurde, verließ er mit Unmuth die Versammlung. Als lezthin das Ministerium Melbourne gestürzt wurde und auf dasselbe das Ministerium Peel-Wellington folgte, erklärte zwar B. offen, daß er zu demselben kein Zutrauen hege und kein Heil für Großbritannien und Irland erwarte, weigerte sich jedoch gegen die Wahl Sutton's zum Sprecher mit den übrigen Gegnern der Minister zu stimmen, was ihm bei seinen Wählern in Westmünster viele Widersacher zuzog.

Dr. Rumy.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

48. Mittwoch, 17. Juni. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Da mit diesem Monat das halbjährige Abonnement auf diese Blätter zu Ende geht, so ersuchen wir höflichst, die Bestellungen auf das kommende halbe Jahr, vom 1. Juli bis Ende Dezember, bei Zeiten zu machen, damit wir die Auflage gehörig bestimmen können. Wir verweisen übrigens auf den bereits erschienenen (auch heute beiliegenden) Prospektus und empfehlen ihn einer geneigten Durchsicht. Red.

Despreaux.

(Nach dem Englischen.)

Es sind schon einige Jahre her, daß ich an den Sommerabenden die Gewohnheit hatte einen Band von einem Lieblingsschriftsteller in meine Tasche zu steken und dann nach den Gärten der Tuilerien zu spaziren, um eine oder zwei Stunden auf einem der Size daselbst zu verbringen. Der leztere befand sich nämlich auf der Terrasse in der Nähe des Pallastes, wo es mir möglich war, die Handwerksleute längs der Seine vorüberwandeln zu sehen und zugleich den Auflauf auf der einen Seite der Quay's und das Gedränge der Müßiggänger in dem Garten auf der andern zu überbliken. Obgleich ich immer in voller Absicht kam, in meinem Buche zu lesen, so gelang mir es doch überaus selten, da ich die Bekanntschaft eines Gentlemans gemacht hatte, den ich öfters auf derselben Bank zu treffen pflegte. Er war ein Mann schon hoch in die Jahre und vermehrte den Anschein seines Alters noch dadurch, daß er sein grau und silberweiß schattirtes Haar von der Stirn zurükgekämmt und hinten in einen Zopf gedreht trug. In seinem Auge hatte er etwas Lauerndes, das ich um alle Welt nicht beschreiben könnte; so oft ich seinen Blik auf

mich geheftet sah, schauderte ich, als stände ich einem Basilisken gegenüber: er schien die wahren Geheimnisse meines Herzens von mir erzwingen zu wollen, indem er ihre Zeichen auf meinem Antliz las. Doch war er ein Gesellschafter, der keine Langeweile zuließ und seine Unterhaltung mit Anekdoten von Menschen und Vorgängen zu würzen wußte, mit und bei welchen er an so manchem tödtlichen Streite Theil gehabt und so manches kühne und schlaue Unternehmen ausgeführt hatte. Wenn er davon erzählte, habe ich da gesessen und zugehört, bis die wachsende Finsterniß des Abends und die Stille umher einen Eindruk auf meine Einbildungskraft machten, daß ich als Zuhörer des Herrn aus einer andern Welt da zu sizen und zu vernehmen glaubte, wie er die gottlosen Thaten seiner Kinder auf Erden eintrüge in sein Buch. Der betagte Gentleman (ich meine wieder meinen Freund von der Bank) war eins von den nüzlichsten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gewesen, das aber in seinem Bezirk wenig geachtet zu werden pflegt, nämlich Polizeikommissär, in welchem Amte er Gelegenheit gehabt hatte, mancherlei Irrwege des Lebens kennen zu lernen. Einige seiner merkwürdigen Mittheilungen habe ich meinem Gedächtniß mit möglichster Treue, wie er sie zu geben pflegte, einzuprägen gesucht, und will sie nach und nach mit seinen eignen Worten wiedererzählen. Eine der ersten von diesen Erzählungen war folgende:

„Als ich zuerst Kommissär geworden war, bestand mein Bezirk aus jenem Stadttheil, welcher die Straße St. Antoine einschließt. Diese begreift, wie Sie wissen, eine große Zahl von Höfen, Gassen und Sakgassen, und daß von da die Wege nach allen Richtungen ausliefen und von der nächsten Nachbarschaft zu einem Orte, wo viel hin- und hergegangen wurde, verursachte mir unbeschreibliche Unruhe. Die Häuser in diesen Höfen und Gassen waren meist von schlechtem Gesindel bewohnt, das zwischen den lezten Schatten von Armuth und wirklicher Hungerleiderei schwebt und stets bereit ist, an jedem Aufruhr Theil zu nehmen und besonders zu Raub und andern Gewaltthaten nie lange sich einladen läßt. In einem dieser Gäßchen lebte zu der Zeit ein Mann, Namens Jean Monette, der schon ein ganz artiges Alter auf den Schultern trug, aber noch ziemlich munter sich anließ. Er war Wittwer und bewohnte allein mit seiner Tochter in einem jener Höfe eine ganze Etage au quatrieme. Das Volk erzählte, er habe früher ein Geschäft betrieben und sei dabei reich geworden, doch habe er jezt nicht das Herz, ein Stük Geld auszugeben, häufe es auf von Jahr zu Jahr und denke nur darauf, bei seinem Tode seine Tochter in glänzenden Umständen zu hinterlassen. Emma war allerdings ein schmukes Mädchen, und mit jenem Gewicht fehlte es ihr auch nie an Bewerbern; allein sie dachte, weil sie Erbin sei, könne sie es abwarten, bis sie zu einem der Anbeter eine wirkliche Neigung fühle, und habe nicht nöthig, sich an den ersten besten Freier wegzuwerfen, der sich etwa darbieten möchte. Es war an einem Sonntage, dem ersten im Monat Juni, daß Emma als eine besondre Gunst von ihrem Vater hinreichend Geld erhalten hatte, um mit einigen Freunden, welche die Wasserwerke von Versailles besehen wollten, einen Ausflug zu machen. Es war ein wunderschöner Tag und das Wasserbeken von tausend und aber tausend Menschen umdrängt, welche sich an der Manigfaltigkeit der schönen hier zur Schau gestellten Kleiderstoffe nicht satt sehen konnten; denn diese sahen den Farben des glänzendsten Regenbogens

mehr ähnlich, als irgend etwas Anderes daneben. Als aber nun auf den Glokenschlag „Vier" Triton mit seinen Trabanten ihre ungeheuren Wassermassen emporwarfen, da gerieth Alles in Bewunderung, in Erstaunen und jauchzende Lust. Niemand war jedoch vergnügter als Emma bei dem ihr ganz neuen Schauspiel, denn sie hatte überdies die Freude gehabt, einen Herrn zu finden, der sie über jedes Ding und jede Person belehren konnte, der ihr sagte, dieser sei ein Herzog, jener ein Graf, und so alle zweibeinigen Wunder von ganz Paris durch. Dabei erschien er als ein so angenehmer und wohl gesitteter Mann — es war wirklich eine Herablassung von ihm, sich so weit mit ihnen einzulassen. Gegen Abend bestand der Herr darauf, daß sie alle zusammen in einem Fiaker den Weg nach Hause machten und er allein die Kosten bezahlte; und als er nun mit einem zarten Händedruk und leise flüsternd sie bat, ihm doch zu sagen, wo er sie treffen und sich zu ihren Füßen werfen könnte, da empfand sie in ihrem Herzen allerdings etwas, das von ihren frühern Gefühlen verschieden war. Doch wie konnte sie ihm ihre Adresse geben, einem so feinen Manne erzählen, daß sie auf jenem berüchtigten Plaze wohne — nein, das konnte sie nicht, aber sie versprach, nächsten Sonntagabend ihn im „Jardin d' Ete" zu treffen und die ganze Nacht mit keinem Andern zu tanzen.

So kam's. Sie traf den Herrn am Sonntage dort, und wieder und wieder, bis ihr Vater anfing, Verdacht zu schöpfen; es kam ihm nämlich zu Sinn, an der öftern Abwesenheit seiner Tochter, früher etwas so ganz Ungewöhnliches bei ihr, müsse etwas nicht rechter Art sein. Der alte Mann liebte sein Geld, aber seine Tochter noch weit mehr. Sie war das bindende Glied in der Kette seines Lebens, das ihn nur nach Einem streben ließ; er war bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit in seine Frau verliebt gewesen, und nach ihrem Ableben füllte er die in seinem Herzen entstandene Leere durch seine Tochter wieder aus: das waren die einzigen Gegenstände, die er, außer seinem Gelde, jemals geliebt hatte. Die Welt verschrie ihn als einen habsüchtigen, hartherzigen Mann, und er — verachtete die Welt dafür. Deshalb war der alte Mann sehr bekümmert über die Aufführung seiner Tochter. Er fragte Emma, wem ihre wiederholten Besuche denn gälten, erhielt aber nur die ausweichende Antwort, es sei wohl sehr unbedacht von ihr gewesen, daß sie ihm durch ihre lange Abwesenheit Unruhe verursacht] habe. Das war dem Vater ungenügend und bekräftigte ihn vielmehr in seinem Verdachte; er beschloß daher, seine Tochter bewachen zu lassen. Er erreichte seine Absicht durch die hülfreiche Hand eines alten Freundes, der, seiner Beschäftigung nach Inspektor genannt, von seinen Feinden aber (jeder Mensch hat ja deren einige) Mouchard geschimpft wurde. Gleichwohl, wie er sich auch selbst nannte oder nennen lassen mußte, er übernahm den Auftrag des alten Monette und beobachtete das Mädchen auf Tritt und Schritt so glüklich, daß er bald zu der Entdekung kam, ihre wiederholten Ausflüge hätten zur Absicht, einen Mann zu treffen, der eine kleine Streke mit ihr spazirte und es unternahm, den Inspektor, troz seiner gepriesenen Schlauheit und Erfahrung, hinter das Licht zu führen.

Denken Sie sich, Freund, einen Jemand, dem von der obern Behörde immer das feine Geschäft eines Argus übertragen wurde, der durch den Erfolg der schwierigen und verwikelten Unternehmungen, deren Ausführung

man ihm vertraute, berühmt geworden ist — denken Sie sich, Freund, die bittern Gefühle eines solchen Mannes, sich in einer erbärmlichen Privatintrigue beschämt zu sehen, die er noch dazu aus — reiner Freundschaft unternommen hatte; aber da mochte der Fehler liegen! Der Inspektor, als es wieder zum Bewachen kam, versuchte sich einzubilden, daß er für das Geschäft gut bezahlt werden würde; weil er wußte, daß jedes Ding um der Freundschaft willen unternommen immer auf einem Fuße hinkt, dachte er durch jene Einbildung seine schlummernden Kräfte zu weken. Gleichwohl wurde er auch diesmal genarrt. Als er nämlich seine Hütlinge an der Ekе einer Straße gewahrte, ihnen nacheilte, endlich um die Ekе bog — weg waren beide: das nahm er für eine Herausforderung. Es galt seine Ehre vor sich selbst zu retten, und er beschloß, das Abenteuer zu bestehen, ganz allein zu bestehen. In solchen Gedanken wollte er für diesmal heimkehren; da wurde seine Aufmerksamkeit durch einen Volksauflauf in der Straße angezogen; er mischte sich unter den Haufen, in der Hoffnung, die Gefangennahme einiger seiner alten Feinde mit anzusehen, die etwa ihre alten ungesezlichen Handübungen hier angebracht haben möchten. — Jener Streit war durch eine Meinungsverschiedenheit zweier Gentlemen's von der Kutscherprofession in Betracht des Vorzugrechts entstanden; und nachdem diese Straßen-Deputirte alle, bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Kraftauswüchse der Sprache erschöpft hatten, fuhr der Eine weg und überließ dem Andern das Feld, wenn auch nicht das erwartete Geschäft. Das Volk zerstreute sich, und auch unser Mann der „Aufsicht" wikelte sich aus dem Volks-Knäuel, als er bei einer kurzen Wendung mit Mamsell Monette zusammentraf, die sich auf den Arm des Gegenstandes seiner Unruhe gelehnt hatte. Das Licht einer Lampe über seinem Kopfe schien unmittelbar in Emma's und ihres Bewundrers Antliz, und zeigte sie so deutlich, wie an hellem Mittag, so daß der Schein, wenn er von dem Gesicht des Mädchens auf das des Herrn überschlug, von dem Leztern dem Inspektor eine volle Ansicht gab. Seinem Erstaunen über die dabei gewonnene Entdekung machte er in einer lauten Interjektion Luft, welche, obgleich nur ein kurzer, schnell gesprochener Ton, dennoch vielbedeutend war. Für's Erste glaubte der Inspektor eine g r o ß e Entdekung gemacht zu haben; für's Zweite erstaunte er nun nicht mehr, daß seine frühere Kundschafterei keinen bessern Erfolg gehabt; für's Dritte — doch zwei Gründe sind, denk' ich, für einen Ausruf mehr als zureichend. Unser Mann versuchte mit der größten Eile Monette's Haus zu erreichen, um dem Alten diesmal eine wirkliche Frucht seiner Kundschaft vorzusezen, wäre sie auch von gar üblem Geschmak. Er traf ihn, machte eine lange Einleitung, um ihm zu zeigen, welch ein Glük es wäre, einen Freund zu haben, wie ihn selbst, einen Mann, der Alles und Jedermann kenne; dann gab er ihm die nicht erfreuliche Eröffnung, daß seine Tochter sich zu einem Spazirgang angekleidet habe und nach einem gewissen Plaze (er nannte klüglich keinen, weil er darüber nichts wußte) gegangen sei, und zwar an dem Arme des aufgegebensten und lasterhaftesten Menschen von ganz Paris — (der Hörer fuhr vom Stuhl auf) eines Menschen, der so über allen Begriff in seinen Entwürfen gewandt sich zeige, daß die Polizei, obgleich sie mit hundert Augen über seine Bemühungen gegen die Unterthanen Sr. katholischen Majestät wache, es noch nicht habe dahin bringen können, ihn bei

einer seiner ergözlichen Kommissionen zu ertappen; er wisse alle Anschläge und Bemühungen des corps des Espions zu vereiteln, und doch zeigten diese einen Fleiß, eine Achtsamkeit in ihrem Beruf, daß man sie zu den in Winde verwandelten Boten rechnen müsse — sprichwörtlich zu sagen. Sein Zuhörer sezte sich mit einer Thräne im Auge trostlos wieder auf seinen Stuhl. Unser Inspektor aber gab dem unglüklichen Vater beim Abschiede die Versicherung, daß er den Kerl noch fassen, fangen und ihm eine freundschaftliche Einladung zukommen lassen werde (ein Franzose hat immer einen guten Ausdruk für eine böse Sache), den Rest seiner Tage in philosophischer Verschlossenheit hinzubringen. (Beschluß folgt.)

Fuchs-Verstand.

Bemerkenswerth ist, was der Engländer Henderson in seinem Werke über Island von der Schlauheit der Füchse am Nordkap berichtet. Die Füchse gehen nämlich in jener Gegend, wo die ungeheuern Felsenabhänge und fürchterlichen Klippen fast ganz mit Seevögeln und deren Brut bedekt sind, in Gesellschaft auf Beute und Jagd aus. Ehe sie ihr Werk beginnen, halten sie unter sich eine Kraftprobe, indem sie unter sich einen Scheinkampf halten, um die Kräfte jedes Einzelnen zu bemessen. Hierauf treten sie erst an den Rand des Abgrunds, und indem erner den anderen am Schwanze faßt, steigt der Schwächste zuerst hinab, der Stärkste aber, der in der Reihe der Lezte ist, hält die ganze Kette fest, bis der Vorderste die Beute erreicht hat. Auf ein nun gegebenes Zeichen zieht der hinterste Fuchs mit aller Kraft an, und die andern helfen ihm dabei nach Möglichkeit. Auf diese Weise beuten sie die ganze Gegend aus, bis sie hinlänglich Vorrath beisammen haben.

Ein Zwerg.

Temple, in seiner kürzlich erschienenen Reise im Mittelmeere, erzählt: „Es wurde uns ein Zwerg, Abu Zadek, vorgestellt, der noch nicht drei Fuß groß, aber 43 Jahre alt war, und eine starke Familie, vier Knaben und zwei Mädchen, und bereits die vierte Frau hatte, welche sehr hübsch sein sollte. Sidi Mustapha nahm ihn einst mit nach Tunis, kleidete ihn sehr prachtvoll und hatte seinen Spaß mit ihm. Er wurde bisweilen in eines der Kästchen eingeschlossen, in welchen die Lekereien aus Konstantinopol ankommen, und wenn Gäste kamen, so pflegte der Bruder des Bei denselben zu sagen, er habe eben ein Geschenk von Zukerwaaren erhalten, sie möchten doch das Kästchen öffnen and sich einige herausnehmen. Wurde der Dekel emporgehoben, so sprang dann zum großen Entsezen der Gäste Abu Zadek heraus.“

Merkwürdige Heirath.

Ein junger Mensch von 17 Jahren heirathete kürzlich zu London eine 72jährige Wittwe, die schon 15 Männer gehabt hatte. Der sechszehnte Mann, der durch diese Ehe zugleich Vater und Großvater wurde, hat, nach dem Gesezen des Landes, 12 Kinder und Enkel adoptirt, von denen der jüngste älter,

als er war. Die ehrwürdige Lady gilt für von einer Heiraths-Monomanie befallen.

Gegründete Antwort.

In der Hamburger Zeitung war folgende Anzeige enthalten: „Ich ersuche, daß Niemand meiner Frau etwas auf meinen Namen kreditire, weil ich für nichts hafte. Hans Steffens.“ Im nächsten Blatte stand als Antwort: „Herr Steffens hätte das Geld für die Anzeige wohl ersparen können; denn da er seine eigenen Schulden nicht bezahlt, so wird kein Mensch glauben, daß er die meinigen bezahlen werde. Maria Steffens.“

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Wien (10. Juni). Im k. k. Hofburgtheater gastirte ein Hr. Haag, vom Pesther Theater, als Ottmar im „Erbvertrag“ und gefiel. — Delle. Tadolini sang nach der Abreise der Schüz-Oldosi die Amina in der „Sonnambula“ und ward mit Beifall überschüttet. — Im Theater in der Josephstadt wird nächstens eine Reprise der Oper „Ludovic“ von Herold-Halevy stattfinden, worin Mad. Fischer-Achten gastirt. Am 4. Juni erschien Wolff's „Cäsario“, zum Vortheile des Herrn Sartory, auf der Leopoldstädter Bühne. Mad. Scutta und die HHrn. Quandt und Hausmann waren wie immer gut. Die Delles. Altmutter und Schadetzky waren recht hübsch angezogen, wenn sie nur auch mehr eingezogen auf der Bühne wären. Angely's „Unter Sieben die Häßlichste“ wird auf diesem Theater einstudirt. — Im Theater an der Wien gab man zur Benefize des von S. E. dem Grafen Palffy gegründeten Pens.-Institutes: „Der Schmied von Antwerpen“, ein recht passables romant. Schauspiel in 2 Akten, in welchem die Damen Fischer, Fehringer und Planer, dann Hr. Bosard ausgezeichnet mitwirkten. Es war eine wahre Wohlthat, in diesem Hause einmal etwas Genießbares zu erleben. — Richter's. „Was wirkt nicht oft ein Bankozettel“ ist unter dem Titel: „Die schöne Holländerin“, als ein neues Produkt des Hrn. Schicky erschienen und hat nicht angesprochen. — Der Knabe Pugliesi, als Kopfrechner berühmt, soll in Wien sein, um sich hier zu produziren. Er wäre vielen Theater-Direktionen zu empfehlen, die sich so leicht verrechnen.

Adiaphoros.

(Von einem andern Korrespondenten.)

Wien (12. Juni). Also mein lieber Fr. ich komme wieder mit Altem und Neuem. Die „schöne Holländerin“, welche man etwa dreihundert Klafter vor der Mündung an der interessanten Wien aufführte, ist dem Vernehmen nach von dem personifizirten „guten Humor“ Hrn. Schicky, und enthält wieder einen so rührenden Wechsel von Trivialitäten und Albernheiten, daß ich einem zweiten Gerüchte fast Glauben beimesse, welches Hrn v. H. als Umarbeiter des schönen Stükes nennt. Die Vorstellungen waren so besucht, als wenn man im Parterre von Mordanschlägen bedroht würde, oder als ob der Zettel ein Paar Lieder aus den „weiblichen Drillingen“ versprochen hätte.—Guerra mit seinen Kunstreitern enchantirt Alles, besonders einen Rezensenten, der auch reitet oder Lektionen darin nimmt, um im Uebersezen (aus dem Französischen) sattelfest zu

werden. G's Bajazzo ist gestorben und das war kein guter Spaß von ihm. — Die Schröder ist da, die Mama nämlich; sie spielt sechsmal in der Burg, und will das bischen viel Lorber mitnehmen, das die Crelinger übrig gelassen; viele meinen, sie werde eine reichliche Nachlese halten. Aber sie kömmt ohne Töchter: das ist bös! Wen wird da Hr. Turteltaub ansingen? Turteltaub, unser Wiener Washington Irving, denn er hat ein Wiener „Skizzenbuch" geliefert, wobei Saphir sehr übel wegkam, denn ihm, als seinem Vorbilde, hat es der lose Verfasser debizirt. Da wird sich Hr. v. Holtey sehr gekränkt fühlen, daß ihm diese Ehre entgangen; da doch sein europäisch berühmtes Lied: „Timpe, Timpe, mach dir uf die Strümpe" Hrn. Turteltaub zu aller poetischen Thätigkeit veranlaßt hat und sein Vorbild geworden ist. Die Italiener singen noch immer, aber ohne die Schütz. Die neue Oper „Ein Abenteuer Skaramutzens" von Ricci ist nichts besonders: aber der Buffo Frezzolini ist so gut, daß er selbst unseren besten deutschen Sängern, wie Hr. Just, Diskant, Weinkopf Sohn u. s. w. ein schweres Nachspiel bereitet. Die Entschließung, das Kärntnerthortheater in Hofregie nehmen zu wollen, scheint sich auf Ostern n. J. zu vertagen. In der Leopoldstadt sind sie jezt beim „Käthchen von Heilbronn" und parodiren es in der Darstellung nach Kräften. Hr. Quant ist ein Ahasverus von Gast: über Jahr und Tag sehen wir ihn als solchen auf dem Zettel figuriren. Der Senior Sartori hat auch die Holteyade begangen, Wolffs „Cäsario" zur Benefize zu geben. Das Haus war leer, die Darstellung über alle Maßen! O Freund, wüßten Sie, was das heißt, ein feines Konversationsstük, eine Ritterkomödie u. dgl. in der Leopoldstadt gegeben! Kennten Sie erst die Helden des Tages: Fermier, Schaffer, Catterfeld, Kemetner und die unvergleichliche Peroni — Sie würden nicht mehr von entschwundener Kunstgröße schwärmen: Sie würden Dem Schadetzky als Baronin Rautenkranz, im „Alpenröslein," als Kontesse Aurore, in „Kunst und Natur", Mad. Schack als große tragische Künstlerin anstaunen und mit Don Carlos selbst einen Alba, selig und vergessend, in Ihre Arme schließen. Ich komme reihum zur Josephstadt, da war ich in vielen Stüken, so zu sagen, der einzige Zuseher; — Freibillets gelten in meinen Augen nicht. Der welsche Pantomimemeister Fabri ist ein Mann von Einsicht und Routine; — aber womit soll er seine Plane ins Werk sezen? Zu einer Pantomime gehören Leute. Mad. Springer ist eine Sedezausgabe des unausreichenden Talents; Hr. Korn ist groß: er hat die höhere Tanzkunst bei Kindler, die niedere Deklamirkunst für seine rezitirenden Genieproben bei Aichinger studirt. Er ist im Lustspiel immer Pantalon, in der Pantomime immer Gracioso. Die Fischer-Achten singt wirklich sehr hübsch — allein sie brachte bisher nur ein erträgliches Haus. Dabei ist das übrige Ensemble, und das Arrangement, von dem biederen Kupelwiser besorgt, unaussprechlich. Wenn man Hrn. Dobrowsky neben dieser Alice als Robert, Dem. Jazede im „Kerker von Edinburg," Hrn. Mellinger in was immer gehört hat .... ist man befriedigt für lange Zeit. Aber die Leute klatschen, und diesen Applaus, der aus der mitleidigen Ueberzeugung entsteht, ein jeder Josephstädter Direktor könne es nicht lange forttreiben, nehmen Andere für Kunsterfolg und als Antrieb zu Rivalitäten. Der geniale Hr. v. H. sorgt zwar (jezt als Regisseur!) in Baden, der thätige Hr. Kupelwiser in Wien

für das beste Gedeihen der vereinten Anstalt. — Da die Gegenwart, wie Sie sehen, nicht überall die freundlichste ist, so wollen wir uns an die nächste Zukunft halten. In der Burg werden ein Paar neue Stüke, kleinere Piecen von Töpfer u. s. w. vorbereitet. Das Kärntnerthor studirt, außer der bereits erwähnten Auber'schen „Ballnacht," die etwas ältere „Emma" — deutsch; der primo tenore Poggi gibt den „Barbiere di Seviglia" zur Benefize; Hr. Schickh, der originelle nimmermüde Possenschreiber, bringt eine „Entführung über Entführung"; die Schröder Devrient wird erwartet; Pöck kam von Prag und ging nach Grätz, späterhin trifft er in Pesth ein, —
Und die kostbare Henne mit dem Goldey
Ist für Baden u. die Josephstadt Holtey.

p.*

Miszellen.

München. Man fängt jezt in Münchner Blättern an, die Echtheit des dem Oberkannonier Stanislaus Schmitt zugeschriebenen Briefes über die beabsichtigte Anzündung des Pulverthurms in Zweifel zu stellen. In einem Blatte wird sogar die kompetente Behörde zur Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung angegangen, damit entweder die Anklage, oder die Ehre des Angeklagten, vor der Welt gerechtfertigt erscheinen. D.

Stuttgart. Am 3. Juni wurden hier die ersten reifen Kirschen zu Markte gebracht *); an warmen Stellen findet man auch reife Erdbeeren. Unsere Weinberge prangen mit einer seltenen Fülle von Trauben, denen das gänzlich gezeitigte Holz sehr günstig ist, so daß die allgemeine Blüte bald eintreten dürfte. V.

Paris. Der „Ami de la Religion" meldet, daß eine Prinzessin von Indostan im Jahre 1833 ein bedeutendes Vermächtniß zur Errichtung eines katholischen Bischofssizes in Madras, der zweiten Stadt von Indien, gemacht habe. Se. Heiligkeit der Papst haben zum neuen Bischof von Madras den Dr. Daniel O'Connor, aus Cork in Irland, der zugleich Augustiner-Provinzial dieser Insel ist, ernannt. Ein englisches Linienschiff führt den neuen Prälaten mit 6 Priestern und 4 jungen Layen, welche in Madras ein Kollegium begründen werden, nach der Küste von Coromandel. B.

Dresden. Am 26. Mai wurde in dem uns benachbarten Dippoldiswalda eine Bäuerin, Christiane Gottschalk, mit dem Schwerte gerichtet. Sie hatte am Abend des 20. Nov. 1833 ihre, in Alter und Erfahrung reifere Dienstmagd, die 1782 in Dresden geborne Seelhaar, mit kaltem Blute in einer Bodenkammer mit 14 Beilhieben so verwundet, daß sie unter den gräßlichsten Schmerzen nach 3 Stunden ihren Geist aufgab. W.

Karlsruhe. In der badischen Ständeversammlung bemerkte kürzlich ein Deputirter bei Gelegenheit der allgemeinen Klage über die schlechte Stellung der Schullehrer: er kenne einen Lehrer in seinem Wahlbezirk, der 60 Gulden Besoldung habe, und nicht leben könne, wenn ihm nicht seine Schulkinder Besenreiß brächten, damit er während der Schule Besen binden könne. Ein anderer meinte, das glaube er wohl, denn für die Zucht der Pferde habe die Regierung 76,000 fl. ausgesezt, für die Zucht der Kinder aber 34,000 fl. S.

*) In Pesth war dies schon am 15. Mai der Fall.

Modenbild. Nr. 25.

Pariser Anzüge vom 1. Juni. Die Dame: Italienischer Strohhut. Ueberrok von schottischem Gros de Naples. — Der Herr: Tuchrok. Kasimirpantalons.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

49. Sonnabend, 20. Juni. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Despreaux.

(Beschluß.)

Kaum war Emma wieder daheim, als der Vater ihr die eingezogenen Nachrichten mittheilte, doch mit wohlweislicher Verschweigung der Mittel, durch welche sie ihm zugekommen waren; er sagte ihr, er wisse bestimmt, daß sie jezt von einem Manne komme, der nichts anders im Sinn habe, als sie gänzlich zu ruiniren und dann, wie das zerbrochene Spielzeug eines Kindes, wegzuwerfen; er bat, nein, er beschwor sie mit Thränen in den Augen, ihm zu versprechen, den Menschen nie wieder anzusehen. Emma war wie vom Donner getroffen, nicht allein über die ganz erschrekliche genaue Botschaft, welche ihr Vater erhalten haben mußte, sondern auch, daß sie den Charakter dessen, den sie sich als die Vollkommenheit selbst ausgemalt hatte, so gräßlich schildern hörte. Sie rief in ihrer Angst den nie fehlschlagenden Beweis weiblicher Unschuld zu Hülfe, ich meine, eine wahre Sündfluth von Thränen, fiel ihrem Vater um den Hals und versprach ihm, den Mann nie wieder anzusehen und, wenn es möglich wäre, alle Gedanken an ihn aus ihrem Herzen zu verbannen. „Mein Kind", sagte der alte Mann, „ich liebe dich, wie meine Seele — ich glaube dir — ich liebe dich; doch die Welt sagt, ich sei reich — warum, weiß ich nicht. Ich lebe in einer gefährlichen Nachbarschaft und brauche all mein Sorgen, dem Verlust meines Kindes oder meines vermeintlichen Reichthums zuvorzukommen; deshalb muß ich, um alle bösen Zufälle zu vermeiden, darauf halten, daß du die nächsten sechs Monde dies Haus nicht verlässest: in der Zeit wird dein Liebhaber dich, oder was dasselbe gilt, du wirst ihn vergessen haben. Ich müßte mich sehr irren, wenn der Bösewicht nicht die Absicht haben sollte, mir eher mein Geld, als mein Kind zu stehlen."

Der alte Mann hielt sein Wort, und Emma durfte für einige Tage die Zimmer au quatrième nicht verlassen; sie versuchte während der Zeit, ob es möglich wäre, den Gegenstand ihrer Neigung zu vergessen, und dachte, wenn sie ihn noch einmal sehen könnte, um ihm ein langes und leztes Lebewohl zu sagen, würde sich wohl mit der Zeit die Erinnerung aus ihrem Herzen verbannen. Doch um das eintreten zu lassen, mußte sie ihn noch einmal sehen; und da sie bei sich selbst die Ueberzeugung gewonnen, daß diese lezte Zusammenkunft zu ihrer vollen Entsagung erforderlich wäre, dachte sie nur darauf, ein solches Zusammentreffen möglich zu machen, und hier bestand nach ihrer Ansicht das größte Hinderniß darin, daß sie selbst nicht ausgehen durfte. Doch Sie werden wissen, Freund, Weibererfindung (ich meine nämlich von denen, welche lieben oder es sich einbilden; denn das ist ziemlich einerlei bei ihnen) geht nie fehl, wenn sie ihr Herz auf einen Wunsch gesezt haben; und unsre Emma kam endlich auf den gescheidten Gedanken, wenn sie auch nicht ausgehen dürfe, so sei es doch gar nicht bestimmt, daß er nicht eingehen könne. Als dieser Punkt abgemacht war, hatte es keine große Schwierigkeit', die alte Frau, welche ihr grade in Besorgung des Hauswesens beistand, zu bereden, dem Liebhaber ein kurzes Briefchen zu überbringen. Sie schrieb darin, daß ihr Vater während der lezten Tage unwohl gewesen sei und auch jezt noch früh am Abend sich zurükziehe; wenn ihr theurer Despreaux den folgenden Abend um eilf Uhr kommen wolle, so werde ihr Vater zu der Zeit bereits schlafen, und sie werde für ein Zeichen auf der Wache stehen: er möge nur drei Mal leise an die Thür klopfen.

Die Alte entledigte sich ihres Auftrags so gut, daß sie eine Antwort zurükbrachte, welche das Versprechen ewiger Treue sammt der Versicherung enthielt, er werde für das Stelldichein seine Aufwartung auf das Pünktlichste machen. Despreaux beschloß kurz und gut, wenn er einmal hinginge, bei diesem ersten Besuche so ersprießlichen Gebrauch von seiner Zeit zu machen, daß ein zweiter ganz überflüssig werden müsse. Aus Vorsicht — denn die Liebe konnte Verstellung sein, ihn zu täuschen — theilte er zwei Genossen seinen Plan mit und versprach ihnen als Belohnung für den geleisteten Beistand einen entsprechenden Antheil an der Beute und auch das Mädchen selbst, wenn einer von ihnen dazu Neigung haben sollte. Sein Plan war sehr gut angelegt und die Ausführung hätte außerordentlich glüklich ablaufen müssen, wenn die eifrige Dazwischenkunft des Inspektors nicht einen Fehler hinein korrigirt hätte. Dieser hatte nämlich zur Zeit entdekt, wo Bruder Lothario haushielt, und alle Einleitungen getroffen, ihn einzufangen und die Ehre zu haben, einen so vollendeten Künstler durch sich überlistet zu sehen. Er urtheilte ganz richtig, daß es bis zu einem Besuche Despreaux's in den Gemächern Monette's nicht mehr lange dauern werde — er verstand sich auf solche Kombinationen; und da die gewechselten Briefe vorläufig in die Hände der Alten geliefert worden waren, so hatte er sie daselbst gelesen, sich gefreut, daß Alles so trefflich zusammenspiele, und seine Maßregeln danach genommen.

Ich aber freute mich auch gar sehr, als mir der Inspektor damals die Anzeige machte, und für einen Abend meinen Beistand zum Einfangen des berühmten Despreaux erbat, der einen Raubanschlag auf eine Familie in der Nähe der Straße St. Antoine ausführen wolle. Er macht mich mit allen vor-

her erwähnten nähern Umständen bekannt, und ich stellte mich ohngefähr halb elf Uhr mit dem Inspektor und vier Mann dort so auf, daß ich Despreaux bei seinem Vorübergehen erbliken konnte. Schlag elf erschien er und stieg mit seinen Verbündeten die Treppe hinauf. Die leztern mußten warten bis er einige Zeit oben zugebracht haben würde; dann wollte er unter einem Vorwande die Thür öffnen und sie einlassen. Nach Verlauf einer halben Stunde ließ er sie wirklich ein; wir folgten ihnen, und da der Inspektor mit einem Hauptschlüssel uns die Thür öffnete, traten auch wir ein und stellten uns so auf, daß wir nicht gesehen werden konnten. Wenige Minuten darauf hörten wir von Emma einen lauten Schrei und die Stimme des alten Monette, der gar gräßlich „Mörder!“ und „Diebe!“ rief. Wir stürzten hinein und sahen das arme Mädchen am Boden liegen, während einer von den Spießgesellen bemüht war, ihr Geschrei durch einen Knebel zu erstiken oder sie zu erwürgen; obgleich er jenes nur beabsichtigte, so hätte doch dieses bald erfolgen müssen. Den alten Mann hatte man aus dem Bette gerissen, und Despreaux stand über ihm mit einem Messer und schwur, daß seine lezte Stunde gekommen sei, wenn er ihm nicht den Ort anzeige, wo sein Geld und seine Kostbarkeiten verborgen lägen. Als Despreaux uns erblikte, wandte er sich Anfangs zum verzweifeltsten Widerstande; da aber seine Genossen ihn im Stiche ließen, ergab er sich drein und ließ sich binden. Er bedauerte nur, daß wir nicht eine halbe Stunde später gekommen wären, wo wir gewiß einer solchen Unruhe hätten überhoben sein können. Ich dagegen versicherte, wir wären im Gegentheil sehr entzükt, in seiner so werthen und amüsanten Gesellschaft zu sein, und hegten die frohe Hoffnung, daß uns dieselbe noch für mehrere Jahre zu statten kommen solle. Ueberdieß ersuchte ich ihn um die Ehre, ihn nach den Zimmern begleiten zu dürfen, welche in Erwartung seines Besuchs in Bereitschaft gesezt worden wären.

Despreaux wurde kurz darauf wegen dieses Einbruchs in Untersuchung gezogen; diese eine Sache schon war zu sprechend, um noch irgend einen Zweifel übrig zu lassen hinsichtlich der vielen Gaunerstreiche, die auf ihm lasteten. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt und ist jezt in Brest, um sie auszuhalten. Emma hat sich vor ein Paar Wochen an einen achtungswerthen Mann verheirathet, und der alte Monette benahm sich bei dieser Gelegenheit weit freigebiger, als man irgend hätte erwarten sollen. — Alle können indeß froh sein, daß jener Verbrecher jezt in eisernem Geschmeide einhergeht, sonst wäre er gewiß der Mann, den Neuvermählten einen Besuch zu machen.“ — In diesem Augenblik hörten wir im Gebüsch hinter uns ein kurzes Gelächter und das Rauschen eines Eilenden. Wir Bankbesizer sahen uns an, aber es war finster geworden und mir kam die Stelle jezt unheimlich vor. — „Was war das?“ fragte Einer den Andern — wir konnten uns keine Antwort geben, fanden sie aber zwei Tage nachher in der Zeitungs-Nachricht: „Der berüchtigte Despreaux hat Gelegenheit gefunden, von den Galeeren zu entkommen.“

Wer ist der wahre Robinson?

Man liest in den (vorlängst in Frankreich erschienenen) sehr beliebten Annales des Voyages eine merkwürdige Notiz über einen Spanier, welcher

gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts auf eine wüste Insel verschlagen wurde, und auch wohl der Typus aller Robinsone gewesen sein dürfte; dessenungeachtet aber glaubt man insgemein, daß der Aufenthalt eines Schotten, Namens Selkirk, auf der Insel Juan Fernandez, unweit der östlichen Küste Südamerikas, wo man ihn im Jahr 1709 antraf, den Stoff zu dem Robinson von Daniel Defoe geliehen habe, welcher zuerst im Jahr 1719 in London ans Licht trat, und man dürfte annehmen, daß das viel ältere Abenteuer des Spaniers, welches in der Geschichte der Incas von Garcilasso de la Vega erzählt wird, denen, welche das Schikſal Selkirks auf romantiſche Weiſe geſchildert haben, unbekannt war. Wie dem auch ſei, dieſer Spanier hat ſeiner Inſel, wo er ungleich größeres Elend ertrug, als Robinſon, ſeinen Namen gegeben. Der Unglükliche hieß Pedro Serrano. Das Eiland, welches nur eine kleine Meile im Umfang hat, iſt von Sandbänken umgeben, welche von den Seefahrern, augenſcheinlicher Gefahr wegen, mit großer Vorſicht gemieden werden; es iſt übrigens unfruchtbar und trägt keinen Baum. Serrano, welcher durch Schiffbruch an dieſem troſtloſen Orte geſtrandet war, fand daſelbſt zu ſeiner Hauptnahrung Schildkröten, welche er mit einem Meſſer abſchlachtete, das ſich noch zu gutem Glüke in ſeiner Taſche fand. Um ſich des Sonnenbrandes zu erwehren, und Kühlung zu ſuchen, pflegte er öfters in der See unterzutauchen. Mit dürrem Meergras, Fiſchgräten und Muſchelwerk machte er Feuer an. Sein Körper wurde ſo rauh und haarig, daß er eher einem Bären als einem Menſchen glich. Nach Verlauf von 3 Jahren führte ihm ein gleiches Schikſal einen Unglüksgefährten zu. Dieſes traurige Begebniß hatte gleichwohl etwas Lächerliches: Beide hielten einander für den Teufel, und ſprachen, unter behutſamer Annäherung, mit lauter Stimme das Credo des Katechismus, um Faſſung zu gewinnen, und gegenſeitig aufs Reine zu kommen. Erſt nach 4 Jahren kam ein Schiff ſo nahe zu der Inſel, daß man ihrer beiden Bewohner gewahr wurde. Man nahm ſie an Bord, wo der zweite dieſer unglüklichen Inſulaner bald nachher ſtarb. Serrano aber kam glüklich nach Spanien, wo man ihn dem Kaiſer Karl V. in eben dem Zuſtande vorführte, wie man ihn gefunden hatte. Vom Mitleid gerührt, ſezte ihm dieſer Monarch einen Gnadengehalt von 800 Dukaten aus, welchen er nicht lange genoß. Dies iſt wohl ohne Zweifel die erſte Grundlage des Romans von Robinſon, allein die Naktheit der Inſel, und die Unmöglichkeit, in der er ſich befand, etwas aus dem Fahrzeuge, mit welchem er Schiffbruch litt, zu retten, beſchränkte ihn auf ein rein thieriſches und bejammernswerthes Leben. In Folge dieſer beiden Umſtände konnte er alſo jenem Roman nicht ſo ganz zum Bildſtoffe oder zur Vorlage dienen, noch eine wirkliche Probe von dem Erzeugniß des durch äußerſte Noth angeregten und geſchärften Erfindungsgeiſtes und der Ausdauer eines Mannes geben, welcher zwar völlig ſich ſelbſt überlaſſen, jedoch aber mit einigen Hilfsmitteln ſchöpferiſchen Fleißes ausgerüſtet war.

Geiſtesgegenwart.

Bonaparte fiel bei einer Revüe auf dem Carrouſelplaze vom Pferde, was ihm mehrmals begegnete, denn er ritt wie ein verwegener Huſar. Bei dieſem Falle überreichte ihm ein Schüler der polytechniſchen Schule ſeinen

Hut, der einige Schritte von ihm fortgeschleudert war. „Vielen Dank, Kapitän", sagte Napoleon. — „In welchem Regiment, Sire?" — „In meiner Garde." Napoleon liebte kräftige und schnelle Antworten, und jeder furchtsame Mensch, mochte er Militär oder Zivilbeamter sein, hatte sogleich seine gute Meinung auf immer verloren, wenn er stotterte. Wenn er Jemandes Werth bestreiten wollte, pflegte er zu sagen: „Der Mensch weiß die Verhältnisse nicht im Allgemeinen aufzufassen."

Ein Curiosum des 19. Jahrhunderts.

Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, daß es keine Albernheit gäbe, die nicht ein deutscher Professor ausgesprochen habe; aber gesagt hat es Jemand, und — es ist auch nicht so ganz unwahr. Hier ein neues Beispiel aus unserer Gegenwart. Der, durch seinen Glauben an magnetische Gespenster bekannte Arzt, Dr. Justinus Kerner in Stuttgart (wenn wir nicht irren), hat vor Kurzem seine Kunde von der Geisterwelt noch mehr erweitert und sich mit dem lebendigen Satan im Leibe einiger Viehmägde und anderer Personen bekannt gemacht. Er hat nun auch, gütig und unzigennüzig genug, die von ihm gemachten Entdekungen, daß es noch gegenwärtig vom Teufel Besessene gäbe, in einer Schrift dem Publikum vor nicht gar langer Zeit mitgetheilt, und ein Professor der Philosophie in Tübingen, Eschenmayer, hat ihn dabei unterstüzt, indem er in einer Zugabe die Wirklichkeit des Besessenseins philosophisch zu beweisen suchte. Er geht dabei davon aus, daß in der Natur Alles ganz harmonisch mit den Vernunftgesezen zusammenhänge; daß nun aber in der Natur Gott in einem ganz eigenem Lichte wohne, an welches die Vernunft nicht hinanreiche; daß ebenso unter der Natur, im Reiche der Finsterniß, der Teufel wohne, der sich ebenfalls um die Vernunft nicht bekümmere; daß demnach die Erscheinungen, welche vom Teufel ausgehen, indem er im Leibe der Menschen sizt, darum nicht weniger wirklich seien, auch wenn sie nicht nach der Vernunft zu erklären sein sollten; und daß es folglich auch wirklich Besessene gäbe, und die Philosophen Unrecht hätten, mit ihrer Vernunft dagegen zu kämpfen. Wie nothwendig es nun aber, solchen Behauptungen gegenüber, der Willensfreiheit eines jeden Einzelnen überlassen bleiben muß, den Zeugnissen der genannten Herrn Kerner und Eschenmayer von ihrer Kenntniß des Teufels Glauben beizumessen, oder nicht, so müssen sie auch das Recht haben, mit etwas Vernunft innerhalb der Natur sich zurechtfinden zu können, wenn sie sich nur sonst damit begnügen wollen. Aber — wie erscheint es nach solchen Behauptungen von Gott und Teufel, Natur und Vernunft, mit der so belobten Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts und mit der Vernunft selbst, der Trägerin dieser Zivilisation? Wie erscheint es damit, wenn *solche* Meinungen, der Vernunft zum Hohne, öffentlich und ohne Anstand von Philosophen selbst ausgesprochen werden dürfen?

Der lebendige Offizier.

Zwei fremde Juden besuchten unlängst den Lustgarten in N.... Sie kamen zuerst an die Eremitenhütte, und da einer die Thürschwelle betrat, so

richtete sich der Eremit, wie gewöhnlich in die Höhe und nikte mit dem Kopfe. Die Juden waren betroffen darüber, und konnten unter sich nicht einig werden, ob der Mann lebe oder nicht. „Stupf hin mit deinem Stöklich," sagte Levi zum Schmul. Schmul stupfte hin, und da sich der Eremit nicht bewegte, so war der Schluß: „Na, siehst, er lebt nit!" Von da gingen die Juden weiter, und kamen in eine etwas dunkle Grotte, in deren Hintergrunde ein Offizier saß, der eingeschlafen war. Die beiden Juden waren neugierig, ob dieses wieder eine künstlich-mechanische Figur, wie der Eremit sei. „Soll ich ach hinstupfen? gib her dein Stöklich," sagte Levi, und stupfte den Offizier in's Gesicht. Dieser erwachte, pakte den Juden beim Kragen, und schüttelte ihn. Levi schrie nun aus vollem Halse: „Schmul, Gottes Wunder, der Offizier lebt!"

Die Reisenden.

Zwei Münchener machten miteinander eine Reise. In L., wo sie übernachteten, nahmen sie zusammen ein Zimmer, in welchem die Betten in einem anstößenden Alkoven waren. Einer der Reisenden wollte noch nicht zu Bette geben, sein Gefährte aber hatte das Licht zum Auskleiden im Alkoven nöthig. „Nimm es nur so lange mit," sprach Ersterer, „bis du dich ausgekleidet und dich ins Bett gelegt hast, aber dann bringe es mir wieder heraus."

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Theater.

Mailand. Die am 5. dieses Monats im Theater Carcane statt gefundene Vorstellung der „Montecchi und Capuleti", muß in das große Buch der fiaschi eingetragen werden. Dem. Spech, die liebliche Nina, war ein ganz verfehlter Romeo in Spiel und Sang. Keine Spur jugendlich aufbrausenden Wesens, keine Andeutung südlich glühender Liebe. — Unpassende Verzierungen, matter Vortrag entstellten Bellini's herrliche Komposition. — Wenn Demoiselle Enrichetta Grist Mühe für die Bildung ihrer hübschen Stimme, und Studium für die Aneignung guter Methode aufbieten wird, so kann vielleicht einst aus ihr eine Künstlerin werden — Kömmt Zeit, kömmt Rath — nun ist sie eine Giulietta, wie sie nicht sein soll. Herr Paganini blieb unter der Mittelmäßigkeit. — Läßt er uns auf die Hoffnung verzichten, die sein erstes Auftreten erregt hatte? — Troz des in Strömen herabfließenden Regens war das Haus doch zum Erdrüken voll. — Am Schlusse der Vorstellung ward es zur Aeolus-Höhle. (Echo.)

Pavia. Demois. Louise Gned — diese in Pesth gebildete, dann in Prag und später in Frankfurt engagirt gewesene Sängerin — erhielt am 3. Juni den unzweideutigsten Beweis, wie sehr die Einwohner Pavia's ihre Kunstleistungen zu schäzen wissen. „Der Barbier von Sevilla" zu ihrem Vortheil gegeben, hatte ein zahlreiches Publikum versammelt. Sie mußte ihre Cavatine wiederholen, und wurde wiederholt gerufen. An demselben Abende sang Demoiselle Prestel in den Zwischenakten eine Arie von Vaccai. Un-

geachtet ihrer großen Befangenheit, (sie erschien zum erstenmale auf der Bühne) fand sie doch Anerkennung und Beifall. —H—

Miszellen.

Paris. Es wurde vor Kurzem ein Beutelschneider auf der That ertappt. Bei dem Verhör gab man ihm wie gewöhnlich einen Advokaten bei, der ihn mit gutem Rath beistehen sollte. Dieser nahm den Dieb bei Seite und fragte ihn: „Ist es wahr, daß Sie dem und dem die Börse gestohlen haben?“ — „Ja, Herr, . . aber.“ — „Still; in diesem Falle ist der beste Rath, den ich Ihnen geben kann, der, sich so schnell als möglich zu entfernen.“ Der Dieb befolgte diesen Rath und schlich sich fort. Der Advokat begab sich wieder auf seinen Plaz und der Präsident fragte ihn, was er zur Vertheidigung des Gefangenen vorzubringen habe. „Meine Herren,“ antwortete er; „der arme Teufel hat sein Vergehen gestanden, und da er nicht bewacht wurde, ich aber beauftragt war, ihm mit gutem Rathe beizustehen, so glaubte ich, es sei ihm nichts Besseres zu rathen, als die Flucht. Er besann sich nicht lange und ist verschwunden.“ Alle Anwesenden lachten; der Advokat war nicht zu tadeln; die Aufseher hätten besser auf den Gefangenen Acht geben sollen. B.

New-York. In Connecticut sind alle Schauspiele, als den guten Sitten zuwider, verboten, ohne daß selbst große Städte davon ausgenommen wären. Das Theater hat überhaupt in den Vereinigten Staaten wenige Anhänger. In New-Jersey sind die Pferderennen untersagt, weil sie Veranlassung zu Spiel, Wetten, Luxus, Unordnung und Abweichung von den alten Gewohnheiten gäben und folglich unmoralisch wären. In Boston sind die Leierkastenspiele auf der Straße verboten, weil die Pferde dadurch scheu würden. In New-York hat man alle öffentlichen Belustigungen, wie Luftballons, Ringspiele, Karoussel ꝛc., gesezlich untersagt, weil diese Dinge Zeit rauben und die ökonomischen Verhältnisse des Volkes zerrütten. C.

Genf. In Frankreich, in der Nähe der Schweiz, hat Jemand zwei schöne Gemsen gezähmt, die einen leichten Wagen mit unglaublicher Schnelligkeit ziehen. In dem zoologischen Garten in London dagegen hat man zwei Wapitti-Hirsche zum Ziehen abgerichtet, welche in einer Stunde 12 bis 14 (engl.) Meilen zurüklegen. T.

Stuttgart. Hier sind die drei berühmten Munito angekommen, die man entschieden gar nicht für Menschen, sondern laut öffentlichen Zeugniß in Hinsicht ihres Geistes weit über den Menschen sezen muß. „Munito der Vater, heißt es, jezt 21 Jahre und seine beiden Söhne, der ältere 9, der zweite 2 Jahre alt, sind bereits durch ihre Kunst und durch einen, mehr als menschlichen Verstand, so bekannt geworden, daß sie sich einen europäischen Namen erworben haben. Es wird genügen, hier nur kurze Andeutungen ihres umfassenden Wissens zu geben. Sie kennen alle Blumen, übersezen Französisch, spielen Karten und Domino u. s. w.“ Die weltberühmten Munito sind nämlich — Hunde. D.

München. Als sich neulich ein hiesiger Ehemann Tuch auf einen Frak kaufte und damit nach Hause kam, sagte seine zanksüchtige Frau: „Ich versteh es nicht, wieder solch eine närrische Farbe! du wählst dir doch immer das Schlechteste!“ — „„Das weiß ich,““ entgegnete dieser, „„ich habe den Anfang ja mit dir gemacht!““ D.

Neapel. Eines der lezten Nummern der zu Neapel erscheinenden Zeitschrift „Omnibus," enthält als Preisaufgabe die Frage: In welchem Monate wird am Wenigsten gegessen? Als Belohnung für die richtige Lösung, verspricht der Journalist ein Andenken — das bis dahin ein Geheimniß bleiben soll. („Ohne eben auf selbes Anspruch machen zu wollen, sagt das Mailänder „Echo", glauben wir nicht zu irren wenn wir obiger Frage die einfache Antwort beisezen: „Im Februar, denn er hat nur 28 Tage."—Das „Echo" scheint aber nicht erwogen zu haben, daß man in den 28 Tagen des Februars — der Karnevalszeit — viel mehr ißt, als in jedem andern Monate des Jahrs). R.

Mailand. Im Theater Ré wird Bosco mehrere Vorstellungen seiner Magia egiziana, vulgo: Taschenspielerkünste geben. Seine Geschiklichkeit hat zu Wien, Berlin, Paris, vielen Beifall erhalten. „Wir werden ihm auf die Finger sehen," sagt das Echo. E.

Warschau. Unter den Sehenswürdigkeiten, welche hier die Menge anloken, befindet sich gegenwärtig auch ein Wiener Affen- und Hunde-Theater. Die vierfüßigen Künstler sollen Wunder leisten. Hr. Heinrich Schreyer, Besizer und Ordner dieser Gesellschaft, gedenkt unter andern auch Berlin damit heimzusuchen. (In Pesth haben wir bereits diese vierfüßigen Wunderkünstler kennen gelernt.) V.

Leipzig. Einer von den wenigen europäischen Meistern auf der Violine, Hr. Karl Lipinski, erster Violinist des Kaisers v. Rußland, gab vorgestern hier ein großes Konzert, das durch Auswahl und Vortrag ein ausgezeichnetes Tonkunstwerk war. T.

Warschau. Hr. Lafont ist, nachdem er in Wilna und Riga Konzerte gegeben, wieder hier eingetroffen. A.

Haag. Der Utrechtsche Courant bemerkt, in Betreff der Nachricht: es habe in Utrecht ein Franzose ein Gemälde von Rubens für 18 Gulden gekauft, das über 80 bis 100,000 Fr. werth sei, (s. Spiegel v. 30. Mai) daß diese Nachricht durch den Franzosen selbst aus Gewinnsucht verbreitet worden, aber durchaus falsch sei, indem jenes Gemälde, nach dem Urtheil von Kunstverständigen, keinen Kunstwerth habe, noch viel weniger von Rubens Meisterhand sein könne. D.

London. Die HH. Yates und Braham haben für 20,000 Pfund das Kolosseum gekauft, wo sie Konzerte und Vorstellungen, wie sie sonst in Ranelagh statt fanden, geben wollen. M.

Mailand. Der bekannte Reisende Honigberger, ein geborener Siebenbürger, der viele Jahre in Aegypten im Dienste des Paschas als Pharmaceut, Mechaniker und Arzt zubrachte, befindet sich seit einigen Tagen zu Mayland. Sein orientalisches Kostum erregt, besonders in den Theatern, die Aufmerksamkeit des Publikums. (Er erschien bekanntlich auch unlängst in Pesth in demselben Kostum. S. Spiegel vom 18. April.) E.

Modenbild. Nr. 26.

(Extrabild.)

Pariser Anzüge vom 7. Juni. Reisstrohhut. Halbschleier von Blondespizen. Mousselinkleid. Tabouret (Sessel ohne Lehne) von hohlem Eisen. (Wir machen unsere geehrten Abonnenten darauf aufmerksam, daß wir diese Woche wieder zwei Modenbilder lieferten.)

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

50. Mittwoch, 24. Juni. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Da mit diesem Monat das halbjährige Abonnement auf diese Blätter zu Ende geht, so ersuchen wir höflichst, die Bestellungen auf das kommende halbe Jahr, vom 1. Juli bis Ende Dezember, bei Zeiten zu machen, damit wir die Auflage gehörig bestimmen können. Wir verweisen übrigens auf den bereits erschienenen Prospektus und empfehlen ihn einer geneigten Durchsicht.

Red.

Die Pariser Kaufladen.

Wer in seinem Leben niemals veranlaßt worden, nach Paris zu reisen, kann sich schwerlich eine genügende Vorstellung von der Menge und Pracht der hiesigen Kaufladen machen, und Keiner, welcher diese schöne und merkwürdige Stadt besucht, wird so leicht wieder den Eindruk vergessen, welchen das eigenthümliche und glänzende Aeußere dieser Gewölbe auf ihn hervorgebracht. Man kann die Zahl derselben auf 30,000 anschlagen, denn ich kenne in den bevölkerten Stadttheilen nicht ein einziges Haus, dessen Erdgeschoß nicht wenigstens einen oder mehrere Laden enthielte. Ehemals waren die Buden des Palais-royal fast ausschließlich wegen ihres Glanzes und Reichthums berühmt; heutiges Tags trifft man jedoch in den wohlhabenden Stadtvierteln, wie in dem Quartier der Chaussé d'Antin, der Tuilerien, und besonders in den zahlreichen Durchgängen eine Menge Laden, welche denen des Palais-royal hinsichtlich ihrer innern und äußern Ausstattung durchaus in nichts nachstehen und Alles bieten, was der ungemessenste Luxus nur fordern mag.

Die innere Einrichtung dieser Waarenbuden ist im Allgemeinen äußerst geschmakvoll und prächtig. Die zum Verkauf ausgelegten Waaren sind meistens mit solchem Kunstsinn geordnet, daß man glauben sollte, die Pariser Kaufleute

haben alle Aesthetik gehört, und zwar mit besserem Erfolg, als die französischen Gelehrten, welche jene Wissenschaft so wenig zu handhaben verstehen. Diejenigen, welche behaupten, es sei nichts als Eitelkeit und Gefallsucht, was diese kunstreichen Dinge hervorbringt, mögen in vieler Hinsicht Recht haben; soviel ist aber gewiß, daß die Pariser ihre Buden mit wohlgefälliger Pracht ausschmüken, deshalb alles Lob verdienen. Es gibt kein Produkt, so kostbar und schön, oder so unbedeutend und häßlich es immer sein mag, das sie nicht durch eine schikliche Umgebung zu verschönern, oder ihm durch eine passende Anordnung Glanz zu geben wüßten. Es scheint auch sehr begreiflich, warum die Pariser Kaufleute, vom ersten Großhändler bis auf den lezten Kleinkrämer herab, ein eigenes Studium daraus machen, ihren Laden durch geschmakvolles Aeußere und stets neu ersonnene Formen in der Ausstattung ihrer Waaren einen neuen Reiz und neue Anziehungskraft zu verleihen.

Gleichwie es in Paris für den Einzelnen so schwer hält, in dem Wogen und Treiben so vieler Tausende, von denen Jeder Etwas sein oder vorstellen möchte, sich auszuzeichnen und hervorzuthun, so ist es eine nicht minder schwierige Aufgabe für den Kaufmann, Krämer und Handwerker, das, was er feil hat, den kauflustigen Sinnen der Hauptstadt bemerklich zu machen. Daher besteht hier zu Lande, wie es scheint, gleichsam eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man, unbeschadet seiner Ehre, allerlei Mittel aufbieten darf, um seinen Zwek zu erreichen, Mittel, die man an jedem andern Ort mit dem Namen Charlatanerie brandmarkt. Da man ja im Uebrigen ein ganz ehrlicher Mann sein kann, so haben alle Stände der Gesellschaft hier mehr oder weniger marktschreierisches Kolorit. Ohne diese Schminke gelingt es weder der Bescheidenheit, noch der Gelehrsamkeit, die gewünschte Anerkennung zu finden; ohne diese Färbung gibt es kein Mittel, in Paris die Blike auf sich zu ziehen und in's Gerede oder in die Kundschaft der Leute zu kommen. Der Professor, welcher eine vornehme Haltung auf dem Katheder anzunehmen versteht, ein Glas Zukerwasser mit einstudirter Grazie ausleert oder sich mit Anstand räuspert, besizt die ersten unentbehrlichen Eigenschaften, welche seinen Ruf und sein Glük bei den Damen, und in Folge dessen auch bei dem Publikum begründen. Im Handwerksstande haben diese kleinen Kunstgriffe, die Enterhaken der öffentlichen Gunst, einen andern Schnitt. Der Kaufmann will seine Waare zwar auch gerühmt, aber, da er nicht, wie ein Gelehrter, sich mit luftiger Eitelkeit zufrieden gibt, sie zugleich auch auf's Vortheilhafteste verkauft wissen. Nun gibt es aber in dem Zweige seines Geschäfts so zahlreiche Konkurrenten, welche sich alle gleichmäßig außer der Gunst auch um das Geld des Publikums bewerben, daß es darauf ankommt, die sinnreichste Art ausfindig zu machen, wie die Vorübergehenden gefesselt und fremde und einheimische Kauflustige angelokt werden.

Jeder Kaufmann schreibt mit großen Buchstaben seinen Namen und den Namen seiner Waaren zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Stellen seines Hauses an die Mauer, an die Thüren, auf die Schilder. Oft auch begnügt er sich nicht damit, sein eigenes Gewölbe überall zu beschreiben, sondern er läßt noch in verschiedenen entfernteren Stadttheilen sich und seine Waaren an andere Häuser schreiben. In der Rue de Rivoli, Rue de la Paix und Rue Castiglione sind diese Aufschriften an den Laden meistens in engli-

scher Sprache, weil in diesen und den benachbarten Stadtgegenden die meisten vornehmen und reichen Fremden, besonders Engländer und Nordamerikaner wohnen. Höchst selten liest man an einem der großen Glasfenster die bescheidenen Worte: „Hier spricht man deutsch.“ Außerdem haben aber die hiesigen Verkäufer noch eine auffallendere Art, die Augen anzuziehen. Vor vielen Kaufläden sind nämlich große, wahrhaftige Gemälde ausgehängt, welche die Art des Verkehrs oder einen launigen, wizigen Einfall des Verkäufers sinnbildlich darstellen. Diese Gemälde sind oft so nekisch, daß man unwillkürlich davor stehen bleibt. Am wunderlichsten sind diejenigen, welche nach der Angabe von Weibern komponirt zu sein scheinen. In der Rue Coquillière hängt ein Oelgemälde mit lebensgroßen Figuren; es hat die Ueberschrift: A la Déesse de l'amour. Ein knieendes Mädchen empfängt aus den Händen einer Frau den Amor, nach dem sie flehend die Hände ausstrekt. Unten an der Hausthüre liest man die Anzeige, daß in diesem Hause ein Nachweisungsbüreau für Heirathslustige etablirt sei. In einer andern Straße sah ich einmal über dem Eingang eines Hauses ein Bild, auf dem eine ältliche Dame gemalt war, welche den kleinen Liebesgott bei den Flügeln hat und an's Herz drükt, was anzeigen sollte, daß dort eine Dame wohne, welche Verunglükten aus der Noth helfe. Auf einem Gemälde vor der Wohnung einer Hebamme ist eine zierliche Frau abgebildet, welche die Schürze aufhebt, um ein aus den Wolken fallendes, neugeborenes Kind aufzufangen. Diese Anschauung ist fürwahr poetischer, als diejenige, welche man uns in der Jugend einzuprägen pflegt, nach welcher nämlich die unschuldigen Kleinen aus einem tiefen, tiefen Brunnen an's Tageslicht gezogen werden. — Das Schild eines Marchand de vin auf dem Quai de Bethune führt die Aufschrift: Au pauvre diable. Ein Geistlicher sizt an einem Tische mitten unter Lumpensammlern, Vlazbedienten und Kabrioletkutschern; er hat mit der christlichen Demuth auch den Anstand abgelegt; sein Gesicht ist hochroth und er reicht gerade einem von den um ihn herumsizenden Burschen die Hand, während ein schwarzer Kerl aus dem untersten Pöbel, der hinter ihm steht, sich halb krank lacht, weil er dem geistlichen Herrn seinen Hut abgezogen und sein kahles Haupt entblößt hat.

Außer diesen sinnreichen, sinnlichen und sinnreizenden Mitteln entwikeln die Pariser Kaufleute ihren angebornen Kunstsinn noch in der Anordnung der Waaren selbst auf die manigfaltigste Weise. So hängen die Tuchhändler die Wollen- und andere Zeuge nicht, wie es bei uns zu geschehen pflegt, in Musterkarten an den Fensterladen auf, sondern sie breiten ihre Waaren gleich in ganzen Stüken vor Thür und Fenstern aus. Die Stüke sind aufgerollt und oft so groß, daß sie vom zweiten, dritten Stok bis auf das Straßenpflaster herabreichen. Die Außenwände mancher Magazine sind gleichsam mit farbigen Teppichen und Shawls tapezirt. Die Seidenwaaren sind hinter großen, durchsichtigen Glasscheiben aufgehängt; königliche Kaschemirshawls schlingen sich zierlich durcheinander, und nicht selten sieht man ganze weibliche Figuren, welche höchst malerisch drapirt und mit den feinsten Blonden und Spizen auf das Verführerischste herausgepuzt sind.

In der Rue Vivienne trifft man die meisten und schönsten Puzladen. Die neuesten Modehüte, die herrlichsten Gürtelmuster, die kunstreichsten Blumen, die stolzesten Hutfedern, die züchtigsten Damenschleier sind hier in hellen glä-

fernen Gewölben der Neugierde und den Kennerbliken Aller zur Schau ausgestellt. Hier hat die Mode ihr Hauptquartier aufgeschlagen; der Häßlichkeit bietet man hier Alles, was sie braucht, um sich zu verbergen, und die Schönheit nimmt sich hier nach Auswahl und Belieben Alles, was sie noch schöner macht. Im Winter ist diese Straße eine der belebtesten in Paris; kurz vor und nach Neujahr ist sie den ganzen Tag über von reichen Equipagen gesperrt, und auf ihren Trottoirs drängt sich unaufhörlich eine solche Menge von Spazirgängern, daß man die meiste Zeit unaufhaltsam vorwärts getrieben wird. Manches unschuldige Mädchen, manche tugendhafte Frau geht nicht ohne Erstaunen, oder richtiger, nicht ohne Qual an allen diesen Herrlichkeiten vorüber.

Aus den Bijouterieläden blinken uns die Diamanten und Juwelen, die Geschmeide von Gold und Edelsteinen durch krystallhelle Fenster entgegen, Alles in so reichem, kostbarem Vorrath, daß jedes Pariser Gewölbe ein Dresdner grünes Gewölbe in verkleinertem Maßstabe erscheint. Und wenn gar erst Abends ein solcher Laden wie in einem Feuermeere glüht, wenn die hellen Gasflammen in den spiegelblanken Fenstern widerstrahlen und unsere Blike auf eine schöne Frau im Innern fallen, um die Alles schimmert und flimmert, da denken wir wohl zurük an die blaue Bibliothek und das Mährchen von Schönchen Goldhaar und der bezauberten Prinzessin, wenn anders der Vergleich nicht unstatthaft ist, da die Pariser Prinzessinen aller Stände mehr bezaubern, als bezaubert sind, wie es meistens den Prinzessinen der Feenmährchen begegnet. — Die Waffenschmiede und Schwertfeger stellen die schönsten Damaszenerklingen und ihre kunstreichsten Waffen aller Gattungen in Glaskasten vor den Laden aus; die Büchsenmacher zeigen dem Jagdliebhaber die zierlichsten, leichtesten Gewehre hinter schönen Glasscheiben, und die Sattlermeister hängen die reichsten Pferdegeschirre vor ihrer Thüre auf. Die Schneider haben stets einen unermeßlichen Vorrath von Kleidungsstüken und man findet in ihren Buden Kleider vom feinsten Stoffe streng nach der Mode des Tags fix und fertig. Hinter den acht bis zehn Fuß hohen Glasscheiben, welche ihre Laden schließen, breiten sie ihre Westen von Kaschemir und den reichsten Lyoner Seidenzeugen in malerischen Gruppen aus; dazwischen schlingt sich hier und dort ein Pantalon mit der feinsten Grazie, und der Schlafrok selbst erhält eine ästhetische Bedeutung. Die Apotheken sind zierlich und einladend. Vor den Fenstern der Geldwechsler liegen die Goldstüke und Bankzettel der verschiedensten Nationen haufenweise und friedlich neben einander; eine übrigens nicht sehr lobenswerthe Sitte, welche wohl nicht wenig dazu beiträgt, das verderbliche Talent eines Beutelschneiders aus dem Schlummer zu weken.

(Beschluß folgt.)

Der Sonntag in Nordamerika.

Die Feier des Sonntags beschränkt sich in Amerika nicht, wie bei uns, auf Eine Zeremonie: sie dauert vielmehr den ganzen Tag. Nach dem Gottesdienste kehrt jeder nach Hause zurük, und bald sieht man weder Wagen, noch Männer, Frauen und Kinder auf der Straße. Diejenigen Straßen, welche in die Nähe der Kirchen führen, werden, damit kein Fahrzeug sich nähern kann,

mit Ketten 2 Fuß hoch über dem Boden gesperrt. Nach der Stille, welche allenthalben herrscht, sollte man wähnen, die Stadt sei ausgestorben. Das Gesez von New-York verbietet am Sonntage alle Belustigungen, als z. B. die Jagd, das Scheibenschießen, das Spiel, das Pferderennen. Jedem Gastwirthe ist der Verkauf geistiger Getränke, jedem Kaufmanne der von Waaren irgend welcher Art verboten.

Man darf annehmen, daß eine große Zahl der Amerikaner, welche sich den Sonntag über zu Hause halten, sich mit Dingen beschäftigen, welche nichts weniger als fromm sind; einige geben sich zügellos der Leidenschaft des Spieles hin, was in Amerika um so gefährlicher ist, da selbst die unschuldigsten Spiele verboten sind, und der Spieler sich daher heimlich den verderblichsten hingibt. Andere berauschen sich mit geistigen Getränken. Eine Menge Menschen aus den arbeitenden Klassen legt sich gleich nach dem Gottesdienste nieder. Dasselbe Verfahren kann man auch in England wahrnehmen, wo es eine Folge derselben Ursache ist. Der Protestantismus, welcher am Sonntage Stille und Sammlung des Gemüthes vorschreibt und alle rauschenden Vergnügungen verbietet, scheint nur die höhern Klassen berüksichtigt zu haben. Diese ganz intellektuelle Beobachtung des heiligen Tages eignet sich allerdings für Menschen von kultivirtem Geiste, nicht aber für die niedern Volksklassen. Es ist unbillig zu verlangen, daß der Mensch, der die ganze Woche hindurch körperlich gearbeitet hat, den Sonntag mit Nachdenken zubringe. Schneidet man ihm alle öffentlichen Belustigungen ab, so zieht er sich in sein Haus zurük, und überläßt sich dort den gröbsten Lüsten.

In Massachusetts besteht ein Gesez, kraft dessen man Leute, welche am Sonntage reisen, verhaften und zu einer Geldstrafe verurtheilen darf. Wer in dringenden Angelegenheiten reisen muß, bedarf eines Erlaubnißscheines hiezu von der Obrigkeit für den Sonntag. Der Kondukteur eines öffentlichen Fahrzeugs, der ohne diese Erlaubniß abfährt, verliert auf 3 Jahre sein Patent.

Ehemals war der Dienst der Posten während des Sonntags suspendirt, und selbst das Brieffelleisen mußte liegen bleiben. Seit einigen Jahren ist man von dieser Strenge abgekommen. Die meisten Einwohner billigen diese Aenderung; nur die Presbyterianer tadeln sie bitter, und finden darin den Grund zu einer Anklage gegen die Gottlosigkeit des Jahrhunderts.

Der Baum auf dem die hübschen Mädchen wachsen.

Es ist doch eine herrliche Sache um Reisebeschreibungen! Sie sind für uns die vollkommene camera obscura, das große weiße Tuch der laterna magica, worin und worauf man Länder, Berge, wechselnde Trachten, tättowirte Männer, weiße und schwarze Mädchen sieht; sie sind die Mährchen der tausend und eine Nacht, die wir uns in aller Behaglichkeit erzählen lassen. Eine führt uns in ein arabisches Haus, und ein Araber erzählt darin die Wunder des Landes, wo der Baum steht, auf welchem die hübschen Mädchen wachsen. Früh sind sie noch Knospen, Abends bereits voll aufgeblüht und fal-

len mit dem Rufe: waak! von dem Baume herunter. Es ist dies zwar ein rauhes Wort, aber es bedeutet: „Umarme mich!“

Ich weiß nicht, wo jenes wunderbare Land liegt, und der Reisende hat es auch nicht gesagt. Der Baum, auf dem Mädchen wachsen, ist zwar nicht der allein wunderbare; denn auf einer der Hebriden wachsen die sogenannten Baumgänse auf Bäumen; in Irland hat man Bäume gesehen, die Rosenkränze statt der Birnen trugen, und in der Tatarei wachsen Schafe aus dem Samen einer gewissen Pflanze. In Neuspanien gibt es sogar Blätter, welche gehen — aber Alles dies ist doch nicht mit dem Mädchenbaume zu vergleichen.

Thorwaldsen.

Als Thorwaldsen einst nach Stuttgart fuhr, holte er einen jungen Mann ein, der einen schweren Tornister trug und den Kutscher bat, er möge ihn doch mitfahren lassen. Thorwaldsen hörte, daß der Kutscher die Bitte abschlug und lud den Reisenden ein, zu ihm in den Wagen hineinzukommen. Sie kamen bald in ein Gespräch, worin dann der Fremde erzählte, er sei ein Maler, habe gehört, Thorwaldsen werde in Kurzem in Stuttgart erwartet, und sei deshalb gleich aufgebrochen, um den Künstler zu sehen, dessen Werke so großes Aufsehen in Europa machen. „Kennen Sie,“ fuhr er fort, „da Sie Rom erst vor Kurzem verlassen haben, Thorwaldsen vielleicht persönlich?“ — „Ja,“ entgegnete der Bildhauer, „ich bin sein bester Freund und verspreche Ihnen, Sie ihm in Stuttgart vorzustellen.“ Der Maler war über dieses Versprechen außer sich vor Freude, so das der alte gutmüthige Thorwaldsen sein Inkognito nicht länger bewahren konnte, sondern gestand, daß er selbst der sei, um dessen willen der junge Maler so weit gepilgert war.

Die Frauen in Bokhara.

Lieutenant Burnes erzählt, in einigen Theilen von Bokhara müßten die Frauen alle Arbeit außer dem Hause thun und auch pflügen, ja er versichert sogar, sie würden bisweilen mit einem Ochsen zusammengespannt und müßten so den Pflug ziehen.

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Korrespondenz.

Belgrad. (Aus dem Schreiben eines Reisenden vom April 1835.) Auf einem Hügel gelegen, gewährt Belgrad, von Semlin her gesehen, einen herrlichen Anblik; es wird stets auf dem Kriegsfuß erhalten. Die Stadt mit ihren Moscheen und Minarets, hinter dem Hügel liegend, macht einen eigenthümlichen Eindruk auf den, welcher sie, wie ich, zum ersten Male sieht. Man erlaubte uns zu landen, und wir sahen uns auf einmal nach Asien versezt! Gebäude, Kleidung, Gesichtsform, — Alles ist orientalisch.

Die Männer, d. h. die Türken, sind alle mit zwei langen Pistolen und dem Handschar bewaffnet, die sie im Gürtel, und zwar nach der linken Seite tragen. Ich durchwanderte die Festung, wo der Vascha wohnt, zu dem ich leider eines Mißverständnisses halber an dem Tage nicht kommen konnte; ich ging nun auf den Wällen umher, von denen man eine ganz herrliche Aussicht genießt. Die Festung ist ganz armirt. Aus jeder Schießscharte schauet ein Geschüz heraus; nicht aus Besorgniß oder Bedürfniß, sondern aus türkischer Indolenz. Die Kanonen sind von Metall, sehr lang bei kleinem Kaliber und ruhen auf Lafetten, die ganz aus dem Groben gehauen sind; die Räder sind ganze Scheiben von Holz, durch die ein Loch für die eiserne Achse gebohrt ist. Niemand fragte, Niemand bekümmerte sich um einen; ich war in der Moschee, in dem Marstall, und dann ging ich in der Stadt umher; zuerst durch das türkische Viertel. Keinen Begriff macht man sich aber von der dort herrschenden Unreinlichkeit! Doch freilich ist dies eine bekannte Sache. Etliche türkische Weiber sah ich in ihrer Vermummung und auch recht hübsche Serbierinen, die ihr National-Kopfpuz sehr wohl kleidete. -- In ein Haus durfte ich leider nicht gehen, mein Kontumaz-Diener war zu streng; doch ging ich zum Schwiegersohn des serbischen General-Gouverneurs, wo ich in der Vorhalle des Hauses mit Kaffee auf türkische Art, in kleinen Schaalen mit silbernen Unterbechern und mit einer langen türkischen Pfeife bewirthet wurde. Die hübsche Frau des Hausherrn wollte mir den Kaffee selbst präsentiren, doch der unartige Kontumazdiener gab es leider nicht zu. Höchst interessant, ist es, diese verschiedenen Völker in ihren Nationaltrachten zu sehen, die türkische, ist immer die interessanteste. Die wallachische und illyrische Bauerntracht ist die einfachste, die ich gesehen habe. Beide bestehen in einem Hemde, das oben zugebunden wird; um den Leib, ist ein ziemlich breiter Gurt kurz über den Hüften; bei den Wallachinen hat dieser Gurt vorn und hinten ein schmales Schürzchen mit langen Franzen, die Illyrierinen tragen den Schurz nur vorne, — und das ist die ganze Kleidung!

V. Z.

Miszellen.

Dresden. Bei dem Aktienverkauf zur Dresden-Leipziger Eisenbahn hatte ein Dorfprediger, der die Sache mit den zwei Prozent über pari, wie diese Aktien Anfangs verkauft wurden, nicht recht verstand, seine ganze Baarschaft von 300 Thalern daran gesezt und 150 Stük Aktienscheine gekauft. Als er nun die Aktien selbst bezahlen sollte, erschrak er nicht wenig über die Summe, indeß half ihm der Sensal leicht aus der Verlegenheit und kaufte ihm auf der Stelle die Aktien, welche unterdessen bedeutend gestiegen waren, mit 10 Prozent Gewinn wieder ab. T.

Neapel. Rossini wird hier erwartet, um aus Auftrag des Königs eine große Messe für 300 Instrumental- und Vokalpartieen zu schreiben. C.

London. Englische Blätter berichten über eine im Jahre 1799 unweit Terschelling in Nord-Holland gesunkene, von London nach Hamburg bestimmte englische Fregatte Lutine, mit 5 Millionen Mark Banko an Bord, auf der noch mehrere Hamburger, die bei der reichen Ladung betheiligt waren und sich am Bord des Schiffes befanden, ihr Leben verloren, Folgendes: Schon vor Zeiten ist die Bergung

der Schäze in Anregung gewesen, aber Schwierigkeiten, welche darüber sich mit der niederländischen Regierung erhoben, verzögerten die Sache. Jezt, wo diese beseitigt zu sein scheinen, sollen die Arbeiten begonnen werden, obgleich die holländischen Forderungen jezt mehr als früher begründet sein mögen, indem sich das Wrak jener Küste noch mehr genähert hat. M.

Pesther Lokalzeitung.

Neues Hôtel. Daß unsere gute Stadt Pesth seit mehr als einem halben Jahrhundert in stetem Aufschwunge ist, daß sie unaufhörlich in Zunahme begriffen und in ihrem Wachsthum nicht veraltet, sondern sich immer mehr verjüngt, verschönert, vervollkommnet, ist nicht nur bei uns eine bekannte Sache, sondern der Ruf dieser glüklichen Entfaltung unserer Stadt hat sich schon längst durch ganz Europa verbreitet, und seitdem die Kommunikation mit dem Auslande durch Einführung der Eilwagen und besonders durch die Dampfschifffahrt ungemein erleichtert wird, strömen mehr als je Fremde jeden und des höchsten Standes aus allen Theilen Europas herbei, um die erste Stadt Ungarns, von der sie so viel Angenehmes hörten und lasen, kennen zu lernen. Wir zweifeln nicht, daß sie meistens alle ihre Erwartungen entsprochen finden. Aber das erste Haus, das ein Reisender in einer fremden Stadt betritt, ist doch gewöhnlich ein Gasthof, und hier soll billigerweise gleich dem Ankömmling eine gute Meinung von seinem neuen Aufenthaltsort beigebracht werden. Man war auch seit einigen Jahren bemüht, diesen so nothwendigen Zweig der Bequemlichkeits-Anstalten einer Stadt zu erweitern und zu verbessern, und wir sahen theils neue Gasthöfe entstehen, theils alte in so zwekmäßig neu hergerichtetem Zustande, daß sie keiner großen Stadt des Auslandes zur Unehre gereichen würden. Ohne andern Unternehmungen dieser Art zu nahe zu treten, erwähnen wir jezt des erst ganz kürzlich eröffneten Hôtels „zum Palatin“ in der Waiznergasse, das in Hinsicht seiner Lage, seiner innern Einrichtung und seiner Geräumigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Dieses Hôtel, das wahrhaft diesen Namen verdient, liegt mitten in der Stadt, in der belebtesten Straße derselben, umgeben von den zierlichsten, reich geschmükteſten und elegantesten Kaufläden, unweit des Rathhauses, des Theaters, der Brüke, der Börse, des Marktplazes, kurz im Mittelpunkte des regsten Lebens. — Das Innere ist eben so großartig, als geschmakvoll, reich und bequem. 45 Passagirzimmer stehen für Fremde bereit und davon sind mehrere im ersten Stoke mit wahrhaft luxuriösem, ja beinahe fürstlichem Aufwande möblirt, was schon die verschwenderische hohe Bauart dieses Hauses zuläßt, und dennoch ist die Miethe so billig als möglich festgesezt. Die aufs Eleganteste nach neuestem Geschmake eingerichteten Speisezimmer, das geräumige herrlich dekorirte sogenannte Elysium im Erdgeschosse, die anziehende, lieblich duftende Gartenterrasse im ersten Stoke sind so einladend zum Genusse, daß man fürwahr nicht Epikuräer zu sein braucht, um hier nicht widerstehen zu können. Speise und Trank werden auch in diesen so angenehmen Lokalitäten in jeder Hinsicht zur Zufriedenheit der Gäste, die sich täglich in größerer Anzahl einfinden, gereicht, und gewiß dürfte sich Niemand über Unbilligkeit, weder in Betracht des Preises noch der Bedienung, zu beklagen haben. — Der Hofraum, einer der größten in der innern Stadt, ist sehr freundlich und bequem, die Stallungen zu ebener Erde sind luftig und gesund und für alle andern Annehmlichkeiten ist bestens gesorgt. — Der Unternehmer dieses Hôtels, Herr Carl Emmerling ist ein junger, thätiger Mann, der Alles daran sezt, um seinen Gästen aufs Zuvorkommendste und Höflichste zu begegnen, und dessen Ehrgeiz darin besteht, daß Fremde sich auch in der Ferne mit Wohlwollen seines Gasthofes, der gewiß jeder großen Stadt zur Zierde gereichen würde, erinnern mögen. — Am Schlusse bemerken wir noch, daß das so gelungene Aushängeschild, eines der besten Portraite einer allgeliebten hohen Person, von unserm geschikten Maler, Herrn Warschag ist. —l.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 12.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

51. Sonnabend, 27. Juni. 1835.

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzusendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrüken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M.

Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomalas Kunsthandlung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Die Pariser Kaufladen.

(Beschluß.)

Die Schuh- und Hutmacher haben eine seltsame Manier, die Augen anzuziehen und ihr Gewerbe anzudeuten. Sie lassen nämlich die ganze Außenseite ihrer Werkstätten mit Schuhen, Stiefeln, Hüten und Kappen bemalen, welche paarweise und zu Duzenden neben und über einander gereiht sind. Die Fensterladen der Strumpfhändler sind mit kolossalen weißen Strümpfen und Unterhosen bemalt, die einem Furchtsamen bei Nachtzeit Grauen und Angst erregen können. Die Handschuhmacher haben über ihrer Thüre zwei große, hölzerne, in der Regel roth angestrichene Handschuhe ausgehängt, und vor den Fenstern der Optiker ist ein Tubus von Mannslänge befestigt, welcher jedem Herkules füglich als Keule dienen kann.

Die Eßwaarenhändler sind besonders erfinderisch, die Pforten unserer Sinnlichkeit aufzuschließen. In buntem Gemisch lassen sie Trüffeln, Schildkröten, die herrlichsten Südfrüchte und die feinsten Weine in unsere Sinne einziehen. Ein angenehmer Duft aus den Garküchen, welche immer mit solchen Laden verbunden sind, kündigt uns schon von Weitem das Dasein derselben an, und wenn man sie in der Nähe betrachtet, liegt dort Alles, was die Erde und das Meer an schmakhaften und lekern Schäzen aufzuweisen hat, vor den Blikken ausgebreitet, Alles, was nur den Gaumen eines Wohlschmekers kizeln, was nur die Laune eines Essers wünschen und vergnügen mag, umgaukelt die Sinne. Bemerkenswerth ist, daß vor dem Jahr 1830 der Laden des Herrn Cheret im Palais-royal der einzige dieser Art in Paris war; gegenwärtig findet man fast in allen Passagen Marchands de comestibles, deren Boutiquen mit einem gleichen Ueberfluß der feinsten, seltensten und kostbarsten Lekerbissen versehen sind.

Millelots Magazin im Passage des Panoramas funkelt von Kristalltafeln, von Vergoldungen und Verzierungen aller Art; wenn Abends das Gaslicht seine weißen Lichtströme durch die zahllosen gläsernen Leuchtkugeln über alle die süßen Herrlichkeiten ausgießt, über die Zukerblumen und Zukerfrüchte und die feinen liqueurs des iles in schlanken blauen, grünen, rothen und weißen Flaschen, dann kostet's den Neuangekommenen in der That keine geringe Ueberwindung, sich nicht von der Versuchung hinreißen zu lassen und von diesen Herrlichkeiten zu kosten. Der Charcutier sezt Blumenvasen zwischen seine Würste und seine Fromages de cochon; der Fleischer schlägt die Wände mit weißen Tüchern aus, seine Gigots sind häufig mit Blumen geziert, auf den größern Fleischstüken sieht man wohl das Bild des Kaisers oder des Père Enfantin ausgeschnitten. An den Fensterladen der Coiffeurs sind die transparenten Seifenkugeln, die Bürsten vom feinsten Holze, die Parfümerien aller Art gar nett und lokend aufgeschichtet; Wachsbürsten in voller Parure prunken dazwischen: schöne Jünglingsköpfe mit griechischer Gesichtsbildung, mit einer Coiffure à la Perinct le clerc und um die Wangen ein Haarkollier à la jeune France; allerliebste Frauengesichtchen mit der etwas herrischen Haltung und dem dreisten Blike, der hier das schöne Geschlecht charakterisirt, frisirt à la Ferronnière oder wie sonst die neuesten Coiffuren heißen. Hier und da stoßt man wohl auch auf originelle Inschriften: im pays latin befinden sich deren nicht weniger als vier in vier verschiedenen Sprachen an einer Friseurbude für Studenten; die lateinische klingt folgendermaßen:

Hic fingit solers hodierno more capillos
Dextera, naturaeque novos ars addit honores.

Hinter dem Palais-royal wohnt ein Genie, das hat seine Zuflucht zu einer Affiche genommen, des Inhalts: aux hommes sensibles. An einem solchen Zuruf geht nicht leicht Jemand vorüber. Der Mann empfiehlt denen, die ein empfindliches Kinn haben, seinen Savon onctueux pour la barbe. Es gibt auch Coiffeurs, welche sich Professoren nennen und Vorlesungen ankündigen; erstatten Berichte in den Modejournalen, sie freuen sich der Fortschritte ihrer Kunst, die sich à la hauteur du siècle befinde. Ein Schneider hat kürzlich einen traite encyclopédique de l'art du tailleur herausgegeben: der Verfasser habe Alles geschaffen, Ausdrüke, Prinzipien u. s. w., es sei eine épopée didactique sur l'art de s'habiller. Voltaire's Ausspruch, die Franzosen haben keinen epischen Geist, hat demnach ein Schneider widerlegt; der Mann heißt Barde, ein ominöser Name; er soll sich mit einer Sammlung vermischter Gedichte beschäftigen, unter denen sich eine Ode auf die Caleçons besonders auszeichne.

In der eigentlichen Literatur finden wir einen noch thätigern, kekern Charlatanismus. Zuerst kommen hier die Lesekabinette, gegenwärtig die wichtigsten literarischen Institute, denn es sind die einzigen, welche zahlen. Sie werden meist von alten Jungfern gehalten, die den Ton in der Literatur angeben; sie entscheiden über das Schikſal der Autoren; ihr Urtheil ist giltiger als das der geistreichsten Rezensenten: ihnen verdanken Mortonval, Dinocourt, Ricard und so viele andere schlechte Romanfabrikanten ihren Ruf, während Alfred de Musset, eine der originellsten Dichternaturen, ohne die Revue des deux Mondes nicht aufkommen könnte. Die Cabinets de lecture kleben an

Thüre und Fenster die Titel aller Zeitschriften, aller neuen Romane, die da zu finden, die pikantesten Blätter des Charivari und der Karrikature; da sieht man gegenwärtig Louis Philippe als Jongleur gekleidet, wie er die Freiheitskugel mittelst eines Strohhalms auf der Nase balanzirt. Die Rezensionen der meisten Werke rühren von den Verfassern selbst her. Der Buchhändler, der eine Annonce seines Verlagsartikels in ein Journal einrüken läßt, hat nämlich das Recht, zugleich einen lobenden Artikel abdruken zu lassen, der von mehr oder minder beträchtlichem Umfange sein darf, je nachdem die Annonce mehr oder weniger Zeilen umfaßt. Diese Annoncen bilden einen großen Theil der Revenüen des Journals. Die Theater versäumen auch nichts, um den Erfolg ihrer Unternehmungen zu sichern; ist ein Stük angenommen, so wird alsbald eine Annonce in die gelesensten Blätter eingerükt: „Man spricht in der literarischen Welt von einem neuen Vaudeville, das zu den pikantesten dramatischen Erscheinungen gehören soll," oder auch: „das Comité de lecture hat das Drama *** mit einstimmiger Akklamation angenommen; der rühmlichst bekannte Verfasser wünscht ungenannt zu bleiben." Prozesse zwischen den Autoren oder Schauspielern und den Theateradministrationen sind mitunter auch recht energische Mittel, die Menge der Schaulustigen herbeizuziehen, so habe ich den Direktor der Porte St. Martin stark im Verdacht, daß seine gerichtlichen Händel mit dem Schauspieler Bolage, die nonne sanglante betreffend, nur fingirt waren. Man sieht, bei dieser kleinen Abschweifung auf das Gebiet der Literatur haben wir uns von unserem Gegenstand durchaus nicht entfernt.

So sucht in Paris jeder Verkäufer die Sinne zu bestechen und sich die Kauflust geneigt zu machen, was man hier meisterhaft versteht. Man sieht hier täglich tausend und aber tausend Dinge, die auffallen, weil sie glänzen, die glänzen, weil sie schön sind, die Neid erregen, weil man sie täglich brauchen könnte, die man liebt, weil man sie gerne selbst haben oder im Besiz geliebter Freunde und Freundinen wissen möchte, wenn man Geld genug hätte, sie zu kaufen. Aber Alles ist hier sehr theuer, und obschon die gewöhnliche Schwindsucht hier eine häufig vorkommende Krankheit ist, so darf doch wohl die Geldschwindsucht noch mehr zu den hier angesiedelten Epidemien gezählt werden. Was aber noch das Schlimmste von Allem ist, man wird in den Pariser Laden sein Geld auf eine Art los, über die man nicht böse werden und gegen die man im Grunde nichts einwenden kann. Läßt man sich nämlich verloken, in eine Bude zu treten, um Einkäufe zu machen, so ist die erste erfreuliche Erscheinung ein hübsches Mädchen oder eine schöne Frau am Zahltisch, welche den Eintretenden freundlich und verbindlich empfängt. Wenn nun der Käufer seine Waaren auch mit dem Doppelten über den gewöhnlichen Kaufpreis einhandelt, kann er da in Zorn gerathen, vorausgesezt, daß er ein artiger Mensch und kein griesgrämiger Engländer ist? Von einem niedlichen Gesicht läßt man sich überall gerne eine Schelmerei gefallen und Schönheit ist immer ein Talisman gegen aufwallenden Zorn, selbst wenn man geprellt wird. Das wissen auch die Franzosen sehr gut; denn hier besorgen die Weiber Alles. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klassen sizen den ganzen Tag über am Bureau, nehmen Geld ein, führen die Rechnung übers Hauswesen, beschäftigen sich dabei mit Nähen oder sonst etwas Nüzlichem, oft jedoch auch mit etwas Unnüzem — mit Romanlesen und Liebäugeln. So sieht man die Weiber in den

Kaffehäusern, Restaurationen, Apotheken, Buchhandlungen, Zuker-, Bilder- und Kramläden. Wenn ich noch hinzufüge, daß sie den ganzen Tag über mit Papilloten und im Negligé dasizen und erst nach Sonnenuntergang und mit der Gasbeleuchtung sich zu puzen und gesprächig zu werden anfangen, so ist das reine, lautere Wahrheit.

Schließlich will ich noch des neuen Bäkerladen des Herrn Dufaure in der Rue Feydeau erwähnen. Drei bis vier Fuß hohe Glasscheiben öffnen die Aussicht in das Innere desselben, welches mit einem hier noch nie gesehenen Luxus, nämlich außer mit großen Wandspiegeln, noch mit Stukarbeiten und Arabesken ausgeziert ist. Wenn Paris einst wie Herkulanum und Pompeji plözlich unter die Erde versenkt wird und spätere Nachgrabungen auf die Entdekung dieses Hauses führen, werden sich die Alterthumsforscher nach tausend Jahren den Kopf zerbrechen, welcher reiche, kunstliebende Große hier gewohnt haben mag, und Niemand wird auf den Einfall kommen, daß das Erdgeschoß dieses Hauses einst zu einem Bäkerladen gedient habe. In derselben Straße findet man noch einen prächtigen Mezgerladen, dessen Wände zwar nicht mit allegorischen Darstellungen, aber doch mit schönfarbigem Marmor bedekt sind, und dessen Deke von drei korinthischen Marmorsäulen mit zierlichen Kapitälern getragen wird, vor denen große Stüke Ochsenfleisch, ganze Kälber und Hämmel herumhängen, welche sich in den im Hintergrunde angebrachten Wandspiegeln wiederholen. Man sieht, wie sehr ich Recht hatte, im Anfang zu behaupten, daß es kein Produkt gibt, es sei noch so unbedeutend und häßlich — was ist prosaischer, als eine gebakene Semmel, was garstiger, als ein geschlachteter Hammel? — welchem der Pariser nicht durch eine geschmakvolle Anordnung und Umgebung einen poetischen Anstrich und einen gewissen Adel zu geben wüßte.

Ein Testament.

Ein Bewohner von Avignon, der kürzlich verstarb, hat ein Testament mit folgenden Klauseln hinterlassen: „Ich vermache demjenigen von unsern Bauern oder Taglöhnern, der die meisten lebenden Kinder hat, wofern der Vater Katholik, aus dem Umkreise von Avignon gebürtig, auch daselbst seßhaft ist, und von seiner Händearbeit lebt, eine jährliche Pension von 200 Livres, die ihm auf 6 Jahre hintereinander allemal am Neujahrestage ganz ausbezahlt werden soll. Nach Verlauf von 6 Jahren, was ein hinlänglicher Zeitraum ist, um eine Familie in den Stand zu sezen, daß sie dieser Unterstüzung nicht mehr bedarf, soll diese Pension auf eine gleiche 6jährige Dauer auf einen andern armen Landbauer, der die zahlreichste Familie hat, übergehen, der sie dann gleich Erstem nach Verlauf dieses Termins einem Dritten abtritt, und so fortlaufend soll unter den obigen Bedingungen der Nießbrauch dieser Pension von 6 zu 6 Jahren in alle Ewigkeit auf den jedesmaligen zahlreichsten Familienvater übertragen werden.“

Seltenheiten.

Georg I., König von England, hatte auf seinen Reisen durch Holland mehrmals die Erfahrung gemacht, daß man ihn in den Wirthshäusern sehr

theuer bezahlen ließ, er beschloß daher also, in keinem holländischen Gasthofe mehr abzusteigen. Als er nun eines Tages nach Alkmar kam, hielt er vor dem Thore bei einem Wirthshause, zum „Lamm" genannt, während die Pferde gewechselt wurden, an, und forderte drei frische Eier. Kaum hatte er sie verzehrt, als er nach dem Preise fragte. „Zweihundert Gulden," erwiderte der Wirth. Wie, rief Georg voll Erstaunen, zweihundert Gulden! die Eier müßen in Alkmar recht selten sein? — „Das eben nicht," versezte der Wirth, „die Eier sind hier nicht selten, aber — die Könige."

Zeitung der Novitäten und Ansichten.

Miszellen.

Mailand. Das Echo sagt: „Herr Bosco, dessen Ankunft in den hiesigen Journalen, und an den Straßeneken bereits seit einiger Zeit verkündet ward, gab am 12. dieses Monats im Theater Re die erste Vorstellung in der Magia egiziana. Wir gestehen aufrichtig, daß uns bisher die Meisterschaft der Egypter in Taschenspielerkünsten, denn diese Magia ist nichts anders, eine ganz unbekannte Sache war, nur so viel wissen wir, daß selbst Jahrtausende ihre Pyramiden nicht eskamotiren konnten. Mit ungeheurer Neugierde betraten wir den Schauplaz. Auf der Bühne war eine glänzende Ausstellung von manigfaltigen Maschienen unter reicher Beleuchtung zu sehen. Ein Todtenkopf war auf der höchsten Stelle zu erbliken; er gewährte die Gewißheit, daß die Vorstellung keine kopflose sein werde. Statt eines Egypters erschien ein wohlbeleibter Mann, in eng anliegenden schwarzen Trikotunterkleidern, die Arme bis zu den Schultern bloß, mit einem schwarzen Koller durch einen Gürtel fest gehalten; ein großer weißer Spizenkragen, und kleine schwarze Stiefel mit einer Franzenverbrämung vollendeten das Kostume. — Nun begannen die verschiedenen Künste — Zerstoßene und wieder als unbeschädigt erscheinende Uhren, zerschnittene, dann ganz gemachte Umhängtücher, Tauben mit abgeschnittenen Köpfen, Vögel gerupft in die Pfanne geworfen, die wieder belebt, gezogene Karten, die in einer Rahme sich zeigen, und dergleichen mehr, sind Dinge die schon oft da waren, und die mit der Aufopferung von wenigen Soldi täglich gesehen werden können. — Die Weise, wie sie bewerkstelligt werden, gehört nicht mehr in die Reihe der Geheimnisse — wenigstens nicht für uns, denn wir sind bereit für jedes dieser Räthsel die Lösung zu geben. An der ganzen Vorstellung fanden wir nichts Besonderes als die erhöhten Preise, eine große Menge Pistolenschüsse (den Damen eben nicht angenehm) und die mosaikartige Erklärung Herrn Bosco's, der französisch spricht wie ein Italiener, und italienisch wie ein Franzose.

London. Vor dem Londoner Polizeigerichte erschien kürzlich ein Kapitän der kais. russischen Garde in voller Uniform und mit einem gewaltigen Säbel, und begehrte den Beistand des Gerichts. Er war, nach seiner Angabe, erst vor wenig Tagen aus Rußland in England eingetroffen, und mußte, da ihm sein Geld fast ganz ausgegangen war, von einem Reisegefährten, Hrn. N., einem Engländer, die benöthigte Summe borgen. In London angekommen, logirten beide in dem-

selben Hause. „Vorgestern Abends — schloß der Russe seine Erzählung — als ich schon im Bette lag, trat der Engländer in mein Zimmer, nahm meine Uhr weg, und weigert sich seitdem hartnäkig, sie mir zurük zu geben. Ich hoffe daher, daß die Polizei den Engländer als Räuber meiner Uhr ins Gefängniß schiken und zur Auslieferung der Uhr nöthigen wird.“ Der Kapitän wurde gefragt, ob er das geborgte Geld zurükbezahlt habe, da, wenn dies nicht geschehen sei, die Uhr wahrscheinlich als Unterpfand für die Zahlung dieser Schuld dienen solle. Der Kapitän antwortete, daß er das Geld, troz wiederholter Mahnung, noch nicht zurük gezahlt habe. Der Polizeibeamte erklärte ihm darauf, daß er unter solchen Umständen nicht einschreiten könne. Der Russe schien darüber sehr erstaunt, und sagte, er habe immer gehört, daß in England das Eigenthum geschüzt werde; es scheine ihm aber, daß man Fremde ungestraft berauben lasse. Er verließ den Saal, indem er versicherte, daß in Rußland ein Kapitän der kaiserlichen Garde keine solche Behandlung zu erleiden habe, und daß in England keine Gerechtigkeit zu finden sei. M.

Konstantinopel. Die türkische offizielle Zeitung Tekwimi Wekaji berichtet die Entbindung der Tochter des Sultans in folgenden Worten: „In dem freudenspendenden Serail der erlauchten Tochter Sr. Hoheit, der glükseligen Sultanin Saliheh und ihres würdigen Gemahls Halil Bassa, ist am 22. des verwichenen Silkaadeh, gegen Abend eine Rosenknospe des Gartens der Herrlichkeit, ein Sproß vom Rosenhaine des Serails, ein herzerquikendes Knäblein zur Welt gekommen. Schon am folgenden Tage statteten Se. Hoheit der Sultan dem erhabenen Paare einen gnadenvollen Besuch ab, und geruhten, bei dieser Gelegenheit dem neugebornen Prinzen aus der Fülle herrlicher Namen den Namen Abdul Hamid (heißt auf Arabisch Knecht des Hochgepriesenen) anzuerkennen.“

Hildburghausen. Nicht überall macht die Lumperei so viel Glük als bei uns! sagt die Dorfzeitung. In Weimar fiel der dort zum Erstenmale gegebene „Lumpazi-Vagabundus“ ganz durch. F.

München. Ein Landschullehrer ging neulich nach München. Am Thore begegnete ihm ein Herr, den er höflich grüßte, ohne ihn zu kennen. Der Herr dankte nicht, sondern blieb stehen und fragte ganz brutal: „Kennen Sie mich?“ „Nein,“ antwortete der Schullehrer. „Warum ziehen Sie dann den Hut vor mir ab?“ „Kann sein, wenn ich Sie kennete, so hätte ich den Hut nicht abgezogen,“ entgegnete der Schullehrer, und der Herr ging seine Wege. T.

Wien. Ein Stuzer hatte immer 2 Perspektive in einer Kapsel bei sich. Als man ihn um die Ursache fragte, antwortete er: „Das thue ich halt aus Vorsicht, weil ich leicht eines verlieren könnte.“ A.

Wien. Ein Student, welcher der einsammelnden Madame für die Musik niemals etwas zu geben pflegte, sagte neulich, als jene ihn wieder anforderte: „jamais“ (gesprochen schamä — niemals), worauf die Madame erwiderte: „Ja, schama's Ihna, daß nie was zahln.“ C.

Hannover. Bisher hörte man nur von einem beabsichtigten Pariser Nachdruk der deutschen Klassiker. Aus einer Bekanntmachung unseres Ministeriums des Innern vom 6ten d. geht aber hervor, daß auch die Amsterdamer Buchhändler Gebrüder Diedrichs (Herausgeber des dortigen Handelsblad),

die Herausgabe einer „Bibliothek deutscher Klassiker“ bezweken, welche mit den Werken von Goethe und Jean Paul beginnen soll. (Die Diedrichs scheinen mit den Pariser Nachdrukern in Verbindung zu stehen.) Es wird gegen ihr Unternehmen von Seiten des gedachten Ministerii gewarnt. V.

München. Wie man in München Häuser, die ganz gut gebaut, aber dennoch werthlos sind, verkauft, erzählt in diesen Tagen ein Reisender daher, dem man um so mehr Wahrheit zutraut, als es längst bekannt ist, daß dort die Häuser größtentheils in ihrem wirklichen Werth sehr gesunken sind, und dadurch manche Geldnoth entsteht. Ein Hauseigenthümer fand einen Liebhaber zu seinem, in der — Straße liegenden neuen Haus, das aber nicht vermiethet und also auch nicht bewohnt war; plözlich ließ er dasselbe mit allen Arten Meubles versehen und gab Leuten Geld, um das Gebäude den Tag über zu bewohnen; nun führte er den Liebhaber ein, und da dieser sah, daß das Haus von unten bis oben, nach den vorgefundenen Meubles zu urtheilen, sogar von honnetten Leuten besezt sei, so zeigte er sich zu einem ordentlichen Ankauf bereit, und schloß diesen, da er das neue Haus im Verhältniß der schon berechneten Miethe billig fand, auch sofort ab. Kaum war aber dieses gerichtlich geschehen, so wanderten jene falschen Bewohner wieder aus und die schönen Meubles wurden wieder weggeschafft. Der neue Käufer fand nachher ein zwar gutes Haus, aber keine Miethsleute, und sah sich auf diese Art schreklich in seiner Spekulation getäuscht. D.

Weimar. Unter den ausgezeichnetern Fremden, welche in diesen Tagen hier verweilt haben, befand sich auch der Enkel des bekannten Forster, der englische Gelehrte Forster; der eine Reise durch Deutschland macht, um die astronomischen und physikalischen Anstalten unsers Vaterlandes kennen zu lernen. Als Erbe des berühmten Philosophen Locke hat er in London ungedrukte Original-Briefe von Locke, Lord Shaftesbury und A. Sidney im Druk erscheinen lassen und sie mit einer Vorrede begleitet. Er gedenkt jezt, einen metaphysischen Versuch über die unsichtbare Welt, die Beschreibung seiner Reisen in Europa in physikalischer Hinsicht und über die Wolken Beobachtungen herauszugeben, die er auf einer Luftreise angestellt hat. V.

Berlin. Die neueste Voß'sche Zeit. bringt folgendes: „Heiraths-Gesuch. Die Ehen werden nur im Himmel geschlossen, wie man zu sagen pflegt, die Erde aber sollen die Frauen uns zum Himmel machen! — deshalb wünscht ein königl. Beamter, der neben einem jährlichen Gehalte von 1500 Thalern noch 20,000 Thlr. baares Vermögen besizt, sich in seinen besten Jahren und blühender Gesundheit befindet, durch das Beispiel eines Freundes ermuthigt, welcher gleichfalls auf diesem Wege das höchste Lebensglük erreicht, eine Lebensgefährtin, die sich durch einen untadelhaften Wandel und ein gutes Herz auszeichnet. Schönheit und Vermögen sind nur Nebensachen, jedoch wäre es wünschenswerth, wenn dieselbe nicht ganz unbemittelt ist, da, weil er selbst Vermögen besizt, er sodann fest überzeugt wäre, daß diese Verbindung nur aus gegenseitiger Zuneigung und nicht per Interesse geschlossen würde. — Sollte nun vielleicht eine Dame es werth halten, auf dies Gesuch eines Biedermannes zu reflektiren, so kann dieselbe sich im Voraus der strengsten Diskretion versichert halten, und wird gebeten, die Gelegenheit zu einer persönlichen Annäherung dem Intelligenz-Komtoir unter B. 59. anzuzeigen.“

Lüttich. Die Lütticher Zeitung berichtet, daß Mad. Masi, berühmte Sängerin aus Neapel, daselbst ein glänzendes Konzert gegeben habe. Seit Dem. Sontag hatte keine Sängerin einen solchen Beifall erlangt, aber auch hat seitdem keine Sängerin, so wie Madam Masi durch die vereinigten Eigenschaften einer schönen Stimme, Gestalt und ungemeine Kunstfertigkeit, einen solchen Grad des Beifalls verdient. (Die Sängerin wird binnen Kurzem nach Berlin kommen.) V.

Der Modenkurier.

(Paris, 15. Juni. 1835.)

„Nichts Neues unterm Sonnenlicht;
Doch neu heißt, was die Mode spricht!"

1. Die Reisstrohhüte (Basthüte) sind diesen Sommer am beliebtesten und werden am zahlreichsten getragen. Wir führen einen an, dessen offener Schirm mit schwefelgelbem Krepp gefüttert war und auf jeder Seite Zweigchen kleiner sehr blasser Rosen hatte, die allerliebst das Gesicht umkreisten. Zwei schwefelgelbe Federn mit rosenrothen Enden, und schwefelgelbe Bänder, rosenroth ausgefranzt, machen diesen Hut zu dem zartesten und elegantesten Kopfpuze.

2. Auf Hüten von italienischem Stroh sieht man Blätterzweige, die von einer weißen Bandschleife ausgehen; oder Blumenguirlanden, was alle Bänder, mit Ausnahme der zum Binden erforderlichen, entbehrlich macht.

3. Die Kapoten mit Koulissen (gezogene Hüte) sind sehr elegant, oder auch sehr gemein, je nach dem der Stoff ist. Thatsache ist es, daß sie eben so zahlreich sind, als die Hüte von geheftetem Stroh, und daß ihr graziöser Schnitt oder ihre Zuthaten sie allein ausgezeichnet machen können. Unter diesen führen wir an, jene von rosenrother oder blauer Gaze, die weiß glacirt und mit ausgefranzten Gazebändern geziert sind, und am Rand einen Schleier von Seidenspize mit gothischen Dessins haben.

4. Kapoten von grünem, lilasfarbigem oder strohgelbem Stoffe, mit weißen Bändern, brochirt mit der Schattirung des Stoffes, und mit einem einzigen Blumenzweig geziert, sind sehr in der Mode.

5. Bei dem neulichen Feste in Tivoli waren Personen des höchsten Ranges anwesend. Die Herzoge von Orleans, von Nemours, der Graf von Syracus (neapolitanischer Prinz) und ein zahlreiches Gefolge waren zugegen, die sich alle unter die Zuschauer der Volksspektakel mischten. Das Kunstfeuerwerk war herrlich und ward ohne Geräusch und ohne Gefahr abgebrannt. Nicht ohne Schreken konnte man die Produktionen des berühmten Seiltänzers Diavolo ansehen. Er zeigte eine solche Kraft und eine solche erstaunenswürdige Beweglichkeit, daß ihn gewiß jeder Zuschauer Gottes Schuz empfehlen mußte. — Die Anzüge waren im Allgemeinen elegant, aber meistens Negligee. Viele Kleider waren von weißem Organdie oder farbigem Mousselin; fast alle Damen trugen Shawls, um sich vor der Kühle der Nacht zu schüzen; jene, welche keine hatten, trugen große Mantelets von schwarzem Taffet mit Blonden garnirt. — Die Hüte waren sehr schön; die elegantesten waren von Reisstroh mit weißen oder blauen Federn.

6. Man tragt viele Shawls von sehr geschmeidigem Seidengewebe mit großen schottischen Vierecken, grün und lilas, roth und braun, blau und schwarz ꝛc.; dann Shawls von Mousselin-Cachemir und, als höchste Eleganz, persische Shawls, Bosphorus-Shawls, Kreuzgewebe, damassirt, Farbe auf Farbe, weiß glacirt mit schillerndem Reflexe.

Modenbild. Nr. 27.

Pariser Anzüge vom 14. Juni. Bonnet von gestikter Tulle. Peignoir von Jakonnet mit Garnirungen von Batist, eingefaßt mit Valencienner Spizen. Lehnstuhl und Tisch von hohlem Eisen. — Auf dem Tische ist das Bonnet von der Rükseite zu sehen.

Berichtigung. Im lezten Schmetterling soll es, am Ende des Pesther Theaterberichtes „Kärnthnerthor" statt „Josephstadt" heißen; denn im Kärnthnerthortheater und nicht im Josephstädter Theater wird Mad. Mink Gastrollen geben.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.

Modes de Paris.

Der Spiegel.